



4^o Barbat.
12726

Prignitzer



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36610725540013

<36610725540013

Bayer. Staatsbibliothek

Kunst- und Gewerbe-Blatt.

Herausgegeben
von dem
polytechnischen Verein für das Königreich Bayern.

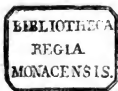
Sechs und zwanzigster Jahrgang
oder
des Kunst- und Gewerbe-Blattes
Achtzehnter Band.

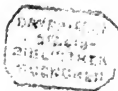
Mit lithographirten Zeichnungen
und
dem Bildnisse des kgl. geh. Rathes J. v. Uffschneider.

Redigirt
durch den königlichen Lyceal-Professor
Dr. Caj. G. Kaiser.
Unter Mitwirkung
des
königlichen Universitäts-Professors u. G. Teubberger
und
des königlichen Professors und Rectors Dr. Hrn. Alexander.

München, 1840.

Zu haben in München bei dem Vereine, durch alle kgl. Postbehörden, und bei T. Trautwein in Berlin.





R e g i s t e r

z u m

K u n s t : u n d G e w e r b e : B l a t t

des polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern
für das Jahr 1840.

A.

Acetimeter, Beschreibung und Gebrauch desselben.
S. 388.

Acen des Messingbleches für Schablonen zu Schrif-
ten für Karten, Etiketten ic. S. 331.

Alaungewinnung in Preußen i. J. 1837. S. 187.

Alexander, Dr. H., über Galvanismus und Galva-
noplastik S. 285, 777.

Ammoniakflüssigkeit zur Essigprobe, von 1,369.
Proc. Ammoniakgehalt. Davon sättigen 2,07
Grammen 1 Decigramm concentrirter Essigsäure.
S. 388. Wie sie am leichtesten dargestellt und
angewendet wird. S. 390 — 394.

Anstalten industrielle in Omund bei Tegernsee.
S. 435.

Anstreichen und Malen, wie die Farben und Pig-
mente dazu behandelt werden müssen. S. 562—571.

Antimonergewinnung in Preußen im Jahre 1837.
S. 187.

Appreturen der Kleider, sammt der dazu nöthigen
Seife. S. 358.

Aräometer, über die in den Gewerben am häufig-
sten gebrauchten. S. 364. a) Von dem specifischen
Gewichte der Flüssigkeiten überhaupt S. 365.
b) Von den am häufigsten gebrauchten Aräome-
tern, S. 368; aa) von den eigentlichen Aräome-
tern, S. 369, bb) von den Kräoscopen S. 370,
cc) von den Hydrometern, S. 372, für Flüssigkeiten,
welche leichter als Wasser sind, S. 372, für Fl.
welche schwerer als Wasser sind, S. 375. Vergleich
ung der Grade der bekanntesten Aräometer mit dem
specifischen Gewichte der Flüssigkeiten. S. 377—380.

Argand'sche Lampen, wie das Licht derselben ver-
stärkt werden kann. S. 552 — 557.

Aras, Aras, ein Wollengewebe zu Mönchs Kutten. S. 509.

Arsenikgewinnung in Preussen i. J. 1837. S. 187.

Affortiment von Spinnmaschinen, was man daraus ter begreift. S. 711.

Auerhelmer, E. A., dessen Mineralsteig und Anfertigung von Schürfteilen für Kasernenmesser. S. 621.

Aufleger, J., dessen Entwurf eine genaue Mittagslinie an jedem heitern Tag des Jahres zu ziehen, wenn die geographische Breite des Ortes und die Abweichung der Sonne vom Aequator bekannt ist. S. 268.

Austragen von Flecken aus Kleidern und Stoffen. S. 681 — 684.

Ausdehnung der Oele. S. 343.

Ausgaben und Einkünfte im Jahre 1839. S. 77.

Ausstellung der Industrie- und Gewerbs-Erzeugnisse in Bayern für das Jahr 1840. Eine Ministerial-Verordnung dafür. S. 224 — 234. Mittheilungen darüber. S. 713.

B.

Badofen. Siehe Drobbadofen.

Baden, was für Anforderungen nach Erörterung dieses Begriffes an einen Badofen zu machen sind. S. 610.

Bär, J. D. Kämme-Anfertigung aus Eisenabfällen. S. 619.

Bauwerkhäuser, welche Verbesserungen in den Heizeinrichtungen sich dort treffen lassen. S. 125.

Bau- und Handwerkerschule in Aachen. S. 513—515.

Baumöl zum Fabrikgebrauch soll fernerhin mit Steindöl vermischt werden. S. 433.

Baumwollene Zeuge im Handel des Freihandels von Livorno. A) Gedruckte a) Indiennes, S. 581, b) Mousseline, S. 582. B) Bagonirte a) Frauen-

kleiderzeuge S. 582, b) Weibkleiderzeuge S. 582, c) Hosenzeuge S. 582. C) Glatte Zeuge: a) Carfenet S. 582, b) Schirtings S. 582, c) Piqué S. 582, d) baumwollene Bettdecken S. 582, e) Bingham S. 583, f) Coutils zu Matrasen S. 583, g) Barchent S. 583, h) Mousseline S. 583, i) Nanfins S. 583.

Brauten: Wafl pro 1840. S. 3.

Beize, saure, womit die gußeisernen Geschirre zur Emailirung vorbereitet werden. S. 525.

Befestigung, über die vortheilhafteste Art für die Straßen, eine Anfrage. S. 74.

Bergbau auf Stein- und Braunkohlen in Bayern:

A. Geschichte der oberländischen Steinkohlen-Verwerkschaft S. 4. Kurzgefaßte historische Notizen über die Verwaltung des bayerischen Bergwesens im Allgemeinen von 1426 — 1826. S. 5 — 7.

I. Alter und Regalität des oberbayerischen Steinkohlenbergbaues. S. 7. Bergbau im Kloster Benediktbeuern Hofmarks-Distrikt. S. 8, in der Gegend von Schongau und Preutzingen, S. 9, zu Linberg, S. 11, später zu Parsberg, S. 15, Kosten der letzten Kohlen. S. 15.

II. Bildung der oberländischen Steinkohlenverwerkschaft, S. 16, ein landesherrliches Rescript hier: über vom 25. Februar 1796, S. 17, 18, dabei besonders thätige Männer, S. 19, Wirksamkeit der Verwerkschaft. S. 21.

III. Bergbaubetrieb dieser Gesellschaft, S. 79, 1) Karl Theodor Zeche in Penzberg, Beschaffenheit der Flöze. Ausbeute. Rechnungsablage. S. 79 — 82. 2) Zeche am Pfeilsenberge. Beschaffenheit der Flöze. Ausbeute. Rechnungsablage. S. 82 — 85. 3) Administrationszeche bei Kimselrain. Bau. Beschaffenheit der Flöze. Ausbeute. Rechnungsablage. S. 85 — 88. Versuche über die Einführung der Steinkohlenfeuerung bei dem Kalk- und Ziegelbrennen im J.

Braunkohlengewinnung in Kurfessen. S. 334—335.

Braunkohlen. Geognostische Aufschüsse über das Vorkommen derselben an der Südgrenze Bayerns. S. 164.

Braun- und Steinkohlen. Siehe auch Bergbau.

Brechel's Verfahren zum Dämpfen des Holzes. S. 321.

Brennen der Glasur für die emailirten gusseisernen Geschirre. S. 533.

Brennbarkeit für die Locomotiv- u. Gas-Pumpen. S. 790.

Bretter, wie sie für den Bau musikalischer Instrumente zu Resonanzböden vorbereitet werden müssen. S. 219.

Breunlin's Weichapparat. S. 3.

Brillengestellmacher in Jülich. S. 726.

Brod aus Kartoffeln, wird eine eigene Bereitungsort dafür vorgeschlagen. S. 1. 73.

Brod- und Mehlarise in Mittelranken, eine Anfrage über die Mehlar- und Weichverhältnisse der Getreidearten zum Mehl und zum Brode. S. 161.

Brodherzeugung, verbesserte von A. Höpferl. S. 791.

Brod-Backöfen, wie man neue erbauen und alte verbessern soll. S. 608. Fehler, wodurch Backöfen wenig oder gar nicht brauchbar werden. S. 611. Wie man einen neuen Backofen erbauen soll. S. 613. 627 — 640. Wie schon erbaute Backöfen verbessert werden können. S. 640. Wie ein verbesserter Backofen zu behandeln ist, S. 644, mit Dampf. S. 792.

Broncefarben, Nuancen und Preise derselben, wie sie aus der Fabrik des Hrn. Müller zu Dettenhof zu bekommen sind. S. 616.

Buchbinderlack, vorzüglicher. S. 345.

Buckskin, ein Wollengebe. S. 576.

Burkhard's gefärbte Cassiane. S. 163. 232.

Buschmann's Holzmasse ist von Parquet- und eingelegerter Arbeit verschieden, und neu und eigentümlich. S. 2. 737.

C.

Cattundruckerei, wie sie bei der Industrie-Ausstellung 1840 repräsentirt war. S. 748.

Chloralkalprobe, das metallische Kupfer dafür in Anwendung gebracht von Kunge. S. 181.

Circassienes und Cassinettes, wodurch sie sich unterscheiden. S. 576. 580.

Clegh'sche Luftseilbahnen. S. 516. Ihre eigentümliche Einrichtung. S. 517. Einwendungen dagegen von Garthe, S. 518, von Deyse, S. 520. Weitere Bemerkungen dagegen. S. 649.

Coeter's Beiträge zur Verbesserung des Feuerungswesens. S. 49. 125. 193. 597. 608. 627.

Copir-Zinte englische für Comptoirs. S. 67.

Crelle's Verbesserung an den Stubenfenstern. S. 132.

D.

Dachdeckung mit Eisenblech, Kostenberechnung einer solchen, welche in Brunnthal bei München ausgeführt worden ist. S. 183.

Dachdeckung mit wasserdichtem Hanffilz. S. 337.

Dächer flache, über den Bau derselben. S. 686—689.

Dämpfen des Holzes, d. i. Auslaugen der verdichteten Zustandsstoffe durch Dampf. S. 321. Trocknen des gedämpften Holzes. S. 323. Vorzüge desselben. S. 324.

Dampfbacköfen von A. Höpferl. Beschreibung und Zeichnung davon. S. 792.

Dampflochapparat aus Zinn für Apotheken von Gundermann. S. 722.

Dampfmaschinen, Preise derselben, von der Bremer'schen Fabrik in Chemnitz. S. 65.

Defatirmaschine für wollene Lächer und alte Kleider. S. 354 — 357. Verfahren bei dem Gebrauche derselben. S. 357 — 358.

Deßberger, C., über die Dauerhaftigkeit des englischen Maschinenagars. S. 24..

Deßberger, über die Concurrenz der bayerischen Flachspinnerei mit der ausländischen Maschinenspinnerei. S. 97. Ueber die industriellen Anstalten in Gmund bei Tegernsee. S. 435.

Diekmann's erhabene Verzierungen. S. 486.

Dochte, wie dieselben für die Stearinkerzen zubereitet werden müssen. S. 114.

Dochtscheere für angedrückte Dochte. S. 216.

Dorn'sche Dächer. S. 188.

Dosenfabrikation, wie dieselbe bei der Industrie-Ausstellung 1840 repräsentirt war. S. 742.

Dostal's Nageleiselt zu Herzogenburg bei St. Pölten in Oesterreich. S. 400.

Drahtsalten aus Messing, werden in Berlin verfertigt. S. 490.

Drahte und Drahtgewebe bei der Industrie-Ausstellung in Nürnberg. S. 722.

E.

Ehrenmitglieder. S. 498.

Eichenschälwälder, über Behandlung derselben in den Rheingegenden und im Neckarthal, S. 662, am Hundsrück, S. 662, am Hauberge im Siegenischen. S. 666. Bewirthschaftung der Hochwälder im Hirschhorn'schen Revier des Odenwaldes. S. 670.

Einnahmen und Aktiv-Forderungen im Jahre 1839. S. 75.

Eisenbahnen von Elegg, S. 516, haben zwischen den Schienen eine eiserne der Länge nach geschligte mit Talg überzogene Röhre, in welche ein Kolben einpaßt, der mit einer zwischen den Rädern des

vordersten Wagens befindlichen eisernen Stange in Verbindung steht. Durch eine Luftpumpe wird die Luft in der Röhre verdünnt und der Kolben in Bewegung gesetzt. S. 517. Einwendungen gegen die Ausführbarkeit derselben von Dr. Garte, S. 518, von Beyer. S. 520. Bemerkungen dagegen von einem Augenzeugen. S. 649. Zum Evacuiren der Röhren wird eine Luftpumpe und eine stehende Dampfmaschine von 16 Pferdekraft ($= \frac{1}{4}$ Lokomotive) und zwar alle 3, 4, höchstens 5 englische Meilen gefordert. S. 650, 652.

Eisen: Eisenblech: Eisenvitrol: Gewinnung in Preußen im Jahre 1837. S. 186.

Eisenblech für Dachdeckung von Schlossermeister Schörg jun. in München angewendet. S. 183.

Eisendraht für d. Nabelfabrikation in Schwabach. S. 38.

Eisendraht, wie dieselbe bei der Industrie-Ausstellung in Nürnberg repräsentirt war. S. 721.

Eisenkassen von dem Schlossermeister Kempf in Nürnberg und von Schörg in München. S. 724.

Eisenproduction in Kärnten. S. 191..

Eisenprobe, nasse, von Zuchs in ihrer Anwendung auf Eiseneisen. S. 176 — 181.

Eisenschweißung mittelst Braunkohle in Kärnten. S. 191.

Eiserne Klammern bei Bauten vor Rost zu schützen. S. 206.

Electro-Magnetismus, als bewegende Kraft, S. 655, in Ausführung gebracht von Wagner in Frankfurt. S. 656. Aufzählung der nothwendigen Apparate, S. 658, die Kraft elektro-magnetischer Maschinen wächst quadratisch nicht arithmetisch. S. 657. Vorzüge dieser Kraft vor der des Wasserdampfes. S. 660 — 662.

Eisenbeinafbälle zu weiten, engen und halbweiten und halbgengen Klammern. S. 619 — 621.

Elkington, wodurch sich dessen Vergoldung von der elektro-chemischen unterscheidet. S. 547.

Emallirung gußeiserner Gefäße, Weisen derselben mit Essigsäure. S. 524. Zubereitung der Emallmassen: A) Grundmasse S. 526. B) Glasur. S. 529. Auftragung der Grundmasse und der Glasur. S. 530. Einbrennen oder Aufschmelzen des Emalls. S. 535 — 534.

Etch und v. Knecht, ihre technischen Anstalten in Gumbel bei Regensburg. S. 435.

Etschlich's Th., Verfahren, wechsförmig en relief auf Stein zu drucken. S. 424.

Essig, Bestimmung seines Säuregehaltes, S. 381, warum man dazu kein Aräometer brauchen kann. S. 382. Anwendung des kohlensäuren Kali. S. 384 — 386. Ergebnisse von mehreren damit untersuchten Essigen. S. 387. Otto's Aräometer, Befreiung des Instrumentes S. 388, der dazu nöthige Probefähigkeit, S. 388, ihre Darstellung, S. 390 — 391 und Anwendung. S. 392. 398. Essig als Beize für gußeiserne Gefäße, welche emailirt werden sollen. S. 525.

Etzsch, über die Darstellung des venetianischen. S. 407.

K.

Karden und Pigmente, mit den besten Bindungs- und Verteilungsmitteln zum Malen und Anstreichen. S. 562 — 571.

Kardenastrich schwarzer zu hölzernen Tafeln. S. 207.

Kardensudterch (Polygonum tinctorium), Anblaugewinnung daraus. S. 136.

Kärbung, künstliche, des Wurmroth. S. 771 — 773.

Kenster, verbesserte für Zimmer. S. 132.

Setze, wie sie zu behandeln sind zur Färbung der Stearinseifen. S. 45. Verfahren zur Ausziehung des Stearins und Oleins. S. 44. Verseifung der Setze. S. 46. Ueber das Pressen der Setze. S. 110. Von der Anwendung der Stearin- und Oleinsäure. S. 113. Anwendung des Wachses zur

Verhütung der Kristallisation. S. 114. Zurichtung der Döchte. S. 114. Ueber das Gießen der Keizen. S. 117. Berechnung der Kosten und des Ertrages bei der Stearinseifen-Fabrikation. S. 118 — 124.

Feuerbränne entfernte, wie solche mittelst einer Vorrichtung von den Thämen der St. Peterkirche in München aus, leicht und sicher abgemittelt werden könnten. — Vorschläge. S. 712.

Feuerungswesen. Verbesserung desselben. S. 49. I. In Ansehung der Kamine. S. 51. 761. II. In Ansehung der Heizeinrichtung der bürgerlichen Wohnungen. S. 125. III. Der Zimmerheißöfen. S. 193. Rufen der Lüge. S. 597. Form derselben. S. 598. Größe. S. 600. Lage. S. 603.

Fienst, wärfertiger, über feine Orgelmäße. S. 347. Fienst, zum Kalken des Leber. S. 360.

Fienst, zum Decken beim Regen auf Stein. S. 486.

Fischer, welche gewerbliche Vorbildung für dieselben festzusetzen sein dürfte, eine Anfrage. S. 73.

Fisch und Keil, Verfahren zum Emailiren gußeiserner Gefäße. S. 524.

Fische Dächer, über den Bau derselben. S. 686 — 689.

Fischspinnerei mit Maschinen, ob das Garn auch vortheilsam sein, und über die Concurrenz derselben mit der Handspinnerei. S. 1. 24.

Fischspinnerei, über die Concurrenz der boscelschen mit der ausländischen Maschinenspinnerei, S. 97, kann nicht durch Zollregulativ, nicht durch Schutz und Erhaltung der Fischkultur und Fischverarbeitung gehoben werden. S. 97 — 98, sondern muß durch Einführung und Verbreitung der Maschinen, die Culture des Fisches und den Handel erleichtert werden. S. 100. Errichtung der Spinnanstalten muß das erste sein. S. 101. Nachtheile der da und dort bestehenden Leinwand-Verleger. S. 104. Wie die Verbreitung des Fischbaues zu

erzielen ist. S. 106. Garnverfehr in Folge dar-
selben. S. 302. Verweben des Maschinengarnes
auf mechanischen Webstühlen. S. 303.

Glaschpinnerei in Gmund bei Tegernsee. S. 438.
Beschreibung der Lokalitäten, S. 448, der Maschi-
nerie. S. 449. Preiscurante für dieselb. Einrich-
tungen. S. 458 — 460.
(Siehe auch Garn.)

Glaschspinnmaschine von v. Orthy, durch die
Hand getrieben. S. 484 — 486.

Glasche zum Brennöhl für die Lampe, neue Einrich-
tung. S. 215.

Glecken in Kleidern und Stoffen, wie dieselben aus-
zubringen sind. S. 681 — 684.

Gotter's Tischlerarbeiten. S. 736.

Gusch, dessen nasse Eisenprobe mit metallischem Kupfer, auch als Phosphorkalkprobe benutzte. S. 181.

G.

Galaktometer, eine Senkwaage zu Bestimmung der
Mäthe der Milch. S. 472.

Galvanoplastik, die Darstellung von Kupferab-
drücken auf galvanischem Wege, historisch und na-
turowissenschaftlich dargestellt, S. 285. — 292, die
Art der Ausführung. S. 293 — 300.

Gardener, Benennung für ein Wollengewebe. S. 509.

Garn, englisches Maschinengarn, über dessen Dauer-
haftigkeit. S. 24. 589.

- a) von seiner Cohäsion in einzelnen Fäden oder
über seine absolute Festigkeit, S. 24 — 29.
 - b) von seiner Abnutzung im Gewebe. S. 29—30.
- Siehe auch Glaschpinnerei.

Garnhandel ist dem Feinwandhandel untergeordnet.
S. 108.

Gartke, Dr. Einwendungen gegen die Ausführbarkeit
der Elegg'schen Luftseilbahnen. S. 518.

Gas- oder Dampf-Lampe, von Marold verbessert.
S. 179.

Gerdemethode, englische, mit Kohrbrühe — eine An-
frage darüber. S. 362.

Gewandschneider, die ersten Tuchhändler i. Jahre
1459. S. 506.

Gewerbs- und Landwirtschaftsschulen in
Bavern, über ihren Zustand und ihre Frequenz
im Schuljahre 1833. S. 701 — 708.

Gewerbverein in Wien. S. 193.

Gewerbverhältnisse, Tuchhändler und Handels-
leute in München. S. 505. 513.

Gewicht des Zollvereins, Einführung desselben
sowie des Mètres. S. 711.

Gewicht und Maß, Reductionen derselben. S. 135.
204. 304. 343. 500. 572. 676.

Gitter zum Reinigen des Riesel. Beschreibung und
Zeichnung mit solchen. S. 623.

Glanzruß, wie er sich bildet in den Kaminen. S. 61.

Glasfabrik für Kristallglas in Theresenthal. S. 623.

Glasur zum Emailiren der gußeisernen Geschirre S.
229, wie sie aufgetragen, S. 532 und eingebrannt
werden muß. S. 533.

Glasurmittel projectirtes für Metalle. S. 361—497.

Gmeiner's Kiedreinigungs-Gitter. S. 623.

Goldamalgam, wie es angewendet zum Vergolden
von Silber und Messing. S. 534.
(Sieh weiter. Vergoldung.)

Goldfurniß von einem Gewerbetreibenden eingesendet
und geprüft. S. 73.

Golfier, Vessiere über die Behandlung der Fette
zur Fabrikation der Stearinkerzen. S. 43. 109.

Grimpe in Paris, dessen Maschine zur Verarbeitung
des Holzes. S. 1.

Gußeiserne Geschirre, wie sie gebleicht und email-
lirt werden können. S. 524 — 534.



- Handel des Seehafens von Livorno. S. 571—590.
- Handflachsweb- und Maschinewerk. S. 684, eine Person leistet damit 2mal so viel als beim Spinnen auf dem Kade, kostet mit 8 Spindeln 170 Rthlr. S. 686.
- Handwerk- und Bau-Schule in Athen. S. 513—515.
- Hanf, wasserdichter, zum Dachdecken und andern Anwendungen. S. 337.
- Harde's projectirte Schwefelsäure-Fabrikation ohne Salpeter. S. 329.
- Hauschwamm, Vermuthungen über dessen Natur, so wie über die Möglichkeit seiner Verhütung. S. 773—777.
- Hefe, künstliche, zum Brodbacken. S. 791.
- Höckerl, A., dessen Privilegien, Beschreibung über verbesserte Broderzeugung und einen Dampfbackofen. S. 791—794.
- Holtzhausen, C., wie das Licht einer gewöhnlichen Argand'schen Lampe verdrängt werden kann. S. 352—357.
- Holz, Maschine zur Verarbeitung desselben. S. 1.
- Holz, über das Schwinden und den Gewichtsverlust desselben beim Trocknen und Verkohlen, dann über die specifische Schwere der Kohle und des Holzes, eine vortreffliche Schrift, S. 208, über das Auslangen der verdichteten Saftbestandtheile in denselben durch Dampf, S. 321, über das Austrocknen des gedämpften Holzes S. 323, Vortheile des gedämpften Holzes. S. 324—326.
- Holzmasse von Buschmann ist neu und eigenthümlich und verschieden von Parquet und eingelegter Arbeit. S. 2, 737.
- Hydrometer, siehe Areometer.



- Jaquin's Verbesserungen in der Knopf-Fabrikation, bezüglich der Verzierung der mit Seide oder einem andern Gewebe überzogenen Knöpfe. S. 404—406.
- Indigo aus Järberkenderich. S. 136.
- Industrie-Ausstellung zu Nürnberg im Jahre 1840, Mittheilungen darüber. S. 713—760.
- Instrumente, astronomische und physikalische, welche bei der Industrie-Ausstellung in Nürnberg waren, S. 717, chirurgische, welche dort waren, S. 717, und musikalische. S. 718.
- Jordan, J., dessen vortheilhafte Anfertigung schwarzer und weißblechener Röhren und Rinnen für Flaschner, Schlosser und Blecharbeiter. S. 313—321.



- Kämme aus Eisenbeinabfällen, A. Trisencämme, R. Staub- halbenge und halbweite Kämme. S. 619—621.
- Kaiser, über die Zelligne'sche Leuchtgas-Erzeugung. S. 461.
- Kaiser, über die Zusammensetzung der englischen Copir-Linte. S. 67, Essiguntersuchungen S. 387, über die Bereitung des Königswassers. S. 401.
- Kali, kohlen-saures, zur Essigprobe, 100 Grane sättigen 87 Gr. concentrirter Essigsäure. S. 384.
- Kalk- und Ziegelbrennen mit Steinkohlen, die ersten Versuche darüber im Jahre 1763 und 1764, S. 12, im Jahre 1797. S. 88.
- Kamine, Erfordernisse eines guten Kamines. S. 51. Was von einem hohen Kamine zu halten ist, S. 52, einflussreiche Nebenumstände: 1) Einströmen minder warmer Luft, S. 53, 2) Einströmen kalter Luft, S. 54, 3) Erhaltung der Luft durch die Mündung der Kamine, S. 55, 4) heißere Luft von einmündenden Rauchröhren und Kaminen S. 55,

5) Erwärmung der oberen Luft durch die Sonne S. 56, 6) der Stoß der bewegten Luft. S. 56—60. 7) Form und Größe des Querschnittes der Raminé. S. 60, Vortheile der engen Raminé. S. 62, Verordnungen darüber in Preußen, Weimar, Bayern, Oesterreich, tabellarisch zusammengestellt. S. 761—770.

Kardätschen-Fabrikation von J. P. Schwemmer in Nürnberg. S. 725.

Karmarsch, R., dessen Versuche über die bindende Kraft des Leims auf Holz. S. 467—471.

Kartoffelstärke zur Weberfärberei. S. 207.

Keil und Glas, deren Verfahren zu Emaillicierung gußeiserner Gefäße. S. 524—534.

Kerzen aus Stearin, ihre Fabrikation. S. 115.

Kienfeuer: Vorrichtungen, wie sie in Wunfiedl üblich sind. S. 724.

Kiesreinigung, Gitter, Beschreibung und Zeichnung davon. S. 623.

Kilogramm, Reduktion auf bayer. Gewicht. S. 118.

Kirn, über das Trocknen des Torfes. S. 305.

Kitt für Steine. S. 347.

Kleefäure wirkt auf Kossfeden viel schneller bei einer Unterlage von Binn. S. 408.

Kleider, wie dieselben appretirt werden können. S. 358.

Klein's Beiträge zur physikalisch-technologischen Kenntniss des Holzes. S. 208.

Knöpfe, Verbesserungen in der Fabrikation der mit Seide oder einem andern Gewebe überzogenen und mit erhabenen gepressten Figuren oder Mustern verzierten. S. 404—406.

Kobalt, Gewinnung in Preußen i. J. 1837. S. 187.

Kochapparat mit Dampf aus Binn für Apotheken. S. 722.

Kochsalz: Gewinnung in Preußen i. J. 1837. S. 187.

Königswasser, über die Bereitung desselben. S. 402—404.

Kohlensteinerze wurden in älteren Zeiten in Bayern die Steinkohlen genannt. S. 8.

Korbwaren, lackirte, wie sie dargestellt werden. S. 488—490.

Kupfalkglas von Steigerwald in Theresenthal. S. 732.

Kupfer, metallisches, angewendet zur nassem Eisensprobe, auch zu einer Chloralkalprobe. S. 181.

Kupferabdrücke, auf galvanischem Wege dargestellt, siehe Galvanoplastik.

Kupfer-Gewinnung in Preußen i. J. 1837. S. 186.

Kupferniederschläge nach Jakob, ausgeführt von Steinheil und von Alexander. S. 163.

Kupfer-Vitriol: Gewinnung in Preußen i. J. 1837. S. 187.

Kurz, v., dessen praktisch-technische Unterrichts-Anstalt für arme krüppelhafte Kinder. S. 68.

L.

Laboratorien hyrotechnische, ihre Nothwendigkeit und Nützlichkeit. S. 601. 602.

Lackiren der Blumen. S. 490.

Lackirte Korbwaren, wie sie dargestellt werden. S. 488.

Lampen Argand'sche, wie das Licht einer solchen verstärkt werden könne. S. 552 — 557.

Lampen und Lüster mit Gas von Sell und Schüg. S. 789. Flüssigkeit zur Füllung derselben. S. 790.

Lampeneinrichtungen von Marold. S. 209. I. Die Windlampe. S. 209. II. Der zerlegbare Brenner. S. 211. III. Der neue Lampenfüß-Beichner. S. 214. IV. Die neue Oelflasche. S. 215.

V. Die Dochtschere zu organischen Dochten. S. 216. VI. Das Augenconservationsglas. S. 217.

Landwirthschafts- und Gewerbschulen in Bayern, ihr Zustand und ihre Frequenz im Schuljahre 1828. S. 701.

Laterne an Wägen, neuere Einrichtung von Marold. S. 786.

Lederlackfirniß. S. 360.

Leim, Versuche über die bindende Kraft desselben, veranstaltet mit fünf verschiedenen Holzgattungen. S. 467—471.

Leinen deutsche, über den Absatz derselben nach Spanien. S. 499.

Leinen-Judustrie, Gornverkehr in Folge der Maschinenglaschneiderei. S. 302, mechanische Webstühle und Leinen-Maschinenverehr. S. 303—305.

Leinenwaaren im Handel des Freihafens von Livorno a) und b) weiße und gefärbte. S. 583. 584. c) Drill. S. 584. d) Damaste und Juvilsche. S. 585. e) und f) Leinwand und Drills mit baumwollenen Einschuß. S. 585.

Leinzeugte, eine Anfrage über die Verminderung ihrer Entzündbarkeit und Verbrennlichkeit S. 162.

Leinöl und Leinölfirniß, verbesserte Darstellung. Art. S. 339.

Leinwandhandel und Wamhandel, ihr Verhältniß. S. 108.

Leinwandhandel deutscher nach Spanien ist sehr eingeschränkt worden wegen des Schutzes hoher Zölle, wodurch die Weberei in Spanien emporkommen könnte, S. 500, und wegen der vorzüglichen Qualität der schottischen Leinen. S. 501.

Leuchts neue Vorschriften für Färber und Rattendrucker. S. 330.

Leuchtgas aus Torf, zu Gindon dargestellt, entsprach nicht. S. 675—680.

Leuchtgas: Erzeugung nach Selligne aus Schiefer-

Del. S. 462. Apparat dazu, S. 436, über die Natur des erzeugten Gases. S. 466.

Licht, das einer Argand'schen Lampe, wie es verflächt werden kann. S. 552—557.

Liebherr, J. Retrolog desselben S. 696, anfangs Uhrmacher in Immenstadt, verfertigt Meßinstrumente, tritt in Verbindung mit Reichenbach und Hirschneider, S. 697—698, trennt sich von diesen und beschäftigt sich mit Schriftsetzerei in Rempten. S. 699. Seine Leistungen im Felde der praktischen Mechanik sichern ihm einen bleibenden Ruf. S. 697—699, schließt sein Leben als Lehrer an der polytechnischen Schule in München. S. 699—700.

Liebig's Leinölfirniß. S. 339.

Luftmaschine, Beschreibung und Zeichnung einer solchen von dem Tischlermeister F. Mengel in München. S. 351.

Linke, G., über den Bau der flachen Dächer S. 688.

Loderer und Zeugmacher, eine Frage über ihre Gewerbsgränzen und Befugnisse. S. 2.

Lüdersdorfsche Ode, oder Dampfampfen, verbessert von Marold. S. 779.

Luftisenbahnen. Siehe Eisenbahnen.

Luftpumpen, ein nothwendiges Attribut und in großer Anzahl bei den elegischen Luftisenbahnen. S. 521.

Mr.

Madabls, dessen Gewinnung, Beschaffenheit, Raffinierung. S. 204.

Malen, wie dazu die Farben und Pigmente behandelt werden müssen. S. 562—571.

Mannhardt und Drosbach, ihre industriellen Anstalten in Gmund. S. 435.

Mark's, dessen patentirte Dekatir-Maschine und Appretivverfahren. S. 354.

Marmor; künstliche Färbung desselben. S. 771.
 Marolt's Lampeneinrichtungen. S. 209. 779.
 Maß, Gewicht, und Geld; Reduktionen. S. 118. 186. 204. 304. 343. 500. 672. 676.
 Maschinen, das Verkleinern derselben ist nicht immer vorthellhaft. S. 102.
 Maschinen für Flachsinnerei, Preise derselben. S. 458 — 460.
 Maschinenfabrik in Gmund bei Tegernsee. Geschichte ihrer Entstehung. S. 438. Beschreibung der Gebäude und Einrichtungen. S. 440 — 448.
 Maschinengarn. Siehe Garn und Flachsinnerei.
 Mayer, W., in Brunnthal, über Dachdeckung mit Eisenblech. S. 183.
 Meingast's hydraulischer Kalk. S. 235.
 Mengele's Einriemaschine. S. 351.
 Messerschmiedarbeiten bei der Industrie-Ausstellung in Nürnberg. S. 723.
 Messing, wie dasselbe auf elektrochemischem Wege vergoldet werden kann. Siehe Vergoldung.
 Messing-Erzeugung in Preußen im Jahre 1837. S. 187.
 Metallpapiermuster zur Abhaltung der Feuchtigkeit in den Mauern, (ist Staniole mit einem Anstriche versehen). S. 711.
 Mètre, Einführung desselben, so wie des Zollvereingewichtes. S. 711.
 Milch, Verfahren dieselbe auf einen Gehalt an Wasser zu prüfen. S. 472. Ueber die Beschaffenheit derselben überhaupt. S. 474.
 Mineralteig für die Streichriemen zum Abziehen der Rasenmesser. S. 621.
 Mitglieder für den Ausfuß. S. 3.
 Mitglieder, ordentliche. S. 3. 74. 163. 233. 235. 364. 434. 499. 622. 709. 714.

Mittaglinie, eine genaue an jedem heiteren Tag des Jahres zu ziehen, wenn die geographische Breite des Ortes und die Abweichung der Sonne vom Aequator bekannt ist, von J. Aufleger. S. 268. Construction. S. 269. Beweis der Construction. S. 277.

Mosaikfußböden von Olmk. S. 737.

Motzmann's Erfindungen. S. 234. 362.

Müld, J. in Hannover, dessen Bemerkungen über die Behandlung der Eichen-Schälwälder. S. 662 bis 676.

N.

Nadelfabrikation in Schwabach, Statistik derselben. S. 3. 30. Ursprung und Vervollkommenheit der Nadelfabrikation. S. 31 — 33. Beschaffenheit der Schwabacher Nadeln. S. 33. Gegenwärtiger Stand des Nadelgewerbes in Schwabach. S. 34. Verbrauch an Materialien S. 35. Maschinenriem. S. 36. Ueber den Eisen- und Stahl Draht S. 38. Verzeichniß der Nadelorten. S. 39 — 42. der Nadelfabrikanten. S. 327 — 330.

Nadelorten, wie sie in Schwabach verfertigt werden. S. 39 — 42. Siehe weiter Nadel-fabrikation.

Nägel durch Maschinen auf kaltem Wege aus dem besten Stelmärker Eisen zu Herzogenburg in Oesterreich dargestellt. S. 400.

Neapelgeld, neue Darstellungsort. S. 347.

Neusilber angewendet zu Drahtsalten in Berlin. S. 490.

O.

Oblaten, transparente, über die Fabrikation derselben. S. 395. Bereitung der Masse dafür. S. 396. Aufgießen der Oblatenmasse. S. 479. Trocknen

- und Ablösen derselben. S. 483. Stechen der Oblaten. S. 483. Farbe der Oblaten. S. 484—486.
- Oefen, wie sie für Banerhäuser passend sind, S. 127, zum Beheizen der Zimmer, S. 194, erfordern einen Raum, welcher bald heiß wird und seinerseits die Brennstoffe recht erhitzt, S. 197, schnell heiß werdende Flächen, an welche die aus Flammegebenden Brennmaterialien aufsteigende, noch brennbare Luft hinströmt, S. 199. Zug, S. 201. Luft im rechten Maße und in rechter Verteilung zur Verbrennung, S. 203. Züge in gehöriger Form, Größe und Lage, S. 598—608. Zum Trocknen, deren Fehler, S. 611, deren neue und richtige Anlage, S. 615, 627—649.
- Öle, über die Ausdehnung derselben. S. 343.
- Öelflasche, neue. S. 215.
- Öelgemälde, Werkzeugs für frische. S. 347.
- Öfen, über dessen Anwendung zur Seifen-Fabrikation u. dgl. m. S. 125.
- Ordnung, soziale Verhältnisse der Stadt, und wie der dorthin Armuth abzuheben sei. S. 73, 234.
- Orth, v., dessen Hand-Arbeitsmaschine. S. 684—686.
- Otto's Acetimeter, Beschreibung und Anwendung derselben. S. 388—392.

P.

- Papier, Anzeige über ein Mittel zur Verminderung der Entzündbarkeit und Verbrennlichkeit desselben. S. 152.
- Papierfabrikation, wie dieselbe bei der Industriellen Ausstellung 1840 repräsentiert war. S. 741.
- Perussions-Hand-Feuerwaffen, Verbesserung an denselben. S. 423.
- Politik aus Eichenholz für Dreher und Schreiner. S. 495.
- Pianoforte mit Hammer Schlag von oben und unten. S. 797.
- Pigmente und Farben, ihre vorzüglichsten Bindemittel und Verteilungsmittel zum Behufe des Anstreichens und Malens. S. 562—571.
- Preißer's Ausdehnung der Öle. S. 343.
- Privilegien wurden bekannt gemacht von Auerhelmer, C. A., in Regensburg über Anfertigung des Mineralsteins und der Schärfrümmen für Rasiermesser u. dgl. S. 621.
- Re, G. Peter, in Nürnberg, über Anfertigung aller Arten von Röhren aus Eisenblech. S. 619.
- Rehmer, Joh. Georg und Joh. D., über eine Vorrichtung zum Kösten des Rauchtobaks. S. 421.
- Reich, Th., über ein Verfahren, mehrfarbiges Relief auf Zamm zu drucken. S. 424.
- Reimer, Joh., in Perlach, über ein Kiebsreinigungsmittel. S. 623.
- Reich, A., in München, über Erzeugung und durch Dampf erhitzte Backöfen. S. 790.
- Reich, Friedr., in München, über Dekativen und Appreturen wollener Tücher und alter Kleider. S. 354.
- Reich, R. J., in München, über Erfindungen und Verbesserungen der Lampen-Einrichtungen. S. 209.
- Reich, R. J., in München, über wesentliche Verbesserungen und Erfindungen an der Ländersdorfschen Gase- oder Dampfmaschine. S. 779—789.
- Reich, Leonhard, in München, über eine ganz neu erfundene Linienmaschine. S. 331.
- Reich, Christ., über die Verbesserung an den Perkussions-Hand-Feuerwaffen. S. 423.
- Reich, Ch. W., in Schnerberg, über eine Webe-Schlicht-, Spinn- und Treibmaschine. S. 409.
- Reich, H., in Hohenau, über Einrichtung der Bretter zu Resonanzböden für musikalische Instrumente. S. 219.
- Reich, J. D. v., und Schupp, J., in München, über Locomotiv-Lampen, Kessel u. dgl. mit Gas. S. 905.

Privilegien wurden bekannt gemacht von

Walburger, Dr. und Apotheker in München, über die Darstellung eines Lederlackfirnißes. S. 360.
 Wilhelm, Fr. in Neustadt a. d. Hardt, über einen Ziegelofen mit Steinlofenfeuerung. S. 795.
 Wolffing, S., in Würzburg, über eine Wagenschmiede. S. 223.
 Ziegler, A., in Regensburg, über Pianoforte mit Hammerschlag von oben und Anschlag von unten. S. 797.

Privilegien wurden eingezogen von

Moretz, S., aus der Vorst. Au. S. 803.
 Roderer, V., in München. S. 803.
 Schmid, J., in München. S. 804.
 Schmucker, J., in München. S. 231.
 Siegelin, Joh. zu Schnap, und Mann O. zu Michaelau. S. 221.
 Sittler in München. S. 231.
 Steigermwald, F., in Theresenthal. S. 803.
 Wich, J. P., zu Altdorf. S. 804.

Privilegien wurden ertheilt, dem

Bauer, J. F., von München. S. 798.
 Becker, J., in Würzburg. S. 798.
 Böhm, Th., in München und Zaber in Walsersalgen. S. 799.
 Boufil, A., in London. S. 799.
 Brodurm, O., in Augsburg. S. 800.
 Carneville von St. Symon in München. S. 229.
 Cetto, Heinrich, in München. S. 229.
 Daumann, O., aus Litzmontag. S. 428.
 Delabre, J. P. D., in Paris. S. 798.
 Dinger, Chr., in Zweibrücken. S. 230.
 Druckenbrod, L., in Schwabmünchen. S. 802.
 Engelhardt, Phil., in München. S. 230.
 Eichthal, A. Joseph, v., in Augsburg. S. 798.
 Erich, H., v. Auedorffer, dann Droßbach und Mannhardt in München. S. 230.
 Erich, A., in München. S. 801.
 Förster, F., zu Augsburg. S. 799.

Privilegien wurden ertheilt, dem

Förner, Fr. Kav., aus München. S. 428.
 Hahn, W. J. v., in München. S. 798.
 Heindl, Math., in München. S. 229.
 Herbst, J. A., in Donaueschingen. S. 802.
 Hochgesang, J., in München. S. 801.
 Huber, Dr., in München. S. 430.
 Hufung, Chr., in Raimbach. S. 229.
 Jäger, in Augsburg. S. 800.
 Jegel, E. und Gebhard, L., in Nürnberg. S. 429.
 Kajer, N. W., aus Andover. S. 230.
 Kettler, Joh., in Nürnberg. S. 229.
 Klingenstein, O. A. O., in Nürnberg. S. 429.
 Kloth, W., in Brüssel. S. 800.
 Köchel, L. A., in Berlin. S. 430.
 Lang, O., in München. S. 803.
 Laubmann, Friedr., in Hof. S. 230.
 Lutz, Martin, aus Speyer. S. 428.
 Marmont, de, in Paris. S. 430.
 Marold, R., in München. S. 429.
 Marquard, H., in Neigmühl, und Zink, J. W., in Braunau. S. 799.
 Meusel, O., in München. S. 230.
 Michel, Joh., in München. S. 429.
 Moritz, J., in Deggabern. S. 802.
 Näher, J., in Ellwangen. S. 801.
 Negele, F., in München. S. 800.
 Nofe, L., in Regensburg. S. 801.
 Oeffele, R., in Obersendling. S. 800.
 Oppermann, L., in Paris. S. 802.
 Pentenrieder, V., in München. S. 430.
 Pfeiler, J., in München. S. 801.
 Rebenbacher, Dr., in Pappenheim. S. 428.
 Reeb, O., in München. S. 801.
 Reiner, Ign., in Weilheim. S. 229.
 Reitmair, J., in München. S. 799.
 Röhl, J., in München. S. 230.
 Roth, C., aus Zweibrücken. S. 430.
 Schäpfer, Johann, v., in Augsburg. S. 429.
 Schilling, Alois, in Jochenhausen. S. 230.

Privilegien wurden erteilt, dem

Schmidbauer, J., in Dautenzell. S. 798.

Schmitt, J., in München. S. 800.

Schulz, P., in Landau. S. 799.

Schwarzenbach, Ant., in München. S. 229.

Sedlmayr, Fr. Kav., in München. S. 231.

Sedlmayr, A., in München. S. 231.

Steigenberger, Ant., von München. S. 428.

Steinheil, Dr. u. Professor u., in München, S. 229.

Stiefel, Franziska, in München. S. 802.

Urban, Georg, aus München. S. 231.

Völk, J. O., in München. S. 229.

Walburger, Dr. J. J., in München. S. 798.

Weitenhiller, Jos., aus Elshädt. S. 428.

Ziegler, W., von Kronungen. S. 800.

Physikalische Laboratorien, ihre Nothwendigkeit und Nützlichkeit. S. 601. 602.

R.

Rahmgehalt in der Milch. S. 474.

Rasiermesser, Schärfeleimen für dieselben. S. 621.

Rauchfang. Siehe Kamin.

Rauchröhren, gläserne, bei den Regand'schen Lampen, wie sie beschaffen sein müssen zur Verstärkung des Lichts. S. 553.

Rauchröhren, russische, ihre Einführung ist vorthellhaft und wünschenswerth; Verordnungen darüber in Preußen, Weimar, Bayern, Oesterreich, tabellarisch zusammengestellt. S. 761 — 770.

Reension eines Schriftchens unter dem Titel: „der vollkommene Mechaniker und Ingenieur. S. 777 — 778.

Reben, Dr. Jehr. v., dessen Beschreibung der Magnetischen Leistungen in Anwendung des Elektro-Magnetismus als bewegende Kraft. S. 655—662.

Reibhämmer's Verbesserung an den Percussions- und Feuergepfehren. S. 423.

Reichenbach, R., kgl. Salinen-Kunstmeister in Reichenhall, dessen kurze Lebensskizze. S. 348.

Reisewagen, Verbesserung derselben von Streitel. S. 233.

Resonanzböden, wie die Bretter dazu hergerichtet werden müssen. S. 219.

Richard's Methode der Weisseisfabrikation. S. 558.

Rive, de la, dessen Verfahren Silber und Messing auf elektro-chemischem Wege zu vergolden. S. 534 — 551.

Röhren und Rinnen, schwarz; und weißblecherne, wie sie vortheilhaft angefertigt werden können. S. 313 — 321.

Röthvorrichtung zum Rösten des Kauchtabacks. S. 421.

Rost, wie eiserne Klammern bei Bauten vor demselben zu schützen sind. S. 206.

Rostflecken, wie sie am einfachsten aus Weiszeug zu beseitigen sind. S. 408. 683.

Rosthorn, von, dessen Eisenschweißung mit Braunkohlen. S. 191.

Rübenzuckerfabrikation in Preußen im Jahre 1837, S. 187, in Württemberg wird vortheilhaft nach Schutzenbach betrieben in Böttlingen und Albsthausen. S. 189.

S.

Saffiane, gefärbte, von J. O. Burkhard jun. in Mühlhausen in Thüringen. S. 163. 232.

Saiten aus Neussilber-Draht werden in Berlin verfertigt und sind besonders wohlklingend. S. 490.

Salpetersäure dient zum Ansäuern des Wassers bei der elektro-chemischen Vergoldung des Messings. S. 543.

Salpetersäure und Salzsäure, über ihre relativen Quantitäten zur Erzeugung von Königswasser. S. 402 — 404.

Sammt mehrfärbig en relief zu bedrucken. S. 424.
 Schablonen, geätzte aus Messingblech, wie sie ver-
 fertigt werden können. S. 331.

Schälwälder. Siehe Eichenschälwälder.

Schärferiemer für Kasseremesser, wie sie angefertigt
 werden. S. 621.

Schaurr, über die Stapelforten des Handels. S. 491.
 591.

Schellack-Politur für Dreher und Schreiner. S.
 495.

Scherrer für organische Dichte. S. 215.

Schieferröl, in welcher Quantität und Qualität es
 erhalten werden müsse, wenn es zur Zellignischen
 Leuchtgas-Erzeugung taugen soll. S. 462, wie dar-
 aus das Leuchtgas gewonnen wird. S. 463.

Schlichtmaschine von Schönherr. S. 413.

Schlott. Siehe Kamin.

Schmelztiegel, wie sie in Etenkoben verfertigt
 wurden geprüft. S. 2.

Schmip, Chr., über den Bergbau auf Braun- und
 Steinkohlen in Bayern. S. 4. 79. 164. 256.

Schnelldruckpressen, aufgestellt bei der Industrie-
 Ausstellung in Nürnberg. S. 720.

Schneider, denselben war schon im Jahre 1578 der
 Verkauf von Tuch u. verboten. S. 509.

Schneider's Verfertigungsart geätzter Schablonen aus
 Messingblech. S. 331.

Schönherr's Weberschlicht- und Spinnmaschine, Be-
 schreibung und Zeichnung davon. S. 409.

Schörg jun., Schlossermeister in München baut Dä-
 cher von Eisenblech. S. 185.

Schornstein. Siehe Kamin.

Schule für arme oder krüppelhafte Kinder in Mün-
 chen. S. 68.

Schultes, Dr. H. J. Anzeige von dessen Ableben. S.
 617. Nekrolog. S. 689. Studium der Sprachen,

der Naturwissenschaften und der Grometele als die
 Hauptquellen seiner äußerst glücklichen Probach-
 tungsgabe. S. 690. Seine Universitäts-Studien
 und sein frühzeitiges Auftreten als Schriftsteller.
 S. 691—693. Seine ausgezeichneten Vorzüge
 als Arzt, Techniker und Mensch. S. 694—696.

Schwabacher Nadeln. Verzeichniß der verschiedenen
 Sorten. S. 39—42.

Schwamm, die Entstehung und Verhaltung desselben
 an dem Holze. Siehe Hausschwamm.

Schwarzer Farbenanstrich für hölzerner Tafeln.
 S. 207.

Schwarzwälder Uhren, über die. S. 48.

Schwefelgewinnung in Preußen im Jahre 1837.
 S. 187.

Schwefelsäure-Zabifikation ohne Salpeter, pro-
 jectierte. S. 329.

Schwefelsäure dient zum Ansäuern des Wassers
 beim elektro-chemischen Vergolden des Silbers.
 S. 542.

Segls Zurechtung der Bretter zu Resonanzböden.
 S. 219.

Seidenzüge, wie daraus Flecken auszubringen sind.
 S. 681—682.

Seidenweberei, mechanische, neuerrichtete in Rheln-
 Preußen. S. 335.

Seife zum Appretiren der Kleider. S. 358.

Sell und Schüz, deren Locomotiv-Gasklampen und
 und Lämpen. S. 789.

Selligne's Verfahren, Leuchtgas aus Schieferöl zu
 erzeugen. S. 461.

Silber, wie es auf elektro-chemischem Wege vergol-
 det werden kann. Siehe Vergoldung.

Silbergewinnung in Preußen J. 1837. S. 186.

Städler's Statistik über die Nadelzabifikation in
 Schwabach. S. 3. 30.

Stahl, ausführliche Prüfung über einen. S. 3. 74.
363. 497.

Stahldraht für die Nadelfabrikanten in Schwabach. S. 38.

Stahlerzeugung in Preußen i. J. 1837. S. 186.

Stahlsorten des Handels. S. 491. a) Huntmanns-
stahl. S. 493. b) Verbstahl. S. 492. c) Guß-
stahl und darunter der Meteorstahl von Gilscher
in Schaffhausen und Krupp in Essen. S. 593.
Einfluß der Form auf den Gehalt des Stahles.
S. 594. Erzeugung der verschiedenen Härtegrade.
S. 591.

Stearin und Oelein, wie die Scheidung zu bewir-
ken. S. 44.

Stearinkerzen, ihre Färbekation. S. 43. 109.

Steinheil's Vorschlag zu einer Vorrichtung auf Thür-
men zur Ausmittelung entfernter Feuerbrünste.
S. 712.

Steinfitt. S. 347.

Steinkohlen, wann sie in England, Belgien, Ruß-
land, Sachsen etc. zuerst gebraucht worden sind.
S. 7.

Steins- und Braunkohlen. Siehe auch Bergbau.

Steinkohlenfeuerung, die ersten Versuche über
ihre Einführung in München. S. 88.

Steinkohlenfeuerung bei einem Ziegelofen. S.
795.

Steinkohlengewinnung in Preußen im Jahre
1837. S. 186.

Steinöl kann auch zum Vermischen des Baumöles
für den Fabrikgebrauch dienen. S. 433.

Streitel's Reisewagen-Verbesserungen. S. 235.

Studenfenster, verbesserte, Beschreibung und Zeich-
nung davon. S. 132.

Specz, Dr. v., in Wien, über das Nadelöl. S. 204,
über den Indigo aus dem Färberkräutereich. S. 136.

Specifisches Gewicht der Flüssigkeiten. Siehe Ardo-
meter.

Spieldwaaren. Nürnberger auf den italienischen
Märkten. S. 589.

Spiegelglanzerzeugung in Preußen im Jahre
1837. S. 187.

Spilburg's Verbesserungen an den Farben, Pig-
menten und ihren Auflösungsmitteln zum Behufe
des Anstreichens. S. 562—571.

Spinnvorrichtungen für Flach. Siehe Flach-
spinnerei.

Spinnmaschine, ein Assortiment davon, was man
darunter begreift, und wie ein solches für die We-
ber in Tann bestellt worden ist. S. 711.

Spuhlmaschine von Schönberr. S. 420.

T.

Tabak, Vorrichtung zum Rösten desselben. S. 421.

Tafeln, hölzerne, wie sie schwarz anzustreichen.
S. 207.

Terpentinöl und Alkohol als Brennflüssigkeit für
die Locomotiv-Gas-Lampe. S. 790.

Terrazzo, siehe venetianischen Estrich.

Theermenge aus den Braunkohlen von Littmoning
und Riesbach. S. 712, 713.

Thonschleim, wäre eine solche in München zu
errichten. S. 78.

Tinte für die Brief-Copien in den Comptoirs. S. 67.

Tischler-Arbeiten von Fortner in München.
S. 736.

Torf, Nachtheile eines unvollständig getrockneten. S.
306. Wie das Trocknen desselben bewerkstelligt
werden könne. S. 307—309. Vortheile dieser
Trocknungs-Methode. S. 310. Kostenaufwand für
solche Trocknungs-Anstalten. S. 311—313. Ver-
nügung desselben auf Leuchtgas, in Enden ver-
sucht, lieferte keine entsprechenden Resultate. S.
675—680.

Transparente Oblaten, siehe Oblaten.

Trichter, neue, zum Züßen der Lampen mit Oel.
S. 214.

Trockenhäus für Torf. S. 308.

Tuchhandel in Livorno. S. 572.

Tuchmänniger (Tuchhändler) und Handelsleute
in München. S. 505. Ihre Verwechslungsnisse.
S. 506—513.

U.

Uhren aus dem Schwarzwalde. S. 48.

Uhschneider, Joseph von, dessen Nekrolog. S. 137.
Uhschneider einer der ersten Gründer des po-
litisch. Vereins. S. 140. Er war der Vetter
der Herzogin Maria Anna. S. 141. Wurde in den
Illuminaten-Orden hineingezogen, ohne denselben
treu geblieben zu seyn. S. 142. Wollte in preu-
ßische Dienste treten. S. 143. Wurde i. J. 1784
Hofkammerrath. S. 144. Schlichtete sehr wichtige
Differenzen in Bezug auf die bayerischen Salinen.
S. 144. Wurde 1799 Direktor der Mauth- und
Commerz-Deputation, und bald darauf geheimer
Referendar in landständischen Angelegenheiten.
S. 145. Wurde i. J. 1801 von den Staatsgeschäften
entfernt. S. 147. Gründete zuerst eine Ledermanu-
factur in München, dann mit Reichenbach,
Liebherr, Zeuenerhofer das mathematisch-
mechanische und das optische Institut. S. 147—
149. Wurde i. J. 1807 wieder in den Staats-
dienst berufen als geheimer Finanzreferendar und
General-Administrator der Salinen. S. 150. Seine
glänzenden Leistungen hier, bei Errichtung des Cas-
taster-Commission und Schuldenzinsungs-Commis-
sion. S. 150—154. Uhschneider legte an ei-
nem Tage seine sämmtlichen Stellen nieder, wid-
mete sich wieder der Industrie und errichtete eine
Tuchmanufaktur. S. 154—155. Wurde 1818 zum
Bürgermeister von München gewählt. S. 155. Vom

Jahre 1814, an Mitglied der Landtagsdeputierten. S.
156, im Jahre 1827. Vorstand der polytechnischen
Schule. S. 156.

V.

Valenciab, Wollzeuge aus Wolle, Baumwolle und
Seide. S. 581.

Vergoldung des Silbers und Messings auf elektro-
chemischem Wege. S. 534. Versuche darüber: zu-
erst Vergoldung des Platins. S. 536. Vergoldung
des Silbers oder Messings bei schwachen Strömen
in sehr verdünnter Goldauflösung, die in einem
Sacke aus Blase war, welcher, umgeben von einem
Zinkblech, mit diesem in schwach angesäuertem Was-
ser steht. S. 537. Wie das saure Wasser beschaf-
fen seyn mußte. S. 540, wie das Zink. S. 541,
wie man die Stärke des Stromes beutheilen kann.
S. 541. Behandeln des zu vergoldenden und dann
des vergoldeten Metalls. S. 542. Ausführung
dieser Versuche. S. 542. Farbe der Vergoldung,
wovon sie abhängt. S. 544. Unterschied dieser Ver-
goldung von der des Elckington. S. 547—551.

Versilberung und Vergoldung von Messingglä-
sern mit Blattsilber oder Blattgold. S. 2.

Vergierungen, — erhabene, von Diekmann durch
Neben mit Säuren hervorgebracht. S. 486.

W.

Wachs als Zusatz des Stearins für die Kerzenfabri-
kation, zur Verhütung der Krystallisation des Lep-
tern. S. 113.

Wärme, wie sie in den Zimmerheißkesseln durch die
Züge benutzt werden kann, und was in Hinsicht
der Größe und Lage der Züge zu beachten ist.
S. 597—608.

Wäsche, Apparat zur Reinigung derselben mit Dampf.
S. 2.

Wagenschmiere von Wölffing. S. 223.

Wagner in Frankfurt a. M., dessen Leistungen und errungenen Vortheile in Anwendung des Elektromagnetismus als bewegende Kraft. S. 655—657. Aufzählung seiner Apparate. S. 658—659. Vortheile und Vorzüge derselben vor der Dampfkraft. S. 660—662.

Walburger's, Dr., Lederlackirniß. S. 360.

Weberschlichte aus Kartoffelstärke. S. 207.

Webermaschine von Schönherr. S. 409.

Websühle, mechanische, zum Verweben des Maschinen-Leinen-Garnes. S. 303.

Weigand's vorzüglicher Buchbinderlack. S. 345.

Wilhelm's Beschreibung eines verbesserten Ziegels ofens mit Steinkohlenfeuerung. S. 795.

Wolffing's Wagenschmierre. S. 225.

Wollene Zeuge, wie sie zu behandeln sind, um Flecken auszubringen. S. 682—683.

Wollene Zeuge als Handelsartikel des Freihafens von Livorno: A. aus Streichwolle: a) Tücher, S. 572, b) Halbtuch, S. 575, c) Damen-Tuch, S. 576, d) Gircaffiemas, S. 576, e) Cassimie, S. 576, f) Butolins, S. 576, g) gedruckte Wollenzuge, S. 577, h) Flanel, S. 577, i) wollene Decken, S. 578. B. Aus Baumwolle: a) Merinos, S. 578, b) Thibets, S. 578, c) Mousselines de laine, S. 579, d) Wein-Kleiderstoff, S. 479. C. Aus Wolle und Baumwolle: a) Merinos, S. 580, b) Weizenzeug, S. 580, c) Cassinettes, S. 576, d) Damentleiderzeuge, S. 580, e) damascierte Mäntelzeuge.

S. 581. D. Aus Wolle, Baumwolle und Seide: a) Valencia's, S. 581.

Wurfschut, ein Gewebe für Dienstboten-Kleider nach der Kleiderordnung von 1626. S. 510.

Wurmbohrer's Thonwaaren. S. 235, 363.

3.

Zeugmacher und Lederer, eine Frage über ihre Verwerthgründen und Befugnisse. S. 2.

Ziegel- und Kalkbrennen mit Steinkohlen, die ersten Versuche darüber in München im Jahre 1763 und 1764. S. 12. Im Jahre 1797. S. 88.

Ziegelofen mit Steinkohlenfeuerung und Wasserdampf. S. 795.

Ziegler's Pianoforte mit Hammerschlag von oben und Anschlag von unten. S. 797.

Zimmerherdöfen, wie sie eingerichtet seyn sollen. S. 193, 597.

Zinngewinnung in Preußen im J. 1837. S. 187.

Zinkguß in Berlin. S. 188.

Zinkverbrauch wird erhöht durch Anwendung des Elektromagnetismus als bewegende Kraft. S. 658.

Zinnatz ist ein einfaches und wohlfeiles Mittel zum Ausbringen der Flecken aus Weißzeug. S. 408.

Züge in den Ofen für die heiße Luft bei den Zimmerherdöfen. S. 597. Ihre Form. S. 598. Größe. S. 600. Lage. S. 603.

Zucker. Siehe Rübenzucker.

V e r z e i c h n i ß

der

Mitglieder des polytechnischen Vereins

für Bayern

im Jahre 1840.

A. In München wohnende Mitglieder.

Adam, Sigmund, regül. Chorherr.

Aimüller, Max, Glasmaier in der königl. Porzellanfabrik.

Alexander, Dr. Heinrich, königl. Professor an der polytechnischen Schule.

Arco, Ludwig Graf von, königl. Kämmerer, Obersthofmeister und Reichsrath.

Arco-Valley, Max Graf von, königl. Kämmerer, erblicher Reichsrath.

Aufleger, Joseph, Steingraveur.

Bandiner, Joachim, Sodafabrikant.

Barthelmes, S., Handschuhfabrikant.

Bauer, Dr. Jakob, I. rechtskundiger Bürgermeister.

Baumgartner, Walth., Tischnermeister.

Baumgarten, Ernst, Gasseger.

Bayer, Phil. Jakob, Postbuchhändler.

Benning, Wilhelm, königl. Ministerialrath.

Berchem, Karl Graf von, königl. Kämmerer und Regierungsrath.

Berchem, Rajetan Graf von Haimhausen, königl. Kämmerer und böhmischer Landstaud.

Bergold, Arnold, königl. Assessor der Berg- und Salinen-Administration.

Biber, Alois, Pianoforte-Fabrikant.

Biechl, Joseph, Buchhalter bei der Sparkasse.

Bir, Joseph, Mechanikus.

Böhm, Theobald, königl. Hofmusikant.

Bormann, August, Schwertfeger.

Braun, Kaspar, königl. Hauptmünzamt-Scheider.

Braunmühl, Anton v., königl. Regierungsrath.

Brey, Georg, Bierbrauer.

Buchner, Dr. Andreas, königl. Hofrath und Universitätsprofessor.

Buchner, Dr. Ludwig Andreas, Pharmazeut.

Buchner, Friedrich, Kaufmann.

Buschmann, Eduard, Holzmöbel-Arbeiter.

Buttler-Haimhausen, Theob. Graf von, königl. Kämmerer.

Caspar, Georg von, königl. Oberappellationsgerichtsrath.

Cloeter, Flor., königl. Professor an der polytechnischen Schule.

Coltorio, Melchior, Buchhalter in der Peterhandlung von Eimanberger.

Dahl, Peter, königl. Rath und geheimer Sekretär im Ministerium des Innern.

Deroy, Philipp Graf von, königl. Kämmerer und
 Rittmeister à la suite.
 Desberger, Eduard, königl. Professor an der
 Universität und polytechnischen Schule.
 Deuß, Peter von, königl. General-Zolladministra-
 tionrath.
 Diß, Philipp, Kaufmann.
 Edel, Anton, jun., Drechslermeister.
 Elepöd, Franz Xaver, bürgerl. Eisenhändler.
 Erich, Karl, Großhändler.
 Ertl, Traugott, Mechanikus.
 Escherich, Theodor, Eisfabrikant.
 Eimanberger, Joseph, Lederhändler.
 Fischer, Anton, königl. Regierungsdirektor.
 Flosmann, Ludwig, bürgerl. Bierbrauer.
 Fortner, Franz Xaver, Tischlermeister.
 Frankenstein, Freiherr von, kais. königl. öherr.
 Kämmerer.
 Fraunhofer, Carl August Freiherr von, königl.
 Kämmerer.
 Freiberg-Eisenberg, Max Freiherr von, königl.
 Kämmerer und Ministerialrath.
 Frosch, Carl, jun., Dögelbauer.
 Fröhholz, Johann, Messinggießer.
 Fuchs, Dr. Johann Nep., königl. Ober-Berg- und
 Salinenrath, Akademiker ic.
 Gerzabed, Johann, Mechanikus und Hausmeister
 der königl. Akademie.
 Gilg, Franz Xav., königl. Faktor im Central-Schul-
 bucherverlage.
 Giulini, Louis, Kaufmann.
 Göttnier, Joh. Paul, Kaufmann, Wechselgerichts-
 Assessor und Magistratsrath.
 Graßer, Franz Xav., Inhaber einer lithographischen
 Anstalt.
 Gsellhofer, Anton, Kunst- und Schönsärber.
 Härtl, Vinzenz, Handlungsbuchhalter.

Haubdl, Franz Xav., königl. Haupt-Münzwarden.
 Haubdl, Seb., königl. Professor an der polytechni-
 schen Schule.
 Hader, Anton, Schlossermeister.
 Haller, Anton, jun., Schlossermeister.
 Harold, Jakob Ludwig Freiherr von, königl. geh.
 Rath.
 Hartmann, Johann Jak., priv. Journierschneider.
 Haug, Hofglasler.
 Hazzi, Joseph von, großherzogl. Berg'scher Staats-
 rath.
 Helingrath, Karl August, königl. Regiments-
 Quartiermeister.
 Hermann, Dr. Franz Bernhard, königl. Universi-
 tätsprofessor und Vorstand des statistischen Bu-
 reau's im Minist. des Innern.
 Heß, königl. Hofbrunnenmeister.
 Hirsch, Joseph von, Banquier.
 Höß, Richard, königl. Professor.
 Hoffetten, Anton Friedrich von, königl. Ober-
 Appellationsgerichtsrath.
 Hoffetter, Paul, Zimmermeister.
 Holzapfel, Johann Nep., Lehrer an der Kreis-
 Landwirthschafts- und Gewerbeschule.
 Huber, Anton, Müller.
 Jank, Schlossermeister.
 Johannes, Stanislaus, Lehrer an der Kreis-
 Landwirthschafts- und Gewerbeschule.
 Kaiser, Dr. Cajetan Georg, königl. Lycéalprofessor
 und Professor der polytechnischen Schule.
 Kastenegger, Jakob, Siebmacher u. Witterfrider.
 Kirchmayer, Johann, Glasmacher.
 Kaufner, Ignaz, rechtskundiger Magistratsrath.
 Klenze, Leo von, königl. Kämmerer, wirtl. geh.
 Rath und Vorstand der obersten Baubehörde ic. ic.
 Klumpp, Karl, Baucondukteur.
 Knorr, Thomas, königl. General-Zolladministrator.

Knorr, Ludwig, Kaufmann, Wechselgerichts-Affessor und Magistratsrath.
 Kobell, Franz von, Dr. der Philosophie und Universitätsprofessor.
 Koss, Friedrich, Mechanikus.
 Kölbl, Alois, Schlossermeister.
 Krause, Ferdinand, Tischler.
 Krauseisen, Karl, königl. Hauptmann.
 Krebs, Joseph, Tapezirer.
 Kreitmayer, Johann, Stadtbrunnenmeister.
 Kröp, Emanuel, Lehrer an der Gewerbschule.
 Kron, Isidor, königl. Hofparfumeur.
 Kurz, von, königl. Conferator.
 Kuttner, Georg, königl. Landrichter.
 Laß, Karl Friedrich, Tischmacher.
 Lang, Eberhard, Feilenhaner.
 Laubensberger, Georg.
 Lattner, Johann Nep., Handelsmann.
 Leibl, Sebastian, Postkassenermeister.
 Leut, Kaufmann.
 Lesmüller, Gregor, Apotheker u. Magistratsrath.
 Liebherr, Joseph, königl. Professor an der polytechnischen Schule.
 Lungsmayr, Veno, Weinbändler u. Magistratsrath.
 März, Georg, Optikus im v. Hupfneiderschen Institut.
 Raffelt, Joseph Ant. von, königl. Wechselgerichts-Affessor und Inhaber mehrerer Fabriken u. c.
 Raßler, Joseph, Mechanikus im Hupfneiderschen Institut.
 Raierhofer, Barthol., Privatier.
 Raierl, Johann, Weinwirt.
 Raifinger, königl. Oberlieutenant.
 Ranhard, Jos., Mechanikus und Stadtmacher.
 Rarold, Karl, Spängler und Metallhohldreher.
 Martins, Dr. philos., königl. Universitätsprofessor u. c.
 Rarr, Arnold, Apotheker.

Maurer, Michael, königl. Baninspektor.
 Maier, Dr. Georg, königl. Professor.
 Maierhofer, Martin, königl. Major und Referent im Kriegsministerium.
 Mayr, Max August, Funktionär und Untervorsteher.
 Mayer, Anton, Lehrer der Physik u. c. an der Kreis-Landwirtschafts- und Gewerbschule.
 Mayer, Ernst, Bildhauer u. Professor an der polytechnischen Schule.
 Mayer, Joseph, Zeichnungslehrer.
 Medikus, Ludwig Ballroß, königl. Hofrath und Universitätsprofessor.
 Menz, Karl von, königl. Polizeidirektor.
 Merk, Benedikt, Juwelier.
 Mettingh, Karl Freiherr von, königl. Kämmerer und Forstmeister.
 Mensel, Gottlob, Spängler.
 Michel, Adolph Jos., Lakier.
 Mondschein, Anton, Apotheker.
 Montgelas, Max Graf von, königl. Kämmerer.
 Nagel, Heinrich von, königl. k. u. k. Registrator.
 Negrioli, Ludwig, Großhändler.
 Neustädter, J., Juwelier.
 Nietzhammer, Julius von, königl. Reichs- und Regierungsrath.
 Nussbaumer, Franz Lad., königl. Salzbeamter.
 Ostermaier, Joh. Jak., Stadtapotheker.
 Pauli, Friedr. Aug., königl. Obergeringenieur, Vorstand der polytechnischen Schule u. c.
 Pettenkofer, Dr. Franz, königl. Leibarzt und Medizinal-Affessor.
 Pössendacher, Johann, Hofschreinermeister.
 Pössendacher, Mathias, Buchdrucker.
 Pschorr, Georg, Bierbrauer.
 Rath, Peter, Mechanikus.
 Reiffenstuel, Max, Zimmermeister.

Niedl, Peter, Tischlermeister.
 Niedl, Leopold von, königl. Oberbaurath.
 Niemerschmid, Anton, Fabrikant.
 Ritter, Philipp Franz Freiherr von, königl. Kämmerer und geh. Rath.
 Rispfleyer, Wilh., königl. quiesc. Regiments-Auditor.
 Riezler, Franz Xaver, Kaufmann, Magistrate Rath und II. Bankdirector.
 Röden sch n s, Joseph, Tuchfabrikant.
 Röel, Joseph, Buchdrucker.
 Ruedorfer, Robert von, Banquier.
 Ruedorfer, Wilhelm von, Großhändler.
 Rüh, Fr. Anton, Krämer.
 S ch e g l, Friedrich, königl. Regierungsrath.
 S ch e n k, Friedrich von, königl. Director d. General-Bergwerks- und Salinen-Administration.
 S ch e r r u p p, Joseph, Teppichfabrikant.
 S ch i l d e r, Franz Sales von, königl. Staatsrath und Präsident des obersten Rechnungshofes.
 S ch i n d l e r, Anton, königl. Wechselgerichts-Affessor und Kaufmann.
 S ch l i c h t e g r o s s, Antonin von, königl. Oberbaurath.
 S ch m i d, Joseph, Hafnermeister.
 S ch m i d, J. Gabr., Eisenhändler.
 S ch m i d, Christoph, königl. Ober-Berg- und Salinenrath.
 S ch n e i d e r, Joseph, Kaufmann.
 S ch n e i t z e r, Joh. Kaspar, Fabrikant chirurgischer Instrumente.
 S ch o e p f, Lorenz, Lehrer an der königl. Kreis-Landwirthschafts- und Gewerbeschule.
 S ch ö r g, Franz, jun., Schlossermeister.
 S ch r a s s e n h a l l e r, Leonh., Gerstengraupenmüller.
 S ch r e i n e r, L., Fabrikant von Baumwollen- und Halbseldenwaaren.
 S ch r e i n e r, Alois, Wagenfabrikant.
 S ch r e n t, Karl Freiherr von, königl. Oberstudienrath.

S ch u l t e s, Dr. Julius Hermann, praktischer Arzt.
 S c h w a i g e r, Alois, Kaufmann und Inhaber einer Kesselpaar-Reinigungsanstalt.
 S e d e l m a i e r, Adalbert, Zengschmid.
 S e d e l m a i e r, Albert, Reilenhaner.
 S e i n s h e i m, Karl Graf von, königl. Staatsrath und Regierungspräsident.
 S i m m e r l e i n, Johann Stephan, Feingoldschläger.
 S o m m e r, Joseph, Linnen- und Damast-Fabrikant.
 S t e i n h e i l, Dr. Karl, königl. Conservator der mathematisch-physikalischen Sammlung.
 S t e i n d o r f, Kaspar von, II. rechtskund. Bürgermeister.
 S t e p h a n i, Wilhelm, Lehrer der prakt. Mechanik an der Kreis-Landwirthschafts- u. Gewerbeschule.
 S t i c h a n e r, Joseph von, königl. Staatsrath.
 S t i e b e r g e r, Franz Xav., Kaufmann und Magistrate Rath.
 S t i e g e l m a i e r, Joh. Bapt., königl. Professor und Inspektor der Erzgießerei.
 S t i l l e r, Robert Alexander, Mechanikus.
 S t i r n e r, Martin, Funktionär bei der Rechnungs-Commission der General-Fiskaladministration.
 S t i p p i n g e r, Martin, Zimmermeister.
 S t ö g m a y e r, Kajetan, jun., Bierbrauer.
 S t ö l z l, Johann Barth., königl. Ober-Berg- und Salinenrath.
 S t r e i c h e r, Sebastian, Lederfabrikant.
 S t r o b e l b e r g e r, Johann, Schwerfeger.
 T h i e r s c h, Dr. Friedrich, königl. Hofrath und Universitätsprofessor.
 U p s c h n e i d e r, Joseph von, königl. geh. Rath, Vorstand der polytechnischen Schule.
 V e r g e r, Ludwig Freiherr von, königl. Kämmerer.
 V e s p e r, Joseph Beno, Messerschmid.
 V o g e l, Karl von, auf Hsholding, Gold- u. Silberdraht-Fabrikant.

Borherr, Dr. Gustav, königl. Bau Rath.
 Bächter, Freiherr von, königl. württemb. Legations-
 Sekretär.
 Wagner, Fr. Mich. von, königl. General-Berg-
 werks- und Salinen-Administrator.
 Wallerstein, Dettingen-, Fürst, königl. Kron-
 obersthofmeister und Reichsrath.
 Wallerstein, Karl, Fürst von Dettingen-Dettingen
 und Dettingen-Wallerstein.
 Weichaupt, Karl, Hofsilberarbeiter.
 Weitzprächiger, Joseph, Lithograph.
 Welben, Karl Freiherr von, königl. Kämmerer und
 Regierungsrath.
 Welsch, Johann Bapt., königl. Ober-Appellations-
 gerichtsrath.
 Wendi, Christ. Ernst von, königl. geh. Hofrath und
 pens. Universitätsprofessor.
 Wengert, Glafer und Glashändler.
 Werther, Ludw., Geschäftsführer bei Hrn. Manhardt.

Weyher, Jos., königl. Forstrath und Forsthauptbuch-
 halter.
 Beweld, Joh. Bapt. Frhr. von, königl. Kämmerer.
 Ministerialrath und Vorstand der Strafanstalten,
 Wiedert, Joseph, Fabrikant chirurg. Instrumente.
 Widmann, Ludwig, Stadtapotheker.
 Wiedermann, Jg., Schlossermeister und Maschinist.
 Wild, Dr. Franz, Hofbuchdrucker.
 Wirsching, Dr. Ludwig von, königl. Staatsrath
 und Staatsminister der Finanzen.
 Wittenberger, Joseph, Hof-Wachstlichterfabrikant
 und Magistratsrath.
 Zeller, Leonhard, königl. Artillerie-Oberlieutenant.
 Zierl, Dr. Lorenz, königl. Universitätsprofessor.
 Zimmermann, Heinrich, Buchhalter.
 Zöll, Joseph, Buchbinder.
 Zuccarini, Dr. Jos., königl. Universitätsprofessor.
 Zu Rhein, Freiherr von, königl. Kämmerer und
 Ober-Appellationsgerichtsrath.

B. Auswärtige Mitglieder.

Kah, Franz, Brauereibesitzer in Kauenthal.
 Adam, Nikolaus, Fabrikant chemischer Produkte in
 Heimbosen.
 Alliofi, Al., königl. Landrichter in Garmisch.
 Andrian, Ferd. Frhr. von, königl. Kämmerer und
 Regierungs-Präsident in Baireuth.
 Anton, Friedrich, Tabakfabrikant in Gränzbach.
 Armanseperg, Ludwig Graf von, königl. Kämme-
 rer, Staatsminister und Reichsrath in Egg bei
 Deggendorf.
 Arzberger und Sohn, Lederfabrikanten in Dörfles.
 Aufseß, Freiherr von und zu, königl. Kämmerer
 in Aufseß.

Auracher, Georg, königl. Landrichter in Haag.
 Arter, Ludwig Freiherr von, königl. Kämmerer und
 Untabbesitzer in Regensburg.
 Bader, Richard, Posamentirer in Bamberg.
 Baumann, Gg. Al., Gürtlermeister in Ingolstadt.
 Baur, Jakob, fürstl. Dettingischer Stadt- und Herr-
 schaftsrichter in Dettingen.
 Beckh, Georg Adam, Drapfabrik-Eigenthümer in
 Schwabach.
 Beißer, Herrmann von, königl. Regierungs-Prä-
 sident in Landshut.
 Beitzler, J. M., königl. Gymnasial-Professor in
 Dillingen.

Berger, Adolph, Dr. med. und Leon. Drahtfabrik-
Besitzer in Schwabach.

Bergmann, Franz von Paula, königl. Bergmeister
in Bergen.

Berks, Dr. Fr., königl. Regierungs-Direktor in
Landshut.

Bernach, Mathäus, königl. Bezirks-Ingenieur in
Deggendorf.

Bernheim, Dr. H., königl. Lehrer an der Kreis-
Landwirtschafts- und Gewerbeschule in Kaisers-
lautern.

Bernkhan, Karl von, königl. Krankenhaus-Inspek-
tor in Landau.

Bertels, Karl August, königl. Salinen-Inspektor in
Traunstein.

Berthold, Johann Michael, Lebzelter und Magi-
stratrath in Ingolstadt.

Bestelmayer, Georg, Tabakfabrik-Besitzer in
Nürnberg.

Biber, Anton, Pianoorte-Fabrikant in Nürnberg.

Blank, Joseph, Schleif- und Poliermüller in Augs-
burg.

Böcking, Richard, Kaufmann in Kaiserslautern.

Bohonowsky, Dr. Joseph, königl. Regierungsrath
in Würzburg.

Bonschab, Joseph, Bierbrauer in Ingolstadt.

Bornhäuser & Fromann, Beinschwarzfabrikanten
in Deggendorf.

Branka, Max von, königl. Landgerichts-Assessor in
Nibling.

Braun, Leonhard, Fabrikant in Wunsiedel.

Braunsberg, Ph. W., Rothgerber in Frankenthal.

Buchner, J. Chr., Kaufmann in Rüggen.

Bullinger, Alois, Kaufmann in Christgarten.

Burgelt, Albert, Fabrikant in Heilbrunn.

Campe, Dr. Friedr., Buchhändler und Magistrats-
rath in Nürnberg.

Chandon, Bürgermeister in St. Ingbert.

Clauß, Peter, Ledermanufaktur-Besitzer in Selt-
mans.

Elpsen, Karl Ferd. Frhr. von, königl. Kammerer
und Gutsbesitzer in Gern.

Cramer, Albert Jos., Fabrikant in Nürnberg.

Dall'Armi, Joseph von, jun., Gutsbesitzer zu
Bernried.

Dall'Armi, Joseph von, königl. Landrichter in
Mühlstorf.

Dannheimer, Tobias, Buchdrucker und Buchhänd-
ler in Kempten.

Deffauer, Alois, Kaufmann und Fabrikant in
Nischaffenburg.

Deuringer, Joseph, Bierbrauer und Oekonom in
Geisensfeld.

Dingler, Dr. Gottfried, Fabrikant in Augsburg.

Dingler, Christ, Mechanikus in Zweibrücken.

Disqué, Ludwig, Müller in Knittelsheim.

Dobmayer, Karl, Maurermeister in Kellheim.

Dobmayer, Michael, königl. Bezirks-Ingenieur in
Ingolstadt.

Dörler, Jg. Jaf., Oekonom in Knittelsheim.

Dormiger, Karl, Tuchfabrikant in Fürtz.

Dreher, Nikolaus, Schreinermeister in Speier.

Edel, G., königl. Regierungs-Assessor in An-
sbach.

Eckhart, Adolph Jos. von, königl. Landrichter und
Stadtcommissär in Würzburg.

Eichler, Karl, Zeichnungslehrer an der Landwirth-
schafts- und Gewerbeschule in Passau.

Eimann, Bürgermeister in Frankenstein.

Einsels, Dr. Aug., königl. Professor in Landshut.

Eubred, G. Martin, Lehrer der Mathematik an der Landwirthschafts- und Gewerbeschule in Freising.

Ertel, Johann Georg, königl. Landrichter zu Pegnis in Schnabelwald.

Exter, Karl, Schaffner der geistlichen Stiftungsgüter in Zweibrücken.

Fyffelslein, Georg Friedr., gräfll. Castell'scher Herrschaftsrichter zu Burghauslach.

Faber, Johann Georg Eberhardt, königl. Regierungsrath in Spreyer.

Fikentscher, Fldr. Joseph, Gutsbesitzer und Chemiker in Buchhof bei Straubing.

Fikentscher, Wolfgang Kaspar, Fabrikhaber in Redwitz.

Folz, Gabriel, Bezirksbauschaffner in Speier.

Forsteneichner, Franz Xaver, Hafnermeister in Freising.

Forster, Carl, Rattun-Manufaktur-Besitzer und Magistratsrath in Augsburg.

Fröhlich, Joh. Christ. von, Rattun-Manufaktur-Besitzer in Augsburg.

Fuchs, Friedr., herzogll. Leuchtenberg'scher Bergrath in Ober-Eichbät.

Fuchs, L., Feingoldschläger in Zürich.

Funk, G. A. und Sohn, Fabrikanten in Emskirchen.

Jänaroß, Dr., Aug. Em., königl. Lycealprofessor und Lehrer an der Kreis-Landwirthschafts- und Gewerbeschule zu Regensburg.

Mareis, von, Herrschaftsrichter in Miltach.

Meyer, Peter Joseph, Dr., königl. Universitäts-Professor in Würzburg.

Meiger, Franz, königl. Landrichter in Bamberg.

Gemeiner, Louis, Maschinenfabrikant in Aschaffenburg.

Gerstner, Joseph, königl. Landrichter und Stadt-Commissär in Ingolstadt.

Gewerbverein der Maurer, Kaminseher, Hafner, Glaser und Maler in Reichenhall.

Gewerbverein der Zimmermeister in Reichenhall.

Gewerbverein der Schuhmacher in Lindau.

Gewerbverein der Tischler, Schlosser, Uhrmacher, Büchsenmacher, Würtler, Spängler, Drechsler und Kunstschleifer in Reichenhall.

Gewerbverein der Lederer, Weißgerber, Hutmacher und Buchbinder in Reichenhall.

Gewerbverein der Schmiede, Wagner, Glockengießer, Zinngießer, Feilenhauer und Drahtzieher in Reichenhall.

Giech, Karl Friedrich, Graf von, königl. Kämmerer und Regierungs-Präsident ic. in Ansbach.

Gienanth, Ludwig von, Fabrikbesitzer in Hochstein.

Gierer, Zeichnungslehrer an der Landwirthschafts- und Gewerbeschule zu Hürth.

Gigl, Anton, Graf Preysing'scher Herrschaftsrichter in Prien.

Girtl, Mathäus, Med. et Chirurg. Doctor in Lindau.

Glas, Benedikt, Besitzer des Wälsauer Hammerwerks bei Redwitz.

Glas, Kasimir, Dr. Med. in Gränzbach.

Glasser, Dr. Heinrich, Professor der Mathematik am Gymnasium und Lehrer an der Landwirthschafts- und Gewerbeschule in Erlangen.

Gmeiner, Heinrich, Bleichfabrik-Inhaber in Laufach.

Godin, Leonhard, Freyh. von, königl. Kämmerer und Regierungsdirektor in Landshut.

Gögger, Jakob, städtischer Werkmeister in Lindau.

Göpf, Joh. Nep., Commis in Nürnberg.

Ouvillet, Alexander, Apotheker in Kronach.

Grauvogel, Max Jos. von, königl. Oberaufschläger in Augsburg.

Grauvogel, Kav. von, königl. Straßen- und Wasserbau-Inspcctor in Augsburg.

Grefes, Joh. Christ. Adam, königl. Landrichter in Hassfurt.

Grosch, Franz Bernhard, königl. Landrichter in Freising.

Grosch, Johann Konrad, Messerschmiedmeister in Lindau.

Guiot du Ponteil, Heinrich Graf von, königl. Kämmerer, Obristlieutenant und Commandant des dritten Jäger-Bataillons in Bamberg.

Gumperz, Gebrüder, Fabrikanten in Fürth.

Gutermann, Johann von, Besitzer einer Gold- und Silberdraht-Geßinnst- und Treßsen-Fabrik in Augsburg.

Haag, Andreas, Zimmermeister in Kaufbeuren.

Haas, Richard, königl. Rektor der Kreis-Landwirthschafts- und Gewerbeschule in Kaiserslautern.

Hafenbradt, Alois Frhr. von, königl. Kämmerer und Gutbesitzer in Schloßau.

Hagen, Erhard von, rechtsanbiger Bürgermeister in Baireuth.

Haller, Joh. Baptist, Realitätenbesitzer und Stiftungspfleger in Berchtesgaden.

Harl, Joh. Paul, königl. Hofrath und Universitäts-Professor in Erlangen.

Hartmann, Joseph, Apotheker in Schwabmünchen.

Hartmann, Joseph Friedrich, Bürgermeister in Marktbreit.

Hartmann, Max, königl. Bezirks-Ingenieur in Neumarkt.

Hauber, Joseph, Pfarrer in Lindenberg.

Haunold, Johann Eberhardt, königl. Landrichter in Bohenstreuß.

Heigel, Barth., Zimmer-, Brunn- und Werkmeister in Freising.

Heimpel, Christian, Partikulier in Lindau.

Heinig, Frhr. von, königl. Kämmerer und Untobesitzer in Töppen.

Heinzelmann, Joh. Georg, Kaufmann in Kaufbeuren.

Heller, Andreas, königl. Hofgärtner und Lehrer an der Landwirthschafts- und Gewerbeschule in Aschafenburg.

Herberger, Eduard, Dr. und Apotheker in Rheingabern.

Herder, Emil Gottfried von, königl. Regierungs- und Kreisforstath in Augsburg.

Heumann, Christian Karl, Apotheker in Baireuth.

Hilpert, Georg, Baumwollenwarenen-Fabrikant in Nürnberg.

Hilz, Dr. Franz Seraph, königl. Landgerichtsarzt in Abensberg.

Hirsch, Heinrich Joseph, Tünchnermeister in Aschafenburg.

Höhsel, Wigand Ignaz, Handelsmann in Wellheim.

Höhsel, Johann, Mechanikus in Augsburg.

Hößlin, Balthasar von, technischer Stadtbaurath in Augsburg.

Hohe, Gust., königl. Regierungsrath in Landshut.

Hollenbach, Christian, Zeichnungslehrer an der Landwirthschafts- und Gewerbeschule in Landshut.

Hornstein, Karl, königl. Lehrer der Kreis-Landwirthschafts- und Gewerbeschule in Passau.

Horst, Michael, königl. Lehrer an der Kreis-Landwirthschafts- und Gewerbeschule in Passau.

Huber, Michael, Farbensabrikant in Haidhausen.

Huber, Simon, königl. Salinen- u. Baumaterial-Verwalter in Rosenheim.

Huber, Georg, königl. Bergmeister in Königshütte.

Hurt, Friedrich Carl, Graf Ingger'scher Herrschaftsrichter in Lürtheim.

Husemann, Ludwig, königl. Professor in Würzburg.

Hutter, königl. Lehrer an der Kreis-Landwirthschafts- und Gewerbeschule in Regensburg.

Kandel, Gemeinde im Kanton gleichen Namens, Pfalz.

Kasper, Heinrich, Papierfabrikant in Philippsburg.

Karlinger, Joseph, Handelsmann in Nießbach.

Karman, Johann, Bauwerkmeister in Rosenheim.

Kastner, Carl Wilhelm Dr., königl. Hofrath und Universitäts-Professor in Erlangen.

Kiefelin, Stiftungs-Administrator und Architekt in Lindau.

Kirchbaurer, Alois von, königl. Rentbeamter in Kellheim.

Kittel, Dr., königl. Special-Professor und Rektor der Landwirthschafts- und Gewerbeschule in Aschaffenburg.

Klaus, Fabrikant in Seltmans.

Knoor, Joseph, königl. Bergmeister in Berchtesgaden.

Koch, Carl Friedrich, königl. Landcommissär in Speier.

Köck, Johann Baptist Frhr. von, königl. Kämmerer und Obristleutnant in Passau.

Köhle, August Dr., königl. preuß. Finanzrath in Marienburg.

Köllmayr, Anton, Lehrer an der Landwirthschafts- und Gewerbeschule in Landshut.

König und Bauer, Maschinen-Fabrik-Besitzer in Oberzell.

Köppel, Johann, Kupferschmied in der Vorst. Ku.

Kolb, Soppian, Kaufmann und Fabrikant in Daireuth.

Köfler, Franz, Bierbrauer in Ingolstadt.

Krämer, Hüttenwertheßiger in St. Ingbert.

Krämer, Carl Friedrich, Apotheker in Breisling.

Krämer, Nikolaus Gottfried, Kaufmann und Inhaber einer Backstube in Regensburg.

Krafft, Alexander, Regierungs- und Kreisbaurath in Daireuth.

Kreitmayer, Ignaz Frhr. von, königl. Kämmerer und Gutsbesitzer in Haglosen.

Krüger, Heinr. Carl, Lehrer an der Landwirthschafts- und Gewerbeschule in Erlangen.

Kunemann, Gott., Besizer einer Fabrike für chemische Produkte bei Nießbach.

Kurz, Georg Anton, Apotheker in Lohr a. M.

Die Stadt Kufel für die lateinische Schule daselbst.

Lammer, Ferdinand, erster rechtkundiger Bürgermeister in Erlangen.

Landauer, Andreas, Bürgermeister in Passfurth.

Lang, Gebrüder, Luchfabrikanten in Zweibrücken.

Langenmantel, Johann Bapt. von, königl. Kreis-Baurath in Augsburg.

Lanter, Johann Georg, Fabrikant in Nürnberg.

Leo, Franz Dr., Vorstand der königl. polytechnischen und Kreis-Landwirthschafts- und Gewerbeschule in Augsburg.

Lerchenfeld, Max Frhr. von, königl. Staatsminister und königl. bayer. Gesandter in Wien.

Lerchenfeld, Phil. Graf von, königl. Regierungs-Präsident in Würzburg.

Lez, Joh., fürstl. Thurn und Taxischer Herrschaftsrichter in Sulzheim.

Lichtenberger, Kasimir, Fabrikant in Speier.

Lichtenstern, Carl Fr. Frhr. von, königl. Landrichter und Gutsbesitzer in Neustadt.

Liebherr, Benedikt, Mechanikus und Tuchfabrikant in Landshut.

Lieberer von Lieberstern, Dr., Vorstand einer männlichen Erziehungsanstalt und Rektor der Landwirtschafts- und Gewerbschule in Erlangen.

Lindenfels, Karl Frhr. von, königl. Kammerjunker und Regierungs-Ressessor in Ansbach.

Lobenhöfer, Philipp, Tuchfabrikant und Kaufmann in Wörth.

Löber, Sigmund, Apotheker in Erting.

Lorber, Carl Sigmund, Bürgermeister in Landshut.

Lugenberger, Joseph, königl. Landrichter in Trostberg.

Magistrat in Kösting.

Magistrat in Lindau.

Mäier, Carl Andrä, Dr., königl. Advokat in Bilsbiburg.

Masser, Joh. Nep., Uhrmacher und Organist in Ingolstadt.

Martini, Clemens, Inhaber einer Bleich- und Appretur-Anstalt in Haunstein.

Martius, Dr. Theodor, Apotheker in Erlangen.

Marshall, Carl, königl. Advokat in Passau.

Mayer, Max, Schmelztiegel-Fabrikant in Hafnerzell.

Mayer, Georg, Wabbesitzer in Weizhausen.

Mebius, Dr. Friedr., Rektor der Landwirtschafts- und Gewerbschule in Ingolstadt.

Meißner, Laver, königl. Lycealprofessor und Lehrer der Mathematik und Physik an der Landwirtschafts- und Gewerbschule in Freising.

Mendel, Ferdinand von, königl. Lehrer der Landwirtschafts- und Gewerbschule in Kaiserslautern.

Merkel, Friedrich, Papierfabrikant in Nürnberg.

Meyershofer, Rudolph, Gutsbesitzer in Mittelsheim.

Müller, Daniel Ernst Dr., königl. Forstmeister und Besitzer einer Steingutfabrik in Damm.

Müller, Friedrich, Farbenfabrik-Besitzer in Birnbaum.

Müller, königl. Landcommissär in Germersheim.

Müller, Michael Friedrich, königl. Landrichter in Herzogenaurach.

Müller, Philipp David, Pfarrer und Consistorialrath in Ergersheim.

Mündler, D. P., königl. Subrektor der Landwirtschafts- und Gewerbschule in Kempten.

Nadler, Joseph, königl. Bezirks-Ingenieur in Regensburg.

Niggel, Joseph Anton, Handelsmann in Tölz.

Nertzel, Georg Friedrich von, Bürgermeister in Hof.

Ottmann, Bürgermeister in Winnweiler.

Pastolini, Ignaz, Glockengießer in Ingolstadt.

Pauer, Joseph, Kaufmann in Passau.

Paur, Joseph, Bürgermeister und Apotheker in Traunstein.

Pechmann, Wilhelm Frhr. von, königl. Landgerichts-Ressessor in Reichenhall.

Petersen, Wilh., königl. Landcommissär in Landau.

Plätsch, Adrian, Landwirth in Kaiserlautern.

Poll, M. Nep., Gutsbesitzer in Kallersheim.

Popp, Heinrich Carl, kais. Primat'scher Hofapotheker in Regensburg.

Porth, Johann Georg, Uhrmacher in Germersheim.

Poschinger, Michael von, Besitzer mehrerer Glösfabriken und des Patrimonial-Gerichts Oberfraunman.

Foschinger, Benedikt von, Glasfabrikant, Gutsbesitzer in Dierzwißelau.

Frantl, Clemens, königl. Wechsel- und Merkantil-Gerichts-Ässessor, Magistratsrath, Leihhaus-Inhaber und Kaufmann in Landshut.

Fuchner, Johann Nepomuk, königl. Lehrer der Kreis-Landwirthschafts- und Gewerbeschule in Regensburg.

Fuñlle, Ludw., königl. Hofbau-Conditeur in Nymphenburg.

Furrainer, Georg, königl. Bezirks-Ingenieur in Kaiserlautern.

Gaquet, Bürgermeister in Ditzberg.

Gattinger, Joseph, königl. Kreis-Ingenieur in Würzburg.

Geyer, Franz Xaver, königl. Landrichter in Landau an der Isar.

Reichenberger, J. M., Drahtschütten-Besitzer in Gräfenreuth.

Reichlin-Meldeg, Leopold Frhr. von, königl. Hauptmann und Commandant der vereinten Minneur- und Sapeur-Compagnien in Ingolstadt.

Reigerberg, Thadäus Frhr. von, königl. Stadtcommissär in Neuburg.

Reiser, Daniel, Maurermeister in Germersheim.

Reißmann, D. H., Subrektor an der Landwirthschafts- und Gewerbeschule in Lindau.

Reroth, Johann Ludwig, Hammerwerkbefitzer in Hoppach.

Riederer, Joh. Dr., königl. Lycéal-Professor und Rektor der Landwirthschafts- und Gewerbeschule in Freising.

Rischner, Franz, gewerkschaftlicher Obergerichter in Hammerau.

Rößler, Joseph, Bauwerkmeister in Erding.

Rotenhan, Hermann Frhr. von, königl. Kämmerer, Gutsbesitzer in Markt Rentweinsdorf.

Rotenhan, Julius Frhr. von, königl. Kämmerer und Landrichter in Kissingen.

Roth, Friedrich Wilhelm, königl. Stadtkommissär in Memmingen.

Rüth, Franz Karl, Zeugfabrikant in Mitterteich.

Rüßheim, Gemeinde im Ranton Randel, Pfalz.

Rummel, Philipp Ernst, Hohenloß. Schillingesfürstlicher Herrschaftsrichter in Schillingesfürst.

Rupprecht, Ferdinand, Gutsbesitzer in Bolanden.

Rupprecht, Georg Ludwig Frhr. von, Großhändler in Lindau.

Salomon, Johann Daniel, Bürgermeister in Herbrad.

Sand, Johann Friedrich, königl. Advokat in Bunsiedl.

Sattler, Wilhelm, Kaufmann und Fabrikbesitzer in Schweinfurt.

Saßinger, Johann Georg, rechtskundiger Magistratsrath in Regensburg.

Schab, Joseph von, Berg- und Salinen-Praktikan in Weiskammer.

Schach, Thadäus von, königl. Regierungs- und Kreis-Fiskalrath in Augsburg.

Schader, Franz, Spänglermeister in Freising.

Schäpfel, Ferd. Frhr. von, königl. Kämmerer und Deputirter in Augsburg.

Schallhauser, Friedrich, Drahtfabrikant in Schwabach.

Scharrer, Johann, Vorstand der polytechnischen Schule in Nürnberg.

Schatte, Joseph Frhr. von, königl. Kämmerer und Landrichter in Landshut.

- Schenk, Ernst von, königl. Staatsrath und Regierungs-Präsident in Regensburg.
- Schleinitzer, Ignaz, Oekonom in Ergoldsbach.
- Schmauß, Ferdinand, Major im königl. bayer. Ingenieur-Corps und Festungs-Baudirektor in Gernersheim.
- Schmid, Fr. X., 1. Hüttenmeister in Weperhammer.
- Schmid, Dr. Theodor, Besitzer einer Steingutfabrik in St. Georgen.
- Schmidt, G. H., Apotheker in Wemding.
- Schmidt, Georg, herzogl. Leuchtenberg'scher Oberbeamter des Eisenhüttenwerkes D. Eichstädt.
- Schmudermaier, Barthol., Rektor der Landwirthschafts- und Gewerbeschule in Landsbut.
- Schneider, Alois, Handelsmann und Oekonom in R. Sonthofen.
- Schneider, Joh. Paul, Weingastgeber und Essigsabrikant in Straubing.
- Schneider, Joseph, Hammerschmiedemeister in Gauting.
- Schniglein, Johann Wilhelm, Dekan und Stadtpfarrer in Roth.
- Schober, Georg Christian, königl. Polizei-Commissär in Amberg.
- Schönwald, Adolph, Oberst und Bürgermeister in Fürth.
- Schrenker, L., Steingut-Fabrikant in Dietfurt.
- Schröder, Heinr., königl. Professor der Physik und reinen Mathematik in Solothurn.
- Schüler, Dr. Paul, Rektor der königl. Landwirthschafts- und Gewerbeschule in Fürth.
- Schulz, Georg Friedrich Wilhelm, Konfistorialrath und Stadtpfarrer in Speier.
- Schum, F., königl. Posthalter in Pappenheim.
- Schur, Andreas, Barometerfabrikant und Kunstglaser in Memmingen.
- Seefinger, Jak., königl. Lehrer an der Landwirthschafts- und Gewerbeschule in Amberg.
- Seer, Johann Thadd., gewerkschaftlicher Berg- und Hüttenverwalter an der Karolinenhütte in Aqthall.
- Seifing, Joh. Georg, königl. Appellationsgerichts-Direktor in Bamberg.
- Seimel, Jakob, Obergärtner in Vogenhausen.
- Späth, Jos. Wilh., Mechanikus und Besitzer einer Kunstmahlmühle in Nürnberg.
- Sponseldner, Martin, königl. Bergmeister in Sonthofen.
- Stabler, D. A., Chef und Besitzer der Porzellan-Fabrike zu Bruckberg.
- Städtler, Friedr., Besitzer einer Nähmadel-Fabrike in Schwabach.
- Stahl, Dr. Wilh., königl. Lehrer an der Landwirthschafts- und Gewerbeschule in Fürth.
- Stauber, Max Nepomuk, Apotheker in Straubing.
- Steigermühl, Franz, Glasfabrikant in Theresenthal.
- Stein, Friedrich, Eisenwerks-Besitzer in Lohr a. M.
- Stengel, Frhr. von, königl. Regierungs-Präsident in Augsburg.
- Stier, Joseph, königl. Landrichter in Regensburg.
- Stobach, Carl Albert, königl. Rentbeamter in der Vorstadt Au.
- Strauß, Georg Friedr., königl. Bezirks-Ingenieur in Speier.
- Strehel, Friedrich, königl. Subrektor der Landwirthschafts- und Gewerbeschule in Ansbach.
- Streber, Jos. Eberhard von, königl. Bergmeister in Bodenmöhr.
- Strehler, Ludw., königl. Lehrer an der Landwirthschafts- und Gewerbeschule in Jugschadt.

Streiter, Friedrich, Ingenieur in Kleinheubach.
 Stürmer, Franz, königl. Hüttenmeister in Schüttenbühl.
 Tann, Heinr. Fehr. van der, königl. Kämmerer in Tann.
 Tauscher, Franz, Gastwirth und Bierbrauereibesitzer in Lindau.
 Trieb, Math., königl. Rektor der Landwirtschafts- und Gewerbeschule in Amberg.
 Umrath, Christian Friedr., Fabrikant in Rosenheim.
 Unger, Franz, Magister der Pharmazie und Apotheker in Ofen.
 Ungerland, Carl, Bürgermeister in Windsheim.
 Umrath, Joseph, rechtskundiger Bürgermeister in Passau.
 Vincenti, Aug. von, königl. Landrichter in Straubing.
 Böckel, Jaf., Dr. med. in Gränzbath.
 Waizinger, Augustin, Bräuhäusbesitzer in Wiesbach.
 Waldmann, Jakob, Artillerie-Oberlieutenant und Inspektor der königl. Gewerfabrik in Amberg.
 Wandner, Dr. Joh. Bapt., königl. Pcealprofessor und Rektor der Kreis-Landwirtschafts- und Gewerbeschule in Regensburg.
 Weber, Franz Mart., königl. Hofapotheker in Aischaffenburg.
 Weech, v., Hammerguldbesitzer in Dorschenhammer.
 Weidner, Georg, königl. Landbaumeister und Inspektor in Ansbach.
 Weidner, Jos., Gutsbesitzer in Geraadmühl.

Weissenbach, Joh. Mich., Mechanikus in Grödenbach.
 Welfer, Marc. Theob. Fehr. von, Gutsbesitzer in Wellenberg.
 Wetß, Joh. Nil., Rothgerbermeister in Dinkelsbühl.
 Wegler, Ignaz, Apotheker in Günzburg.
 Widmann, königl. Landrichter in Moosburg.
 Wiesenfeld, Carl, Professor der Baukunst am polytechnischen Institute in Prag.
 Wieninger, Gottlieb, Bierbrauer in Bilsbosen.
 Windorfer, Joseph, Kaufmann und Oekonom in Rötting.
 Winkler, Franz Seraph, Apotheker und Bürgermeister in Wasserburg.
 Wittmann, Franz Xaver, Bierbrauer und Oekonom in D. Haunstadt.
 Wöhrnig, Mathias, königl. Stadtkommissär in Erlangen.
 Wolf, Johann Christ. Heinrich, Stadtapotheker in Rödtingen.
 Wolff, J. W., Metallwaaren-Fabrikant in Schweinsfurt.
 Wrede, Karl Fürst von, königl. Regierungs-Präsident und Landwehr-Kreis-Commandant in Speyer.
 Wucherer, Karl Friedr. Otto Ludwig, königl. Lehrer in Ansbach.
 Yrsch, Friedrich Graf von, königl. Kämmerer und Gutsbesitzer in Freyham.
 Zauneder, Georg, Färber und Bürgermeister in Eggenfelden.
 Zorn, Gabr., Kunst- und Schönfärber in Augsburg.

C. Ehren-Mitglieder.

Arndt, Anton Wilhelm, königl. preussischer Hofam-
merath in Arnberg.

Baumeister, Johann Sebald, königl. württembergi-
scher Professor der Zeichenkunst in Schwäbisch-
Gmünd.

Baumgärtner, königl. preussischer geheimer Rath,
General-Consul und Buchhändler in Leipzig.

Beuth, Ritter von, königl. preussischer wirklicher gehei-
mer Ober-Regierungsrath und Direktor der tech-
nischen Gewerbe-Deputation in Berlin.

Dalwig, Baron von, k. k. russischer Oberstlieute-
nant, Ritter etc. in Petersburg.

Eckhardt, großherzogl. hessischer Ministerialrath in
Darmstadt.

Eytelwein, J. A., Ritter, königl. preussischer Ober-
landbau-Direktor in Berlin.

Fernssac, von, Stabsoffizier im königl. französi-
schen Generalstabe in Paris.

Gille, Thomas Esq., Herausgeber des Technical
Repository in London.

Göbel, königl. preussischer Regierungsrath in Erfurt.
Halbritter, E. Fr. von, königl. bayer. Regierungs-
Direktor und erster Vorstand der polytechnischen
Schule in Würzburg.

Hammer Schmid, Karl E., Dr. der Rechte, Mit-
glied der juristischen Fakultät, der k. k. landwirth-
schaftlichen Gesellschaft von Wien.

Hean, Ritter von, königl. preussischer geheimer Rath
in Wien.

Jenz, Dr. und Professor an der k. k. Universität in
Wien.

Kreuzberg, Dr. R. J., Cbemiker in Prag.

Krigar, königl. preussischer Oberberg-rath in Berlin.

Langendorf, Dr., großherzogl. badischer geheimer
Hofrath und Professor in Heidelberg.

Leinselder, Tuchfabrikant in Eupen in den Nieder-
landen.

Mitis, Ritter Ignaz von, Berordneter des k. k.
österreich. Landstandes in Wien.

Oberthür, Franz, Dr. der beiden Rechte und der
Theologie, geheimer geistlicher Rath und Dom-
kapitular etc. in Würzburg.

Pöppe, J. G. R. Dr., königl. württembergischer
Hofrath und Professor in Tübingen.

Precht, Joh. Jos. Dr., k. k. Regierungsrath und
Direktor des polytechnischen Instituts in Wien.

Rudberg, Doktor der Philosophie und Professor der
Physik in Stockholm.

Schäppler, Adolph von, königl. bayr. Consul in
London.

Schinkel, Ritter, königl. preussischer geheimer Ober-
bau-rath und Professor in Berlin.

Specz, Ritter von, k. k. ord. Professor der Chemie an
der Iheresianischen Ritterakademie in Wien, Bei-
sitzer der Gerichtstafel der löbl. Berggräber, wie
auch jener der Vorfeder Gespannschaft in Ungarn.

Stieglist, Christ. Rudw. Dr., Senator und Rano-
nikus in Leipzig.

Strömm, Bergmeister in Christiania.

Ußneider, Paul, Fabrikant und Ritter der fran-
zösischen Ehrenlegion in Saargemünd.

Weinbrenner, Ritter, großherzogl. badischer Ober-
banddirektor in Karlsruhe.

Wöhler, Dr., pr. Sekretär der Gesellschaft zur
Beförderung nützlicher Künste in Frankfurt.

Woltmann, Reinhard, Baudirektor in Hamburg.

D. Central-Verwaltungs-Ausschuß.

Beamte und Mitglieder für das Jahr 1840.

Vorstand: Freiherr von Welben.

Stellvertretender Vorstand: J. A. Pauli.

Sekretär: Dr. C. G. Kaiser.

Stellvertretender Sekretär: Fr. Kav. Haindl.

Kassier: J. Viechl.

Redaktions-Comité:

Dr. C. G. Kaiser. E. Deßberger. Dr. H. Alexander.

A. Bezold.

Th. Böhm.

H. Cloeter.

Dr. J. A. Fuchs.

J. v. Haggi.

F. Klaußner.

K. Krageisen.

E. Krög.

S. Leibel.

J. Liebherr.

E. Mayer.

A. Niemerschmidt.

E. Schmiß.

J. C. Schnetter.

L. Schreiner.

Dr. J. H. Schultes.

Dr. Steinheil.

J. B. Stögl.

J. v. Uffschneider.

L. Widmann.

Dr. L. Zierl.

Dr. Zuccarini.

E. Answärtige correspondirende Ehren-Ausschuß-Mitglieder.

Elsen, Freiherr von, in Bern.

Ebel, Georg, in Ansbach.

Giesch, Graf von, in Ansbach.

Herberger, Dr. Eduard, in Rheinzabern.

Hohe, Gustav, in Landshut.

Horn, Franz Philipp, in Würzburg.

Kittel, Dr., in Aschaffenburg.

Liederer von Liedersdorf, Dr., in Erlangen.

Martius, Dr. Theodor, in Erlangen.

Niederer, Dr. Johann, in Freising.

Scharrer, Johann, in Nürnberg.

Schüler, Dr. Paul, in Gütis.

R u n f t = u n d G e w e r b e = B l a t t

des polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern.

Sechszwanzigster Jahrgang.

Monat Jänner 1840.

Verhandlungen des Vereines.

In den sieben letzten Sitzungen des verfloffenen Jahres wurden ausser den kleineren inneren Angelegenheiten hauptsächlich nachstehende Gegenstände von dem Central-Verwaltungs-Ausschusse verathen und erlediget:

- 1) An das königliche Ministerium des Innern wurden der erhaltenen höchsten Aufträge und gemachten Mittheilungen zur Folge Berichte erstattet über die bestrittene Dauerhaftigkeit des englischen Maschinengarnes, dann über die Concurrenz der Hand-Flachsweberei mit der Maschinen-Flachsweberei, und endlich über die Errichtung einer Haarf- und Flachsweberei in Bayern.
- 2) Daselbe königl. Ministerium verlangte sorgfältige Prüfung und Gutachten einer Maschine vom Mechaniker Grimpé in Paris zur Verarbeitung des Holzes, welchem alsobald entsprochen wurde.
- 3) Eben so forderte dasselbe königl. Ministerium gutachtliche Würdigung und Aufklärung
 - a) über einen höchsten Ortes eingereichten Vorschlag zur Bereitung des Kartoffelbrodes;

- b) über Verfertigung von endlosem Papiere;
- c) über eine Dampf-Luftschiffahrts-Maschine;
- d) über einen in No. 27 und 28 des Kölner Gewerbevereinsblattes beschriebenen und verbesserten Apparat zur Reinigung der Wäsche mit Dampf;
- e) über die Beschaffenheit der in Ebnkofen verfertigten und von dorthier eingesendeten Schmelztiegel.
- 4) Die königl. Regierung von Oberbayern verlangte Gutachten über eine in Vorschlag gebrachte Feuerlöschmaschine, und über die Ausführbarkeit einer kalten Vergoldung und Versilberung für Messingstäbe, letzteres zur Entscheidung einer Privilegien-Streitsache.
- 5) Die königl. Regierung der Oberpfalz wünschte Aufschlüsse über die Befugnisse und Gewerbs-Grenzen der Zeugmacher und Lederer.
- 6) An den Magistrat der Haupt- und Residenzstadt München wurde seinem Ansuchen zur Folge umfassendes Gutachten über die Ausmann'sche Holzwasserkunst in ihrem Unterschiede von Parquet, und eingelegerter Arbeit, so wie über die Neuheit und Eigenthümlichkeit derselben abgegeben.

- 7) Die von einem Privaten nachgesuchte Prüfung eines in grösserer Menge hergestellten Stahles wurde einer Commission von Sachverständigen übertragen.
- 8) Der technische Verein in Schwabach theilt dem Central-Verwaltungs-Ausschusse die erbetene Statistik der dortigen Nadelfabrikation mit, welche von dem Fabrikanten Hrn. Städtler in Schwabach entworfen worden, und in diesem Hefte enthalten ist.
- 9) Hr. v. Breunlin in Stuttgart übersendet eine Beschreibung und Zeichnung des von ihm verbesserten englischen Duschapparats für Fleisch und Waschanstalten zur Würdigung, worüber wie seiner Zeit in diesen Blättern nähere Mittheilung machen werden.
- 10) Als ordentliche Mitglieder sind dem Vereine beigetreten:
1. Tit. Hr. Karl Freiherr v. Frankenstein auf Uhlstadt, kais. königl. österrich. Kämmerer und
 2. Tit. Hr. Dr. Med. J. H. Schultes, praktischer Arzt in München.
- 11) Wegen der ausgedehnteren Wirksamkeit des polytechnischen Vereins und der sich mehrenden Geschäfte im Ausschusse desselben fand man für nothwendig, die Zahl der Ausschuss-Mitglieder zu vermehren, wobei die Wahl auf
1. den Hrn. Prof. Dr. H. Alexander, und
 2. den Hrn. Dr. J. H. Schultes dahin fiel.
- 12) Bei der am 18. December 1839 in der 48ten Sitzung vollzogenen Wahl der Vereinsbeamten und des Redactions-Comités wurden für das Jahr 1840 gewählt:
- als Vorstand:
- Tit. Freiherr v. Weiden, königl. Kämmerer und Regierungsrath ic.

Als Stellvertretender Vorstand:

Tit. Hr. Friedr. Pauli, königl. Ober-Ingenieur, Vorstand der polytechnischen Schule und Rector der Kreis-Landwirthschafts- und Gewerbeschule.

Als Secretair:

Tit. Hr. Dr. E. G. Kaiser, kgl. Local-Professor.

Als Stellvertretender Secretair:

Tit. Hr. Fr. Kon. Haindl, kgl. Haupt-Mannamts-Beurtheiler.

Als Cassier:

Tit. Hr. Buchhalter J. Diehl.

Als erster Redacteur:

Tit. Hr. Prof. Dr. Kaiser.

Als Mit-Redacteurs:

Tit. Hr. Prof. E. Desbberger, und

Tit. Hr. Prof. Dr. H. Alexander.

Abhandlungen und Aufsätze.

Beiträge zur Geschichte des Bergbaues auf Braun- und Steinkohlen im Königreiche Bayern.

(Vom kgl. Oberberg- und Salinen-Rathe Hr. Schmid.)

A. Geschichte der oberländischen Steinkohlen-Gewerkschaft.

Da der Zeitpunkt zur Benützung der, an der Südgänge Bayerns abgelagerten Schätze von fossilem Brennstoffe nicht mehr so fern sein dürfte, wie viele leicht manche glauben, so mag es nicht ohne Werth sein, die über die Gewinnung und Benützung der Kohlenablagerungen im oberbayerischen Gebirge vorhande-

nen geschichtlichen Nachrichten der Vergessenheit zu entreißen. Ich will daher versuchen, in der nachfolgenden, auf die gesplattete Benützung authentischer Quellen, gegründeten geschichtlichen Skizze, den ältesten Zustand des oberbayerischen Kohlenbergbaues, dann die Bildung, die Leistungen und die Schicksale einer patriotischen Gesellschaft, nämlich der im Jahre 1796 zusammengetretenen oberländischen Steinkohlen-Gewerkschaft, zu beschreiben, und zwar in folgenden Abtheilungen:

- I. Alter und Regalität des oberbayerischen Steinkohlen-Bergbaues.
- II. Bildung der oberbayerischen Steinkohlen-Gewerkschaft.
- III. Bergbaubetrieb der oberländischen Steinkohlen-Gewerkschaft.
- IV. Versuche der oberländischen Steinkohlen-Gewerkschaft über die Einführung der Steinkohlenfeuerung.
- V. Auflösung der oberländischen Steinkohlen-Gewerkschaft.

Seit den ältesten Zeiten haben Bayerns Regenten dem vaterländischen Bergbau eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet. Die von Erci^{*)} und von Hurl^{**)} dießfalls gesammelten Urkunden bezeichnen uns die zahlreichen alten Bergbauarbeiten, welche in Ober- und Niederbayern, dann vorzüglich in der Oberpfalz betrieben worden sind.

Herzog Ernst, bekannt durch seine große Vorliebe für Chemie und Bergbauwesen, theilte schon im Jahre 1426 Verleihungen auf die Gewinnung von Metallen in den bayerischen Alpen (vor dem Gebürg). Albrecht IV. verließ im Jahre 1477 der Herrschaft Weidenfels eigene Bergfreiheiten. Bald nach dem Regierungsantritte Albrechts V. im Jahre 1551 wurde eine freie

Bergwerksverleihung für alle Orte vor dem Gebürg verkündet. Vorzüglich zeichnet sich die Regierungsperiode Maximilian's I. durch die Verfügungen zur Wiedererwerbung der früher verkauften ärarialischen Bergwerke, sowie zur neuen Belebung der Bergbaulust aus. Eine 1603 neu errichtete Bergwerks-Deputation hatte über die Mittel, dem in Verfall gerathenen Bergbau wieder aufzuhelfen, Verathung zu pflegen. Es wurden auf die Ershüefung nuphaerer fossilen Peste ausgelegt, und namentlich auf Bergbauunternehmungen bei Hohenstrangau und Tölz, Freiheiten und Begünstigungen verliehen.

Maximilian II. übertrug die Oberaufsicht über das Bergwesen im Jahre 1690 dem Generalbaudirektorium und ließ im Jahre 1691 die, später im Jahre 1716 nochmals bestätigte, freie Bergwerksverleihung verkünden. Maximilian III. setzte im Jahre 1751 für die Verbesserung der Münz- und Bergwerkskassen eine, von den höchsten Befehlen unmittelbar abhängige Bergwerks- und Münzdirection ein.

Während der Regierung des Churfürsten Carl Theodor wurde ein Oberstämmd- und Bergmeistereamt errichtet, und unter dem 6. März 1784 wurden die gegenwärtig noch in gesetzlicher Kraft bestehenden Statuten der freien Bergwerksverleihung, der Bergprivilegien und Freiheiten, dann der Bergordnung für das Herzogthum Bayern, die obere Pfalz und die Landgrafschaft Leuchtenberg verkündet. Im Jahre 1793 wurde die Verwaltung des oberpfälzischen Berg- und Hüttenwesens von jener des oberbayerischen getrennt, indessen im Jahre 1794 wieder unter dem Oberstämmd- und Bergmeistereamte und dann 1799 unter der Generalbaudirection vereinigt.

Bei der Errichtung des, mit dem damaligen Ministerial-Finanzdepartement unmittelbar verbundenen Generalbureau's des Berg- und Hüttenwesens im Jahre 1804, war die specielle Verwaltung des Berg- und Hüttenwesens den betreffenden Landesdirectionen überwiesen.

Hierauf wurden für die oberste Verwaltung des Bergwesens folgende Central-Stellen constituirt: im Jahre 1807 das Oberste Bergamt, 1808 die General-

*) Sammlung des bayerischen Bergrechtes. München 1764.

**) Beschreibung der Gebirge von Bayern und der obern Pfalz. München 1792.

Bergwerks-Administration, 1820 die General-Bergwerks-Salinen- und Münz-Administration, dann 1826 die gegenwärtig bestehende General-Bergwerks- und Salinen-Administration.

I. Alter und Regalität des oberbayerischen Steinkohlenbergbaues.

Die ältesten Nachrichten über die Benützung der Steinkohlen als Brennmaterial in England, weisen auf das Jahr 1300 zurück. Indessen fing man in diesem Lande erst gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts an, die Steinkohlen zum Eisenschmelzen, und erst vor etwa 50 Jahren zur Puddlingseisenerzei zu benützen. Der Betrieb des Steinkohlenbergbaues erhob sich im Jahre 1198 bei Lüttich, 1305 bei New-Castle am Töne, dann zur Zeit Peter des Großen in Rußland^{*)}. Die Nachrichten über den Steinkohlenbergbau bei Zwickau, Dresden, Graufenberg, Elsnbogen u. reichen bis zum Jahre 1589 zurück^{**)}. In der Meißnischen Berg-Chronika vom Jahre 1590 wird bemerkt, daß der damalige Kohlenbrand bei Zwickau schon seit dem Jahre 1479 gedauert habe. Die älteste Bergwerksverleihung auf die Gewinnung der, in dem oberbayerischen Gebirge abgelagerten Steinkohlen^{***)} geschah im Jahre 1594. Die älteste Schrift über Braunkohlen ist im Jahre 1674 gedruckt worden^{****)}.

*) Die Steinkohleneerbildung in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung. Von K. G. von Krenhard. Deutsche Vierteljahrsschrift. Jänner bis März 1833. S. 41 ff.

**) Meißnische Land- und Berg-Chronika, gestiftet durch Petrum Albinum. Dresden 1589.

**) Diese Kohleneerbildung gehören, geognostisch betrachtet, der Braunkohlenformation an. Die Benennung „Steinkohle“ ist indessen, wegen des Vorkommens dieses Ausdrucks in den Urkunden und Akten, dann wegen des bei den Einwohnern des oberländischen Gebirges eingebürgerten Sprachgebrauchs beibehalten worden.

****) Diese von W. Boigt in seiner Geschichte der Stein-

In Schlesien fieng man erst gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts an, die Steinkohlen bei dem Eisenschüttenbetriebe in Anwendung zu bringen^{*)}. Erst 1814 wurde es in den nordamerikanischen Staaten dahin gebracht, den Anthrazit als Brennmaterial verwenden zu können^{**)}.

In den älteren Zeiten wurden in Bayern die Steinkohlen, um dieselben desto mehr als Gegenstand des hohen Vergeregals zu bezeichnen, und um sie von den sogenannten niederen Fossilien, wie z. B. Marmor, Gips, Weh- und Schleiffleine u. zu unterscheiden, wie andere Metall-führende Gesteine (obwohl sie kein nutzbares Metall führen), Kohlensteinerze genannt. Die Herzoge von Bayern aus der Wilhelmianischen Linie haben die Regalität dieses Kohlensteinerzes auf ständischen Gründen nicht weniger behauptet, als auch die übrigen Herzoge und Churfürsten das ihnen als regierenden Landesfürsten allein zuständige Vergeregal in den Benediktbeuerischen und Tegernseischen Gebirgen jederzeit geübt haben^{***)}. Als indessen das Churfürstl. Oberst-Münz- und Bergmeister-Amt im Jahre 1795 anfieng, den schon im Jahre 1785 aus sogenannten Prantelsgraben im damaligen Kloster Benediktbeuerischen Hofmarkts-Distrikte begonnenen, dann aber wieder eingestellten Steinkohlenbergbau im oberbayerischen Gebirge, durch die Anlage eines Grubenbaues auf die Flöße bei Penzberg wieder zu erheben, legte das Kloster Benediktbeuern eine Protestation gegen diese Bergbauarbeiten ein, die Ausdehnung des landesfürstlichen Vergeregals auf den Klosterdistrikt gänzlich in Abrede stellend. Die hieburch herbeigeführten Verhandlungen

kohlen, Braunkohlen und des Torfs, Weimar 1802 citirte Schrift führt den Titel: Bitumen et lignum bituminosum, cum indice gemino descriptum a D. Zacharia Pilligen, Altenburgi 1674.

*) Schlesische Provinzialblätter Jahrg. 1789.

**) Von Krenhard a. a. D. S. 76.

***) Münch. Intelligenzbl. Jahrg. 1796 St. XIV. S. 220.

zwischen dem damaligen Oberst-Münz- und Bergmeisteramte und dem Kloster Benediktbeuern, dann die endlich erfolgte höchste Churfürstl. Entschliessung, geben über das Geschichtliche des oberländischen Steinkohlen-Bergbaues, so wie über das hohe Alter des dort gebähten Bergregals, mehrere Aufschlüsse.

In seinem Verichte an die höchste Stelle trägt das Oberst-Münz- und Bergmeisteramt unter dem 6. November 1795 vor: Die Steinkohlen in Bayern seien schon im 16ten Saekulum unter die Regalien gezählt worden. Die Regenten hätten auf landesfürstlichem wie auf Privateigenthume im Ober- und Unterlande Bayerns den Steinkohlenbergbau ausdrücklich unter den hohen Bergbau gerechnet, und es hätten sich dieselben nicht nur die Verleihung, sondern auch die Abreichung des Zehnten, als Bergherren vorbehalten.

Die erfolgte höchste Entschliessung vom 2. Dezember 1795 billigt in vollem Maße die ausgesprochene Ansicht des Oberst-Münz- und Bergmeisteramtes in allen Punkten^{*)}. Ausserdem sind die Behauptungen des Oberst-Münz- und Bergmeisteramtes auch durch das erfolgte Churfürstl. höchste Rescript vom 10. December 1795 öffentlich bestätigt, und es ist in demselben die uralte Regalität der bayerischen Steinkohlen-Minen neuerdings ausgesprochen^{**)}.

Die ältesten Urkunden geben Nachrichten von Versuchbauten auf Steinkohlenflöße in der Gegend von Schongau und Peutlingen. Schon im Jahre 1594 erhielt Caspar Heigl, Bürger von Tölz, mit einem gewissen Hans Maier von Augsburg, vom Herzoge Wilhelm V. die Erlaubniß, auf 10 Jahre in den oberländischen Gebirgen, gegen Verreichung des Zehnten, auf Steinkohlen zu bauen, und die Kohlen sowohl im Inlande als auch im Auslande zu verkaufen. Diese beiden Unternehmer betrieben damals ihren Bau nicht allein in den Gerichten Tölz und Schongau, sondern

auch am Peissenberge im Kloster Kaitenbuchischen Distrikte. Zu gleicher Zeit wurde mit landesfürstlicher Bewilligung von Caspar Schiesler und Martin Kling zu Oberammergau im Kloster Ettalischen Gebirge, neben anderen Bergwerken auch ein damals so benanntes Kohlensteinerbergwerk, unter dem Namen St. Johannes in der Hölskammer am wilden Gruben gebaut. Die noch vorhandenen Berichte des Klosters Ettalischen Pflegers zu Murnau, geben über diesen Grubenbetrieb umständliche Aufklärung. Aus einem, noch vorhandenen, an den damaligen Herzog Ferdinand gerichteten Anlangen vom 4. Oktober 1598 erhellt, daß später auch ein gewisser Stange aus Hall in Sachsen mit dem obigen Hans Maier, in Gesellschaft war. Beide rühmten sich als die Ersten, welche den Steinkohlenbau in Deutschland erhoben hätten, und deswegen von Sr. Kaiserlichen Majestät durch Privilegien begünstigt worden wären. Sie gaben dabei an, in dem Besitze von Mitteln zu seyn, um die natürlichen Kohlen auf niederländische Art so zu reinigen und zuzurichten, daß sie zum Kochen, Sieden, Braten, Backen, Stubenheizen, Kalk- und Ziegelbrennen dienen könnten.

Auf diese Vorstellungen verließ Maximilian, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Ober- und Niederbayern, nachmaliger Churfürst Maximilian I. nach dem Beispiele seines Vaters Wilhelm, zufolge des, dem regierenden Landesfürsten allein zustehenden Bergregals, am 17. Dezember 1598 diesem Georg Stange von Hall in Sachsen ein 25jähriges ausschließliches Privilegium: „die Stein-Kohlen vor und in den Gebürgen in beiden Fürstenthümben und Lannden, oberrund niederrund Bayern (jedoch ohne menigelißes Nachtheil und schaden) zu suchen, und alsdann seiner Gelegenheit nach, Inn- und ausserr Landes zu verkauften“^{*)}. Stange und Maier eröffneten nicht unbedeutende Steinkohlengruben in den oberbayerischen

*) Mayr. Gen. Samml. vom Jahre 1797 V. 79.

**) Mayr. Gen. Samml. v. J. 1797 V. 80.

*) S. die vollständige Urkunde in Mayr. Gen. Samml. vom Jahre 1797 V. 343.

Sehigen. Sie brachten die, bei Peutzingen und in der Umgegend von Schongau gewonnenen Kohlen größtentheils nach Augsburg, verkauften dortselbst den Mehen für 11 Kreuzer an die Henerarbeiter, und setzten in einem Jahr dahin 4000 Mehen Kohlen ab. Nebenbei verwendeten sie auch Kohlen zum Kalkbrennen in der nächsten Umgegend der Gruben. Die Akten ergeben nicht, welchen weiteren Fortgang dieses Unternehmen genommen habe; so viel erhellt indeffen daraus, daß den genannten Gewerken später im Jahre 1603, als sie den landesherrlichen Lehennten nicht getrenlich entrichteten, auf den mit Steinkohlen gebrannten Kalk, welchen sie nach Augsburg abführen wollten, Arrest geschlagen wurde. Einige Jahre später wurde ihnen, aller Vorgevorsellungen ungeachtet, das ertheilte Privilegium wieder eingezogen, nachdem Etange inzwischen in Schulden gerathen war, so daß ihm die Mittel zur Fortsetzung des Bergbaues ohnehin fehlten. Bei diesem Verhältnisse übernahm im Jahre 1607, unter derselben vom Herzoge Maximilian ertheilten Bezeichnung, ein gewisser Christoph Lengger am Peissenberge die Fortsetzung des Baues. Wahrscheinlich haben die, nach einigen Jahren erfolgten Kriegsunruhen, gleich andern damals in Bayern erhobenen Bergwerken, diesem Unternehmen ein Ende gemacht. Es wurde hierauf die kurfürstl. Hofkammer zur eigenen Benützung des Steinkohlenbergbaues angewiesen. Welche Veränderungen in der Folge vor sich gegangen sind, und warum endlich dieser Bergbau zum gänzlichen Erliegen kam, ergeben die Akten nicht weiter *).

Erit dieser Zeit ruht der Steinkohlenbergbau in Bayern bis auf die Jahre 1754 und 1763. Im ersten Jahre stieg man zu Amberg an, den gegenwärtig in Lehen verreckten und bedenkende Kohlernaubente liefernden Bergbau am sogenannten Fürstenhofe wieder zu erheben, und im letzten Jahre eröffnete man Grubenbau auf Kohlen bei Miesbach, namentlich am Oschwend und in der Gegend von Benediktbeuern am Puchberge, auf

landesherrliche Kosten. Die Steinkohlen, welche in dem Wirkengraben bei Miesbach zu Tage anstehen, sind damals auch in einem Graben bei Oschwend in einer Stunde Entfernung, aufgefunden worden. Zu den Jahren 1763 und 1764 wurde hier ein entsprechendes Kohlenquantum auf Staatskosten gewonnen, um damit in Miesbach sowohl, als auch in München Versuche im Großen bei dem Kalk- und Ziegelbrennen vorzunehmen. Zu diesem Zwecke hatte man 18 Ziegelbrenner von Lüttich auf kurfürstliche Kosten nach München verschrieben. Um die Widerständigkeit der Münchener Ziegelbrenner zu verhindern, erkaufte man eine Ziegelhütte bei Bogenhausen. Man brachte die, 12 Stunden weit entfernten Kohlen von Miesbach dahin. Sowohl in Miesbach selbst, als auch in München hatte man Quantitäten von 100,000 Ziegeln vorgerichtet, um dieselben nach niederländischer Art in offenen Häufen mit Steinkohlen zu brennen. Unglücklich gestattete in München der damalige nasse Sommer nicht, das versuchte Trocknen der geschlagenen Ziegel an der freien Luft. Um das Reissen der Ziegel bei plötzlich eintretendem Sonnenscheine zu verhindern, hatten die, nach dem Tausend von Stücken gelohnten Arbeiter, viele magere Dammerde unter den Keln vermischt. Die so bereitete Ziegelmasse hielt zwar an der Luft, nicht aber im Brande aus. Von den, in einem Haufen eingesehten 100,000 Ziegeln kamen nur 20,000 ungleich gebrannte Ziegel aus dem Feuer. Bei dem Herannahen des Herbstes entließ man, nach diesem ersten mißglückten Versuch zur Ersparung weiterer Kosten, die Lütticher Ziegelbrenner wieder nach Hause. Ein Theil der übrig gebliebenen Kohlen wurde einem Schlosler in der Vorstadt Mün, wie der Bericht lautet, „zur mühsamen Ausarbeitung“ überlassen. Der noch übrige Rest von Steinkohlen fand auch um die niedrigsten Preise kein Abnehmer, so daß das damalige kurfürstl. Bergwerks-Collegium in München diesen Kohlenvorrath zur unentgeltlichen Abfuhr öffentlich anbotb *).

*) Bergl. Hirt's Schirgtsbeschreibung von 1792. S. 27 — 29.

*) Die Bekanntmachung findet sich in den kurfürstlichen Intelligenzblättern für das Jahr 1775 Nr. III. S. 30 abgedruckt.

Nachgefolgte Versuchsbau am Schwend hatten keinen entsprechenden Erfolg. In den Jahren 1764 und 1765 wurden an dem letztgenannten Fundorte wieder einige Kohlen gefördert, nach Tölz und von da auf der Isar nach München gebracht. Allein, der damals noch zu wohlfeile Preis des Beemholzes und das unbestechbare Vorurtheil gegen die Anwendung der Steinkohlen als Feuerungsmaterial, brachten die erwähnten Unternehmungen zum Erliegen. Auf solche Weise blieben die Versucharbeiten auf die Steinkohlensföge bei Schwend wieder beruhend. Auch andere Bergbauversuche auf Kohlen in benachbarten Gegenden, kamen bald wieder zum Erliegen. Nach v. Jürl's Angabe*) ließ man im Jahre 1764 am Puchberge bei Benediktbeuern, in der wahrscheinlichen Fortsetzung des, am Prantelgraben zu Tage ausgehenden Flözes, ein Quantum Steinkohlen gewinnen; allein Niemand wollte sich zu einem Gebrauche derselben verstehen.

Nach v. Jürl**) wurden damals auch am Prantelgraben bei Wolfstathshäufen Kohlen gewonnen; allein man wußte dieselben nicht zu benützen.

Kräftige Schritte zur Wiedererhebung des oberländischen Steinkohlenbergbaues, nach dem Beispiele des Betriebes der Steinkohlengruben in den damaligen rheinischen Staaten, geschahen während der Regierung des Kurfürsten Carl Theodor, vermöge des höchsten Befehles vom 24. September 1785. Zwei Jahre nach einander wurden Versuchsbau im Benediktbeuerischen betrieben, welche indeß durch den zu frühen Tod des Hofkammer- und Bergrathes v. Lindbrun, der diese Versucharbeiten leitete, unterbrochen wurden. Auch die, im Jahre 1785 auf Aeralialkosten unternommenen Bergbauversuche auf Steinkohlen im Prantelgraben im Landgerichte Wolfstathshäufen, wurden durch dieses Ereigniß bald wieder eingestellt. Unter Zugrundlegung der bisher über das Vorkommen der Steinkohlen im bayeri-

schen Oberlande erhobenen Erfahrungen, unternahm der damalige wirkliche Berg- und Münzrath Mathias von Jürl seine bekannte mineralogische und bergmännische Kette, deren Resultate er in seiner 1792 in München gedruckten Beschreibung der Gebirge von Bayern und der oberen Pfalz, niedergelegt hat*). Aufgemuntert und unterstützt durch den damaligen, um das Emporkommen des vaterländischen Berg- und Hüttenwesens hochverdienten Präsidenten des Bergwerks-Collegiums, Oberst-Münzmeisters und Oberbergwerks-Directors Sigmund Grafen von Halmshausen, hatte v. Jürl, wie die erwähnte Gebirgsbeschreibung angiebt, alle geschichtlichen Nachrichten über das oberbayerische Steinkohlenwesen gesammelt, die Fundorte an Ort und Stelle besichtigt und über das natürliche Vorkommen Notizen eingeholt.

Indessen war der Eifer des Publikums für den Betrieb des Steinkohlenbergbaues nur wenig bemerkbar. Nur einzelne Bauern hatten hin und wieder einige Kohlen, größtentheils aus Neugierde und in der immer mißglückten Absicht, einen Verkauf derselben zu versuchen, am Taggebirge ausgegraben. So erwähnt v. Jürl**), daß die Bauern auf den, bei dem Dorfe Achelsbach oberhalb Ehngau und bei dem Dorfe Achelsbach unweit der von Kaltenbuch nach Ettal führenden Straße, anstehenden Flözen mehrmals Kohlen gewonnen und nach Augsburg gebracht hätten. Obwohl einmal von den dortigen Feuerarbeitern 45 Kr. für den Centner bezahlt worden wären, so sei doch diese Kohlen seither unbenützt liegen geblieben. Auf Veranlassung des nachgefolgten Oberst-Münz- und Bergmeisters Grafen von Törring-Grönsfeld, dessen Lieblings-Idee die Wiedererhebung des oberländischen Steinkohlenbergbaues war,

*) An dem angeführten Orte ist Nachricht gegeben über das Steinkohlen-Vorkommen bei Prandberg S. 74, bei Wiesbach S. 107, bei Irnsberg S. 108, am Pfaffenberge S. 26, bei Traugau S. 34, bei Achelsbach S. 55, bei Puchberg und am Prantelgraben S. 75, bei Gmund S. 75.

**) Gebirgsbeschreibung von 1792 S. 29 und 55.

*) Gebirgsbeschreibung von 1792 S. 75.

**) Gebirgsbeschreibung von 1792 S. 75.

und der die Verwerthstellung dieses Projectes mit aller Kraft unterstützte, unternahm der damalige Hofkammer- und Bergrath v. Jürl im Jahre 1795 eine nochmalige gründliche und sachverständige Untersuchung des Vorkommens der fraglichen Steinkohlenflöze. Da die bes. stimmte Absicht vorlag, vor Allem den verlassenen Steinkohlenbergbau bei Pendsberg auf Avarialkosten wieder betreiben zu lassen; so beschränkte der genannte Gebirgsforscher diesmal seine Untersuchungen ausschließlich auf den Bezirk von Benediktbeuern. Von Jürl gedacht schon in seinem früheren Reiseberichte *) des Vorkommens der Steinkohlen in der Gegend von Benediktbeuern jenseits der Eolsach, deren Spuren man nach seinen Angaben schon bei Duerfried antrifft. Vier Flöze, von welchen eines eine Mächtigkeit von 8 Fuß, indessen mit abwechselnden Schichten eingelagerten Steinsteins erreichte, hatte v. Jürl an Ort und Stelle beobachtet. Er äusserte damals die Meinung, daß auf der nur eine halbe Stunde entfernten Eolsach, der Centner Kohlen um 20 Kreuzer nach München geschafft werden könnte.

Ueber diese neuerlich vorgenommene Untersuchung des Vorkommens der Steinkohlen bei Pendsberg, erstattete v. Jürl unter dem 4. Dezember 1795 einen ausführlichen Bericht an das Oberst-Münz- und Bergmeisteramt. Zufolge der, an die höchste Stelle weiter erstatteten Anträge beabsichtigte man vorzüglich, die zu gewinnenden Kohlen auf der Eolsach und auf der Isar nach München zu schaffen.

Die Kosten der Steinkohlen von Pendsberg waren veranschlagt:

Für den Zentner:

Erwinungskosten	6 kr.
Transport zur Eolsach	3 "
Transport bis München	10 "
Regiekosten	2 "
Profit	3 "
Nach München gestellt	24 kr.

*) Gebirgsbeschreibung von 1792 S. 74.

Hierbei war angenommen, daß nach Dahnemanns Berechnung in Bezug auf Heizkraft gleich kommen: 8 bis 10 Ctr. Steinkohlen = 1 Klafter Rothbuchenholz, 4 Säcke Steinkohlen = 10 Säcken Holzkohlen.

Da nun bei der Holzfeuerung für das Kloster Holz, einschließlich 36 kr. für das Spalten, ein Verkaufspreis von 7 fl. 30 kr. angenommen worden war, so war für die Steinkohlenfeuerung ein Profit von beiläufig der Hälfte gegen die Holzfeuerung veranschlagt worden.

Nach v. Jürl's Anträge wurde der Versuchsbau bei Pendsberg alsbald eröffnet, zu welchem Zwecke man zwei des Steinkohlenbergbaues vorzüglich kundige Bergarbeiter aus der Schweiz verschrieben hatte.

Zur vorerst nöthigen Untersuchung des näheren Verhaltens der vorläufigen Steinkohlen wurde, ein Stollen im rechten Winkel auf die Streichungslinie der Gebirgsflöze angelegt, in der Absicht, alle vorliegenden Flöze in ihrem Tiefsten zu durchfahren und weiter aufzusuchen.

II. Bildung der oberländischen Steinkohlenbergwerksschaft.

Mit dem Stollenbetriebe bei Pendsberg wurden bald mehrere bauwürdige Kohlenflöze aufgeschlossen. Allein, da der Staat bei der Erhebung dieses Bergbaues nicht so fast den Nutzen des Avarialums, als vielmehr jenen des Publikums und die Förderung der Sache selbst beabsichtigte; so wurde bald darauf das merkwürdige höchstlandesherrliche Rescript vom 25. Februar 1796 publicirt *).

Folgendes ist ein Auszug aus diesem an das Oberst-Münz- und Bergmeisteramt, dann zur Nachsicht auch an die Obere Landesregierung, so wie an die Hofkammer

*) Dieses höchste Rescript befindet sich in dem Münchener Intelligenzblatte Jahrgang 1796 St. XI. S. 174, dann in Mayr's Gen. Samml. v. J. 1797 V. 342 abgedruckt.

und Zorkammer, ergogegen höchsten Reskripte, den fraglichen Steinkohlenbau betr.

„Nach dem Beispiele anderer Staaten soll der schon öfter in Bayern versuchte Gebrauch der Steinkohlen neuerdings und mit Nachdruck eingeführt werden, theils um der unverhältnißmäßigen Holz- und Kohlenkonsumtion, theils um den übertriebenen Holzpreisen zu steuern.

In dieser Beziehung wird verfügt:

- „1) Wegen des zu unternehmenden Steinkohlenbergbaues soll im Verfolge des §. 11 der Oberst-Bergmeisteramts-Instruktion vom 22. Septem-ber 1794, ein Berggericht und eine Obervewer- sung erster Rexion in München errichtet werden.
- „2) Derjenigen Gewerkschaft, welche es unterneh- men wird, den Steinkohlenbergbau und die Be- nützung der Steinkohlen zur Feuerung, beson- ders bei Kalk- und Ziegelöfen und anderen Holz- und Kohlen verzehrenden Werken zu betreiben, werden folgende Vortheile zur Aufmunterung zugesichert:
- „a) das ausschließliche Recht, zehn Jahre lang in- nerhalb des ersten Bergreviers (zwischen Inn und Isch) Zehent und anderer Abgaben frei, auf die bereits erschürften oder noch zu er- schürfenden Steinkohlenlager und Flöze, nach vorhergegangener Muthung, bergordnungsmä- ßig bauen zu dürfen.
- „b) Die Erlaubniß, zum anreizenden Beispiele, selbst Ziegel und Kalkbrennereien und andere dergleichen Werke (in so fern dieselben mit selbstgewonnenen Steinkohlen betrieben wer- den) errichten zu dürfen.
- „c) Die Vergünstigung, nachdem das Inland nach Verlangen versehen seyn wird, die Steinkoh- len mann- und oeffenfrei in das Ausland ver- führen zu dürfen.

„3) Die Gewerkschaft soll verbunden seyn, die Haupt- stadt München so wie auch vorzüglich die an den Flüssen gelegenen Provinzial- Städte, auf Verlangen mit hinreichenden Steinkohlen zu versehen, zu welchem Zwecke nach Thunlichkeit und ohne Jemandens billige Beschwerde, die Er- richtung von Niederlagen gestattet ist.

„4) Sr. Kurfürstl. Durchlaucht erdienen solcher Ge- werkschaft die auf Höchsthöhe Kosten (welche vom 24. März bis zum 31. März 1796 die Sum- me von 367 fl. 41 Kr. betrugten) am Pemsberge dermal schon erhobene Steinkohlensche, mit Erlässung aller bisherigen Ausgaben, dann mit Uebergabe des Gezähes, der Geräthschaften und der Vorräthe. Auf einige Zeit soll der Gewerk- schaft, auf ihr Ansuchen ein Bergpraktikant als Schichtmeister angeschlossen werden.

„5) Se. Kurfürstl. Durchlaucht erbiethen sich, einer solchen Gewerkschaft Höchsthelbst mit einer Ein- lage auf 16 Ruxen oder einer halben Schicht, beizutreten.

„6) Der bisherige Administrator des Berggerichtes und der Obervewerung erster Rexion, Berg- rath von Flurl und der zur Aushilfe bezeichnate Berg- rath von Planck, übernehmen freiwillig die Ad- ministration auf 10 Jahre unentgeltlich. Es ist indeß den Gewerkschaft überlassen, für diese Bemühungen einige Freistücke mitzubauen, oder eine sonstige Entschädigung bewilligen zu wollen.

„Sollten die Administratoren auch Theilneh- mer an der Gewerkschaft werden, und sollten- sich bei der Gewerkschaft solche Streitigkeiten ergeben, wovon der 111. Art. der Bergordnung von 1784 Meldung macht; so würde für ei- nen solchen Fall ein eigener Bergrichter für die erste Instanz bestellt werden.“

Dieses höchste Reskript vom 25. Februar 1796 hatte eine so große Theilnahme für die Wiederrichtung

Pensberge der privilegierten Steinkohlengewerkschaft an Ort und Stelle feierlich übergeben. Zu diesem Zwecke begaben sich der gewerkschaftliche Lehenträger, Bürgermeister und Stadtkammerer Philipp v. Hopp, dann die abgeordneten zwei kurfürstlichen Commissarien nach Benediktbeuren, woselbst dem dortigen Kloster die demselben als Gerichts- und Grundherren, gemäß der 1784 emanirten Vergordnung gebührenden Freikuxe und die vorbehaltenen 8 Erb- und Ackerkuxe, förmlich angeboten wurden*).

Diese unter der Benennung „Oberländische Steinkohlengewerkschaft“ zusammengetretene Gesellschaft stand ihres gemeinnützigen Zweckes wegen in allgemeinem Ansehen, und die öffentlichen Blätter demüthigten sich bei jeder Veranlassung, zu noch größerer Theilnahme an denselben das Publikum aufzumuntern. Man wandte alle Ueberredung an, die bisherigen Vorurtheile gegen den Gebrauch der Steinkohlen als Feuerungsmaterial zu beseigen. Man machte auf die Steinkohlengewinnung bei Häcing in Tyrol und auf die Benützung der Kohlen bei dem Salzsubwesen in Hall, auf die Steinkohlengruben in Kärnten und Steiermark, und auf die Verwendung der Steinkohlen in Wien aufmerksam. Nicht minder wurde auf den Steinkohlenbrand in Böhmen, namentlich in Prag, in Ober- und Niedersachsen, dann in den Städten Dresden und Berlin hingewiesen. Es wurde die Provinz Schlesien angeführt, wo man auf den Werth der Steinkohlen erst unter der Regierung Friedrich des Großen aufmerksam wurde, und woselbst man in den ersten 20 Jahren bis zum Jahre 1792 schon 1,371,012 Schäffel gefördert, und durch dieses Brennmaterial 264,152 Rister Holz erspart hatte. Endlich wurden noch die Rheinlande, England, Frankreich, Elsaß, Lothringen und die Schweiz

als Beispiele angeführt, in welchen Ländern die Steinkohlenbenützung ein unentbehrliches Bedürfnis geworden war*).

Auch von Seiten der Landesregierung wurde das neue Unternehmen durch mehrere theils sogleich, theils in den nachfolgenden Jahren erschienene wisse Verordnungen, welche nur immer beitragen konnten, dem Bedrauche der oberländischen Steinkohlen bei dem Publikum Eingang zu verschaffen, auf jede Weise unterstützt. Die Regierung versicherte vermöge der Verordnung vom 24. September 1795**)) Demjenigen, der in den bayerischen Erbstaaten eine Ziegelbrennerei mit Loef oder Steinkohlen erreichen wolle, eine dem Unternehmen angemessene Unterstützung und landesberliche Hilfe. — Infolge der Verordnung vom 27. Mai 1796***)) war bei der beabsichtigten Errichtung eines Ziegelfofens auf Steinkohlenbrand innerhalb des Bezirkes der bregomtschen Jurisdiktion, die Verleihung dem kurfürstlichen Obersitz-Münz- und Bergmeisterrathe vorbehalten. — Vermöge des, an die kurfürstliche Hofkammer unter dem 1. Februar 1797 ergangenen höchsten Reskripts wurde gestattet, daß jeder Hofkammer, welcher sich le-

*) Eine ausführliche Beschreibung dieser Feierlichkeit nebst einem Kirchenliede für Bergleute bei Steinkohlengruben befindet sich in dem Münchener Intelligenzblatte Jahrg. 1796 St. XIV. S. 218.

*) Münchener Intelligenzblatt Jahrg. 1796 XI. St. S. 169. — Gegenwärtig wird Großbritannien's Kohlen-Produktion zu beiläufig 100 Millionen preuß. Tonnen geschätzt (1 preuß. Tonne = 4 preuß. Schöffel = 4 Zentner). Die Kohlenproduktion des preussischen Staates betrug (von 1827 bis 1831) 6,908,759 Tonnen; diese Produktion beschäftigt 11,500 Arbeiter und leistet die Wirkung von 2,960,897 Klaftern Kiefernholz, zu deren nachhaltigen Hervorbringung 266 Quadratmeilen Waldfläche, oder der zwanzigste Theil der Gesamtsoberfläche des preussischen Staates erforderlich wären. (Bergl. v. Tromp, das Steinkohlengebilde in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung. Deutsche Vierteljahrsschrift 1838 Jänner bis Mai.)

**) Mayr. Gen. Samml. v. J. 1797 V. 79.

***)) Mayr. Gen. Samml. v. J. 1795 V. 839.

gitimiren würde, 1000 Zentner Steinkohlen nach München geliefert, oder an andere an der Isar und an der Donau gelegene Orte geschafft zu haben, dagegen vier (Holz-) Flüsse acidfrei außer Landes verführen dürfte. Diese Begünstigung war indessen auf 2 Jahre beschränkt. — Folgendes ist der Auszug aus einem, über den fraglichen Gegenstand unter dem 11. Oktober 1799*) erschienenen höchsten Reskripte: „Damit auf dem nächsten kommenden Winter (für die Stadt München) kein Mangel an Brennmaterial befürchtet werden dürfte, hat Unsere General- Landesdirektion hienmit den ernstgemeinsten Befehl, einige 10 bis 20,000 Zentner Steinkohlen aus den nächstgelegenen Steinkohlwerken für die ärmere Menschenklasse ohne Zeitverlust beiführen zu lassen. Nachdem 8 Zentner Steinkohlen einem Klasten Buchenholze gleichkommen, und der Zentner Steinkohlen höchstens 24 Kr. in München kosten kann; so wird es hiedurch der ärmeren Klasse, da 8 Zentner Steinkohlen 3 fl. 12 Kr. kosten, auch an wohlfeilerem Brennmaterialie nicht fehlen. Der Stadt- Polizeidirektor Baumgartner hat dafür zu wachen, daß einige Hafner- Gesellen in Erbauung des Steinkohlenroßes zur Verbesserung des Luftzuges in den Oefen für wohlfeilen Preis, sogleich abgerichtet werden.“ — Eine weitere höchste Verordnung vom 4. April 1800**) lautet: „Wir erlauben in Unseren heroberen Landen Jedermann ohne Unterschied das Auslegen und Brennen der Ziegel und des Kalkes, und Wir werden mit besonderem Wohlgefallen sehen, wenn mehrere Ziegel- und Kalköfen im Lande gebaut und dabei vorzüglich Torf und Steinkohlen, wo dieses Brennmaterial im Ueberflusse zu bekommen ist, genützt werden.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Mayr. Gen. Samml. v. J. 1800 I. 236.

**) Mayr. Gen. Samml. v. J. 1802 II. 177.

Ueber die Dauerhaftigkeit des englischen Maschinengarnes,

von

Professor Desberger.

Der Streit über die Dauerhaftigkeit oder Haltbarkeit des Garnes ist auf eine Weise angefangen und fortgeführt worden, bei welcher er ewig unentschieden bleiben muß. Keine von den Partheien ist von genau definirten Begriffen ausgegangen, man hat die Worte der gewöhnlichen bürgerlichen Sprache mit der vollen Unbestimmtheit ihres Sinnes gebraucht, so daß jede Partei leicht etwas Anderes darunter verstehen konnte. Es ist daher vor Allem nothwendig, sich über Begriffe und Worte zu verständigen.

Wenn nun von der Haltbarkeit des Garnes die Rede ist, so kann nur unter zweierlei Rücksichten darüber gesprochen werden, nämlich entweder von seiner Cohäsion als einzelner Faden, oder von seiner Abnutzung im Gewebe.

Ueber die Cohäsion oder vielmehr über die absolute Festigkeit gesponnenen Garnes sind bisher noch gar keine Versuche angestellt worden. Aller Vergleich beruht auf willkürlichen und öfngefährten Schätzungen. Die Durchmesser von Garnsorten lassen sich immer nur auf eine sehr mittelbare Weise angeben, z. B. wie viele Ellen Garn ein Pfund wiegen. Gesetzt also, es sei gegeben, daß eine bestimmte Menge Ellen eine gewisse Menge Pfunde wiegt, und es soll nun die absolute Festigkeit desselben angegeben werden, so hat man auf diese Frage gar keine Antwort, weil nie Versuche angestellt worden sind. Die Antwort bestünde darin, daß man sagen könnte, welches Gewicht ein solcher Faden trägt, ohne noch seine Elasticität zu verlieren, und bei welchem Gewichte er endlich zerreißt. Diese absolute Festigkeit hängt aber von noch anderen Umständen ab, über welche gleichfalls nichts bestimmt ist, nämlich 1) von der Anzahl der einfachen Fäden, 2) von

der absoluten Festigkeit und Elasticität dieser Fasern, und 3) von ihrer Torsion im Verhältniß zu ihrer Länge. Ueber die Menge der einfachen Fasern, ihre Länge und Dike ist nichts bestimmt, und selbst die mikroskopischen Untersuchungen führen auf keine festen Anhaltspunkte. Die Länge der einfachen, nicht weiter theilbaren Faser scheint nur unbedeutend zu seyn. Von animalischen Stoffen ist auf vegetabilische kein Schluß gültig, wenn aber die einfache, nicht weiter theilbare Flachsfaser nur ohngefähr soviel Cohäsion und selbst eine weit geringere Elasticität besitzt, als der einfache Coconsfaden, so reicht man zu bloßen Schätzungen schon hin. In Bezug auf Torsion hat man gar keinen anderen Anhaltspunkt, als die Versuche mit Hanfseilen, welche zuerst von Muschendorff, und zuletzt in England mit Schiffstauen angestellt wurden. Aus diesen ergibt sich, daß das einfache Element eines Seiles oder Taaes nicht über den fünften Theil seiner ursprünglichen Länge durch die Drehung verlieren darf. Es ist aber solch ein Element eines Seiles selbst noch fast ein Seil im Verhältniß zu einem feinen Gespinnstgarn.

Bei dieser Unbestimmtheit alles dessen, was man wissen sollte, um bestimmt urtheilen zu können, muß man das Wenige, was mit der größten Wahrscheinlichkeit bekannt ist, genau zusammen nehmen. Hier ist vor Allem als ausgemacht anzusehen, daß wir die natürliche absolute Festigkeit und Elasticität durch keine Kunst vergrößern können. An der Pflanze sind die einzelnen Fasern unter sich durch ein Bindemittel zusammengeleimt. Dieses Bindemittel nehmen wir künstlich hinweg, und es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß durch diese Hinnahme die absolute Festigkeit der drossen Faser leide. Unter dieser Voraussetzung steht die absolute Festigkeit eines Garnfadens im geraden Verhältniß mit der Menge seiner Fasern, was bisher auch noch kein Mensch geläugnet hat. Nun kommt aber die Länge und Torsion in Betrachtung, und hier haben alle, die bisher über den Gegenstand sich geäußert, die Hauptsache ganz unberührt gelassen. Es ist nämlich die diesen Pflanzen-

fasern, die wir zu Gespinnsten verwenden, die Friction durch Adhäsion, oder vielmehr das Moment dieser Friction weit größer als ihre absolute Festigkeit. Von diesem entscheidenden Umstande kann sich jedermann täglich leicht durch den Augenschein überzeugen. Es ist leicht, einen feisch geschälten Bündel Flach, dessen einzelne Haare also als parallel anzusehen sind, so fest in der Hand zu halten, daß selbst aus der Mitte kein einzelnes Haar herausgezogen werden kann, ohne daß entweder mehrere zugleich gehen, oder das Ungezogene abgerissen wird.

Dieses Moment der Friction wird an jedem Gespinnste durch die Drehung hervorgerufen. Wenn die Verkürzung einer ursprünglichen Länge auch nur ein Procent beträgt, so ist aller Wahrscheinlichkeit nach das Moment der Friction größer als die absolute Festigkeit, d. h. es kann, ohne zu zerreißen, keine Faser mehr ausgezogen werden.

Aus diesem folgt aber, ohne daß ein Streit mehr möglich scheint, daß an der absoluten Länge der Fasern gar nichts liegt. Ist einmal das Moment der Friction größer als die Cohäsion der einzelnen Faser, so daß diese nicht mehr ausgezogen werden kann, so wird der Faden durch einerlei Gewicht abgerissen, ob die einzelnen Haare lang oder kurz sind.

Es ist hierbei noch wohl zu beachten, daß das, was man am bloß geschälten Flach ein Haar nennt, keine einfache Pflanzenfaser ist. Solch ein Haar ist eine Verbindung von Fasern, die unter sich parallel liegen, ungleich lang sind, und durch den natürlichen Leim in fester Verbindung stehen. Wenn man daher von der Cohäsion eines solchen Haars spricht, so spricht man eigentlich von der Summe der Cohäsionen der Fasern und des Leimes. Da aber dieser Leim später in der Weiche ganz oder doch größtentheils entfernt wird, so daß dann nur mehr die Fasern und ihre Torsion übrig bleiben, so giebt man sich nach der alten Ansicht, die hier die Haupt-Einwendungen der Gegner des Maschinengarnes liefert, einer freiwilligen und ar-

gen Täufchung hin, indem man etwas als nothwendigen Vorzug hinstellt, was zu entfernen man sich gleich darauf alle Mühe geben muß.

Wenn nun alles vorausgehende einmal fest steht, kann man sich erst eine genaue Vorstellung von der absoluten Festigkeit eines Fadens machen. Der Modul seiner Elasticität wäre nun dem Gewichte gleich, welches einen Faden von der Länge und Dicke Eins auf die Länge Zwei ausstrecken könnte. Der Modul der Ruptur wäre dann, wie bei allen bisher untersuchten Körpern, sehr wahrscheinlich um viel kleiner. Diese beiden Moduln kennt man nicht, selbst nicht ohngefähr, und es scheint auch nach allem nicht, daß ihre Kenntniß von großem praktischen Nutzen sey. Aber man könnte dann angeben, welches Gewicht ein Faden von gegebener Länge und Dicke tragen könnte, ohne beschädigt zu werden. Der bloße Faden als solcher wird aber nie in einer größeren Länge einem Angriff auf seine Cohäsion ausgesetzt, als die Distanz der zwei Walzen oder Bäume am Webestuhl beträgt, wovon der eine das bloße Garn und der Andere die allmählich fertige Leinwand aufnimmt. Zwischen diesen zwei Bäumen sind die einzelnen Fäden parallel, und insofern sich die Bäume nicht biegen, alle mit gleicher Kraft ausgespannt. Die ganze Summe dieser Spannungen ist nicht unbedeutend, wie man sich leicht durch den Augenschein überzeugen kann. Es trifft daher auf jeden einzelnen Faden noch immer ein merkliches Gewicht. In dieser Spannung kommt nun noch der oft wiederholte Schlag mit dem Weberblatte, so oft ein Faden durchgeschossen wird. Dieser Schlag ist eine augenblickliche Verstärkung der Spannung, welche in vielen Fällen die ursprüngliche Spannung mehrmal übertrifft. Der hier beschriebene Angriff auf die Cohäsion oder absolute Festigkeit des Garnes ist bei weitem der Stärkste, den dasselbe jemals auszuhalten hat, und er ist namentlich viel stärker, als der, dem je ein Garn im fertigen Gewebe unterliegt. Bei dieser Probe aber ist gemeines Spindelgarn das Schlech-

teste, und englisches Maschinengarn das bei weitem Beste. Ueber diesen Punkt ist die nun bereits zahlreiche Erfahrung einstimmig. Es folgt also hieraus, daß das englische Maschinengarn die größte Cohäsion hat, es mag nun dasselbe aus kurzen oder langen Haaren gesponnen worden seyn. Das Maschinengarn hat den möglichst gleichen Durchmesser und die möglichst gleiche Drehung bei jeder beliebigen Länge. Diese beiden Merkmale fehlen dem Handgespinnste nicht etwa bloß zufällig, sondern es ist nicht möglich Durchmesser und Drehung beim Handgespinnste unveränderlich gleich zu erhalten, die Länge sen, welche man wollte. Es ist also auch die Cohäsion des Handgespinnstes von Stelle zu Stelle veränderlich.

Nun ist der Umstand zu berühren, daß bei den englischen Maschinen der Flach durch heißes Wasser geht. Durch das heiße Wasser wird der vegetabilische Leim erweicht. Ein Theil desselben wird sich im Wasser abspülen, und ein Theil bleibt im Flach. Durch die Erweichung dieses Leimes wird die Auflösung des Flachshaars, wie es die Hähel oder Bürste liefert, in die Pflanzenfasern möglich. Würde durch das bloße Durchgehen durch heißes Wasser aller Leim ausgezogen, so daß die nackten Fasern zurückblieben, so würde wahrscheinlich das Spinnen gar nicht mehr von Statten gehen. Der Flach verweilt aber nicht lange genug im heißen Wasser, es wird nur ein Theil des Leims ausgezogen, und der übrige dient in seinem erweichten Zustande, um die Fektion zu vermindern, und der Maschine die Trennung der Fasern, die im Haar verbunden waren, möglich zu machen.

Dieses geschieht beim gemeinen Gespinnste erst in der Fliche, und zum Theil auch schon beim Ausweben oder Pugen des Garnes. Es ist daher eine Täufchung, wenn man glaubt, das Handgespinnst sey besser als das Maschinengespinnst. Es ist im Gegentheile nothwendig schlechter, und um sich zu überzeugen, darf man nur das bisher Entwickelte in umgekehrter Ordnung verfolgen. Der geschäufte Flach wird auf gewöhnliche Weise zu

Garn versponnen. Da enthält er also noch die beliebten langen Haare, enthält aber auch noch den ganzen vegetabilischen Keim. Dieser läßt die Haare nicht unter eine gewisse Dichte und Steifigkeit herabkommen. Die Cohäsion des Fadens ist also Folge der Dichte der Haare, ihrer Torsion und ihres Leimes. Nun wird dieses Garn ausgefrotten, und kommt dann zum Weber. Dieser findet aber nun eine weit schwächere Cohäsion als beim Maschinengarn, und man sieht aus dem Gesagten, daß dieses Resultat nothwendig so erfolgen muß. Was haben nun die langen Haare geholfen? Offenbar nichts, und sie sind gar nicht mehr vorhanden, sondern in die nämlichen Stücke aufgelöst, wie im Maschinengarn, ohne die unmittelbare Verührung zu haben, wie in diesem.

Nun endlich verfolge man den Faden im Gewebe. Hier kreuzen sich die Fäden unter rechten Winkeln, und es giebt keine Benüßung, bei welcher die Stärkte der Fäden bloß nach einer Richtung in Anspruch genommen würde. Die Friktion der querüber liegenden hindert die an einem Ende angebrachte Kraft bis zum gegenüber stehenden Ende un verändert fortzuwirken. Aber, das Segeltuch vielleicht ausgenommen, wird kein Gewebe auf diese Art angegriffen. Bei allen Benüßungen von Leinwand ist Abreibung der Oberfläche theils durch den Gebrauch theils durch die Verletzungen der Wäsche, also eigentliche Attrition das Zerstörungsmittel. Die Dauerhaftigkeit, die hier der Zerstörung widersteht, hängt aber nicht mehr vom Gespinnte allein ab, sondern auch von der Substanz der Pflanzenfaser selbst. Man weiß z. B. sehr wohl, daß in dieser Beziehung ein Unterschied zwischen Leinwand aus Hanf, aus Flach, und aus Baumwolle ist; auch weiß man, daß zuweilen die eine Leinwand schneller durch den Gebrauch, und eine andere schneller durch die Wäsche zu Grunde gerichtet wird. Abstrahirt man aber von der natürlichen und specifischen Beschaffenheit der Substanz der Faser, so scheint, daß im Allgemeinen die Glätte der Oberfläche die entscheidende Eigenschaft sey. Diese Glätte

der Oberfläche hängt aber von mehreren Umständen ab. Die erste Bedingung ist die Glätte und durchgängig gleiche Dichte des Fadens. Wenn die Durchmesser oft wechseln, das Garn rauh ist, dann wird ein gleicher Schluß im Gewebe unmöglich. Das Gewebe wird weder überall gleich dicht, denn dieses verhindern die veränderlichen Durchmesser, noch gleich dicht, weil auch das Weberblatt den Widerstand der ungleichen Durchmesser nicht aufheben kann. Von Handgespinnst sieht man daher sehr glatte Leinwand wohl öfters bei sehr feinen Sorten, aber gar nie bei ordinärer Leinwand. Man war daher immer darauf bedacht, für den Handel diesen Sorten eine Art von Appretur durch Waschen und Pressen zu geben. Es ist eine wesentlich unterscheidende Eigenschaft der Leinwand aus englischem Maschinengarn, daß jede Sorte, sie sey fein oder grob, ganz glatt wird, überall einen gleichen Schluß hat, und überall gleich dicht ist. Weiter reicht die Erfahrung nicht, die Sache ist noch zu neu, und es kann gezweifelt werden, ob schon ein Mensch Zeit gefunden hat, ein Feind aus solcher Leinwand zu zerreißen.

Da die Erfahrung vor der Hand nichts mehr weiter darbietet, und die Einwendungen der Gegner eigentlich lauter Prophezeiungen in die Zukunft sind, diese Zukunft aber auf alle Fälle sehr nahe ist, so kann man sie getrost abwarten, ohne fürchten zu müssen, widerlegt zu werden.

Ueber den Stand des Nabelergewerkes in Schwabach^{*)}.

Von dem Nabelfabrikanten Friedr. Stäßler.

Unter die veredeltsten Stoffe, nämlich unter die Febricate Schwabachs, sind ihrer Bedeutung und Quali-

^{*)} Der Central-Berwaltungsausschuß vom königl. Mi-

tät nach vorzugsweise die Nähnadeln zu rechnen, zu deren Ausfertigung verschiedene Rohstoffe und Maschinen angewendet werden müssen, und im In- und Auslande einen bedeutenden Absatz finden. Ich erlaube mir daher mich über diesen Gegenstand weiter zu verbreiten, und berufe mich bei den einzelnen Angaben auf das Zeugniß der Herren Vorsteher der Nadelfabrikan ten in Schwabach.

Die Geschichte der Nadelfabrikation daselbst geht bis auf das Jahr 1633 zurück, wo nach dem Meisterbuch des Nadlergewerbes sich zwei Meister von Weisenburg hieher übersiedelten, Namens Nikolaus Beyerlein anno 1633 und Bartholomäus Ögger anno 1679. Daß das Gewerbe sich immer mehr emporgehoben hat, beweisen die Meisterbücher, woraus hervorgeht, daß im Jahre 1725 schon 27 Meister und eben so viele Gesellen, i. J. 1760 68 Meister und 60 Gesellen, i. J. 1814 270 Meister und 218 Gesellen, wovon allein über 100 unter dem Militär standen, mit Verfertigung der Nähnadeln sich beschäftigten, und schon seit 1727 sind die noch bestehenden Zimmern: „Reisinger, „Frank, Bepold, Lechner, Meyerschöfer, Schmauser und Ehrhörd“ als Nähnadler bekannt.

Seit dem Jahre 1768 besitzt das Gewerbe ein Schleif- und Polierwerk, welches in hiesiger Stadt liegt, und seit dem Jahre 1780 ein zweites Werk, welches bloß als Schleifmühle eingerichtet — und dagegen das hiesige Werk zu einem Polierwerk bestimmt wurde, welche beide jetzt noch Eigenthum des Nadlergewerbes eins sind.

nisterium des Innern mehrfach zur Bekanntmachung von Monographien über einzelne Industriezweige aufgefodert, ergreift die erste ihm dargebotene Gelegenheit, durch Bekanntmachung dieses Auftrages dem gezeigten Wunsche zu entsprechen, und giebt sich der Hoffnung hin, daß andere verehrliche Mitglieder des Vereines sich zur Mittheilung ähnlicher Ausarbeitungen veranlaßt finden möchten.

Xm. b. Red.

Das Gewerbe erweiterte sich immer mehr, das Bedürfniß mehrerer Werke wurde immer fühlbarer und daselbe würde eine weitere Ausdehnung nicht erlangt haben, wenn nicht der selbige Hr. G. J. Jacobi auf eigene Rechnung durch die Herstellung eines neuen Werkes an der Schwabach, die Nadelfabriken besonders gefordert hätte und jetzt noch fördert, welches unter allen billig denkenden Nadelfabrikanten dankbare Erwähnung verdient. Der gegenwärtige Besitzer dieses Werkes ist Hr. Stephan Jacobi, Nadelfabrikant dasier.

Den höchsten Flor erreichte dieses Gewerbe im Jahre 1814, wo nach den Schleifregistern an 300 Millionen Nä- und Stricknadeln alhier gefertigt wurden, und die Zahl der Arbeiter sich auf 1600 Menschen belaufen hat. Die Entstehung der polierten Stricknadelfabrikation geht auf das Jahr 1788 zurück, und ist der selbige Hr. Matth. Vogelreuther als erster Fabrikant derselben bekannt. Seit dem Jahre 1822 wurden auch Sted- und Haarnadeln und andere Kramnadlerarbeiten fabrizirt. Der erste konfessionirte Kramnadler ist der frühere Nähnadler Paul Hoffmann; später etablierten gleiche Geschäfte: Austerweger und Kagenmeier.

Im Jahre 1832 wurde durch Kramnadler Austerweger die Erfindung gemacht, die Stricknadeln blau anlaufen zu lassen und mit weißen Umwindungen und goldenen Spitzen zu verzieren, welche er den Nadelfabrikanten mitgetheilt hat, und hiedurch einen neuen Artikel dieses Geschäftes hervorrief, der bald sehr gesucht und von Engländer- und Niederländer-Fabriken erst später den Schwabachern nachgeahmt wurde. Ich erwähne dieses hauptsächlich aus dem Grunde, um zu beweisen, daß das Wandern der Handwerker vorzüglich das Mittel zur Bildung industriöser Arbeiter ist, da Hr. Austerweger dieses in der Fremde und nicht hier erlernte. Auch werden von Nähnadlern seit einigen Jahren die sogenannten Schreinerstifte und Andere für Schuhmacher gefertigt.

Durch die neue politische Einteilung der Staaten

Europas nach dem Pariser Frieden, ferner durch die Ereignisse in der Levante und durch die Sperre vieler Länder oder hohen Zölle auf die Nähnadeln wurde der Fabrikation derselben ein empfindlicher Stoß versetzt, so daß vom Jahre 1814 an, das Gewerbe immer mehr zurückgegangen ist, und erst mit der Bildung des deutschen Zollvereins wieder mehr Leben in dasselbe zu kommen begann.

Aber auch der große Zollverein würde wenig zu dem Aufleben der Nadelfabriken beigetragen haben, da dadurch Bapen der mächtigen Concurrenz der Nachener, englischen, Iserlohner Nadelabriken geöffnet wurde, hätten nicht zugleich die Nadelabrikan ten angefangen, auch die extra Nadel sorten, welche unter dem Namen englische Nadeln in den Handel kommen, in allen Sorten mehr zu fabriciren, in welchen der Absatz mit der Vervollkommenung derselben gleichen Schritt hält.

Wollte man eine Vergleichung der Schwabacher Nadeln gegen diejenigen von auswärtigen Fabriken vornehmen, so würde man finden, daß dieselben in manchen Sorten den Nachenern gleichkommen, und dabei im Preise billiger sind; den Iserlohnern nicht nur gleichkommen, sondern denselben vorgezogen werden, und von industriösen Fabrikanten im gleichen Preise geliefert werden können; im Vergleiche aber gegen die Birminghamer, solchen noch zurückstehen, dagegen aber auch die hiesigen Nadeln mehr als die Hälfte wohlfeiler sind. Im Vergleich gegen die Pappenheimer und Monheimer, ferner gegen die Fabriken in Oesterreich verdienen die Schwabacher durchgehends weit den Vorzug, und werden in den ordinären Gattungen, hinsichtlich der Qualität und des billigen Preises von andern Fabriken nicht erreicht werden. Der Grund, warum sich der Absatz der Schwabacher Nadeln nicht erweiterte, liegt hauptsächlich in der mächtigen Concurrenz der Birminghamer, Nachener, Iserlohner und Altener Fabriken, welche mit großen Betriebskapitalien arbeiten, eigene Werke besitzen, und Handelsverbindungen über alle Theile der Welt angeknüpft haben; hingegen der Absatz der hiesigen Nadel-

Fabriken, auf Deutschland, Italien, wenig nach Frankreich, Spanien und sehr unbedeutend nach dem Orient sich erstreckt.

Der gegenwärtige Stand des Nadelgewerbes ist nach den letzten Zählungen dieses Jahres:

- 1) 37 Fabrikanten, welche die Nadeln vom Draht aus verfertigen, selbst häften, poliren, sortiren und pakeliren lassen, dann unter ihren Zeichen und Firmen verkaufen;
- 2) 246 Meister, welche durch die Fabrikanten mittelst des Drehmachens beschäftigt, und
- 3) 142 Gesellen und 27 Lehrlingen, welche bei diesen Meistern im Drehmachen mitbeschäftigt werden;
- 4) 400 Frauen und Kinder, welche ebenfalls in diesen Werkstätten arbeiten;
- 5) 37 Schleifer, welche von den Fabrikanten mittelst des Anschleifens der Nadeln beschäftigt werden;
- 6) mehrere Meister und Gesellen, welche bei den Fabrikanten mit Häften und Poliren beschäftigt werden, sind ad 2 eingerechnet;
- 7) 49 Personen, welche mit Sortiren und Paquetiren beschäftigt sind;
- 8) mehrere Braunkir, resp. Decher, welche durch das Nachschleifen und Braunkiren beschäftigt sind, ad 2 eingerechnet;
- 9) 30 bis 40 Personen, welche durch verschiedene Arbeiten, als: Schöpfpäne liefern, Rießstoffen, Naddreßen u. beschäftigt werden.

Ferner nicht zu gedenken der Arbeiter, welche durch die Drahtfabrikation, Papierfabrikation, mit Weben des Zivillisch, Hofner mit Verfertigung der Häckelstän, Seiler mit Verfertigung der Schnüre und Zeugschmiede mit Verfertigung der Werkzeuge beschäftigt werden. Auch werden seit einigen Jahren viele Vapparbeiter durch die Nadelabriken beschäftigt, nämlich durch Wer-

fertigung von Etuis, welche mit Näh- und Stricknadeln angefüllt werden.

Das Einfüllen dieser Etuis mit Nadel-Affortimenten ist auch eine Schwabacher Spekulation, und zu einem neuen Haupt-Erwerbszweige für Nadelfabrikanten und Papparbeiter geworden. Viele der letztern in Nürnberg sind jetzt für auswärtige Fabriken in den Niederlanden beschäftigt, welche erst später angefangen haben, dergleichen in den Handel zu bringen.

Diese 37 Fabrikanten verarbeiten jährlich circa

1500 — 2000 Zentner Eisendraht,

150 — 200 Zentner Stahldraht,

welcher theils von hier aus der Hättlinger'schen Fabrik, theils aus den Fabriken in der Oberpfalz und theils aus den preussischen Niederlanden bezogen wird;

500 Körbe Kisten,

200 Zentner Schwefelstein,

6000 Pfund Schnüre und Fäden von hiesigen Seilern,

800 Riß Papier aus der Umgegend, und aus den Niederlanden (das feine violette),

2000 Säcke Sägspähne,

200 Säcke Kleien,

200 Zentner Vießklauen,

60 „ Lederabfall,

60 „ Ofenruß,

30 „ Eierschaalen,

20 „ Baum- und Rübenöl,

2 „ Leinöl,

36 bis 40 Zentner Seife,

3 bis 4 Zentner Binnasche,

3 bis 4000 Stück Härtkästen von Pappenheim, dann

20 bis 30 Zentner eiserne Härtkästen von Eichstädt,

1000 Meß gestossene Kieselsteine von hier,

150 Stück Wachsdruck von hier und Nürnberg, dann viel Stahl zu Handwerkzeug; Schiefer und Braunersteine. Erstere sind von Wendelsheim und Habersdorf, letztere von Sonnenberg; ferner Darmsaiten und dergleichen, auch viele feine Papiere zu Etuis und verschiedene andere Materialien zur Fabrikation.

Der Absatz ist zur Zeit in Deutschland mit den meisten Sorten der extra Nadeln; nach Italien mit ordinären Schwabacher Nadeln; eben so nach dem Orient, nach Frankreich, Spanien, mit ordinären und extra Nadeln.

Würde der Handel in die österreichischen Staaten nicht durch zu hohe Zölle gehemmt werden (2 fl. 24 Kr. pr. Pfund), so könnte Schwabach bedeutende Geschäfte dahin machen; während gegenwärtig der Absatz dahin dem Schmuggelhandel anheim fällt.

Dieselben Verhältnisse finden für den Absatz nach Frankreich und Rußland statt (nach Frankreich 3 Zr. pr. Pfd.).

Erwerbsprivilegien besitzt das Nadelgerwerbe im Allgemeinen nicht, auch hat kein Fabrikant zur Zeit für sich ein besonderes Privilegium.

Was besonders in neuester Zeit geleistet wird, sind die sogenannten „blaurundbräunigen Damen- und auch Schneider-Nadeln.“

Diese Nadeln wurden zuerst in England gefertigt, und werden seit dem Jahre 1833 auch hier fabrikt, erhielten aber erst durch eine sinnreich erfundene Maschine zum Einpressen der Ripen, das ist, der Kanäle hinter dem Oehre — eine größere Vollkommenheit. Diese Maschine erfand der Nadelmeister Bauer, und es sind nun drei solche Maschinen mit Verfertigung der obengenannten Nadeln beschäftigt. Diefurch sind die Nadeln nunmehr den acht englischen Nadeln ähnlich; sie werden polirt, im Oehre blaugemacht, und das Oehre dann noch einmal nachgehört, wodurch dieselben die Eigenschaft erhalten, daß das Oehre den Fäden nicht abschneidet.

Die größeren Maschinen, welche bei der Nadelfabrikation angewendet werden, sind: die Schleif- und um Polierwerke.

Zur Zeit bestehen 3 solche Werke:

- 1) das erste ist in hiesiger Stadt, gehöret dem Nadelgerwerbe, ist zum Poliren eingerichtet, und zwar zum Schoren auf 26 Ballen, wo der obere Theil den Ballen dreht, und 2 Ballen, wo der untere Theil sich hin und her bewegt und der

obere bloß einen Druck ausübt; Letzterer ist nach Aachener Art zum Schoren seiner Nadeln geeignet, während die Ersteren zweckmäßiger zum Schoren stärkerer Nadeln sind;

- 2) ein Schleifwerk mit 10 Schleifbänken am Flusse Schwabach, eine halbe Stunde von hier gelegen, die sogenannte Nökleinsmühle, dem Nadelgewerbe gehörig;
- 3) ein Schleif- und Polierwerk an der Schwarzach, dem Hrn. Jacobi gehörig; dieses Werk ist eingerichtet zu 20 Schleifbänken, zu 26 Polirbänken.

Die Leistungsfähigkeit sämmtlicher Werke könnte angenommen werden auf die 30 Schleifbänke täglich pr. Stab 30,000 = 900,000, es wären sonach die Werke zureichend, nämlich 300 Millionen Nadeln auszufertigen.

Auf den 54 Polirbänken können alle Tage 54 Ballen abgeschort werden und 54 Ballen würden ungefähr dieselbe Summe Nadeln enthalten, der Ballen nur im Durchschnitt zu 100,000 gerechnet.

Im Jahre 1826 wurde das an die Poliermühle stoßende Waschhaus erbaut, worin zwei kupferne Cylindern der zum Waschen der Nadeln sich befinden.

Diese Anstalt wurde von mir nach Aachener Art eingerichtet, ist Eigenthum des Nadelvereins, und jeder Fabrikant kann sich derselben bedienen.

Das sämmtliche Nadelgewerbe bildet für sich einen Gewerbeverein, in welchen sowohl Fabrikanten als Tagelöhner vereint sind, und eine Lade bilden. Derjenige, welcher vom Tagelöhner zum Fabrikanten übergehen will, muß sich einer wiederholten Prüfung unterziehen, und ein Vermögen von 1000 fl. nachweisen.

Die Kunstverhältnisse sind nicht von der Art, daß das Gewerbe einen besseren Aufschwung erhebt, vielmehr lähmt dieselben jede anderweitige Unternehmung und der Schlenbrian sätzte dadurch nur tiefere Wurzel. Besser würde es sein, wenn die Fabrikanten für sich einen besondern Verein bildeten, um gemeinschaftliche Zwecke zu erreichen, die auf Bildung tüchtiger Arbeiter, Anschaffung neuer erfundener Werkzeuge, Besuch fremder Fabriken und Industrie-Ausstellungen, Bezug von Mustern aus fremden Fabriken, Anlegung von Magazinen

der zur Fabrication nöthigen Rohstoffe, als: Draht, Zinnlich, Kohlen etc., ferner neue Versuche in den verschiedenen Manipulationen; endlich auch neue Abfahrsquellen aufzusuchen und auch dem Uebel der großen Verluste zu begegnen, welche die Fabrikanten durch schlechte Handels- und Kaufleute öfters erleiden müssen, zum Zwecke hätten.

Meine Gedanken über Mittel und Wege zur Erlangung einer Verbesserung behalte ich mir für spätere Zeiten vor, bis noch mehr Nadelfabrikanten in dem technischen Verein mitwirken werden, deshalb Vorschläge zu machen.

Nun noch Einiges über die Stoffe zur Nadel fabrication.

I. Ueber den Eisendraht.

Nach meiner 35jährigen Erfahrung habe ich immer den hiesländischen Eisendraht besser gefunden, als den Niederländer, und es wird in neuerer Zeit vorzüglich schöner und guter, hauptsächlich egalere Draht von inländischen Fabriken geliefert, nur mag die nicht immer gleich gute Qualität des Eisens, besonders des Draht-Eisens die Schuld sein, daß oft noch Draht geliefert wird, der unreinen Zustandes von Natur schon ist, wodurch den Fabrikanten bedeutender Schaden erwächst. Die Eisen-Produktion daher immer zu vervollkommen, ist eine Sache, die beiden Gewerben — nämlich den Draht- und Nadel fabricanten nur sehr wünschenswerth sein muß.

II. Ueber den Stahldraht.

Wie aus Vorhergehendem schon hervorgeht, habe ich den englischen Stahldraht für den besten erklärt; denn jeder Andere hält mit diesem keinen Vergleich aus, ist aber auch mehr als das Doppelte — ja in manchen Sorten um das Vierfache theurer als anderer Stahldraht, nächst diesem möchte der — welcher aus dem steirischen Stahl fabricirt wird folgen, welcher aber auch jetzt gegen sonst zu hoch im Preise ist, darum auch zu den stärkern Nadelsorten nicht verarbeitet werden kann; dann kommt derjenige an die Reihe, welcher aus preussisch Niederlanden, von Altena in der Grafschaft Marl bezogen wird, welcher viel wohlfeiler als Letzterer und in manchen Arbeiten sogar dem steirischen Stahldraht vorgezogen werden möchte, z. B. im Poliren; dagegen der siesprische weit besser über's Deute zu machen ist.

Ob das Wänschenwerthe in dem steirischen Stahldraht, bei seinen sonstigen guten Eigenschaften in der Behandlung des Stahls in den Drahtfabriken, oder des Drahts in den Nadelfabriken liegt, kann ich mit Grund noch nicht behaupten, und muß es der Zeit überlassen, gewisse Resultate zu erlangen.

Verzeichniß der in Schwabach angefertigten Nadel-Sorten.

Numer.	Benennung der Nadeln.	Sorten.	Bemerkungen.
—	die Nadeln von Draht bis zu deren Vollenbung	—	
1	feine rundöhrige Nadeln . . .	2/0 — 11.	Matth. Dippold, Firma Chr. Dippold.
2	kurze dicke rundöhrige Nadeln . . .	4/0 — 8.	Derselbe „ detto.
3	feine langöhrige dto.	4/0 12.	Friedrich Städtler „ E. J. Lechner.
4	kurze, dicke langöhrige dto. . . .	4/0 — 10	Derselbe „ detto.
5	Frauenadeln in engl. Facon II. Qualität	1 — 10	Derselbe „ detto.
6	Frauenadeln in engl. Facon III. Qual.	1 — 8	Derselbe „ detto.
7	Männelschneider Nadeln II. Qualität .	2/0 10	Derselbe „ detto.
9	Frauenadeln engl. Facon I. Qualität	1 — 5	Derselbe „ detto.
10	Frauenschnider Nadeln, engl. Facon I. Qual.	1 — 10	Derselbe „ detto.
11	Männelschneider Nadeln dto. dto.	2/0 12	Derselbe „ detto.
12	Goldbröhrfaden Nadeln engl. Facon .	1 — 10	Derselbe „ detto.
13	blaurundöhrige Frauenadeln . . .	1 — 10	Matth. Dippold „ Chr. Dippold.
14	blaurundöhrige Schneidernadeln . . .	1. 12	Derselbe „ detto.
15	halblange Stopfnadeln dto. . . .	2/0 — 7	Friedrich Städtler „ E. J. Lechner.
16	feine lange Stopfnadeln dto. . . .	3/0. 12.	Derselbe „ detto.
17	langöhrige Nadeln dto.	1 — 12	Derselbe „ detto.
18	Stramin Sticfnadeln dto.	16 — 24	Derselbe „ detto.
20	Lapiserie Nadeln dto.	0 — 4	Derselbe „ detto.
21	Lambeer Nadeln dto.	1 — 4	Derselbe „ detto.
22	Perlen Nadeln dto.	—	Derselbe „ detto.
23	Schürfliste oder Durchstiehnadeln in ver- schiedenen Sorten	—	Simon Städtler „ Jacob Städtler.
24	ordinaire Beutlernadeln	3 A — O	Andreas Bauer.
25	englische Beutler Nadeln dto. . . .	2/0 — 13	Derselbe.
26	Knopfmacher Nadeln dto.	2 A — L	Simon Städtler „ Jacob Städtler.
27	breitsperrigte Schuhmacher Nadeln dto.	6 A. B.	Andreas Bauer.
28	ordinäre Schuhmacher Nadeln dto. .	3 A. P.	Derselbe.
29	englische Schuhmacher Nadeln dto. .	1 — 12	Derselbe.

Numm.	Benennung der Nadeln.	Sorten.	Bemerkungen.
30	Sattler Nadeln dto. . . .	3 A. C.	Andreas Bauer.
31	Fischmacher Nadeln dto. . . .	2. Sorte	Derselbe.
32	englische Sattler Nadeln dto. . . .	1 — 12	Derselbe.
33	Buchbinder Nadeln dto. . . .	1. 6.	Derselbe.
34	ordinäre Wollenstopf Nadeln . . .	8 A. P.	Simon Städtler, Firma Jacob Städtler.
35	krumme Einbindnadeln	4—2½ Zoll	Andreas Bauer.
36	Stumpfwirksee Stuhlnadeln . . .	1 — 12	Obdörfer.
37	gerade Einbindnadeln	7. 2 Zoll	Andreas Bauer.
38	englische Segelnadeln	3. 3½ Zoll	Derselbe.
39	huter Nadeln	3—5 Zoll	Derselbe.
40	ordinäre Segelnadeln	2—5 Zoll	Derselbe.
41	Epikelnadeln für Knopfmacher . . .	1 — 6	Simon Städtler, Firma Jacob Städtler.
42	Ballenbinder oder Packnadeln . . .	4. 7 Zoll	Andreas Bauer.
43	Lapezier oder Matrazen Nadeln . . .	6 — 16	Derselbe.
44	Handschuh Stricknadeln	3 — 14	Simon Städtler, „ detto.
45	Stricknadeln II. Qualität	2/0 11	Derselbe „ detto.
46	Stricknadeln I. Qualität	4/0 18	Derselbe „ detto.
47	Stricknadeln blau mit Goldspiz . . .	—	Derselbe „ detto.
48	Haubenstricknadeln	4/0 18	Derselbe „ detto.
49	blau weißgeschluggelte Goldspiz-Stricknadeln	—	Derselbe „ detto.

Ueber die Behandlung der fetten Körper bei der Fabrikation der Stearinkerzen, dem Weichen und Härten des Talges, dem Ausziehen des Stearins und Oleins, der Stearinsäure und Oleinsäure.

Von
Golfier-Bessière.

(Aus Erdmann's Journal für praktische Chemie
Bd. XVIII. S. 297.)

Einkleitung.

Den vortrefflichen Untersuchungen Chevreul's über die fetten Körper verdanken wir die Kenntniß, daß die Talgarten, die Fette und Oele natürliche Gemenge mehrerer Substanzen sind, von denen die eine feste Stearin, die andere flüssige Olein genannt wurden. Chevreul zeigte ferner, daß bei der Verseifung diese beiden Substanzen Umwandlungen erleiden, welche ihnen ganz verschiedene Eigenschaften geben. Sie werden dabei zu Säuren, welche sich mit den Alkalien verbinden, und mit denselben die Seifen bilden. Wenn man diese Seifen zersezt, so erscheinen das Stearin und Olein nicht wieder als das, was sie vor der Verseifung waren, sie bleiben Stearinsäure und Oleinsäure, und da die Stearinsäure sehr gut krystallisirt, so lassen sich alsdann diese beiden Körper leicht von einander trennen. Gay-Lussac und Chevreul wendeten diese Entdeckung auf die Fabrication der Kerzen an.

Die Arbeiten von Chevreul geben zwar sehr bestimmte Ansichten über die Natur der aus den fetten Körpern erzeugten Stoffe; es blieb aber noch übrig, Versahrungsarten aufzufinden, um von ihnen verschiedene Anwendungen, deren sie fähig sind, zu machen. Ich will zuerst die Versahrungsarten angeben, deren man sich im Großen bediente, um das Olein und Stearin von einander zu scheiden. Nachher will ich so umständlich als möglich die Mittel, welche angewendet wurden, um die fetten Körper in Oleinsäure und Stearinsäure umzuwandeln, darauf die Versahrungsarten, um diese Säuren abzuscheiden und zu reinigen, endlich die Details im Betreff der Anwendung dieser Säuren angeben.

Nach dieser Uebersicht meiner praktischen Untersuchungen will ich immer so genau als möglich die Kosten der Versahrungsweisen angeben.

Nach dieser Uebersicht meiner praktischen Untersuchungen will ich immer so genau als möglich die Kosten der Versahrungsweisen angeben.

Versahren zur Ausziehung des Stearins und Oleins.

Zuweilen gehört sehr wenig dazu, um die Trennung des in den fetten Körpern gemengten Oleins und Stearins zu bewirken. Man weiß, daß diese Trennung durch ein sehr einfaches Mittel möglich ist. Handelt es sich von einem Fette, welches, wie Talg, Schmalz, Butter, Consistenz hat, so preßt man einen Theil davon zwischen den Fingern zusammen, nachdem man ihn in mehrere Lagen von Löschpapier eingewickelt hat. Wenn die Substanz zusammengepreßt werden kann, so wird das Olein allein absorbiert und das Stearin bleibt in dem Papiere. Das Stearin wird hierauf in ein neues Papier gebracht, damit ihm eine neue Menge Olein entzogen werde, und man erhält auf diese Weise sehr reine kleine Einsen von Stearin. Wenn der fette Körper flüssig ist, wie die Oele, welche Floden oder kleine Stearinkrystalle in Suspension halten, so muß man zuvor durch eine sehr dichte Leinwand filtriren, welche nur das überschüssige Olein durchläßt. Die Temperatur aber, bei der man arbeitet, ist nicht gleichgültig; denn, wenn sie auch nur etwas hoch ist, so erhält das Olein zuweilen den größeren Theil des Stearins, das man darin sucht, in Auflösung, und in diesen Fällen muß man nicht allein die Temperatur erniedrigen, sondern sie auch so lange als möglich kalt erhalten, weil das Stearin sich nicht immer sehr geschwind von dem Olein abscheidet. Im Allgemeinen kann man behaupten, daß der unter passenden Umständen angewendete Druck das beste Mittel ist, dessen man sich in den Fabriken zur Trennung der mit flüssigen gemengten fetten Körper bedienen kann.

Zuweilen sind diese fetten Körper schon von Natur ganz zum Auspressen geeignet. Ich hatte eine Probe von Palmöl, von Cocosöl und Ziegenbutter, die sich sehr gut auspressen ließen.

Um diese Trennung zu bewirken, ist es angemessen, das Stearin in Umstände zu versetzen, die seiner Krystallisation günstig sind, und in einer Menge von Gällen erzeugen dem Anscheine nach sehr unbedeutende Mittel dieses Resultat. So bewirken die Temperatur, bei der man Talg schmilzt, der Luftdruck, der Wasserdampf eine große Anzahl von Salzen, Säuren, Alkalien, etwas Alkohol oder ein wenig von irgend einem ätherischen Oele diese Trennung. Man kann selbst auf diese Weise die Reinigung gewisser Oele zum Ausgießen des Stearins benutzen. Aber in sehr vielen Fällen scheidet es sich in so kleinen Körnern ab, daß es sich sehr schwer pressen läßt und sich sehr leicht in Fäden durchpreßt, wenn die Einwand nicht sehr dicht ist.

Bei meinen Versuchen, um eine Kaltseife zu bereiten, habe ich natürlich den Kalk in sehr verschiedenen Verhältnissen angewendet, und bemerkt, daß, wenn man einen Strom Wasserdampf in Talg streichen läßt, zu dem man in kleinen Portionen bis ungefähr 3 pCt. seines Gewichtes gebrannten Kalk zusetzt, welchen man als sehr verdünnte Kalkmittel zufügen muß, und nachher durch Schwefelsäure säuert, der Talg sehr weiß und hart wird und sich leicht auspressen läßt. Aber die Operation des Auspressens ist sehr schwierig. Jedoch habe ich bis auf 21,7 pCt. sehr schönes Olein erhalten, indem ich die Substanz in sehr dünne Rufen zertheilte, welche ich zwei und selbst drei Tage unter der Presse ließ, und indem ich sie ganz allmählig zusammenpreßte. Dieß ist gewiß eins der ökonomischsten Mittel, um die zur Fabrikation der Lichter bestimmten Talgsorten zu bleichen und zu härten.

Ein sehr gutes Verfahren hat Lecanu angegeben. Dieß besteht darin, daß man zu dem geschmolzenen Talge Terpentiniöl zusetzt und das Ganze erkalten läßt. Dadurch wird die Trennung der beiden Körper sehr gut

vermittelt durch das Pressen bewirkt. Der einzige quantitative Versuch, den ich nach diesem Verfahren anstellte, gab 36,5 pCt. Olein. Es ist nachher sehr leicht, selbst die letzten Spuren des Terpentiniöls, dessen Geruch nachtheilig seyn würde, auf eine mit wenig Kosten verknüpfte Weise zu entziehen. Ich würde bis jetzt dieses Verfahren allen andern vorziehen, wenn mir bewiesen würde, daß die Stearinfasern so gut wären, als die von Stearinsäure. Aber Kerzen, welche ich aus sehr reinem Stearin^{*)} verfertigt hatte, und dieselben Dochte, welche ich zu den Kerzen von bloß in der Kälte ausgepreßter Stearinsäure gebrauchte, schienen mir bei weitem hinsichtlich der Intensität des Lichtes nachzustehen. Dieser Unterschied hängt von einem bei meiner Fabrikation unbeachtet gebliebenen Fehler oder von der eigenthümlichen Natur der Substanz ab. Ich würde noch nicht wagen, dieß zu behaupten, wenn ich nicht dadurch gehindert worden wäre, meine Untersuchungen über die Ausgießung des Stearins weiter fortzuführen.

Verseifung der Fette, oder Umwandlung ihres Oeins und Stearins in Olein und Stearinsäure.

Lange Zeit wurde, wie es bei den Seifensiedern der Fall ist, das Natron zur Fabrikation dieser Seifen angewendet. Da aber die Erfahrung uns auf ein anderes Verfahren geleitet hat, so will ich es umständlicher beschreiben, ohne mich bei denen aufzuhalten, welche ich der Kostenersparniß halber verworfen habe.

Auf 100 Theile irgend eines Fettes, mag es nun Talg, Schmalz, alte Butter oder Palmöl seyn, welches jetzt sehr häufig im Handel vorkommt, nimmt man 16 oder 17 Theile gebrannten Kalk und versäuert auf folgende Weise: Man bringt den Talg mit etwas Wasser in eine hölzerne Rufe, bis auf deren Boden eine Röhre führt, welche mit einem Dampfkeßel in Verbindung

*) Es wurde nach Lecanu's Verfahren erhalten, und war bei 58° schmelzbar.

steht. Es ist auch von Wichtigkeit, daß der Dampf aus der Röhre in einer großen Anzahl von Strahlen herausgeht. Dieß kann leicht dadurch bewirkt werden, daß man sie entweder an ihrem Ende verschließt und in sie ihrer ganzen Länge nach Löcher macht, oder wenn man sie in eine mit kleinen Löchern, wie eine Gießkanne, durchbohrte Hülse sich öffnen läßt. Auf diese Weise ist die Bewegung weniger heftig, und die Wärme verbreitet sich besser und gleichmäßiger.

Während der Talg schmilzt, löschet man den Kalk und setzt ihm nachher eine gewisse Menge Wasser zu, um ihn in Kalkmilch umzuwandeln, die man durch ein Sieb in die Kufe gießt.

Wenn dieß Alles geschehen ist, so muß der Wasserdampf ununterbrochen bis zum Ende der Operation ausströmen, deren Dauer je nach der Menge, mit der man arbeitet, verschieden ist, die aber, wenn ich mit 50 Kilogrammen arbeitete, nicht weniger als sechs Stunden dauerte. Uebrigens erkennt man sehr leicht, daß die Operation beendigt ist, daran, daß die Seife sich fast ganz löret, und ein Aussehen erhält, ganz verschieden von dem, das sie bisher gehabt hat.

Alsdann schreitet man zur Zersehung der Seife, und zu diesem Zwecke bringt man sie vermittelst eines großen Schaumlöffels in eine Kufe, welche neben der stehen muß, worin man die Verseifung vorgenommen hat, und in der man eine doppelte so große Menge Schwefelsäure von 66°, als der angewandte Kalk betrug, mit zweimal so viel Wasser dem Umfange nach gemengt hat. In diese Kufe*) läßt man den Dampf strömen. Die Zersehung erfolgt sogleich, und die fetten Säuren sammeln sich auf der Oberfläche des Bades, während der schwefelsaure Kalk, je nach dem Maasse, daß er sich sammelt, beständig die Oberfläche der Seifenlöcher durchbricht und das Bad so gehörig bewegt, daß die Operation sehr schnell fortgeschreitet.

*) Ich habe alle meine Verseifungen und Zerseungen in dicken Boden vorgenommen. Hätte ich mich aber gehörig mit Gefäßen versehen können, so würde ich mich bei einer Operation wenigstens zweier Kufen bedienen haben.

Wenn man glaubt, daß die Operation beendigt ist, so verschließt man den Dampfbohn, und nachdem man das Ganze eine kurze Zeit ruhig stehen gelassen hat, entfernt man den fetten Körper, den man in eine Kufe gießt (z. B. die, worin man die Verseifung vorgenommen hat). Man wäscht ihn hier mit Wasser und immer vermittelst des Dampfstromes, welcher ihn erwärmt und in Bewegung setzt. Wenn eine Probe zeigt, daß die Waschung vollendet ist, so sammelt man das Produkt, welches man in die Krystallisationsgefäße gießt, worin man es bis zum folgenden Tage läßt. Die Substanz wird nach dem Erkalten zertheilt, um daraus Kuchen zu bilden, welche unter eine hydraulische Presse gebracht werden, wobei ich folgendermaßen verfuhr. Ich machte einen hölzernen Rahmen, welcher dieselbe Größe und Dicke hatte, welche meine Kuchen haben sollten. Man preßt nun die zertheilte Substanz vermittelst eines hölzernen Schlegels schnell in den Rahmen so sehr als möglich hinein. Nachher setzt man denselben, mit der Substanz angefüllt, auf ein auf denselben Tisch befindliches Brett, welches so geschnitten ist, daß es genau in den Rahmen paßt, so daß es den Zweck hat, die den Rahmen ausfüllende Substanz herauszutreiben, um sie in Gestalt eines länglichen Vierecks in die zum Voraus zugeschnittene und zu ihrer Aufnahme zusammengelegte Leinwand leicht bringen zu können.

(Schluß folgt.)

Schwarzwälder-Uhren.

In den beiden badischen Bezirksämtern Troberg und Neustadt, welche als der eigentliche Sitz der Schwarzwälder-Uhren-Manufaktur zu betrachten sind, beschäfften sich bei einer Einwohnerzahl von 11,858 Seelen in dem ersten und 15,036 in dem letzteren Amte, zusammen 1213 Meister mit der Uhrmacherei, ihren Vornamen und Nebenarbeiten, wonach auf 22 Einwohner ein Meister kommt. Jene Zahl begreift ferner 223 Expedioren und Händler in sich. Die Zahl der im Auslande sich herumtreibenden

Händler ist weit größer; in London allein sollen sich derer nicht weniger als 230 gegenseitig befinden. Den Stapelplatz für die ganze Uhrenproduktion bilden die Städte Neuhäut und Trpberg; von hier aus werden die Waaren nach allen Weltgegenden versendet. Es werden im Ganzen wöchentlich 40 Uhrenstücken, jede mit 300 Uhren, ausgeführt. Der Werth einer solchen Kiste wird im mittleren Anschlag zu 500 Thaler berechnet. Diesem gemäß stellt sich der Gesamtumsatz der jährlich ausgeführten Uhren auf 1,040,000 Thaler; wobei die Spieluhren und die größeren Musikwerke nicht in Anschlag gebracht sind. Die Schwarzwälder Uhrenmanufaktur bietet das interessanteste Beispiel eines Industriezweiges

dar, welcher, sich selbst überlassen, zu einem ungehäuften, vollkommen fabrikartigen, Betrieb sich erhoben hat. Sein gesunder praktischer Verstand ließ den Wälder jene wichtigen Prinzipien, auf deren Anwendung die großartigen Resultate der Fabrikthätigkeit sich gründen, in voller Bedeutung aufsaugen und durchschauen. So kommt es, daß das wohlthätige Prinzip der Arbeitsteilung im ausgebreitetsten Sinne im Distrikte der Uhrenfabrikation einheimisch geworden ist. Zwei Hauptklassen sind es zunächst, in welche sich die Uhrenindustrie absondert, und beide sind scharf von einander getrennt, nämlich Manufaktur und Handel. (Aus dem polytechn. Archiv 1839 S. 320.)

Gemeinnützige Mittheilungen und Bekanntmachungen.

Beiträge zur Verbesserung des Feuerungswesens von Florian Cloeter.

Höherem Befehle gemäß soll in diesen Blättern auf allgemeine Verbesserung der Feuerungen hingewirkt, und besonders von Zeit zu Zeit das Beste bekannt gemacht werden, was in dieser so allgemein wichtigen Sache gefunden ist. Der Unterzeichnete, welcher an hiesiger polytechnischer Schule Lehrvorträge über Pyrotechnik zu halten hat, ist vom verehrten Ausschusse des polytechnischen Vereins für Bayern mit diesem Auftrage beehrt worden; während übrigens der Verein es sehr dankbar erkennen würde, wenn Jeder, welcher sich gedungen sieht, für diese Sache leidend und fördernd aufzutreten, unsere Zeitschrift als Organ dazu wählen wollte.

Der Verfasser dieses hatte es sich schon längst zur Aufgabe gemacht, in der Pyrotechnik nicht allein selbst auf sicher leitende Maximen zu kommen, sondern diese auch möglichst zu verbreiten, und muß daher die hier gebotene Gelegenheit sehr dankbar ergreifen.

Er weiß wohl, daß in einer technischen Angelegenheit, welche so viele Combinationen zeigt, schwer zum Einfachen und allgemein Gültigen zu kommen ist, weil darin nicht so leicht die wahren Ursachen der günstigen oder ungünstigen Erscheinungen von Nebenumständen unterschieden werden, indem hier chemische und physikalische Gesetze wirken, zu deren Auffinden einige Vorkenntnisse, besonders aber, bei hinlänglich vielfacher Gelegenheit, fortgesetzte Beobachtung mit etwas Geschick und Glück gehören. Wir dürfen uns daher nicht zu sehr der Hoffnung hingeben, daß bald und allgemein geholfen werde, wenn wir besonders die Personen im Auge haben, welchen die spezielle Ausübung im angegebenen Fache übergeben ist.

Aber daran ist nicht zu zweifeln, daß das Nützliche auch hierin allmählig sich Geltung verschaffen werde. Zum Fortschritt zwingt ja auf der einen Seite die allgemeine Noth, welche mit immer zunehmender Seltenheit und Theuerung der Brennstoffe bei wachsendem Bedürfnisse steigt, und es muß das Bessere durch den Nutzen, welchen es gewährt, sich geltend machen. Andern Theils verbreiten die technischen Schulen immer

mehr naturwissenschaftliche Kenntniffe unter der Jugend, und auch Erwachsene suchen noch nachzuholen, was das von ihren Jugendjahren nicht gewährt ward.

Obne daß es in unserer gegenwärtigen Aufgabe liegt, systematischen Vortrag über Porotechnik zu geben, da diese Abhandlungen zunächst praktische Beziehungen zu nehmen haben, darf doch dabei die Hinweisung auf die leitenden theoretischen Prinzipien nicht ausgeschlossen seyn, auf die der Fortschritt geüblicher Einsicht zurückkommen und die Belehrung ihrer Zeit ausgehen muß.

Ferner scheint es zweckmäßig, das vornehmlich zuerst zu erörtern, was allgemein Anwendung findet, woran nach wohl obenan die Heizeinrichtungen der Wohnhäuser zu treten haben, diesen aber Folgendes voraus wird gehen müssen, nämlich eine Abhandlung über

R a m i n e .

Was man in andern Gegenden unter den Benennungen: Schornstein, Esse, Rauchschlot, Rauchfang &c. zu verstehen pflegt, heißen wir hier Kamin, nämlich die Vorrichtung, durch welche der Rauch &c. aus der Feuerung so weit und so schnell als nöthig fortgeführt werden soll.

Man verlangt von einem Kamin, daß er genug Zug haben soll, und versteht darunter die Eigenschaft, nach welcher er allen Rauch in die Höhe zu schicken und unter Umständen so auf das Feuer zurückzuwirken vermag, daß in dieses ein hinlänglicher Zugang von frischer Luft statt finde. Im Kamine strömt Luft, welche, insofern sie aus dem Feuer kommt, mehr oder weniger ausgedehnten Kohlenstoff (Rauch) mit sich führt und Rauch genannt wird. Diese Luft ist durch Erwärmung, speciell leichter geworden, als die Luft, welche die Feuerung umgibt, und oben beim Ausgange des Kamins sich findet, d. h. ein Theil solcher Luft im Kamine ist dann leichter als ein gleich großer Theil der atmosphärischen. Es steigt also diese Luft des Kamins eben so in die Höhe, als z. B. ein Theil Wasser aufsteigt. Je heißer diese Kaminluft ist, desto schneller ihr Steigen.

Betrachten wir ein beliebiges Theilchen derselben, so wird dies bei seinem Ausgange aus der Feuerung wegen seiner bestimmten Wärme von einer bestimmten Kraft in die Höhe getrieben. Diese Kraft wirkt aber nicht bloß im ersten Augenblicke, sondern fortwährend, so lange das Theilchen wärmer ist, als die äußere Luft, und es wird sich also die Schnelligkeit seines Aufstiegs vermehren. Auch wird nothwendig diese Schnelligkeit um so mehr zunehmen, je weniger es auf seinem Wege an Wärme verliert. Die Wärme des Kamins sind nun dazu bestimmt, die Abkühlung der Kaminluft zu verhindern, indem sie solche zusammenhalten, und nicht zur äußeren Luft kommen lassen, mit welcher sie sich sonst vermengen und dadurch schnell erkalten würde.

Je höher also ein Kamin ist und je besser er seine innere Luft vor Entwärmung schützt, desto besser muß er unter sonst gleichen Umständen ziehen. Es wird einem Kamine die größere Höhe dann nicht mehr nützen, wenn die Kaminluft so kalt geworden ist, als die äußere Luft*).

Da es mit Kosten verbunden ist, Kamine hoch zu führen, so ist zu wünschen, daß dieß nicht unnöthiger Weise geschehe, und es muß daher vornehmlich darauf gesehen werden, daß die Kaminluft möglichst wenig sich entwärmen könne. Nur bei Kaminen, deren Höhe durch die Höhe der Gebäude schon das sonst nöthige Maß übersteigt, darf diese Rücksicht in den Hintergrund treten.

Es ist folglich zunächst zu erforschen, was diese Kaminluft erkalten kann, und was geeignet ist, sie warm zu erhalten. Wichtige Nebenumstände, welche sich an diese Betrachtungen natürlich anreihen, werden wir dabei nicht übergehen dürfen.

*) Auch die Reibung der bewegten Luft an den Kaminwänden setzt, insofern sie mit der Schnelligkeit des Zuges sich vermehrt, der Höhe der Kamine Grenzen. Wir übergehen aber diesen Umstand obachtlich, weil er für die gewöhnliche Praxis nicht in Berücksichtigung zu nehmen seyn möchte.

1.) Sehr häufig ist es der Fall, daß außer der Luft, welche aus dem Feuer kommt, (dem Rauche,) unten in den Kamin noch andere eintreten kann, welche weniger warm ist, als der Rauch. Diese wird offenbar schädlich auf den Zug wirken, weil sie durch die warme Luft aus der Feuerung sich erwärmt, erstere also kälter und somit weniger geneigt macht, sich zu erheben. Solche unten überflüssig offene Kamine ziehen nur dann genug, wenn sie diesen Mangel durch ihre Höhe ersetzen, oder recht heißen Rauch aus dem Feuer erhalten. Ansonsten lassen sie ihren Rauch gar nicht, oder langsam aufsteigen.

Man hat also ein sehr gutes Mittel, einem schlecht ziehenden Kamine mehr Zug zu geben, wenn man ihn unten durchaus bis auf die Oeffnungen verschließt, welche den Rauch aus den Feuerungen in den Kamin führen. Daß dabei kein Ofen bestehen kann, welcher nach Art so vieler den Rauch durch dieselbe Oeffnung von sich gibt, durch welche das Brennmaterial eingelegt wird, versteht sich von selbst.

Dieses Verschließen kann auf verschiedene Weise geschehen. Angenommen z. B., daß ein weiterer Kamin von der Küche A Fig. 1 ausgehe und die Bestimmung habe, den Rauch aus dem Ofen a des Zimmers B, dann des verschlossenen Kochherdes b aufzunehmen, so wird dieser Rauch durch 2 Höhren dem Kamine zugeführt. Der Rauch aus dem offenen Herdfeuer c kann entweder, (was am besten ist,) durch eine trichterartige Erweiterung eines Rauchrohrs d aufgenommen und dem Kamine zugeführt werden, oder man öffnet zu dem Ende die Klappe e, welche übrigens die Bestimmung hat, dem Kaminfeurer Zugang zum Kamine zu gestatten. Die übermäßig weiten Kamine können füglich bis zu solcher nöthigen Oeffnung durch Möblierung geschlossen werden. Angenommen, daß ein Kamin auf eigenem Fundamente steht, wie Fig. 2, und er sollte z. B. den Rauch des Ofens a aufnehmen, so daß aber die Einheizung vom Kamine aus zu geschehen habe, so daes man nur den letzteren oberhalb der Einzelöffnung b und unterhalb

des Ausganges des Rauches c mit einer Klappe d verschließen. Kamine, welche des Einheizens wegen nicht geöffnet zu werden brauchen, werden ganz einfach mit einem Thürchen dicht verschlossen.

Nicht bloß in dem Falle, daß einem Kamine ein größerer Zug gegeben werden muß, ist das bezeichnete Verschließen desselben anzuempfehlen; sondern es ist noch aus andern Gründen anzurathen. Wenn nämlich der Rauchfang weiter, als zur Aufnahme des Rauches der Feuerungen nöthig, unten offen ist, so strömt in ihn Luft ein, welche durch Thüren, Fenster etc. ins Gebäude kommt, durch Hausplätze, Vorzimmer, Küchen u. s. w. zieht, und diesen ihre Wärme wegnimmt. Dieser schädliche Luftzug wird durch gedachten Verschuß gehemmt; es bleiben die Vorplätze vor den Zimmern wärmer und senden in letztere bei Oeffnung der Thüren nicht so kalte Luft ein; auch bleiben die inneren Wände der Gebäude mehr unentwärmt, und die sonst kalten und ungesunden Küchen verwandeln sich in wohnwärmer Gemächer.

Unglaublich ist es, wie viel Wärme jährlich durch allgemeine Einführung dieser Verbesserung zu gewinnen wäre!

2.) Schädlich für den Zug sind auch aus obigen Gründen alle Oeffnungen in den Wänden der Kamine, welche ihnen kalte Luft zuführen. Es könnte diese kalte Luft manchmal aus ungebrauchten Heizungen der obern Stockwerke, wie Fig. 3 bei a der Fall sein könnte, manchmal aus andern in sie einmündenden Kamine, wie man sich bei b Fig. 3 denken könnte. Ohne solche Oeffnungen zu verschloffen, wird es in manchen Fällen nicht gelingen, dem Kamine Zug zu verschaffen. Dann kann es erforderlich werden, solchen Heizungen, denen diese zu beseitigenden Kamine oder Abzüge dienen, eigene Rauchführungen bis zu gehöriger Höhe, oft selbst bis zum Dache hinaus zu geben. Dieses geschieht gemeinlich dadurch, daß man durch sogenannte Zungen die zusammenstoßenden Kamine, wie Fig. 4 bei a, trennt, und die Rauchrobre durch sogenannte Rieze, wie Fig. 4 bei b, aufwärts richtet und zur erforderlichen Höhe verlängert. (Siehe Anmerkung 1.)

3.) Die Entzündung des Rauchzuges kann ferner auch von den Wänden des Kamines herkommen. Diese können nämlich einer bedeutenden Erkältung von Außen ausgesetzt seyn, die um so nachtheiliger wirkt, wenn solche Wände sehr dünn sind, dann besonders, wenn sie vom Regen u. von Aussen durchdrängt werden. Es ist ein solcher Kamin durch guten Verwurf und, wenn es sonst seyn darf, durch eine vor Kälte und Nässe verwahrende Hülle zu schützen. Sonst kann der Kamin von Oben durch Regen, Schnee, Thau oder Reif naß werden. Deswegen ist oben eine Bedeckung nöthig, die dem Rauche seitwärts den Ausgang offen läßt.

Durch die Kälte der Kamin-Wände und seiner inneren Luft geschieht es, daß neue oder längere Zeit ungebrauchte Kamine den erwarteten Zug verlagern. In diesem Falle müssen sie erwärmt werden; welches am einfachsten geschieht, indem man ein Feuer von leicht brennbaren Stoffen, z. B. dünnen Holzspänen, Stroh u. unter ihnen anzündet und diese Hölle so lange fortsetzt oder so oft wiederholt, bis der gewünschte Zug hergestellt ist. Wenn der Rauchfang im Verhältnisse zu seiner Feuerung im hinlänglichen Uebermaße weit ist, so tritt wohl auch der Fall ein, daß in ihm neben der Aufströmung des Rauches eine Strömung der kalten Luft nach unten entsteht. Findet dieser Umstand statt, so muß wenigstens die obere Ausmündung verengt werden.

Es ist eine, vielleicht noch nicht hinlänglich erklärte, Erfahrung, daß schiefgezogene (geschleifte) Kamine, mit ganz senkrechten verglichen, besser ziehen. Siehe Anmerkung 2.

4.) Anderer Seits kommt die Hemmung des Rauchzuges hie und da auch davon her, daß an einer Stelle des Kamins sich in nachhaltiger Menge heißere Luft befindet, als der aufwärts sollende Rauch ist, welcher als specifisch schwerer in die specifisch leichtere Luft nicht emporkommen kann.

Diese heißere Luft wird von Rauchröhren oder einmündenden Kaminen aus Feuerungen zugeführt, wel-

che entweder näher liegen oder ihren Rauch heißer abgeben. Auch in diesem Falle ist dadurch zu helfen, daß die einmündenden Rauchgroße Kniee bekommen, und von da aus Fortsetzungen in der Richtung des Kamins erhalten, und daß der einmündende Kamin nebe dem andern und in dessen Richtung weit genug aufgeführt werde, wie Fig. 4 bei a u. b. Siehe Anmerk. 1.

Die Sonne macht ebenfalls hie und da die obere Luft eines Kamins so heiß, daß der Zug theilweise oder ganz gehemmt wird, wenn ersterer weit genug ist, daß die Sonne besonders des Mittags hereinscheinen und mit ihren Strahlen kräftig genug wirken kann. Gibt man dem Kamine eine Decke, oder verengt denselben, so wird diese nachtheilige Wirkung an diesem Orte entfernt.

5.) Aber die Sonne kann auch die Luft außerhalb des Kamins bis zu dem Grade erwärmen, bei welchem der Rauchstrom nicht mehr aufsteigen kann. Jeder Mensch kann merken, wie an heißen Sommertagen der Rauchzug träge ist. Besonders von Bedeutung ist die Erhigung der oberen Luft von Seite der Sonne, wenn der Kamin an einer Dachfläche ausmündet, auf welche die Sonnenstrahlen senkrecht oder beinahe senkrecht anprallen. Wegen solchen Uebelstand muß der Kamin höher geführt werden, bis seine Ausmündung in einer Luftregion ist, in welcher Winde u. die vom Dache aufsteigende warme Luft schon abgekühlt haben.

6.) Nun ist noch von dem Stöße zu reden, welchen bewegte Luft auf den Rauchzug ausüben kann. Im Innern der Kamine kommt dies in der Weise vor, daß z. B. der Kamin A. Fig. 3 aus dem obern Stockwerke eines Gebäudes einen heißen Rauch nicht in die Höhe senden will, weil aus dem untern Stocke der Kamin B. einen Rauch oder Luftzug heraufführt, welcher bis dahin, wo beide Kamine zusammenkommen, in b bereits eine große Geschwindigkeit erhalten hat. Je mehr die Richtung, in welcher die beiden Rauchfänge zusammenstoßen, der senkrechten sich nähert, desto auf fallender wird diese Wirkung seyn, und wir müssen auch

hier zu den schon wiederholt angegebenen Gegenmitteln unsere Aufmerksamkeit nehmen. Fig. 4 a u. b. (Siehe Anmerk. 2.)

Weit wichtiger ist es jedoch, den Stoß der atmosphärischen Luft auf den Rauchzug zu berücksichtigen, wie er fördernd, aber auch hemmend einwirken kann. Folgendes mag Anhaltspunkte geben:

Es kommen in der Atmosphäre der Richtung nach unter andern zweierlei Strömungen vor: Wir nennen hier als die erste diejenige, nach welcher die Luft von der Erdoberfläche aus in die Höhe steigt. Indem nämlich die Luft gegen den Himmel aufwärts immer kälter wird, so muß schon deswegen die wärmere atmosphärische Luft aufwärts steigen. Diese Strömung kann dem Rauchzuge nur günstig seyn. Es gibt aber Zustände der Atmosphäre, wo solche gehemmt wird, z. B. durch beständige Winde oder durch Wolken und Dünste. (S. Anmerk. 3.) Dann ziehen die Raminie schlechter, weil ihnen die Hälfte jener Strömung mehr oder weniger abgeht, und sie bedürfen daher größerer Wärme des Rauches.

Die zweite Richtung der Luftströmung ist die horizontale, welche gewöhnlich Wind genannt wird. Diese kann auf den Rauchzug sehr nachtheilig einwirken und bringt oft große Verlegenheit.

Wir nehmen als Beispiel an, daß F, C, K, L, M Fig. 5 der senkrechte Querschnitt eines Hauses sey; A sey ein Kamin, welcher den Rauch aus dem Gemache B oder aus einer Feuerung in demselben abzuführen habe, und er befände sich auf der Seite des Hauses, welche dem Winde, der in der Richtung DC käme, entgegenstände; aber derselbe erreiche mit seiner Mündung b die Höhe von f g, als die des Firstes nicht. In diesem Falle wird der Wind an der senkrechten Wand des Hauses EF an- und zurückprallen und es wird die Luft in der Gegend von J durch diesen Stoß zusammengebrückt werden.

Ferner wird der Wind an die schiefe Dachfläche E K ebenfalls anstoßen und durch diese aufwärts ge-

leitet werden, um über den First des Daches K abzufließen. Es wird dadurch die Luft in der Gegend um N herum ebenfalls zusammengepreßt werden. Derselbe Preßung wird aber die Luft hinter der Wand LM in der Gegend um H nicht erleiden. Angenommen, daß die Wand EF ganz geschlossen ist, so wird die Luft im Gemache B ebenfalls nicht die Preßung von J und N, sondern etwa nur die um H erleiden. Es wird aber der Luftdruck um N durch die Mündung des Kamins b und durch die untere Oeffnung des Kamins a oder des Ofens sich mit der Luft in dem Gemache B ins Gleichgewicht setzen wollen, und somit dem Rauchzuge entgegenwirken, so daß dieser verhältnißmäßig heisser seyn müßte, wenn er diese Wirkung überwinden sollte. Außerdem wird das Gemach B mit Rauch erfüllt werden, welcher der Oeffnung E zugeführt werden wird, weil die Luft von N sich durch b a B 5 mit der Luft um H ebenfalls ins Gleichgewicht setzen will. Oeffnet man aber die Wand EF bei o, so kann die Luft um J und N sich durch diese Oeffnung mit der bei B ins Gleichgewicht setzen, und der Kamin fängt an zu ziehen. Jedoch muß unter Umständen die Oeffnung o sehr groß oder die Oeffnung E ganz geschlossen werden, weil sonst bei o nicht genug Luft einströmen könnte, um das Gleichgewicht des Druckes bei H herzustellen.

In der Ausübung steht es aber nicht immer in unserm Verwalt, der Luft auf dieser Seite Eintritt zu verschaffen, wie z. B. in Fig. 6, wo ein Rauchrohr aus dem Gemache B in den Kamin geht, oder in Fig. 7, wo ein anderes Gebäude B an der Windseite steht. Doch geht es in solchen Fällen nie und da, daß man die durch den Wind gepreßte Luft mittelst Kanälen dem Feuer zuführen kann. Zeilen ist es jedoch angenehm, kalte Luft in solcher Menge, wie es hier nöthig wäre, in ein Gemach zu lassen. Es fällt in die Augen, daß auch in diesen Fällen der Kamin höher zu führen ist, aber nicht allein zur Höhe von f g Fig. 5 als der des Firstes, sondern noch höher hinauf. Es erleidet nämlich der Windstrom, welcher sich an die Dachfläche KE

erhöhen hat, noch bei K eine Pessung, weil er hier die Strömung bei a d aus ihrer Richtung bringen muß, um Platz zu gewinnen.

Wenn, wie in Fig. 8 ein höheres Gebäude B neben A steht, in welchem der Kamin sich befindet, so ist nur dadurch zu helfen, daß der Rauch heiß genug aus der Feuerung gelassen und im Kamine durch oben angegebene Mittel möglichst warm gehalten werde.

Daß man auf mancherlei Weise gesucht hat, den Rauch aus den Kaminen horizontal und mit der Richtung des Windes ausströmen zu lassen, wäre schon gut, weil er durch letzteren mechanisch mit fortgerissen wird; aber indem dabei der Wind selbst entweder mittelst einer Zahne das Ausgangsrohr drehen oder Klappen auf den Seiten, die er anweht, schließen muß, (was eine stets leichte Beweglichkeit der Maschinerie voraussetzt,) so treten bald Koth, Staub, Frost u. hindernd ein, und es geschieht wohl, daß gerade diejenige Seite dem Winde geöffnet ist, welche verschlossen seyn sollte. Man sucht häufig auch dadurch Hilfe, daß man wie in Fig. 9 eine kleine Oeffnung p nahe an der Dachoberfläche macht. Diefi hat die und da eine etwas vortheilhafte Wirkung, indem wenigstens für den Theil des Kamins, der oberhalb dieser Oeffnung ist, der erhöhte Nachtheil des größten Luftdrucks an der Mündung aufgehoben wird, weil dieselbe auch durch die Oeffnung p auf das Innere des Kamins wirken kann. Aber in gar vielen Fällen ist die dadurch entstehende Kälteung des Rauchs so groß, daß der erzielte Vortheil vom erhaltenen Nachtheile aufgenogen wird.

Endlich ist noch der nachtheiligen Wirkung zu gedenken, welche für einen Kamin eine andere lebhaftere Aufströmung der Luft im Innern des Gebäudes haben kann. Diese Einwirkung kann etwa von einem zweiten Kamine herkommen, welcher aus irgend einer Ursache einen mächtigeren Zug ausübt. Es stehen beide in manchen Fällen sehr entfernt von einander und communiciren durch Gallerien, Reihen an einander stossender Zimmer, durch Treppen u. Ferner geben die Treppen selbst nicht selten, wenn sie bis in den Dachraum hin

auf unverschlossen sind, den Uebelstand einer so überwiegenden Strömung. Nicht deswegen allein, sondern auch wegen des bedeutenden Wärmeverlustes und wegen der Nachteile für die Gesundheit der Bewohner, welche eine solche Strömung verursacht, sollten die Treppen durch gut schließende Thüren von den Vorplätzen u. abgetrennt seyn, oder von einem Stockwerke zum andern einen Verschlüß haben. In jedem Falle sollte aber die Treppe die warme Luft nicht in den Dachraum senken dürfen, wenn man der Wärme im Hause bedarf. In Gebäuden, welche mit Thürmen, hohen Kuppeln u. in Verbindung stehen, wie es bei Kirchen, Schlössern, Rathhäusern u. der Fall ist, wirkt die Luftströmung der hohen Räume rückwirkend schädlich auf etwa angebrachte Kamine. Hier ist das einzige ausreichende Mittel, daß das Innere des Kamins auf keine Weise mit der Luft des Gebäudes in Verbindung stehe, sondern daß die untere Oeffnung derselben mit der Atmosphäre unmittelbar communicire, also von der Gasse oder dem Hofe aus zugänglich sey. Es können auch diese Feuerungen nur von Außen geheizt werden, und die Ofen müssen ganz rauchdicht seyn.

7.) Noch haben wir von der Form und der Größe des Querschnittes der Kamine nicht gesprochen.

Was die erstere betrifft, so wäre die vor allen die beste, welche zum Inhalte die wenigste innere Fläche gibt, also die cylindrische, so daß der Querschnitt ein Kreis seyn sollte. Schon die Verdrängung des Rauchs im Kamine führt auf diese Form, weil deutlich zu sehen ist, daß der Zug diese Form annimmt und die Ecken weniger berührt. Diese Ecken hindern nämlich durch ihre Attraction die Schnelligkeit des Zugs, und setzen deswegen auch verhältnißmäßig mehr Aufn. Allein für weite Kamine hat die runde Form den Nachtheil, daß eigens geschnittene Steine zum Bau derselben gehören, welche nicht immer so leicht zu haben sind, daß sie sich nicht an obere Wände u. f. w. anschließen und mehrere sich nicht gut vereinigen lassen. Die Mauerung aber innen rund und außen eckig zu machen, würde schwierig, zu massenhaft und kostspielig werden. Man

wählte deshalb allgemein zum Querschnitt ein Rechteck und meistens ein Oblong, das wenig länger, als breit ist, weil sich zum Bau eines Prisma mit solcher Grundfläche die Mauersteine gut zu eignen pflegen und aus andern Gründen.

Die Weite der Kamme wurde viel größer angenommen, als es der abzuführende Rauch erfordert hätte. Man ging nämlich von der Ansicht aus, daß der Kaminseher zum Reinigen derselben in ihnen aufsteigen müsse.

Die Erfahrung hat jedoch gelehrt, daß diese Vorrichtung eigentlich überflüssig war, und daß es gar wohl angehe, Kamme bis auf die Weite zu verengen, welche gerade dem Rauche noch Durchzug verstatte. Man hat nämlich gefunden, daß der leichte Flugrauch mittelst durchgezogener Bürsten aus solchen Kaminen leicht entfernt werden kann. Glanzrauch (Schloßrauch u.) abzuwaschen pflegt sich in ihnen nicht oft abzusehen. Dieser Ansaß bildet sich in der Regel nur da, wo der Rauchzug auf einmal sehr entzündet wird, wenn er z. B. aus dem Ofen ausgegangen, an kalte Wände anschlägt, und wo sehr matter Luftzug stattfindet. Auch dieser Glanzrauch wird mittelst Droßbürsten, auch Dornenbüschel, welche man durch die Kamme zieht, wohl auch durch vorsichtiges Austrennen entfernt. Ein Brand ist in solchen engen Kaminen nicht so bedenklich, da ohnedies noch mehr, als bei andern, von den Wänden derselben alle entzündbaren Stoffe sorgfältig entfernt gehalten werden müssen, weil sie sich schon durch den Rauchzug mehr zu erwärmen pflegen, und da diese Wände im Verhältnisse zum Inhalte tiefer sind, als die der weiten Kamme und also nicht so leicht brennen, auch an ihrer geringen innern Fläche nicht soviel brennbarer Ruß hängen bleiben und folglich die innere Muth nie solche Macht gewinnen kann. Eine Klappe a b wie Fig. 10, welche zugleich einen Deckel gegen Regen abgibt, ohne von irgend einer Seite den Windstrom zu hemmen, indem die Zapfenlager der Drehvorrichtung c an der Hebelstange f h außerhalb des Kaminrandes in einem Eisen d liegen, das an einen Ring g g, der den Kamin oben umgibt, befestigt ist, ist geeignet, bei Entzündung oder sonst den

Zug im Kamin nach Bedürfnis zu sperren. Die Hebelstange ist bei f mit dem Deckel durch ein Espenrute verbunden, so daß, indem die Stange f a etwas schwerer ist, bei Oeffnung die Klappe die Richtung von a b Fig. 10 und beim Schließen die Richtung a b Fig. 11 nimmt.

Außerdem noch gewähren sie entschiedene Vortheile, von denen die schätzbarsten folgende sind:

- a) Sie erfordern weniger Aufwand beim Bauen.
- b) Sie nehmen weniger Raum ein und können unter Umständen selbst in den Scheidewänden u. angebracht werden, wodurch die Theilung der Gebäude von mehreren Stockwerken sehr erleichtert wird.
- c) Sie lassen den Gebäuden nicht allein, weil sie keine unnütze Luftströmung in ihnen machen, sondern weil sie auch durch ihre Wände noch Wärme abgeben, den Vortheil besserer Erwärmung.
- d) Sie haben, mit andern verglichen, einen weit lebhafteren Zug, und Verhältnisse, welche auf den Zug störend einzuwirken pflegen, alterieren sie weniger leicht, weil sie von kalter Luft nicht im Innern entzündet werden, und nach Maßgabe ihrer Leistung weniger innere Fläche haben, welche Wärme einzieht.

Zur Vergrößerung des letztern Vortheils und Verhinderung der leichtern Reinigung ist es sehr erwünscht, daß man sie innen rund und doch dabei anssen nach Bedürfnis eckig machen kann. Dieß erfordert, daß die Kaminsteine auf den Ziegelhütten schon dazu gestaltet werden.

Anmerkung 1. Es mag auffallen, daß dieselbe Art der Abhülle gegen Zughemmung in drei Fällen hier angetroffen ist, wo so wesentlich verschiedene, zum Theil entgegengesetzte, Ursachen obwalten; allein es findet hier der einfache Fall Anwendung, daß man die beiden Rauchzüge, welche in ihrer Wärme und Schnelligkeit verschieden sind, nicht sogleich in und durcheinander strömen lasse, sondern sie so richte, daß sie längs einander aufsteigen, ohne sich so schnell zu mengen. Dieß

Mengung wird anfangs durch die weiter geführten Schläuche verbunden. Von diesen ausgegangen, gleichen sich die beiden Luftzüge erst allmählig hinsichtlich der Wärme und der Geschwindigkeit aus; gerade wie zwei Wasserströme, welche nach ihrem Zusammenflusse noch eine Strecke lang in demselben Beete abgesondert fließen, bis sie sich allmählig in Farbe, Geschwindigkeit, Temperatur etc. gleich werden.

Anmerkung 2. Die Sache scheint mir einfach sich so zu verhalten. Ein geschleifter Kamin wird anfangs im Verhältnisse weniger gut ziehen. Der aufsteigende Rauch stößt nämlich an die obere schiefe Kaminsäule und gibt ihr seine Wärme. Der später sich erhebende Rauchzug stößt an dieselben Stellen, findet sie aber schon erwärmt, und hat nur soviel Wärme an sie abzugeben, als sie ihrerseits nach Außen verlieren, so daß er seine Wärme und spezifische Leichtigkeit mehr behält. Nun kommt ferner der Rauchzug nicht in jedem Augenblicke gleich heiß aus einer Feuerung, sondern seine Temperatur steigt und fällt, da man von Zeit zu Zeit Brennstoff zuzulegen hat etc. Ein heißerer Theil von Rauch wird nun die besagten Stellen der Kaminswände höher erhitzen, und diese können ihrerseits einen weniger heißen Theil von Rauch, wenn er an sie anstößt, noch Wärme zurückgeben, also seine Steigkraft vermehren. Es wird also in einem geschleiften Kamine der Zug gleichmäßiger seyn und in Augenblicken noch statt finden können, wo er unter übrigen gleichen Umständen durch abwechselnd stattfindende äußere Himmelsungen, z. B. Windstöße in senkrechten Kaminen matt oder stillstehend werden kann. In letztem wickelt nämlich die an den Wänden abplätschende Luftschicht als Isolirmittel, daß diese nicht ebenso erwärmt werden können.

Anmerkung 3. Wie haben hier den Fall übergangen, wo sogar ein Niedersinken der oberen Luft in der Atmosphäre zur Erde stattfindet, weil er der seltene ist. In Gegenden, welche nahe an hohen und jäh sich erhebenden Gebirgen liegen, scheint der Luftstrom, welcher den Gebirgsgründen überfließt und dadurch aus sei-

ner horizontalen Richtung nach Oben gelenkt wurde, sich nach Uebersteigung dieses Hindernisses wieder zu senken, und somit die Aufstiegsbewegung der Luft, welche unter ihm ist, zu hindern. Wenigstens ziehen in solchen Gegenden die Kamine oft an Tagen schlecht, wo der Himmel heiter und sonst kein anderes Hinderniß des Zuges aufzufinden ist.

Anmerkung 4. Man kann für Kamine, denen man schon bei geringer Höhe guten Zug zu geben wünscht, nicht genug auf die Wichtigkeit aufmerksam machen, welche die Kaminwände haben, die möglichst isolirend gegen Wärme sind. Am süglichsten macht man isolirende Steine. Es wird nämlich unter den Thon oder Lehm, aus welchem sie gemacht werden, Stein- oder Holzspaltenklein oder Verberloh, Sägemehl, Strohhacksel oder legend ein verfeinerter vegetabilischer Stoff in einer solchen Menge eingekeutet, als die erforderliche Festigkeit der Steine noch zuläßt. Diese eingemengten Stoffe werden nach dem Brennen verschwunden seyn, deren luftiger Inhalt sie gegen Wärme zu besseren Isolirmitteln macht. Zu empfehlen ist, daß man dem Thone oder Lehme sogleich soviel Wasser gebe, als das ganze Gemenge nöthig hat, damit er in Gestalt eines Schlammes sich besser an die eingemengten Theile anlege.

Anmerkung 5. Kamine, welche unten so geschlossen werden, daß sie keine andere, als die Luft aus den Feuerungen aufnehmen, sind nicht, wie früher zum Räuchern des Fleisches etc. geeignet, weil an den Stellen, wo früher das Fleisch etc. aufgehängt wurde, der Rauch zu warm ist. Man muß deshalb die zu räuchernden Sachen in den oberen Theil des Kamins, wo der Rauch genug entwärmt ist, durch eine Oeffnung einbringen, welche gut und feuersicher verschlossen werden kann. Doch ist es besser, eigene Räucherkamern zu errichten, von welchen wir, da sie durch Einführung der engen Kamine ohnedies nothwendig werden, in der Folge besonders handeln wollen.

(Fortf. folgt)

Preise der Dampfmaschinen der Fabrik von J. Borchardt in Chemnitz.

Eine Maschine mit Zugehör kostet:

Pferdekraften à 33.000 Pfd., 1 Fuß in 1 Minute,	mit hohem Drucke, Expansion u. Condensation.	mit niederem Drucke.	mit hohem Drucke und Expansion.	mit hohem Drucke.
4	2400	2000	1800	1500 Thlr.
6	2800	2400	2100	1800 „
8	3200	2800	2500	2100 „
10	3700	3300	3000	2500 „
12	4200	3800	3400	3000 „
14	4700	4300	3800	3500 „
16	5200	4800	4200	3900 „
18	5700	5300	4600	4200 „
20	6200	5800	5000	4500 „
22	6700	6300	5400	4800 „
24	7100	6700	5800	5100 „
26	7400	7000	6200	5400 „
28	7800	7400	6600	5700 „
30	8200	7800	7000	6000 „
35	9600	9200	8000	7200 „
40	10.600	10.200	9000	9000 „
45	11.500	11.100	10.000	9700 „
50	12.300	11.900	11.000	10.200 „
60	13.400	13.000	11.900	11.300 „
70	14.400	14.000	12.800	12.000 „
80	15.300	14.900	13.600	12.800 „
90	16.100	15.800	14.400	13.500 „
100	16.800	16.400	15.000	14.000 „

Steinkohlen-Verbrauch
pr. Pferdekraft und
Stunde

5 bis 9

9 bis 12

7 bis 10

10 bis 16 Pfund.

Bei den Maschinen zu obenverzeichneten Preisen sind mit Anzugehören: 1) Ein schmiedeeiserner Kessel mit 2 Sicherheitsventilen, Sicherheitsplatte (métal fusible), Schwimmer, Manomètre, Probirhähne und Speise-Apparat. 2) Die zum Ofen gehörigen Koflfläde, Koflplatte, Feuerthüre und Kanalsthüren. 3) Zehn Fuß Dampf-leitungsb- und 10 Fuß Speise-Röhren. 4) Die zum Ofen- und Dessenbau nöthigen Zeichnungen.

Zahlungsbedingungen. Ein Drittheil bei der Bestellung, ein Drittheil bei der Ablieferung aus der Fabrik, ein Drittheil 6 Monate nach vorstehender Ablieferung. Zwölf Monate wird Garantie für die solide Konstruktion der Maschine geleistet. (Aus dem Kölner Handels-Organ 1840 Nr. 4. S. 14.)

Ueber die Zusammensetzung der englischen Copir-Tinte.

Seit einer Reihe von Jahren sind in den Comp-toirs der Kaufleute, welche eine ausgedehnte Correspondenz zu führen haben, die in England von H. Watt erfundenen Copirpressen im Gebrauche, mit welchen man binnen wenigen Minuten von einem vier- oder mehrseitigen Briefe einen genauen Abdruck erhalten kann.

Außer einem beträchtlichen Zeitgewinne und der Vermeidung jeder Unrichtigkeit, welche durch ein Uebersetzen des Manual-Copisten entstehen kann, gewährt diese Methode noch den Vortheil, daß jeder Prinzipal, ohne der Beihilfe seiner Commis oder Beistellenden zu bedürfen, von jenen Briefen, deren Anhalt er etwa aus Speculations-Gründen vor ihnen geheim halten will, mit leichter Mühe, noch wenige Minuten vor Abgang der Post in ein dazu bestimmtes Buch, das er in seiner Verwahrung behält, einen Abdruck übertragen kann, der ihm zu jeder Zeit das Original vergegenwärtigt, welches er seinem Correspondenten übersendet hat.

Seit der Anwendung dieser Copirpressen blieb man auf dem Continente den Engländern zuvorth, da man genöthigt war, die dazu erforderliche Tinte (Copying Ink) aus England zu beziehen. Von dieser Tinte, mit welcher der Originalbrief geschrieben werden muß, kostet ein kleineres Fläschchen, welches etwa 6 — 7 Unzen Flüssigkeit enthalten mag, 1½ bis 1½ fl. inclus. des deutschen Eingangszolles. Sie tragen meistens die Namen: J. et J. Arnold, Chemists Nro. 135 Aldersgate Street London auf ihrer Etikette. In Paris werden sie zu 2 Francs verkauft.

Dieser Nachsteuer kann sich jeder Besitzer einer Watt'schen Copirpresse für die Folge entheben, indem er sich die erforderliche Copiertinte selbst bereiten kann, wenn er 2 Theile dem Naume nach guter, tiefschwarzer stark mit Gummi versetzter Schreibtinte mit 1 Theil einer kalten Indigkappe vermischt.

Diese kalte Indigkappe kann man für diesen Zweck am einfachsten darstellen, wenn man 1 Gewichtstheil (1. D. 1 Loth) feingeriebene Indigo mit 3 Gewichtstheilen (3 Loth) gebrannten und durch Besprehen mit Wasser zum Zerfallen gebrachten Kalk, den man überdies recht fein abreibt, und mit 150 Gew. Th. (150 Loth) nahe 2½ bayer. Maß) Wasser vermischt, in die Wärme stellt und nach 10 bis 12 Stunden noch 2 Gew. Th. (2 Loth) reinen kupferfreien Eisenvitriol zusetzt. Das Ganze stellt man in wohlbedeckten Gefäßen an einen auf 40° erwärmten Ort, bis die Flüssigkeit eine grüne Farbe angenommen hat, und auf der Oberfläche ein schön blauer Schaum sich zeigt. Gut ist es, diese Flüssigkeit in wohlverschlossenen und stets vollen Gefäßen aufzubewahren.

Die mit obigem Gemische aus gewöhnlicher Tinte und kalter Indigkappe geschriebenen Briefe geben eben so schöne und deutliche Abdrücke, als die mit der Arnold'schen Tinte geschriebenen. Das nämliche Quantum, welches unter Arnold'scher Etikette mit 1½ bis 1½ fl. bezahlt werden muß, kommt bei der Selbstbereitung nach obiger Vorschrift höchstens auf 12 kr. zu stehen.

Kfr.

Bekanntmachung.

(Eingefandt.)

Der Unterzeichnete erlaubt sich hiemit, Nachstehendes über den Zweck und die Bedeutung der seiner Leitung untergestellten praktisch-technischen Unterrichts- und Beschäftigungs-Anstalt für arme krüppelhafte Kinder der bayer. Monarchie zu veröffentlichen.

Dieselbe befindet sich bekanntlich hier in einem öffentlichen Gebäude (dem ehemaligen Hartportheater) Nro. 1.

Nach der allergnädigsten Anordnung und Unterstützung Seiner Majestät des Königs, als Folge seiner unermüdblichen Regenten-Vorsicht für die Beförderung der Politechnik, der bayerischen National-Industrie und der gewerblichen Bildung durch Gründung und Vervollkommen technischer Unterrichtsanstalten, wurde auch dieses praktisch-technische Lehr-Institut im Jahre 1832 in das Leben gerufen, und besteht demnach:

- A. Neben der königl. Kreis-Landwirthschafts- und Gewerbeschule aus einer praktisch-technischen Industrie- oder Vorbereitungs-Schule für Knaben aus allen Ständen.
- B. Neben dem Blinden- und Taubstummen-Institute aus einer praktisch-technischen Unterrichts- und Beschäftigungs-Anstalt für Krüppel-hafte Kinder.
- C. Aus einer Fabrik (Industrie-Anstalt) zur Beschäftigung und Versorgung der in der Unterrichts-Anstalt herangebildeten armen Krüppel-haften Kinder.

In denselben werden durch solche Jünglinge und Mädchen angefertigt: alle Arten von Kinder-Spielwaaren, verschiedene Apparate zur Veranschaulichung des Unterrichts, bildliche Darstellungen zur Erweckung religiöser Gesühle, die mannichfachen Galanterie-, Papp-, Etui-, Futterale-, Notha- und Modeller-Arbeiten, verschiedenste Gegenstände, kleine physikalisch-ökonomische Apparate, bunte Papiere, gedruckte Teppiche auf Leinwand und Tuch u. c.

In einer eignen, im Lokale getrennt gehaltenen, plastischen Werkstätte werden aus Pappsteinmassa (Carton pierre) von vollbüßigen herangebildeten Gehülfen weiters angefertigt: Karven, Thiere, anatomische Figuren, Vasen, Leuchter, Verzierungen, Rahmen u. c.

Zur Anfertigung sämmtlicher Gegenstände als freier Gewerbe und Erwerbsarten wurde der Anstalt die obige kaiserliche Bewilligung nach dem bestehenden Gewerbe-

sehe ertheilt. Die Industrie-Ausstellung im Jahre 1835 wurde mit einer Auswahl von Fabrikaten besichtigt, und die Jury erkannte mir hiefür als ermunternde Auszeichnung die bronzene Medaille zu. Nach allerhöchster königl. Bestimmung durch königliches Ministerial-Rescript vom 21. September 1833 wurde diese praktisch-technische Bildungs-Anstalt bekanntlich zu einem Neben-zweig der königl. Kreis-Gewerbschule erhoben, resp. als eine spezielle Handwerker-Schule für Krüppel-hafte Kinder aus allen Theilen der Monarchie erklärt, dem königl. Real-Collegio untergeordnet, und durch die königl. Kreis-Intelligenzblätter im ganzen Königreiche öffentlich ausgeschrieben.

Nur in dessen weiterer Eigenschaft als Beschäftigungs-Anstalt (Fabrik) theils der freien Betreibung des Geschäftes wegen, theils weil bei dem Verschleidenheit der Erzeugnisse und dem täglichen Verbrauch der mannichfaltigsten Materialien die Stellung einer industriellen Rechnung rein unmöglich ist, blieb mir die Leitung derselben und der Betrieb für meine Privatrechnung ausschließlich vorbehalten und überlassen.

Ad A. In denselben sollen demnach Knaben auch ihre Hände vortheilhaft gebrauchen lernen, so wie sich die größt mögliche Menge der im Leben so nöthigen anschauenden Erkenntnisse dynamischer Art erwerben, wozu denselben durch den Unterricht in der geometrischen Zeichnungskunst, im Modelliren, und durch andere technische Anleitungen hinlängliche Gelegenheit verschafft wird, zu deren Erwerbung seit dem Tode des verdienstvollen Professors und Mechanikers Hrn. Alois Ramis, welcher während einer Reihe von Jahren an der höheren Feiertagschule auch öffentlichen Unterricht in Papparbeiten ertheilte, die gehörige Gelegenheit, wie bekannt, gänzlich hier fehlte.

Der Veranlassung des theoretischen Unterrichtes wegen wurde demnach diese Anstalt im Jahre 1833 zu einem Neben-zweig der kgl. Kreis-Gewerbschule erhoben.

Ad B. Dieselbe soll nach Allerhöchster Anordnung und Allergnädigster Unterstützung Sr. Majestät des Königs neben dem Blinden- und Taubstummen-Institute als eine specielle Handwerkerschule für kräp- perliche Kinder bestehen, um solche, welche aus der Arznenische entlassen, und von keinem zünftigen Meister in die Lehre genommen wurden, hierin zu unterrichten, zu beschäftigen und moralisch zu erziehen, damit dieselben vom Bettel und von jedem unheilbringenden Folgen, sowie von der Dieberei errettet und zu nützlichen Staatsgliedern herangebildet werden.

Meine Unterrichtsmethode gründet sich auf die möglichste Benützung der Anschauung nach psychologischen Grundsätzen. Dieselben sind folgende:

Aller Unterricht soll von Anschauungen ausgehen; dem sich selbst überlassenen Menschen erscheint die Natur als ein unermessliches Chaos verwirrter Anschauungen, und die Entwicklung der letztern zur Deutlichkeit kann ihm nur äußerst langsam von Statten gehen. — Die Kunst des Unterrichtes soll dem Schüler den ganzen Umfang der Anschauung nach und nach geordnet vor Augen legen, und durch den Gang der Entwicklung des menschlichen Geistes von dunklen Anschauungen zu deutlichen Begriffen beschleunigen. Dieß letztere ist der Zweck alles Unterrichtes; seine Regel ist systematischer Stufengang. Nur durch genaue Befolgung der letztern kann der menschliche Geist zweckmäßig gebildet werden.

Jede Sphäre von Anschauungen muß in der Seele des Schülers durch eine vorhergehende vollständig begründet werden, d. h. in jener muß nichts enthalten seyn, wovon in dieser nicht die Verständtheile hinlänglich bis zur Deutlichkeit entwickelt worden wären.

Diese Grundsätze dürfen mit der Natur der Seelenkräfte, deren Entwicklung Zweck der Erziehung ist, am besten übereinstimmen.

In Beziehung auf das Naturzeichnen möchte man annehmen, daß dasselbe der Hauptsache nach nur darin bestehe, daß man den Schüler eine recht faßliche und immer gleich anwendbare Perspektiv lehre, wobei er in dem freien Gebrauche des Auges und der Hand geübt wird, so daß bei ihm Erkennen und Darstellen gleichen Schritt halten, und er stufenweise fortschreitend, erst vom Einfachen zum Zusammengesetzten, dann vom Richtigen zum Schönen übergehe.

Die hiezu gehörigen einfachen Naturkörper und Modelle werden nach dem stufenweisen Fortschreiten der Aufgaben im günstigen Gesichtspunkte zum Nachzeichnen und Nachmachen aufgestellt, und in der Anstalt gleich andern Lehrmitteln zur Veranschaulichung des Unterrichtes nach den Grundsätzen der Anschaulichkeitslehre angefertigt.

Indem ich mir hiermit die unterthänige Bitte zu stellen erlaube, diese praktisch-technische Unterrichtsanstalt zu berücksichtigen, und sie sofort kräftigst einem wohlwollenden Schutze zu empfehlen, unterzeichne ich achtungsvoll

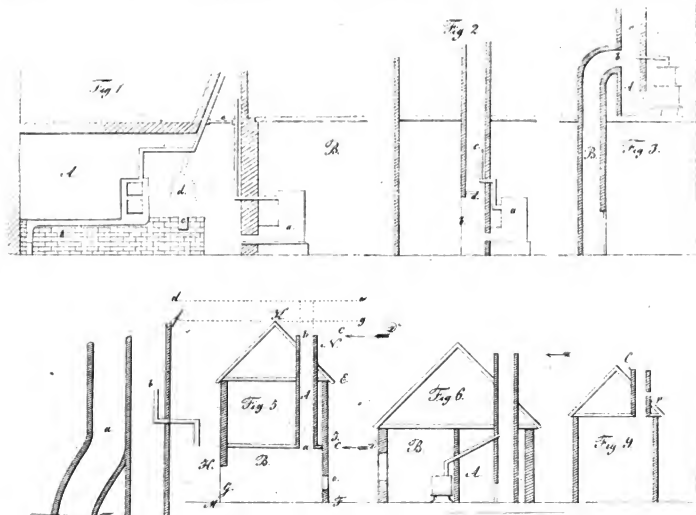
München im Jahre 1840

Joh. Nep. Edler v. Kurz,
königl. kied. Conservator, Instituts-Vor-
steher, Mitglied des polytechnischen Vereins
für das Königreich Bayern.

Druckfehler.

S. 47 Zeile 2 von unten lese statt *Rad* „*Bab*“.

Zu Cléris Abhandlung über Kamine.



R u n f t = u n d G e w e r b e = B l a t t

des polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern.

Sechszwanzigster Jahrgang.

Monat Februar 1840.

Verhandlungen des Vereines.

In den vier Sitzungen des vorigen Monats kamen hauptsächlich nachstehende Gegenstände im Central-Vorwaltungs-Ausschusse zur Berathung und Entscheidung:

- 1) An das königl. Ministerium des Innern wurden gutachtliche Berichte erstattet:
 - a) über die Zubereitung eines Kartoffelbrodes;
 - b) über eine in München zu errichtende Thonschlämme;
 - c) über ein Privilegium, welches zur Bekanntmachung nicht geeignet gefunden wurde.
- 2) Die von der königl. Regierung von Oberbayern gestellten Fragen „ob und in wie ferne und welche besondere Normen für die gewerbliche Vorbildung der Jünger festzusetzen zu seyn dürften,“ wurden umständlich beantwortet.
- 3) Die königl. Regierung von Unterfranken und Aschaffenburg theilt auf Veranlassung des kgl. Ministeriums des Innern die Erhebungen mit über die Lokalverhältnisse der Stadt Orb, und verlangt ein Gutachten über die Wahl der dort zu errichtenden Fabrik-Etablissements, um der dort herrschenden Armut abzuhelfen; worüber allgemeine Berathung gepflogen, und noch wei-

terd einige Mittheilungen von genannter königl. Regierung verlangt wurden.

- 4) Das königl. Landgericht Aldersheim übersendete einen Goldkreuz, welcher von einem Gewerbetreibenden aus jenem Gerichtsbezirke dargestellt wurde, zur Prüfung, was geschehen ist, und worüber das genannte königl. Landgericht in geeigneter Weise benachrichtigt wurde.
- 5) Den Anfragen des Vereines für vaterländische Industrie in Ansbach über Bezugsquellen für das Wasserglas wurde entsprochen.
- 6) Die von dem Vereins-Mitgliede Drn. Jos. Deuringer in Geissenfeld erbetenen Aufschlüsse über die vortheilhafteste Art von Straßenbeleuchtung, dann über hydraulischen Kalk wurden demselben ertheilt.
- 7) Ueber die in mehreren Werkstätten abgeführten Versuche mit einem inländischen Stroh wurde Vortrag erstattet, und das darauf basirte Zeugniß dem Einsender zugesellt.
- 8) Als ordentliche Mitglieder sind dem Vereine beigetreten:

Herr J. W. Strellin, kgl. Landrichter in Grafenau.

„ „ Dr. W. Ritter, kgl. Central-Impf-Arzt in München.

V o r t r a g.	Geldbetrag			
	Eingeln		Zusammen	
	fl.	fr.	fl.	fr.
I. Aus dem Rechnungsbefande der Vorjahre.				
1. An Kassa - Rest				
a) an Obligationen	4000 fl. — fr. — pf.			
b) an barem Gelde	401 fl. 20 fr. 3 pf.	4401	20	
2. An Uebertrag von Vorausbezahlungen	—	—		
3. An vorjährigen Rückständen, die eingebracht wurden				
a) Beiträge von Mitgliedern	30 fl. 30 fr.			
b) Blätter - Abonnements ic.	182 fl. — fr.			
c) für's Beiblatt	54 fl. 24 fr.			
d) für Privilegien-Beschreibungen Vergütungen	609 fl. 22 fr.	876	16	
			5277	36
II. An Einkünften in diesem Jahre.				
1. An Zinsen von angelegten Kapitalien	193	47		
2. An Beiträgen zur Förderung der Vereinszwecke				
a) gewöhnliche von den Mitgliedern	1137 fl. — fr.			
b) besondere Eingänge	41 fl. 30 fr.			
c) aus königl. Kassen	— fl. — fr.	1178	30	
3. Erlös aus dem Kunst- und Gewerbeblatte				
a) von Mitgliedern	1392 fl. 6 fr.			
b) von Abonnenten	1054 fl. 42 fr.			
c) Regierungsbeitrag zur Herausgabe des Blattes	500 fl. — fr.	2946	48	
4. für in diesem Jahre abgegebene Exemplare des Kunst- und Gewerbe- blattes früherer Jahrgänge, dann für Privilegien-Beschreibungen und besonders ausgegebene Abhandlungen ic.		1656	50	
			5975	55
III. Aktiv-Forderungen von den Vorjahren (welche im Jahre 1840 einzubringen sind)				
1. von Mitgliedern	249	18		
2. von königl. Behörden ic.	87	—		
			336	18
Summe der Einnahmen	11589	49
B i l a n c e.				
Die sämmtlichen Ausgaben und Aktiv-Forderungen betragen 6704 fl. 21 fr. 2 pf				
An Kassabestand am Schluß 1839 disponibl	4885 fl. 28 fr. 1 pf.			
Gleich obiger Einnahme	11589 fl. 49 fr. 3 pf.			

Summarische Uebersicht **der Ausgaben und der Aktiv-Ausstände im Jahre 1839.**

V o r t r a g.	Geldbetrag			
	Eingeln		Zusammen	
I. Auf den Rechnungsbefand der Vorjahre.				
An nachträglichen Conto-Zahlungen ic.	—	—	—	—
II. Auf Bedürfnisse des laufenden Jahres.				
1. Auf Regiekosten				
a) Funktions-Gehalte 533 fl. — fr. — pf.				
b) verschiedene Regie-Ausgaben 157 fl. 48 fr. 2 pf.				
c) Miete und Unterhaltung des Vereinslokales 200 fl. — fr. — pf.	890	48		
2. Für Prämien, Aufmunterungs-Medaillen oder Unterstüßung von Gewerbe-Unternehmungen	296	45		
3. Für das Kunst- und Gewerbeblatt				
a) auf Redaktion und Honorare für Aufsätze 897 fl. 42 fr.				
b) auf Papier, Satz, Druck, Zeichnung und Buchbinderlöhne 2325 fl. 55 fr.				
c) auf Expedition-Gebühren, incl. Austrägerlohn loco München 453 fl. 53 fr.	3677	30		
4. Ankäufe für die Bibliothek	551	54		
5. Ankäufe für die Sammlung inländischer Fabrikate	—	—		
6. Außerordentliche Ausgaben	951	6	6368	31
III. An Aktiv-Ausständen von den Vorjahren (welche zur Beirreibung auf das Jahr 1840 angewiesen sind)				
1. von Mitgliedern	249	18		
2. von königl. Behörden	87	—		
			336	18
Summe der Ausgaben	6704	21		
Ausweis des Kassa-Nestes.				
a) an Obligationen 4000 fl. — fr. — pf.				
b, an baarem Gelde 885 fl. 28 fr. 2 pf.				
	4885 fl. 28 fr. 2 pf.			
Mit Hinzurechnung der Aktivposten 336 fl. 18 fr. — pf.				
ergiebt sich ein Vermögensstand von 5221 fl. 46 fr. 2 pf.				
(ausschließlich der Bücher und sonstigen Mobilien.)				

Abhandlungen und Aufsätze.

Beiträge zur Geschichte des Bergbaues auf Braun- und Steinkohlen im Königreiche Bayern.

(Vom kgl. Oberberg- und Salinen-Rathe Chr. Schmalz.)

(Fortsetzung.)

III. Bergbaubetrieb der oberländischen Steinkohlen-Gewerkschaft.

Auf solche Weise unternahm die Steinkohlengewerkschaft, durch die allgemeine Theilnahme des Publikums mit hinkelndem Geldmitteln versehen und durch die vielseitigen Unterstützungen der Landesregierung aufgemunter, die Eröffnung des Bergbaues mit den günstigsten Aussichten. Bei den aufgeschlossenen bauwürdigen Kohlenansäuben konnte die zweckmäßige Anlage des Grubenbaues, dessen Leitung die sachverständigen Männer vom Fache mit der größten Uneigennützigkeit übernommen hatten, wohl keinem Zweifel mehr unterworfen seyn.

Den Abßatz betreffend, hatte man die Absicht, von dem Peissenberge aus die Kohlen eines Theils in der nächsten Umgegend, und namentlich in Schongau, Kloster Polling und Weilheim, dann anderen Theils in Augsburg zu verwerthen. Zu dem leichteren Kohlentransporte auf dem Leche nach Augsburg beabsichtigte man, anstatt der mit manchen Schwierigkeiten verbundenen Flößfahrt, die Fahrt mit Schiffen zu versuchen. Von den, in der Nähe der Loisach und der Isar anfließenden Flüssen, gedachte man die Kohlen durch wohlfeilen Wassertransport nach München zu schaffen. Man hatte die gegründete Hoffnung, daß der Verbrauch der Kohlen an den genannten Orten, sowohl für den Hausbrand, als auch für die Kalt- und Ziegelbrennerei, so wie für den Betrieb der andern holzverzehrenden Fabriken und Gewerbe schnellen Eingang finden, und daß

sich so die Steinkohlen-Verwertung nach und nach im Lande verbreiten werde.

Im Verfolge dieses gefaßten Planes wurden vor Allem auf den bekannten Flüssen, am hohen Peissenberge, am Pensberge bei Benediktbeuern und bei Rinselsrain an der Isar, geregelte Vor- und Ausrichtungsbau angelegt. Nebenbei wurden neue Schurversuche in der nächsten Umgegend angedordnet, um wo möglich noch andere bauwürdige, für den Kohlentransport auf dem Leche und der Isar günstig gelegene Flöße, aufzufinden. Diese im Jahre 1797 vorgenommenen Schurversuche hatten zwar nicht ganz den gewünschten Erfolg; allein sie hatten doch beigetragen, das Verhalten des umliegenden Gebirges für künftige Zeiten mehr aufzuschließen. Diese Versuchsbauten wurden bei Sindelsdorf zunächst Rinselsrain am Weislerberge, und am Puchberge bei Tölz, vorgenommen.

Es kommen nun der Betrieb der Steinkohlengruben am Peissenberge, am Pensberge und bei Rinselsrain während der Jahre 1796 bis 1806, dann die widrigen Schicksale, welchen diese gemeinnützige Unternehmung, ungeachtet der seltenen Ausdauer, dann der entwickelten Einsicht und Thätigkeit der Gewerkschaft, wieder erliegen mußte, kurz zu beschreiben.

1) Karl Theodor Seche am Pensberge.

Auf der Straße von Tölz nach Benediktbeuern führt bei dem Dorfe Birckel ein Fußweg nach Schönmühl und Pensberg, welche letzte Ortschaft nur aus 3 Höfen besteht. Die, nahe bei Benediktbeuern, eine halbe Stunde von der stoßbaren Loisach, aufsteigenden schon seit langer Zeit bekannten Kohlenflöße wurden durch einen, vom Prantleigraben hergeleiteten Stollen, der die Gebirgsschluchten in Stunde 1½ abkürzte, aufgeschlossen. Die von Morgen in Abend streichenden Gebirgsschluchten bestehen aus Wechselagerungen von Mergel, Sandstein und Steinkohlen, welchen letzteren auch Stinkstein beigesellt erscheint. Bei dem wenig ansteigenden Tagegebirge hatte der Stollen keine beträchtli-

de Waigertaufe eingebracht. Mit diesem Stollen wurde bei 3 Lächtern Erlängung das erste Kohlenflöß (Josephs-Flöß) von 1½ Fuß Mächtigkeit, bei der folgenden Erlängung von 11 Lächtern das zweite Kohlenflöß (Christophs-Flöß) von 4 Fuß Mächtigkeit, und bei dem weiteren Aufsfahren von 15 Lächtern das dritte Kohlenflöß, von 1½ Fuß Mächtigkeit erschroten. Der Stollen war hiebei 29 Lächter in das Feld getrieben worden, und hatte das vierte Kohlenflöß, welches den Namen zweites Josephs-Flöß erhielt, überfahren. Diese vier Flöße zeigten ein Streichen in Stunde 18 u. 19, mit einem Versinken gegen Mittag.

Auf dem Josephs-Flöße wurden nur 512 Zentner Kohlen gewonnen. Das Christophs-Flöß keilte sich anscheinend schon bei 7 Lächtern Erlängung der Vorrichtungsfreie aus. Wegen des gebrochenen Gebieges wurden nur auf einer Ausdehnung von 24 Lächtern die Kohlen abgebaut. Das dritte Flöß zeigte sich an seinem Ausgehenden in dem östlich gelegenen Merzengraben 10 Fuß mächtig; allein in der Tiefe stellten sich abwechselnde Schichten von Steinsiein in der Art ein, daß die Bauwürdigkeit des Kohlenflöses immer geringer wurde. Bei diesen gemachten Erfahrungen wurde der Grubenbau größtentheils auf dem zweiten Josephs-Flöße geführt. Von dem Stollen aus wurden in dem Flöße nach beiden Weltgegenden Feldörter, das linke 58½ Lächter, das rechte 146 Lächter getrieben, so daß das Flöß durch diesen Streckenbetrieb im Ganzen 204½ Lächter nach dem Streichen aufgeschloffen worden ist. Außer den, bei dem Betriebe dieser Vorrichtungsfreien gewonnenen Kohlen, scheint keine weitere Kohlen-gewinnung durch einen angelegten Abbau statt gehabt zu haben.

Leider! machte man die Beobachtung, daß die gewonnenen Kohlen (sogenannte Blätterkohlen), wenn sie nur 4 bis 6 Wochen über Tage lagen, schon größtentheils zu Malm verfallen waren. Dazu gestellte sich noch das Erscheinen von häufig ringsprengtem Schwei-

felteise, so daß man die Selbstentzündung der Kohlen auf den Halden befürchtete. Nachdem man ein beträchtliches Quantum Kohlen nach München geschafft hatte, überzeugte man sich, daß die Landfracht vom Bergbaue bis zur Loisch, dann die Flößfracht bis München viel zu theuer waren, als daß die Kohlenpreise mit den damals in München bestehenden Holzpreisen, in das erforderliche Verhältniß hätten gestellt werden können. Diese unglücklichen Verhältnisse hatten ein Stocken des Abfahes, und in dessen Folge das Erliegen des Bergbaues bei Pensberg im Jahre 1799, zur Folge.

Folgendes ist das Resultat der, vom 1. April 1796 bis zum 31. December 1799 über diesen Bergbaue, trieb gestellten Rechnungen:

Zubussen	2168 fl. 24 Kr. 2 dl.
Einnahmen	1098 fl. — Kr. — dl.
Verbleibt Zubusse	1070 fl. 24 Kr. 2 dl.
Kohlengewinnung	9331 Str.
Kohlenabgabe:	
An das Magazin München	5479 Str.
Verkauf bei der Grube	11 „
Abgang durch Ausfluten	1527 „
Verbleibt Rest	2314 „

2) Zeche am Peissenberge.

Schon im Jahre 1797 hatte man in dem sogenannten Pottgraben bei dem Kloster Maitenbuch zwei zu Tage ausgehende Kohlenflöße von mittlerer Mächtigkeit, welche man für die Fortsetzung der Flöße von Pensberg hielt, aufgefunden. Daß eine Flöß wurde dicht unter einem Zuwege durch eine Strecke untersucht. Wegen des nur einige Lächter mächtig aufliegenden Tagegebirges, und weil man nur vermittelte Kohlen zu Tage brachte, wurde dieser Versuchbau wieder aufgegeben. Auf dem zweiten 3½ Fuß mächtigen Flöße wurden versuchsweise 130 Str. größtentheils zerfallene Kohlen mit einer, 6 Lächter nach dem Streichen eingetriebenen Strecke gewonnen, worauf auch dieser Versuchbau eingestellt wurde. Der Striger Chri-

Kopf Frank entdeckte inzwischen unweit des sogenannten Brantackgrundes am hohen Peissenberge vier Zölze von 2½ bis 6 Fuß Mächtigkeit, welche fast feiger in das Gebirge einschießen.

Die Administration kostete den Verschluß, vom Epibache aus, durch einen Suchstollen alle hier vorliegenden Zölze im Kreuzwinkel durchfahren zu lassen. Der fragliche Stollen wurde in Stunde 1½ auf eine Länge von 67 Fächtern in das Fels getrieben. Nach dem vorliegenden Grubenaufstaube wurden 13 Zölze von 1 bis 6 Fuß Mächtigkeit überfahren. Diese Zölze bestanden aus abwechselnden Schichten von Kohlen, Stinkstein und Letten, und hatten zum Hangenden Sandstein und Stinkstein, dann zum Liegenden Stinkstein und Mergel. Unter diesen überfahrenen Zölzen wurden nur drei, nämlich No. III. wegen der Güte der Kohlen, No. V. wegen seiner Mächtigkeit von 6 Fuß, und No. X., welches bei 52 Fächtern erreicht wurde, wegen seiner eigenthümlichen Erscheinungen, durch Auslängen aus dem Stollen, näher untersucht. Der Hauptbau wurde auf dem Zölze No. V. geführt. Man verlängerte die Verrichtungsstrecken in der Streichungs-Ebene dieses Zölzes 7½ Fächter gegen Morgen und 31 Fächter gegen Abend *). Auf der Abendstrecke wurden die Kohlen bei einer Abbauhöhe von 3 Fächtern bis auf das Niveau des Stollens herausgehauen. Nach dem Niederbrechen des, auf diese Strecke abgetauften Förschachtes, wurde der Abbau nach dieser Waldgegend verlassen.

Von den geförderten Kohlen erhielten die Fabrikan ten in Augsburg allein 7071 Zentner. Die Cotton-Fabrikanten daselbst hatten versuchsweise 1530 Ztr. bezogen. Diese letzten hatten unter der Bedingung, daß die Qualität und die Preise entsprechend wären, eine jährliche Abnahme von 10,000 Ztr. Kohlen zugesichert. Auch das kurfürstliche Brauhaus in Währing hatte

1530 Ztr. Kohlen abgenommen. Auf der letztgenannten Bräuerel hatte man eine Bräupanne und sechs Branntweinkessel auf den Steinkohlenbrand eingerichtet. An den Bleidreibeßer Adam in Augsburg, welcher sich einen Färbekessel auf Steinkohlenfeuerung hatte einrichten lassen, wurde ebenfalls ein verhältnismäßiges Quantum Kohlen abgegeben. Einzelne Abnehmer waren außerdem noch die Zölzer von Echongau und Lechbruck, welche den Absatz der Kohlen nach Donauwörth und Neuburg an der Donau versuchten, dann der Apotheker in Echongau und einige Feuerarbeiter in Weilheim.

Das Fuhrlohn für den Kohlentransport war von der Grube bis zum Leche zu 10 kr., und für die Zugsfahrt bis nach Augsburg zu 13 kr. für den Zentner, dann der Verkaufspreis der Kohlen bei der Grube zu 12 kr., bei dem Magazine am Leche zu 24 kr., und in Augsburg zu 42 kr. für den Zentner festgesetzt. Es stellte sich leider! nur zu bald heraus, daß der Preis von 42 kr. für einen Zentner Steinkohlen nach Augsburg gestellt, zu hoch war. Außerdem entsprachen auch die Kohlen in ihrer Qualität nicht. Bei der sehr nachtheiligen Eigenschaft der Steinkohlen vom oberländischen Gebirge überhaupt, durch das Liegen an der Luft und durch das öftere Umsäuern in der Art aufzuweitern und sich zu verkleinern, daß nach dem Transporte gewöhnlich die Hälfte Grubenklein anfiel, verstopfte sich bei den Feuerungsvorrichtungen der Rost *). Bei diesen Uebelständen wurde nach einigen Versuchen mit Steinkohlen, in allen Fabriken der Holzbrand wieder eingeführt. Daß am Leche zur Abfuhr nach Augsburg abgelagerte Kohlenquantum lag nun unnütz da, dem Verderben und der Entwendung Preis gegeben. Man regulirte den Verkaufspreis der Kohlen in Augsburg

*) Nach weiteren Rapporten scheinen hier die Weltgegenden vertheilt angegeben.

*) Hr. Böttich aus London kündigt ein Mittel an, aus dem Grubenklein der Brau- und Steinkohlen, Steinkohlen zu gestalten zu können. (Aunst. u. Gewerbl. blatt 1839 S. 620.)

unter die eigenen Gesehungskosten; allein es fehlte demohngeachtet am Abjage. Man beabsichtigte, aus den Verfüßen des Bergs mit Steinkohlen in offenen Häufen Kalk zu brennen; allein die gleichzeitig erfolgte Abberufung des Schichtmeisters Hübner nach dem Hüttenamte Welterhammer, verhinderte die Ausführung.

Alle diese so ungünstigen Verhältnisse, im Zusammenreffen mit den Kriegsunruhen, waren Ursache, daß man im Jahre 1798 die Zahl der ansehenden Knapen auf 4 Mann vermindern, und im darauffolgenden Jahre diesen, mit so bösslichen Aussichten begonnenen Bergbau, ganz auflassen mußte.

Folgendes ist das Resultat der, über den Bergbau am Peissenberge vom 1. April 1796 bis zum 31. Dezember 1799 gestellten Rechnungen:

Zubüssen	7222 fl. 20 fr. 2 dl.
Einnahmen	6564 fl. 27 fr. — dl.
Verbleibt Zubüsse	657 fl. 53 fr. 2 dl.

Kohlengewinnung 12,079 Ztr.

Kohlenabgabe:

Nach Augsburg, Mähring etc.	10,423 Ztr.	} 10,750 "
An den Schichtmeister zur		
Verzierung	8 "	
Unbrauchbares Grubenklein	319 "	

Verbleibt Reiz 1329 Ztr.

3) Administrationszweche bei Kimselrain.

Die Straße von Königsdorf nach Tölz führt durch Kimselrain. Diese, nur aus vier Bauernhöfen bestehende Ortschaft liegt auf dem linken Isarufer, etwa 1½ Stunden von Tölz abwärts auf einem, von Südwest in Nordost (Stunde 14 bis 15) sich hinziehenden Gebirgsrücken. Vom Ufer der Isar erstreckt sich eine, kaum bemerkbar ansteigende Fläche nach Süden, von wo sich erst ein steil ansteigender Gebirgsrücken erhebt, welcher an einzelnen entblößten Stellen thonigen und grauen, an mehreren Stellen durch Nagelsäue bedeckten Sandstein mit häufig eingemengten Muschel-Verfeinerungen, zur Beobachtung darbietet. An dem südwest-

lichen Abhange dieses Hügellandes wurde der Kohlenbergbau, auf dem Waldgrunde des sogenannten Maierbaues, angelegt. Der Bergbau wurde durch einen Stollen eröffnet, dessen Mundloch so nahe am Laufbette der Isar angelegt war, daß man die gewonnenen Kohlen, aus der Grube auf den Fluß hatte fördern können.

Beiläufig nach 8 Lachtern vom Mundloche wurde das erste Fluß-, und bei der weiteren Erlängung von 26 Lachtern von diesem Punkte, das zweite Kohlenfluß durchsahen. Der Stollen wurde noch weitere 3 Lachter, im Ganzen also 37 Lachter in das Feld getrieben. Jedes dieser erschotenen Fluße zeigte eine Mächtigkeit von 1½ bis 2 Fuß mit einem Fallwinkel von 20 Grad: den in Südwest, dann ein Streichen in Stunde 6 und 7. Die Kohlen zeigten sich mit häufigen tauben Mitteln durchgezogen und durch das darüberfließende Wasser ganz durchweicht und zerbröckelt. Der Stollen, welcher nur 3½ Lachter hoch sumpfiges Tagebebiege über sich hatte, würde erst bei einer weiteren Erlängung von 120 Lachtern das ansteigende Gebirge erreicht und so: dann eine Salzgarteuse von mehr als 50 Lachtern eingebracht haben. Die, auf dieses Unternehmen veranschlagten Kosten von wenigstens 3000 fl. überstiegen indessen die Kräfte der Verwerkschaft. Hiezu gesellte sich noch der Uebelstand, daß zweimalige Versuche, von dem hohen Gebirgsrücken einen Schwach niederzutreiben, wegen zu starken Andranges von Wässern, mißglückten. Das nähere Verhalten des Gebirges, und namentlich das unthunmassige Vorkommen von noch andern, vielleicht mächtigeren Flößen konnte also nicht ermittelt werden.

Es wurde nun das obere Fluß verlassen, und das gegen das um 26 Lachter tiefer liegende durch eine, auf daselbe getriebene Tagstrecke, in den Angriff genommen. Dieses Fluß war durch die, schon im Jahre 1765 auf demselben angelegten Bergleute aus dem Niederlanden, an mehreren Punkten abgebaut worden. Bei der geringen Mächtigkeit der nur 1½ bis 2 Fuß bau-

würdigen Mittel von so geringem Werthe, war man genöthigt, die mühsamste aller bergmännischen Gewinnungsarten, nämlich die Arbeit der Krummholzer (Krummhölzer), mittels des Strebenbaues einzuführen. Zu dieser Art von Bergbaubetrieb verschrieb die Gewerkschaft einen Obersteiger, einen Oberbäuer und dann noch andere sachverständige Bergleute aus Sachsen und Schlefien. Man ließ zu ihrer Unterkunft ein Sechenhaus am Isarufer erbauen. Die vorhandenen Akten ergeben, daß jedes der erschrotenen Flöße, nämlich das Hangendflöß 37 Lachter, das Liegendflöß dagegen 93½ Lachter, nach dem Streichen aufgeschloßen, und daß mit den geführten Ausrichtungsstrecken einzelne Stellen der Flößmasse abgebaut worden sind. Ungeachtet der Koffspießigen und wegen der großen Wasserläufigkeit äussert beschwerlichen Grubenarbeit, wurde ein erhebliches Quantum Kohlen zu Tage gefördert, zu dessen Unterbringung man auf dem Grubenplatze an der Isar ein eigenes Magazin erbaut hatte.

Die Verkaufspreise waren auf der Grube zu 12 fr. pr. Ztr. festgesetzt, und da die Flößer von Tölz die Verfrachtung bis München um 12 fr. für den Zentner übernommen hatten, wurde bei dem Kohlenmagazine in München ein Verkaufspreis von 24 fr. pr. Ztr. regulirt.

Die geringe Mächtigkeit der Flöße und die unbedeutende Höhe der Tagelöhne waren so starke Hindernisse für das Aufkommen des Bergbaues, daß zur Fortsetzung desselben alle Hoffnung schwand. Die Gewerkschaft hatte nicht mehr die Mittel, weitere Schurfversuche auf mächtigere Flöße, vornehmen zu lassen, so sehr auch zu solchen Versuchen das Gehänge am jenseitigen Ufer der Isar geeignet zu sein schien, da die Steinkohlenflöße nach dieser Richtung ihr Hauptstreichen nehmen, und vorerst das Gebirge ein stärkeres Anstreichen hat. Nachdem die fremden Bergleute im Jahre 1800 nach ihrer Heimath zurückgekehrt waren, und im darauffolgenden Jahre die angeschwollene Isar das Kohlenmagazin mit dem ganzen Kohlenvorrathe weggerissen hatte, wurde der Betrieb dieser Grube wegen gänzli-

chen Mangels an Absatz mit dem Schlusse des Jahres 1801, eingestellt.

Folgendes ist das Resultat der, über diesen Bergbau vom 1. April 1796 bis zum 31. December 1799 gestellten Rechnungen.

Zubussen	2357 fl. 49 fr.
Einnahmen	548 fl. 36 fr.
Verbleib. Zubusse	1809 fl. 13 fr.
Kohlengewinnung	3509 Ztr.
Kohlenabgabe:	
An das Magazin in München	2741 Ztr.
Unbrauchbares Grubenklein	598 „
Verbleib. Rest	170 Ztr.
	3339 „

IV. Versuche der oberländischen Steinkohlen-Gewerkschaft über die Einführung der Steinkohlenfeuerung.

Man übte in München Versuche im Großen ab, um die Steinkohlenfeuerung bei dem Brennen der Ziegelfeine und des Kalkes, einzuführen. Die Stadtkammer ließ zu diesem Zwecke im Jahre 1797 einen Ziegelofen für den Steinkohlenbrand einrichten. Den Bau des Ofens, so wie die Leitung der Versuche hatte der Stadt-Oberbau-Director v. Schöbel übernommen. Um über die Behandlung des Ofens zuverlässige Nachricht einzuziehen, wurde inzwischen ein Ziegler zu einer Reise nach der Schweiz beordert. Schon bei den ersten kleinen Versuchen bemerkte man, daß nicht genug Hitze hervorgebracht werden könne. Bei dem vierten Versuche hatte man 8000 Stück Ziegel eingelegt. Ein Theil der Ziegel war zu hart, ein anderer Theil war zu wenig gebrannt. Man schloß vorläufig die Versuche mit der Aussicht, bei verbesserter Construction des Ofens, zum Ziele gelangen zu können. Der von Zürich zurückgekehrte Münchener Ziegler, Namens Hammerer, sagte aus, daß das Ziegelfeuer in München gegen jenes in der Schweiz wenigstens um die Hälfte wohlfeiler, daß dagegen die Steinkohlen in München fast noch theurer, als in der Schweiz wären. Dieser Zieg-

ler berechnete, daß, um 1000 Stück Ziegel zu brennen, gegen 15 Ztr. Steinkohlen erforderlich wären, welche als Essenkohlen zu 30 Fr. pr. Ztr. = 7 fl. 30 Kr. kosteten, wogegen die, zum Brennen von 1000 Stück Ziegel erforderlichen $1\frac{1}{2}$ Klafter Holz nur auf 5 fl. zu stehen kämen. Außerdem hatte man sich bei dem Projekte, die Steinkohlenfeuerung bei dem Brennen der Ziegel in München einzuführen, auf die Angaben in dem bergmännischen Journal, in den schlesischen Provinzial-Blättern, dann auf Dahnemanns Erfahrungen*) verlassen, wornach 5 schlesische Schäffel, d. i. 6 bis 7 Zentner Kohlen in ihrer Heizkraft einem Klafter Holz gleichzusetzen wären. Gleichwohl hatte man dabei gar nicht beachtet, daß in Schlessen die wahre Steinkohle, im Oberlande Bayerns aber nur die, der Braunkohle angehörige, mit Zurücklassung vieler Erdschmelze brennende sogenannte Pechkohle, zu Gebote stand.

Indessen erbaute man im Jahre 1798 von Seiten des Stadtbauamtes einen neuen, zur Steinkohlenfeuerung eingerichteten Ziegelofen mit einem, auf dem Hüttenwerke Bergen gegossenen Kofe, in welchem die Ziegel vollkommen ausgebrannt werden konnten. Weitere im Jahre 1799 in diesem Ofen abgeführte fünf Probedränze ergaben aber, daß sich bei einem ganzen Brante ein Gewinn von nur 5 fl. herausstelle, so daß die übrigen Ziegelhüttenbesitzer keine Lust hatten, den Steinkohlenbrand einzuführen, welcher sofort auch bei der hiesigen Ziegelei wieder eingestellt worden ist.

Die Stadtkammer in München ließ in demselben Jahre einen Kalkofen zum Brennen mit Steinkohlen, nach dem Modelle eines solchen, schon früher in Amberg bestehenden Ofens, erbauen. Die Resultate der Brände fielen aber unbefriedigend aus. Man erbaute darauf einen zweiten Kalkofen, zu welchem man theils die Konstruktion eines schlesischen Modells, theils die Einrichtung des in dem Schupflege der Künste und

Handwerke beschriebenen sandrischen, sogenannten Stieh- oder Flusofens, zum Vorbilde nahm. Man brannte mit ziemlich gutem Erfolge 7 Wochen lang; allein es blieben zu viele sogenannte Hunde (unausgebrannte Kalksteine) übrig, dann betrug die Kosten der aufgewendeten Kohlen fast so viel, als man aus dem Kalk erlösen konnte. Bei dem von 9 auf 13 Fuß erhöhten sandrischen Ofen zeigte sich der Nachtheil, daß bei zu großer Verengung der Aufgabs-Oeffnung, im Saute des Ofens sich Schlacken bildeten, welche das Niedergehen der Sätze aufhielten. Auch in ökonomischer Beziehung fiel die Kostenberechnung keineswegs befriedigend aus. Der Bergprovisor Richter in Breslau hatte angegeben, daß man zum Brennen eines Breslauer Schäßels Kalk ein Schäßel Steinkohlen rechnen, und daß nur bei sehr guten Kohlen, und wenn der Ofen hoch genug gebaut wäre, mit $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Schäßel Kohlen auf das Schäßel Kalk ausgereicht werden könne, so wie daß es dabei sehr auf die Härte des zu brennenden Steines ankomme. Bei der Voraussetzung, daß in München, wo selbst indessen, wie erwähnt, nicht, wie in Schlessen die wahre Steinkohle, sondern nur die zur Braunkohlenbildung gehörige leichtere Pechkohle als Brennmaterial zu Gebote stand, ein Megen Steinkohlen mit 10 Pfund nach 24 Fr. pr. Ztr. = 16 Kr. 3 dl. kostete, dann daß ein Megen Kalk damals nur 15 Kr. Verkaufswert hatte, lag die Unmöglichkeit der Anwendung der Steinkohlenfeuerung für die Kalkbrennerei wohl vor. Zu diesem Hindernisse kam noch der Umstand, daß nach Aussage der Hofsmeister, dieselben gar nicht im Stande gewesen wären, das Bedürfnis an Kohlen für einen Kalkofen, der nach einem nicht zu hohen Anschlage jährlich 30,000 Megen Kalk liefern sollte, und nach dem obigen Maßstabe eben so viel Megen Kohlen nöthig gehabt hätte, auf Flüssen herbeischaffen zu können.

Auf solche Weise mußten die weiteren Versuche, zur Einführung und Verbreitung des Kalkbrennens mit Steinkohlen wieder eingestellt werden. Von Flur bemerkte hiebei im Jahre 1797, daß der Zwang, womit

*) Dahnemanns Abhandlung über die Vortheile gegen die Steinkohlenfeuerung. Dresden 1787.

man in Schlesien den Steinkohlenbrand bei dem Kalkbrennen eingeführt habe, in Bayern nicht durchzuführen gewesen wäre, indem er auf die königl. preussische Ordre von 1780 hinwies, wornach das Kalkbrennen der Privote innerhalb 12 Meilen Entfernung von den schlesischen Steinkohlengruben, gänzlich verboten worden war. Erst nach mehreren Jahren kam dieser Gegenstand in Bayern wieder zur Sprache, jedoch ohne Erfolg. Im Monate November 1802 wurde auf churfürstlichen höchsten Befehl ein Kalkbrenner aus Zweibrücken nach dem Weilerberge abgeschickt, um die Möglichkeit, den dort im Liegenden des Steinkohlenschiefers brechenden Kalkstein mit Steinkohlen brennen zu können, zu untersuchen. Es wurden auch auf dem verfallenen Versuchsbau einige Zentner Kohlen herausgehauen; allein man unterließ die Versuche, nachdem man sich überzeugt hatte, daß der Kalkstein, welcher nur mittels Sprengarbeit hätte gewonnen werden können, zu theuer zu stehen gekommen seyn würde.

Die Gewerkschaft ließ es nicht an Thätigkeit fehlen, der Steinkohlenfeuerung bei den Staatsanstalten und anderen Fabriken und Werken, Eingang zu verschaffen. Das churfürstliche Oberlandzeugamt erstattete unter dem 25. Jänner 1798 einen Rapport über die, durch den damaligen Oberleutnant Reichenbach vorgenommenen Versuche mit oberländischen Steinkohlen in den Schmiedeverhältnissen des churfürstlichen Zeug- und Vorrathshauses. Das Resultat war, daß die Steinkohlen weder allein, noch in Untermengung mit Holzkohlen tauglich waren, das Eisen zur Glühpipe, noch viel weniger zum Schweißen zu bringen^{*)}. Eben so gaben die Schmiede und Schlosser an, daß ihnen die, an die Arbeit mit Steinkohlen nicht gewöhnten Vefellen entweder davon gehen oder doch zu viel Eisen verbrennen würden. Der Director der Papierfabrik in der

Vorstadt Au bei München richtete freiwillig seine großen Kessel auf Steinkohlenfeuerung ein. Er gebrauchte im Jahre 1796 Steinkohlen, mußte aber wieder die Holzfeuerung einführen.

Um den Gebrauch der Steinkohlen zum Heizen in den Stubenöfen zu verbreiten, ließ die Gewerkschaft die nöthigen eisernen Röhre anfertigen und an mehrere Einwohner Münchens unentgeltlich abgeben. Allein theils die damals noch wohlfeilen Holzpreise, theils das unbesiegbare Vorurtheil gegen den Steinkohlenbrand überhaupt, standen dorthaus entgegen. Der churfürstliche Hofkriegsrath sprach sich im Jahre 1798 hinsichtlich des Gebrauches der Steinkohlen bei dem Militär- Arbeitshause und bei dem Montour-Magazine aus:

„Man könne bei der bestehenden holzersparenden Kucheneinrichtung mit 10 bis 12 Klaftern Holz (jährlich) für 500 Menschen Suppe kochen und mit demselben Bedarfe für 200 Menschen Fleisch braten oder Mehlspeisen backen. Wenn nicht das Holz im Preise enorm steige oder die Steinkohlen nicht sehr merklich wohlfeiler würden, könne von den letzten kein nützlicher Gebrauch gemacht werden.“

V. Auflösung der oberländischen Steinkohlen-Gewerkschaft.

Nach allen diesen mißglückten Versuchen lagen die Kohlenvorräthe in dem gewerkschaftlichen Magazine in München werthlos da, obwohl man im Jahre 1799 den Verkaufspreis, mit Aufopferung an eigenen Herstellungskosten, von 24 auf 18 fr. und für das Grubenklein sogar auf 9 fr. für den Zentner, herabgesetzt hatte. In demselben Jahre entzündeten sich noch dazu die Kohlenvorräthe auf dem Magazine an der Isar von selbst. Die Ursache des, gegen 100 fl. betragenden Schadens war, daß man die nassem mit Grubenklein vermengten und Schwefeltes führenden Kohlen in 7 bis 8 Fuß hohe Haufen aufgeschürzt hatte. Bei dem dargestellten Mißglücken aller Versuche zur Einführung des Steinkohlenbrandes, und bei dem eingetretenen Auf-

^{*)} Vergl. Versuche über das Schmelzen und Schweißen des Eisens mit Braunkohle. Kunst- und Gewerbeblatt 1839 S. 714.

hören jeden Absatz, mußte der Grubenbetrieb schon im Jahre 1799 eingestellt werden.

Folgendes ist das Hauptresultat der, über den Gesamtbergbau der Gewerkschaft vom 1. April 1796 bis zum 31. Dezember 1799, gestellten Rechnungen.

I. Geldrechnung.

Einnahmen.

Aus dem Verkaufe:

Auf der Grube Pensberg	1098 fl. — fr. — dl.
Kimselrain	548 „ 36 „ — „
Weilerberg	14 „ 45 „ — „
Peißenberg	6564 „ 27 „ — „
Auf dem Magazine in München	1241 „ 13 „ 2 „

Beitrag des Klosters Benediktbeuren

für 8 Erb- und Ackertheil 80 „ — „ — „

Summe 9547 fl. 1 fr. 2 dl.

Ausgaben:

Betriebskosten für die Gruben:

Pensberg	2168 fl. 24 fr. 2 dl.
Kimselrain	2357 „ 49 „ — „
Weilerberg	83 „ 11 „ 2 „
Peißenberg	7222 „ 26 „ 2 „
Auf das Magazin in München	4141 „ 26 „ — „

Summe 15973 „ 11 „ 2 „

Rest heraus 6426 „ 10 „ — „

II. Materialrechnung.

a. Kosten auf den Gruben.

Empfang.

Bei den Gruben: Pensberg	9331 Ztr.
Kimselrain	3509 „
Weilerberg	75 „
Peißenberg	12079 „
Summe	24994 „

Abgabe.

Bei den Gruben: Pensberg.

An das Magazin in München	5479 Ztr.	7017 Ztr.
Verkauf bei der Grube	11 „	
Abgang durch Auskuten	1527 „	

Kimselrain.

An das Magazin in München	2741 „	3339 „
Unbrauchbares Grubenklein	598 „	
Weilerberg.		

An das Magazin in München 59 „ 59 „

Peißenberg.

Nach Augsburg, Mähring etc.	10423 „	10750 „
An den Schichtmeister zur		
Beheizung	8 „	
Unbrauchbares Grubenklein	319 „	
Summe	21165 Ztr.	

Reste.

Bei den Gruben: Peißenberg	2314	3829 Ztr.
Kimselrain	170	
Weilerberg	16	
Peißenberg	1329	

b. Kosten auf dem Magazine in München.

Empfang.

Von den Gruben: Pensberg	5479 Ztr.
Kimselrain	2741 „
Weilerberg	59 „
Summe	8279 „

Abgabe.

An verschiedene Abnehmer	4057 „
Zu Versuchen	171 „
Abgang durch Selbstentzündung	714 „
Summe	3942 „
Rest	4337 „

III. Zubußberechnung.

Zubußanlagen.

Im Jahre 1796	2400 fl. — fr.
1797	2747 „ — „
1798	1800 „ — „
1799	1200 „ — „
Summe	8147 „ — „

Vermögensfund.

Baarschaft.

Die Zinsen betragen 8147 fl. —

Der Rest heraus der

Verbrechung 6426 „ 10 fr.

Verbleibt Baarschaft 1720 fl. 50 fr.

Vorräthe.

Bei dem Gruben 3829 Ztr. Kohlen à 12

fr. = 765 fl. 48 fr.

In München 3337 Ztr. Stuftkohlen

à 18 fr. = 1001 fl. 6 fr.

„ „ 1000 Ztr. Kohlenklein

à 9 fr. = 150 fl. — fr.

1916 „ 54 „

Gebäude.

Khaue in Kimselrain und Kohlen-

Magazin in Peiffenberg 300 fl. —

Kohlenmagazin in München 500 fl. —

800 „ — „

Werkzeuge.

Ueberraupt

300 „ — „

Summe 4737 „ 44 „

Erzieht sich Zinsen 3409 „ 16 „

Die Gewerkschaft hatte sofort in den vier Jahren von 1796 bis 1799 nicht allein am Kapitale selbst 3409 fl. 16 fr., sondern auch das Interesse von 8147 fl. mit treffenden 1629 fl. 24 fr., zusammen also durch den Bergbaubetrieb 5038 fl. 40 fr. verloren, wobei noch vorausgesetzt ist, daß der angelegte Inventarials-Werth an Gebäuden, Geräthen und Kohlenvorräthen hätte realisirt werden können.

In der Hoffnung besserer Verhältnisse wurde die Auflösung der Gewerkschaft noch bis zum Jahre 1806 verzögert, in welchem Zeitraume nur Zuschüsse zur Erhaltung der vorzüglichsten Grubengebäude eingezahlt wurden. In dem letztgenannten Jahre indessen sogte die oberländische Steinkohlen-Gewerkschaft das, ihr seit 1796 mit einem zehnjährigren ausschließenden Privilegium verliehen gewesene Grubenfeld zwischen Eych und

Inn, dem Bergärar anheim. Schon lange vorher hatte der damalige gewerkschaftliche Administrator v. Huel, welcher die Betriebsleitung des gewerkschaftlichen Bergbaues mit der größten Thätigkeit und mit eigenen Opfern bisher geführt hatte, die unvermeidliche Nothwendigkeit dieser Auflösung vorausgesehen. In seinem Berichte an das Oberst-Münz- und Bergmeisteramt vom 9. November 1797 drückt sich der erwähnte Administrator des ersten Bergreviers aus: „Wenn ich einen Blick auf den Stand und die künftigen Aussichten des Steinkohlenwesens werfe; so kann ich Euer Churfürstlichen Durchlaucht versichern, daß mich bange Betrübnis und Beschämung überfällt, da ich nun dormalen einsehe, daß auch mit Beiseitsetzung aller, mit dem Steinkohlenwesen sonst verbundenen Schwierigkeiten, die hohen Preise mit den Preisen der Steinkohlen in keinem solchen Verhältnisse stehen, daß sie wenigst bei dem Kalk- und Ziegelbrennen, mit Vortheil gebraucht werden können.“ Der nach dem Tode des ersten Lehentragers Bürgermeisters v. Hepp, unter dem 9. Februar 1799 als neuer Lehentragers. befüllte Bürgermeister v. Mittermaier in München sagt in seiner, unter dem 4. Mai 1806 bei der General-Landes-Direktion überreichten Erklärung wegen Auflösung des Bergbaues: „Die Gewerkschaft hat binnen 10 Jahren 10,231 fl. aufgewendet“, für welche sie weiter nichts, als das unerkennbare Verdienst sich erworben hat, die drei Gruben „Peiffenberg, Kimselrain und Kimselrain“ hinsichtlich des Verhaltens der Kohlenflöße für den Staat und die Nachkommenschaft auf die nützlichste Weise aufgeschlossen zu haben. Es bleibt ihr nur der Wunsch übrig, daß die Nachkommen glücklicher seyn möchten.“

Möchte dieser patriotische Wunsch, bei dem fort-

* Nach dem letzten, von dem Schichtmeister Hiltner angefertigten Grubenaufrabe für den gesammten gewerkschaftlichen Kohlenbergbau, vom 20. November 1803 betragen das Gesamtquantum der geförderten Kohlen 28,506 Ztr. und der Grubenwand 14,596 fl. 57 fr. 2 hl.

währenden Steigen der Holzpreise und bei den neueren Erfahrungen über die zweckmäßige Verwendung der ausländischen Steinkohlen, recht bald in Erfüllung gehen!
(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Concurrency der bayerischen Flachspinnerei mit der ausländischen Maschinenspinnerei.

Von
Prof. Desbörger.

Nachdem ich Seite 24 dieser Zeitschrift mich über die Dauerhaftigkeit des englischen Maschinengarnes äußerte habe, so gehe ich jetzt zur Beleuchtung der Concurrency-Frage über, und erlaube mir hierüber folgende Auseinandersetzung:

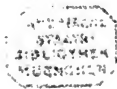
Es ist wohl von Niemand noch in Zweifel gezogen worden, daß dieser Gegenstand schon jetzt sehr wichtig ist, und es in der Zukunft noch ohne Vergleich mehr wird. Die darauf gegründeten Vorschläge aber divergiren nach allen Richtungen. Um daher theils schon Besagtes nicht zu wiederholen, theils nicht in die Fehler der meisten bisher gemachten Vorschläge zu gerathen, nämlich Unausführbares anzurathen, erscheint es als erste Nothwendigkeit, sich den Standort, von welchem aus man die Sache behandeln will, zu reinigen, um keiner bloß hergebrachten Meinung und keinem Vorurtheile Platz und Einfluß zu gestatten.

Zu dieser Reinigung des Standortes gehört vor Allem die gänzliche und implicite Zurückweisung aller jener Vorschläge, die sich auf Zollregulative stützen. Es ist sicher der größte Irrthum der letzten Jahrhunderte, das Ausfließen der Industrie und den darauf basirenden Wohlstand der Nationen von Zollquantitäten abhängig gemacht zu haben. Es ist ein Kriegszustand, der den Frieden verdirbt, und im wirklichen Kriege und bei den

auf folgenden Friedensschlüssen unermessliches Elend verbreitet. Sobald der Zoll aufhört, eine bloße Steuer zu seyn, kann er wohl Monopole begünstigen, den Schleichhandel zur Blüthe bringen, und die natürliche Richtung von Arbeit und Geld verwirren, aber er kann nie das reele Gute befördern, das aus dem Fleiß der Menschen und aus ihrem Bestreben, sich das Leben angenehm zu machen, hervorgeht. Man hat die Nationen ungefähr so, wie die künstlich bewässerten Wiesen zu behandeln gesucht, indem man die befruchtende Flüssigkeit bald aus dieser bald aus jener Schleuse reichlicher oder schwächer fließen läßt, oder auch wohl ganz absperrt. Obwohl nun das Zollsystem noch lange von seinem normalen Zustande weit abweicht, so soll man sich doch immer enthalten, Vorschläge in Bezug auf das Emporkommen neuer Industriezweige auf den vorhandenen Zustand des Zollsystems zu gründen, und es werden zum Glück die meisten solcher Vorschläge zu nichts, weil es unter die schönsten Folgen des Zoll-Verkehrs gehört, daß einseitig von keinem Contrahenten etwas geändert werden kann.

Das zweite, was zur Reinigung des Standortes nothwendig ist, besteht in der gänzlichen und impliciten Zurückweisung aller jener Vorschläge, welche auf Schutz und Erhaltung des gegenwärtigen tief untergeordneten und rohen Zustandes der Flachskultur und Flachsverarbeitung beruhen. Dieser Zustand war einmal in der Vergangenheit das nothwendige Ergebnis aller Verhältnisse, gegenwärtig aber ist er nur ein unbrauchbares Erbschädel. Unter diese Rubrik verfallen auch alle jene Vorschläge, welche sich auf Erhaltung der vielfach vorhandenen sogenannten Verwerbsbefugnisse beziehen. Keine neue Industrie ist von einer Figur, daß sie in die Lücken, welche die alten gelassen haben, hineinpaßt, sondern einer jeden muß ihr Platz freich und gehörig groß angewiesen werden.

Nach dieser Aufseidung scheint es uns nicht überflüssig, die Aufgabe nochmal in Bezug auf Folgen und Verzweigung näher zu betrachten. Es war nicht mög-



lich, die Handspinnerei der Schafwolle und der Baumwolle gegen die Maschinenspinnerei und die Strickerei mit der Hand gegen die Weberei auf dem Stuhle zu schätzen. Es war nicht möglich, das Spinnen an der Spinnei gegen das Spinnen am Kade zu schätzen, und es ist nun nicht mehr möglich, das Spinnen mit der Hand überhaupt gegen das Spinnen der Maschinen zu schätzen. Ein solches Bemühen darf gar nicht versucht werden, sondern gerade das Örgentheil muß die Aufgabe seyn. Es sind deswegen aus dem historischen Verlauf einige Umstände besonders zur Belehrung hervorzuhoben.

Vor Erfindung und Ausbreitung der Baumwollspinnmaschinen war der Verbrauch der Baumwolle zu Kleidungsstoffen sehr beschränkt. Die Gespinnte und Gewebe waren weder schön noch gut noch wohlfeil. Damals hatten die Cottonaden an leinenen, seidenen und wollenen Zeugen sehr kräftige Rivalen. Der Handel mit roher Baumwolle war folglich auch im Verhältniß zu seiner gegenwärtigen Größe nur sehr klein. Die Cultur der Baumwolle war in den Ländern, aus welchen jetzt dieselbe zum Theil in ungeheuren Quantitäten geholt wird, nur sehr gering, zum Theil sogar nicht einmal überhaupt vorhanden. Nun bemerkte man aber die Veränderungen und den Kreislauf wohl, welche die bloße Erfindung der Spinnmaschinen hervorgerufen hat. Das Gespinnst und die Gewebe wurden immer schöner, besser, wohlfeiler. Man zog die Cottonaden allmählich andern Stoffen vor, und ihr Verbrauch wurde zuletzt ungeheuer, und verdrängte leinene und wollenen Waaren in vielen Richtungen gänzlich. Diesem Impuls mußte der Handel folgen, der nun schon nicht bloß die rohe Baumwolle in allen Ländern der Erde suchte, sondern auch die fertigen Waaren verschifete. Die unaufhörliche Nachfrage nach Baumwolle rief die Vermehrung und Verbesserung der Cultur in allen jenen Ländern hervor, wo sie überhaupt zuvor bestand, und brachte sie auch in jene Länder, wo sie zuvor nicht bestand, aber dem Klima entsprechend war. Gespiant und Ge-

webe verdrängte sogar im eignen Vaterland der Baumwolle die einheimischen, altherkömmlichen Produkte.

So ist der Zustand jetzt. Die Vollkommenheit der Sache und die Wohltheiligkeit haben entschieden. Waren die Maschinen in der Heimath der Baumwolle aufgestellt und in Thätigkeit gesetzt worden, so hätte das Abendland nie so große Vortheile aus dieser Industrie ziehen können, und es ist nicht anzugeben, welchen Ertrag die mit dieser Cultur und Industrie beschäftigten Länder von Amerika und Europa gefunden haben möchten.

Man wende nun diese Erfahrung Punkt für Punkt auf die gegenwärtige Crisis an. Keinengewebe haben in vielen Beziehungen natürliche Vorzüge vor Baumwollen-Geweben. Sie wurden nur verdrängt, weil sie nicht vollkommen genug und zu theuer waren, und im Vergleich mit Baumwolle zu weit zurückstanden. Diese schädliche Differenz wird nun auf einmal aufgehoben. Die Keingewebe treten also, wenn sie nur in genügsamer Menge hergestellt werden, in volle Concurrenz mit Baumwollen-Geweben, und werden schnell ihre natürlichen Vorzüge geltend machen. Der Handel ist beschäftigt, den Flach in seiner Heimath überall aufzusuchen, und wenn dort nicht genüge wird, so entsendet seine Cultur in anderen Ländern, wo er noch nicht ist, aber gewiß gedeiht. Ermangeln unsere Länder, ihn zu produciren, so wird er bald in Amerika und Neuholand in hinreichenden Quantitäten zu haben seyn.

Alle Vorschläge, welche gemacht, und alle Maasregeln, welche ergriffen und ausgeführt werden, müssen sich auf diesen natürlichen, und im Großen durch nichts zu verbindenden Verlauf gründen. Sie betreffen also die Einführung und Verbreitung der Maschinen, die Cultur des Flachses und den Handel. Allein hier hat man es mit der Trägheit und Inolenz, alten Gewohnheiten und zahllosen Vorurtheilen zu thun. An diese mächtigen Feinde haben nur wenige von denen gedacht, die bis jetzt mit Vorschlägen hervorgetreten sind. Unser Landvolk ist für bloße Belehrung noch unzugänglich, es ist zu wenig

unterrichtet, es sieht Nichts als die Heimath und kommt mit Niemand in Verkehr als wieder mit Leuten seiner Heimath. Beispiele sind zu geräthet, und die Vespier, welche Beispiele geben könnten, in zu geringer Anzahl vorhanden. Die Genüsse und Bequemlichkeiten, an welche das Volk seit undenklichen Zeiten gewohnt ist, werden durch den gegenwärtigen Zustand noch zur Noth befriedigt, und je tiefer der Mensch in der Cultur steht, je näher er dem Wilden kommt, desto genügsamer ist er. Daraus folgt nicht, daß man etwa in Bezug auf die Einführung einer neuen Cultur verweisen müsse, sondern bloß, daß man sich für überzeugt halten muß; jeder schnelle Erfolg sey unmöglich, wenn auch ein langsamer und anfangs nur sehr partieller, zuletzt doch vollständig wird. Vom Nichts zum Etwas ist immer der beschwerlichste Weg, jede Vermehrung und Verbesserung geht leichter, und bahnt der Folgenden den Weg.

Da nun in der vorliegenden Aufgabe der Zweck nicht aus dem Auge gelassen werden darf, und der gegenwärtige Zustand nun einmal ein gegebener ist, so muß man dahin trachten, daß er den Zweck möglichst befördern helfe, und sich dabei selbst zerstöre. Es muß daher Alles, was im gegenwärtigen Zustande liegt, consequent beseitigt werden, denn es ist eine Verhinderung zum Guten, die notwendige und beschleunigte Zerstörung erfolgt darin unausweichlich von selbst, ohne daß irgend eine Verordnung oder Maasregel dafür nöthig wird.

Aus dieser Lage der Sache folgt vor Allem, daß man nicht bei dem Producenten, beim Landmann, beginnen kann und darf, wenn man die neue Industrie in unserm Lande einheimisch machen will. Das Erste muß seyn, die Errichtung der Spinn-Anstalten auf alle Weise zu begünstigen und zu befördern. Diese wesentlichste Beförderung kann von Seite der Staats-Regierung um so leichter vor sich gehen, als sie in einer bloßen Ertheilung von Gelaubnissen besteht. Diese Gelaubnisse dürfen aber an keine lästigen Bedingungen geknüpft werden, denn die Unternehmer werden anfangs in der Sache selbst schon Schwierigkeiten genug finden.

Hier ist nun auch der Ort, einen Vorschlag zu bekämpfen, der auf einer mangelhaften Kenntniß der ganzen Sache beruhet. Viele haben nämlich geglaubt, das ganze System der Spinnmaschinen lasse sich so in getrennte Theile zerlegen, und alle so in verkleinertem Maas herstellen, daß man einzelne Haushaltungen damit versehen könnte, wie gegenwärtig mit Häkeln, Spinnrad und Haspel. Auf diese Ansicht hin haben sie vorgeschlagen, die Staatsregierung möge solche verkleinerte Apparate herstellen lassen und dann theilen, theils als Geschenk und theils um sehr verminderte Preise. Dieser Vorschlag ist aber in jeder Beziehung unausführbar. Das Verkleinern der Maschinen hat eine Gränze, an welcher sie aufhören Vortheil zu bringen. Eine Spinnmaschine, mit allem Zugehör, welche nur mehr etwa zehn oder zwölf Fäden spinnet, wird verhältnismäßig viel zu theuer, sie liefert keinen Gewinn mehr, und tausend solche Maschinen sind ganz gewiß um Vieles theurer, als eine Einzige, welche zehn- tausend Fäden spinnet. Auf diesem Wege würden ungeheure Summen rein verschwendet, und es wäre ohngefähr eben so, als wollte man in einer Haushaltung eine kleine Dampfmaschine aufstellen, um den für die Familie nöthigen Kaffee zum Frühstück zu mahlen. Außerdem aber stehen noch andere Hindernisse im Wege. Keine Maschine läßt sich in einem beliebig kleinen Maas ausführen, wenn sie dabei noch ihre wirkliche Arbeit verrichten soll. Wenn man aber auch bei der Spinnmaschine die mögliche Reduktion annimmt, so weit sie nämlich ohne alle Rücksicht auf Kosten noch bloß mechanisch zweckmäßig ausgeführt werden kann, so nimmt sie mit allem Zugehör doch so viel Raum ein, daß ihr ein besonderes Zimmer angewiesen werden und bleiben müßte. Man bedenke nun, ob dieses in den Häusern unser Landvolks, wo jetzt schon kein überflüssiges Gelaß und Mangel an Licht ist, möglicher Weise geschehen kann. Dazu kommt noch, daß jede solche Maschine durch einen Sachverständigen aufgeschlagen werden müßte, daß von Zeit zu Zeit Reparaturen nöthig werden, und daß für den Gebrauch der Ma-

schine ein vorangehender Unterricht unumgänglich erfordert wird. Eine solche reducirte Maschine läßt sich nicht wohl mehr durch eine Naturkraft betreiben, sondern ein Mensch müßte sie in Bewegung setzen. Die Arbeit dieses Menschen müßte wohlfast beinahe nichts werth seyn, wenn sie noch Gewinn einbringen soll. Man hat hier vielleicht die Arbeit der Bandmühlen im Auge gehabt, wo ein Mensch mit Leichtigkeit Alles verrichtet. Aber so ist es nicht mit Spinnmaschinen, hier ist es nicht genug die Maschine in Bewegung zu setzen, sondern es bleiben noch manche Arbeiten zu verrichten, die nur wieder der Mensch verrichten kann. Wenn man also Alles zusammenfaßt, so muß man gestehen, daß der gemachte Vorschlag nur dazu dienen könnte, um durch ungeheure Ausgaben gar nichts auszurichten. Auch das Princip, auf dem dieser Vorschlag beruht, ist falsch und unzulässig. Man will nämlich dadurch, daß man bessere Werkzeuge substituiert, die Handspinnerei schützen und erhalten. Dabei legt man dieser Handspinnerei einen viel zu großen Werth bei, und einen größern Einfluß, als sie hat. Man muß hier wohl die bloße Verrichtung des häuslichen Bedürfnisses, und die des Gewinnes wegen unternommene Arbeit unterscheiden. In der ersten Beziehung werden die Maschinen die Handspinnerei so wenig verdrängen, als der Wirkstuhl das Stricken mit der Hand verdrängt hat. Wenn der Landmann noch ferner mit der rauhen groben Leinwand vorlieb nimmt, die in seinem Hause, wie zum Zeitvertreib im Winter, bereitet wird; was kann ihn daran hindern? Wenn es aber auch möglich wäre, in jedes Bauernhaus, in welchem gegenwärtig Flachsspinnen wird, eine vollkommen gute kleine Spinnmaschine zu bringen, so darf man doch nicht glauben, daß dann kauter gleiches und laute schönes Garn gesponnen würde, denn es läßt sich auch mit der besten Maschine, wenn sie mit Unverstand behandelt wird, die schlechteste Arbeit hervorbringen. Es würde die Anzahl Ellen, die auf ein Pfund gehen, fast von Haus zu Haus eine Andere seyn, und damit wäre der Hauptvortheil schon gänzlich verloren.

Auf gleiches Gespinnst von zum Voraus bestimmter Qualität, nach Nummern geregelt, in beliebiger Menge muß gerechnet werden können, sonst ist von Garn- und Leinwand-Handel gar keine Rede. Dieser unausweichlichen Forderung ist ausschließlich nur durch größere, und für diesen Zweck allein bereitete Anstalten zu genügen. Diese sind also auch auf alle Weise zu befördern.

Angenommen nun, diese Anstalten seyen vorhanden, so ist die nächste Frage, woher sie ihren nächsten Bedarf an Flachss erhalten können? Unser Vaterland steht nun in dem Ruhe, viel Flachss aber von untergeordneter Qualität zu erzeugen. Beides scheint übertrieben, es ist weder die Quantität so groß, noch die Qualität so gering, als man gemeinlich anzunehmen pflegt. Die Produktion von Flachss in größern Quantitäten, als zur bloßen Verrichtung des häuslichen Bedürfnisses nöthig ist, erstreckt sich nicht über das ganze Land, sondern ist bloß in einigen Gegenden wirklich vorhanden, wo auch bisher schon Leinwand für eine Art von Handel bereitet wurde. Diese Garn- und Leinwand-Produktion und der darauf gegründete Handel erhält aber bloß einige eigentliche Monopolisten, die unter der Benennung „Verleger“ ihr Geschäft treiben. Die Spinner und Weber sind dabei in der nachtheiligsten Lage gegen die Verleger, die auch wohl die Eitelkeit und Puffsucht der Weber denühen, um in wohlfeil eingekauften Ausschwaaren statt mit barem Gelde mit hochangesehnen Kleidungsstoffen zu zahlen, und diese unwissenden Menschen in beständigen Vorstößen zu erhalten. Es ist gewiß kein National-Ünglück, wir müßten es im Gegentheil als einen großen Fortschritt zum Bessern betrachten, wenn solche Verhältnisse verändert werden. Was aber den zweiten Theil der unbestimmten Behauptung betrifft, daß unser Flachss nur von untergeordneter Qualität sey, so hat man diesen Anspruch nicht als absolut anzusehen, sondern ihn auf seine natürliche Bedeutung zurückzuführen. Es wird von auswärts behauptet, daß nur der niederländische Flachss auf Spinnmaschinen zu verarbeiten, der bayerische hingegen bieu

völlig unbrauchbar sey. Diese Behauptung ist durch vielfache Erfahrung noch nicht bestätigt, sie ist eine bloße Annahme. Diese Behauptung kommt zu uns von Zürich in der Schweiz, wo aber eigentlich nur Maschinen gemacht werden. In der Schweiz ist die Flachs- cultur nicht weiter vorgeschritten als in Bayern, Flachs- Erziehung ist dort so ziemlich in allgemeiner Ver- nachlässigung, und es wird wie ein Zeichen von Armuth angesehen, keine Hemden aus Hanfseide zu tragen. Deswegen ist auch dort die Hanfkultur so ausgebildet, wie in Belgien die Flachskultur. Diese Umstände machen es sehr, die absprechenden Äußerungen der Maschinenbaumeister mit Mißtrauen aufzunehmen. Das Ver- spinnen des Hanfes scheint gar nicht versucht worden zu seyn, und doch wird er sich ganz gewiß ver- spinnen lassen; das Verspinnen unsers Flaches scheint gleichfalls nicht, wenigstens nicht in größter Partien, versucht worden zu seyn, sondern man stützt sich nur auf den sichereren Unterschied der verkäuflichen belgischen und bayerischen Flachsforten. Auf diese Grundlage hin ist aber leicht eine Täuschung möglich; denn unser Flachs ist für den Handel nicht zubereitet, sondern bloß nach altländischem Gebrauche für den inländischen Verkauf. Es ist darauf weder Mühe noch Zeit verwandt. Die Behauptung also, daß unser Flachs für Maschinenspinnerei völlig unbrauchbar sey, ist mindestens eine Uebertreibung, um so gewisser, als man bisher mit der Handspinnerei aus unserm Flachs so schöne Leinwand erzeugt als aus belgischem.

Man kann daher den in zwei Richtungen über- zeugen, daß Bayern viel Flachs aber von geringer Qualität erzeugt, ganz als sich derufen lassen, und es könnte nur schädlich seyn, einerseits durch Anpreisungen und andererseits durch Restriktionen das Urtheil des theilnehmenden Publikums festsetzen zu wollen. So etwas könnte nur mit Mißtrauen aufgenommen werden. Aber damit kehrt bloß die Frage wieder: Wie kann der Unternehmer einer Spinnerei sich den nöthigen Flachs verschaffen? Wir haben keine Schraffen und keine Märkte

für den Flachs, wie für das Getreide, den Hopfen und die Seidenwolle. Jedermann kann sich noch erinnern, daß dieser Umstand lange Zeit ein Hinderniß der Cul- tur der Oelbäume bildete, bis durch Kaufleute und Ver- schiebung von Oelmöhlen auf einem anderen Wege gehol- fen wurde. Man denke sich nun in die Lage eines Un- ternehmers. Er wird anfangs gar nicht anders könn- en, als einen großen Theil seines Bedarfs aus weiter Ferne zu beziehen. Er wird aber sehr schnell in die- selbe Nothwendigkeit gerathen, in welcher sich die Ver- schiebung grösserer amerikanischer Getreidemöhlen befin- den, nämlich sich Einkäufer zu halten, welche dem Flachs an seinen Produktionsort nachreisen, und ihn in großen und kleinen Partien, wie sie ihn vorfinden, aufkaufen. Dieser Umstand, von welchem zu wünschen ist, daß er sehr schnell eintrete, hat mehrere sehr günstige und be- achtungswürdige Folgen. Der Verkauf des Flaches ge- schieht gegen bares Geld, und daran liegt dem Land- mann gegenwärtig sehr viel. Gegen bares Geld wird er auch anfangs so viel verkaufen, daß er sein gewöh- nliches häusliches Bedürfnis an diesem Artikel einschränken muß, bis er mehr Flachs producirt. Da die Nachfrage durch die Einkäufer, wenn sie einmal begonnen hat, nicht mehr aufhört, sondern zunimmt, so wird in kuer- zer Zeit in denjenigen Gegenden, wo jetzt schon einiges Dampfste am Flachs gebaut wird, die Cultur dieser Pflanze sich ausdehnen, und von diesen Gegenden aus, wie von einem Centrum, ist die Verbreitung des Flachs- baus auf das übrige Land zu erwarten. Die Verbes- serung des Flachsbaus selbst ist gleichfalls nur auf die- sem natürlichen Wege zu erzielen. Der Einkäufer wird nie unterlassen, dem Bauer zu bemerken, daß es ihm getue einen bessern Preis machen wollte, wenn nur sein Flachs besser wäre. Nur auf diesem Wege kann Belehrung Eingang finden und von Erfolg seyn. Wenn man aber bedenkt, wie viel Arbeit und Manipulation noch zwischen dem Augenblicke zu verfließen ist, wo die Pflanze ganz reif mit ihren Wurzeln noch im Boden steht, bis zu jenem Augenblicke, wo der Flachs Han- delsgut ist, und daß auf diesem complicirten Wege viele

natürlich gute Waare noch sehr verdoeben wird, so erscheint es als sehr wahrscheinlich, daß sich die Manufakturisten und ihre Einkäufer alle Mühe geben werden, eine bessere Cultur herbeizuführen, daß sie aber dann alle weitere Verarbeitung auf sich nehmen, und den Flach in dem Zustande kaufen, wo noch weiter nichts an ihm geschehen ist, als daß die Saamenköpfe abgerieft sind. Diese Art des Einkaufs wird von Seite der Bauern keinen Widerstand finden, denn die Flachsbereitung, wie sie jetzt getrieben wird, ist nirgends gewinnbringend, sondern überall mit Zeitverlust und einem merkwürdigen Aufwand von Nahrung verbunden.

Wenn aber nun dieses verwirklicht ist, so hat man doch nur erst Gara. Von diesem Gaen wird der dreierlei Theil auf dem Weisstuhl verarbeitet, und nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Theil wird zu Nähsewien verbraucht. Bei beiden Verwendungsorten aber muß noch die Bleiche nachfolgen. Das Weben und Bleichen sind noch Arbeiten, welche bezahlt werden, bei welchen also etwas zu verdienen ist. Es ist aber in unserm Lande der Weisstuhl sehr gegeben. Diese Vergütigung hat bisher noch nicht den mächtigsten Nutzen gestiftet. Wenn aber diejenigen Landleute, in deren Häusern bisher im Winter für den Verkauf gesponnen wurde, nun unabhängig um Lohn weben wollen, so ist diese Beschäftigung nicht auf den Winter beschränkt, und giebt auf alle Fälle für gleichen Zeitaufwand einen größeren Lohn als das Spinnen. Ein und nabe liegendes Beispiel bietet in dieser Beziehung der Canton St. Gallen dar. Die Unternehmer von Baumwollen-Manufakturen besaßen nur Spinnmaschinen, und selbst diese nicht alle, sie bestellten außerdem die Einrichtungen zum Drucken und wußten Fertigmachen der Zeuge. Die Weberei war zerstreut in den Häusern aller Landleute, besonders derer, die nur geringen Grundbesitz hatten. Diese Einrichtung sicherte den Erfolg, entsetzt vom Unternehmer einen großen Theil des sonst nothwendigen Baukapitals, und schenkte alle jene Einwendungen zum voraus ab, welche so häufig in Bezug auf das Meer von Fabrik-

Arbeitem vorgebracht werden. Es ist wahrscheinlich, daß sich dieses Verhältniß in jenen Gegenden bilden wird, wo jetzt schon eine Ketten-Manufaktur besteht, so wie der Verkauf von Flach zunimmt, das Spinnen aufhört, und damit alles Verhältniß zu den Verlegern verschwindet. In dieser Beziehung sind auch Aufmunterungen wohl angebracht, und wenn es einmal so weit ist, so eröffnen sich der Staatsregierung Gelegenheiten genug, mit geringen Mitteln fördernd einzugreifen. Man darf nicht aus den Augen lassen, daß der Garahandel immer untergeordnet bleibt, und daß der Zweck der Kleinwand-Handel seyn muß. Wenn daher das Weben glatter Kleinwand allmählich zu einer nationalen Beschäftigung wird, so wird es die Rasenbleiche ebenfalls, und dann ist der Zweck erreicht. Es ist auch als sehr gewiß anzunehmen, daß der englische Gaenhandel von der Ausbreitung, die er jetzt gerade anzunehmen im Begriffe steht, zurückkommen wird, wenn in England in Bezug auf Kleinweberei so große Anstalten hergestellt werden, wie sie für Baumwollenweberei bestehen. Sie werden dann ebenfalls den Kleinwandhandel ergreifen, was ihnen um so leichter ist, da sie schon aus ihrem gegenwärtigen Handel mit leiser Kleinwand die vorthellhaftesten Absopferge kennen. Diesen Zeitpunkt dürfen wir aber nicht müßig abwarten, sonst wird uns die Concurrenz außer allem Verhältniß erschwert.

Es ist hier noch einer Verwendung zu erwähnen, die durch die Ausbildung der Baumwollen-Verarbeitung gänzlich zum Verschwinden gebracht wurde. Es giebt noch Leute genug, welche sich erinnern, mit welcher Vorliebe leinene Strümpfe getragen wurden. Diese sind ganz und gar verschwunden, weil es nicht möglich war, so feine und glatte Strümpfe als Gara zu theilen, wie die baumwollenen sind, selbst wenn man von der Differenz des Preises ganz abstrahirt. Man darf es aber als gewiß ansehen, daß in dieser Beziehung das Leinengarn wieder in seine alten Rechte treten wird, wenn nur erst Maschinenengarn hinlänglich vorbereitet ist

Für unsere etwas gedrückten Strumpfwirker ist dieser Umstand von Erheblichkeit, und darf überhaupt beim Ueberblick des Ganzen nicht übersehen werden.

Endlich zum Schlusse noch Folgendes: Das Egl. Staatsministerium verlangt zu wissen, welchen Einfluß die ausländische Maschinenspinnerei bisher bereits auf die inländische Beschäftigung mit Leinenmanufaktur gehabt habe? Man kann darauf mit voller Wahrheit sagen, daß dieser Einfluß bisher kaum merklich, auf keinen Fall aber schädlich war. Die zwei einzigen Thatsachen, die sich nachweisen lassen, sind folgende. Es nimmt allmählich die Zahl von Privaten zu, welche sich Woll kaufen, und für ihren Bedarf Leinwand weben lassen. Diese haben sich aber sonst weispöhlische oder schweizerische Leinwand gekauft. Der Einfluß des Maschinengarnes war also hier wohlthätig, denn der Lohn für Weben und Bleichen mußte hier verlost werden. Das zweite Faktum ist, daß die Weberei selbst auf dieselben Maschinengarn wegen seiner entschiedenen Vorzüge in der Bearbeitung ganz besonders ihr Augenmerk richten, und daß unter ihnen einige schon so weit gegangen sind, daß sie Leinwand für Bettwäsche zu der bisher unerhörten Breite von drei bayerischen Ellen werden.

Ueber die Behandlung der fetten Körper bei der Fabrikation der Stearinketzen, dem Weichen und Härten des Talges, dem Ausziehen des Stearins und Oleins, der Stearinsäure und Oleinsäure.

Von

Golfier, Dessèpre.

(Aus Erdmann's Journal für praktische Chemie Bd. XVIII. S. 297.)

(Schluß.)

Ich habe alle meine Versuche mit Leinwand angestellt, die zu dieser Art von Arbeit sehr ungeeignet

war. Am besten eignet sich dazu ein fester Zwillich. Ich bewirkte das Auspressen in der Kälte zwischen doppelt starken Luchern und das Auspressen in der Wärme in Säcken von Wolton, welche in mehrere Lagen von Haorch eingewickelt waren.

Die Kuchen werden also in den Hanfzwillich oder in den wollenen Stoff eingewickelt, welchen man Malsil nennt. Ich weiß, daß es Fabrikanten giebt, welche den Hanfzwillich zum Pressen in der Kälte gebrauchen, und daß andere nur Malsil zu beiden Operationen anwenden. Die Säcke werden zu dreien neben einander auf die Presse gelegt, wobei man jedoch zuvor eine Flechte von Weidenruthen auf die untere Fläche bringt. Man legt auf die drei ersten Säcke starkes Eisenblech ein, auf diese wieder ein Weidengeflecht, dann drei andere Säcke und so fort bis die Presse voll ist. Wenn dieses geschehen ist, giebt man einige Kolbenstöße mit der großen Pumpe*). Nachdem man den Cylinder bis zu einer gewissen Höhe hat aufsteigen lassen, öfnet man den Hahn, um die Presse herunter zu lassen, und auf diese Weise bringt man noch mehr Flechten, Säcke und Eisenplatten darunter. Endlich, wenn man glaubt, daß die Presse gehörig voll ist, fängt man an zu pressen. Während ein Mann die Pumpe arbeiten läßt, muß ein anderer sehr genau auf die Fällung Acht haben, und beim geringsten Zufalle anhalten lassen. Die gewöhnlichsten Zufälle sind, daß die fette Substanz in Fäden hervortritt, deren Bildung man gewöhnlich aufhält, indem man die Pumpe anhält und mit den Fingern die Fäden an den Luchern zerquetscht, wo sie entstehen, als wollte man diese kleinen Löcher mit der daraus hervorbringenden Substanz verstopfen. Uebrigens ist es sehr angemessen, das Pressen in der Kälte nicht zu sehr zu beschleunigen, vornehmlich anfangs. Es ist besser, einen oder zwei Kolbenstöße von fünf zu fünf Minuten zu geben und die ganze Operation auf zwei Tage zu

*) Ich nehme an, daß die hydraulische Presse zwei Pumpen besitzt, hat einen großen für den Anfang des Pressens und einen kleinen zur Beendigung.

vertheilen. Diese Zeit gewinnt man recht gut wieder durch die Qualität und Quantität der erhaltenen Produkte. Es fand ich im Doppel Oleinsäure, welche mit 17,3 Procent Stearinsäure gab. Wenn das kalte Pressen der Substanzen, welche dieselben erzeugten, langsam vorgenommen worden wäre, so hätte man Produkte erhalten, wie ich sie erpelt, welche sehr mehr als fünf Jahren keine Spuren von Stearin mehr abgibt.

Betrachtet man jetzt die vorhergehenden Details, so sieht man, 1) daß ich die Anwendung eines Rohrs müssig angegeben habe, um in alle Säcke gleiche Quantitäten von Substanz zu bringen und besonders dieselbe auf eine gleichförmige Weise zu vertheilen, damit die Wirtungen der pressenden Oberflächen sich in einem Zustande von vollkommenem Gleichgewichte äussern, und ich darf behaupten, daß die Säcke, welche sehr häufig zerreißen, wenn man auf die Geschicklichkeit der Arbeiter sich verläßt, fast niemals zerreißen, wenn man es auf die angegebene Weise macht; 2) daß das kalte Pressen sehr langsam vorgenommen werden muß, besonders anfangs, weil man der Oleinsäure Zeit lassen muß, sich kleine Kanäle zu eröffnen, durch die sie abfließt, und daß, wenn man das Pressen beschleunigt, die Oleinsäure notwendiger Weise Stearinsäure mit fortnehmen muß; 3) daß man Ziegeln anwendet, welche man unter die zu pressende Substanz legt, weil es angemessen ist, die Oberfläch zu vervielfältigen, durch welche die Oleinsäure abfließen muß; 4) daß man endlich starke Eisenbleche gebraucht (welche breit genug seyn müssen, um die Seitenwände der Presse zu beschützen), um den Gang der großen Anzahl von Säcken zu leiten, welche man auf eine große hydraulische Presse bringt.

! Wenn das kalte Pressen beendigt ist*), was ge-

wöhnlich die Anwendung von dem Maximum der Kraft der Presse (wenn zwei Menschen nur mit Mühe die kleine Pumpe mit ihrem längeren Hebel in Bewegung setzen) und der aufsteigende Abfluß der Oleinsäure anzeigt, so dreht man den Hahn der Pumpe auf und nimmt die Rufen heraus, um sie der warmen Pressung zu unterwerfen. Hierzu bedarf man Säcke mit doppelter Naht von Wollengewebe (Malsin).

Das warme Pressen läßt sich sehr gut mit einer vertikalen Presse vornehmen, aber die Anwendung einer horizontalen Presse ist weit bequemer, ungeachtet der zahlreichen Mängel dieser Art von Pressen. Man kann aber, wenn man keine solche hat, sehr gut mit einer vertikalen beim warmen Pressen auskommen, und das ist unerschütterlich, sehr geschwind zu Werke zu gehen, so bringt man von einer Seite die warmen Platten und von der andern die Säcke darauf.

Man läßt nahe bei der Presse einen eisernen Dampfbehälter, der groß genug ist, um alle eisernen Platten und Züge fassen zu können. Nun haben diese eisernen Platten ungefähr drei Centimeter Dicke, und die Züge sind Blätter von einem cothoceren Gewebe, welches zum wenigsten eben so dick ist wie die Platten. Nachdem alle diese Materialien in den Dampfbehälter gebracht sind, stellt man die Verbindung mit dem Kessel her, so wie mit dem Kasten der Presse, und wenn das Ganze gehörig erwärmt ist, so befestigt man die Presse so schnell als möglich. Zu diesem Zwecke müssen alle Säcke zuvor angefüllt, ihre Öffnung muß gehörig über einander geschlagen werden, endlich müssen alle in Verwickelung seyn, um auf die Presse gebracht zu werden. Man zieht einen Zug hervor, schließt darin einen Sack ein, legt das Ganze geschwind in den Kasten der Presse zwischen zwei warme Platten und fährt so fort, bis die Presse voll ist. Alsdann preßt man so schnell als möglich. Man läßt das Ganze ungefähr zehn Minuten unter der Presse. Die Menge der Substanz nimmt sehr ab, ein großer Theil schmilzt und fließt gedrückt in den Pressenkasten ab, vermischt mit Wasser,

*) Ich brauche nicht zu erwähnen, daß zu verschiedenen Zeitpunkten und je nach dem Maasse, daß das Abschöpfen erfolgte, die Operation unterbrochen wurde, um hineinreichende Holzstücke auf die Presse zu bringen.

welches die Hülfe geben. Der Rückstand aber ist die reinste Substanz, welche gewöhnlich eine glänzende Weiße besitzt.

Esobald man glaubt, daß die zum Pressen erforderliche Zeit verstrichen ist, wird die Presse aufgeschraubt, alle Säcke so geschwind als möglich weggenommen, und je nachdem man sie wegnimmt, in einen ganz nahe dabei stehenden Kasten ausgeschüttet. Man begreift leicht, daß diese Säcke beim Ausschütten keine Schwierigkeit darbieten, denn man erinnert sich, daß sie oben weiter als unten sind.

Die Substanz braucht alsdann, um so fein als möglich zu seyn, nur noch geschmolzen und filtrirt zu werden, um sie von einigen mechanisch beigelegten Unreinigkeiten zu befreien, und sie ist alsdann sehr anwendbar zur Fabrikation der Kerzen.

Was beim wahren Pressen abgelaufen ist, wird auf die so eben angegebene Weise behandelt, um gereinigt zu werden. Zuweilen jedoch, wenn die Substanz durch eine geringe Menge von Unreinigkeiten gefährdet ist, welche das Filtriren zu schwierig machen, ist man genöthigt, sie mit gehörig glüheter thierischer Kohle und mit Eiweiß zu behandeln.

Jeder meiner Säcke hatte ungefähr 20 Centimeter Länge, 20 Breite, 5 Dicke vor dem kalten Pressen und hatte nach dieser Operation deren nur 2 oder 2,5. Mein Rahmen enthielt ungefähr 4 Kilogramme von der zu pressenden Substanz. Die Säcke der wahren Presse hatten vor dem Pressen 4 bis 5 Centimeter und hatten nach demselben höchstens etwas mehr als 1 Centimeter Dicke.

Von der Anwendung der Stearin- und Oleinsäure.

Lange Zeit wurden die Stearinkerzen durch Zusetzen einer gewissen Menge Wachs bereitet, das, da es eher fest wird als die Stearinsäure, die Krystallisation derselben stört, was ein bedeutender Nachtheil ist, in-

dem die Kerzen in den Vießformen bersten, und diejenigen, welche ganz aus ihnen herauskommen, kein gesälliges Ansehen und eine Oberflache haben, welche sich nicht leicht glätten läßt. Man hat aber bemerkt, daß, wenn man die Stearinsäure, so wie ich sie erpelt, bei der möglichst niedrigen Temperatur preßt, man dasselbe Resultat erlangt, und seit der Zeit setzt man kein Wachs zu den Kerzen mehr zu.

Im Jahre 1833 wußte ich noch nicht, daß dieser Stand der Temperatur so vortheilhaft sey, und ich half demselben Nachtheile dadurch ab, daß ich zu meinen Kerzen eine gewisse Menge Stearin zusetzte, welches nach der oben angegebenen Art bereitet worden war. Nachdem ich lange Zeit Versuche darüber angestellt hatte, welche Art von Dochten vorzuziehen sey, bin ich endlich bei einer Mischung von drei Theilen aus einer Baumwolle von mittlerer Feinheit und guter Qualität stehen geblieben, welche zusammen aus ungefähr 80 Theilen besteht.

Ich habe Qualitäten von Baumwolle gefunden, welche mir unmittelbar passende Dochte gaben. Im Allgemeinen aber ist man genöthigt, sie mit Substanzen zu tränken, welche geeignet sind, den baumwollenen Fäden Steifigkeit zu geben, sonst krümmt sich, wenn die Baumwolle weich und von mittelmäßiger Qualität oder zu fein ist, beim Verdrehen der Docht und bildet Schuppen. Werden aber die Dochte in ein Bad, z. B. von Schwefelsäure, getaucht, welche mit dem Achtfachen oder Zehnfachen ihres Volumens Alkohol verdünnt ist, oder in eine Auflösung von Vorsäure gebracht, so bildet das beendete Ende nur eine einfache Krümmung und behält dieselbe Dicke bei, bis es ganz in Asche verwandelt ist. Eine große Anzahl anderer Substanzen bewirken diese Verbesserung bei den Dochten. Am gewöhnlichsten aber gelingt es, wenn man die Dochte in eine Auflösung von Vorsäure taucht, welche von dieser Säure ungefähr 3 Procent ihres Gewichtes enthält. Ich wiederhole es aber, die Art der Zubereitung ändert sich sehr je nach der Quantität der

Baumwolle und dem Zustande der Reinheit der fetten Substanz.

Ich will hier ein schnelles und genaues Mittel an geben, dessen ich mich bediene, um die bei der Zurichtung der Dochte erforderliche Menge von Vorsäure auszufinden. Ein Stück Flecte von bestimmter Länge zerschnitt ich in mehrere Enden, die ich kalt, aber so, daß sie sich gehörig vollsaugen, das eine in eine Auflösung von 1 Prozent Vorsäure tauchte, die anderen in Auflösungen von 2, 3, 4 Prozent Vorsäure, und lasse sie dann trocknen. Wenn diese Enden gehörig trocken sind, tauche ich dieselben in die zu gebrauchende Stearinsäure, nehme sie sogleich wieder heraus, und sobald ihr Erkalten ihnen gestattet, sich aufrecht zu halten, so wende ich sie an und beobachte ihre Art zu brennen, welche fast ganz dieselbe wie bei den fadeligten Kerzen ist. Die Flecte muß etwas fest sein, jedoch nicht zu sehr. Einige Versuche geben jedoch bald eine Sicherheit in dieser Hinsicht. Auf einem Werkstuhle können mehrere Versuche auf einmal gemacht werden. Sie werden für ein Gießstück zu 70 Zc. verkauft. Daher kostet ein Werkstuhl für zwei Versuche 140 Zc., und in zwölf Stunden kann man 200 bis 220 Eilen machen.

Es ist mir gesagt worden, daß die gestochenen Dochte eine Richtung haben, welche ihren Obertheil und Untertheil bestimmt. Ich habe diesen Unterschied noch nicht bemerkt.

Die Kerzen werden auf folgende Weise bereitet: Man ordnet zuerst die Gießformen, welche aus einer Legirung von Zinn und Blei gemacht sind (ich glaube beide zu gleichen Theilen). Die Spitze, welche den Obertheil der Kerze ausmacht, wird durch ein kleines Stück Messing am Untertheile der Kerze durchgesteckt. Die Gießform ist so weit, daß sie ein Gießloch bildet von einem Umfange, welcher fast dem der Kerze gleich ist. Die Dochte müssen zuvor ganz geschnitten, und bloß an einem Ende mit geschmolzener Stearinsäure teneht werden, um die Boden von diesem Ende des Dochtes mit einander zu verbinden, damit sie nicht aus

einander gehen, sondern im Gegentheil eine Kugel aufnehmen und festhalten können, welche man quer hindurchsteckt. Nachher zieht man den Docht in die Form ein. Dazu hat man ein besonderes Werkzeug, welches ein gestaltener Eisendraht ist.

Um zu vermeiden, daß der Docht beim Brennen sich nicht nach einer Seite krümmt, wird der Docht vor dem Einschießen einige Male gedreht, so daß er sich beim Brennen allmählig umbiegt.

Wenn alle Gießformen auf diese Weise vorge richtet sind, werden sie in einen Dampfbehälter gebracht, wo sie ungefähr einer Temperatur von 55° annehmen. An dertheils schmilzt man vermittelst des Dampfes die Stearinsäure, und wenn man an den Wänden des Gefäßes, in dem man dieselbe schmilzt, bemerkt, daß sie fest zu werden anfängt, gießt man sie in die Formen, so daß sie 3/4 ihrer Höhlung anfüllen. Dieser Ueber schuß ist notwendig, um die leeren Räume auszufüllen, welche im Mittelpunkte der Kerze durch das beträchtliche Zusammenziehen der Stearinsäure entstehen. Sobald das Gießen, und zwar bei der möglichst niedrigen Temperatur, geschehen ist, können die Gießformen auf hölzerner Rotten gebracht werden, parallel mit einander geordnet, so daß sie den Formen Klappen darbieten, auf deren Rändern ihr hervorstehender Theil hängen bleibt.

Zwei oder drei Stunden nachher kann man die Formen entfernen, die Kerzen herausnehmen, welche man durch neue Dochte ersetzt, und auf diese Weise kann man leicht täglich drei Güsse vornehmen. Wenn die Kerzen an den Formen hängen bleiben, so braucht man bloß mit dem Boden der Form auf einen Tisch mäßig zu schlagen, weil wegen der Weichheit der Legirung dieselbe gebrochen könnte. Es ist besser, einen Augenblick das Ganze in den Dampfbehälter, welcher zum Gießen gedient hat, zu dringen. Dadurch wird die Form erweitert und die Kerze läßt sich dann sehr leicht herausheben.

Indessen wäre es möglich, daß desswegenachtet die Kerze noch nicht herausgedreht werden könnte. Die

Mangelhaftigkeit der Gießform würde alsdann der Grund davon seyn, und man dürfte sie daher nicht mehr dazu gebrauchen. Wirklich geschieht es zuweilen, daß die Gießform Löcher auf ihrer inneren Fläche hat, welche sich mit Substanz anfüllen und so viel Haltpunkte bilden, welche das Herausgehen der Kerze verhindern.

Sobald man die Kerzen aus ihrer Gießform herausgenommen hat, schneidet man den Gießstopf los, welchen man in einen Kessel wirft, um ihn wieder zu schmelzen, und die Kerzen werden nunmehr beschalteten. Es bieten sich hierbei verschiedene Mittel dar: 1) ein Messer, ähnlich dem, welches sonst zum Schneiden des Tabaks gebraucht wurde, eignet sich ziemlich gut dazu. Es werden aber die Kerzen damit nur einzeln geschnitten, und der unterste Theil derselben wird dadurch oft zerbrochen; 2) ein anderes Mittel besteht darin, daß man die Kerzen in einen Kasten legt, dessen eine Seite so viel Löcher enthält, als darin nur angebracht werden können, und Alles, was darüber hervorsteht, abstreift die Länge der Kerzen, die man mit einer Säge abschneidet. Aber auch in diesem Falle ist der Schnitt nicht sehr gut; 3) versuchte ich endlich, sie vermittelst einer Rundfeile und eines Richtscheites mit Charnieren zu zerschneiden. Die Kerzen werden alsdann sehr gut zerschnitten, und dieses Verfahren kann zum wenigsten eben so geschwind vorgenommen werden, denn ein Arbeiter kann in zehn Stunden leicht 30,000 Kerzen schneiden, vorausgesetzt, daß dieselben bereit gehalten und diejenigen, die bereits geschnitten sind, entfernt werden.

Die Kerzen erhalten nachher eine nach der andern eine Marke, welche auf einem Blatte von Weißblech befestigt wird, das unten durch eine kleine Lampe oder selbst eine Nachtlampe erhitzt wird. Diese Platte hatte die Gestalt einer Traufe, damit das, was von jeder Kerze schmilzt, wieder aufgesammelt werden kann. Dies wird zu dem Teige gebraucht, d. h. zur Herstellung der Döchte, wovon vorher gesprochen worden ist.

Man schreitet nunmehr zum Glätten der Kerzen, indem man sie mit Glanell reibt.

Soll Stearinsäure in Broden in den Handel kommen, so muß sie einige Tage dem Thau ausgesetzt werden. Durch diese Operation, welche zum Zweck hat, die Säure wasserhaltig zu machen, nimmt sie etwas an Gewicht zu und wird merklich weißer. Sobald die Kerzen fertig sind, müssen sie gleichfalls dem Thau ausgesetzt werden.

Vorübergehende Details scheinen mir, sowohl was die Anwendung der Verfahrsarten als den Zeitaufwand bei den verschiedenen Operationen betrifft, für jetzt die Mittel an die Hand zu geben, um Stearinkerzen auf das wohlfeilste fabriciren zu können. Dadurch, daß ich dieses Verfahren genau beobachtete, erhielt ich wenigstens Kerzen von erster Qualität, welche unter 1 Frank 25 Cent. das Pfund zu stehen kamen. Es folgt hierbei die Berechnung:

25 Kilogramme geschmolzener Talg kosteten mich
31 Fr. — Cent.

und gaben

15 Kilogr. Kerzen, erster
Qualität, zu 3 Fr. das
Kilogr. . . . 45 Fr. — Cent.
8 Kilogr. Oleinsäure, die
wenigst. werth waren 6 „ 72 „
2 Kilogr. Verlust (sehr
bedeutend . . . „ — „

Summe 51 Fr. 72 Cent.

Preis des Talges

abgezogen 31 „ — „

Bruttogewinn 20 Fr. 72 Cent. 20 Fr. 72 C. *)

*) 18 Cent. geben gerade 5 kr.

1 Fr. = 27 kr. 3½ bl.

oder 100 Fr. = 46 fl. 24 kr.

1 Kilogramm = 1 Pf. 25 Ekt. bauer. Maßgew.

X. d. J.

20 Fr. 72 Cent.

Unkosten bei Behandlung von 25
Kilogramm.

4,25 Kilogr. gebrannter

Kalk . . — Fr. 25 Cent.

8,50 „ Schwefelsäure 1 „ 70 „

7,50 „ Steinkohle — „ 40 „

Arbeit *) „ 90 „

Abnutzung der Maschinen

mit Inbegriff der Lächer — „ 75 „

Unvorhergesehene Kosten — „ 50 „

Summe 4 Fr. 50 Cent. 4 Fr. 50 Cent.

16 Fr. 22 Cent.

D. h. die Stearinsäure, gehörig kalt gepreßt, kostet mich 1 Fr. 91 Cent. das Kilogramm.

Es ist mir nicht möglich, die Kosten der warmgerpressten Säure bestimmt anzugeben, weil die Rückschade gereinigt werden müssen, deren Quantitäten sehr verschieden sind. Man begreift daher, daß man die Kosten mit Bestimmtheit nur erst nach zahlreichen Fabrikationen, die man vorgenommen hat, angeben kann. Daher kann ein Fabrikant nur erst nach dreimonatlichem Arbeiten im Großen dieselben berechnen.

Indessen bin ich überzeugt, daß nach Berechnung aller Kosten der Preis der Stearinsäure nicht mehr als 20 Cent. für das Kilogramm höher zu stehen kommen kann. Wenn ich daher 30 Cent. für das Kilogramm annehme, so habe ich gewiß diese Unkosten zu hoch eingeschlagen, und doch kostet mir meine reine Stearinsäure nur 2 Fr. 21 Cent. das Kilogramm. Ergen wir zu diesem Preise die Unkosten für die Fabrikation der Kerzen hinzu, welche Kosten im Allgemeinen von allen Kerzenfabrikanten zu 20 Cent. auf das Kilogramm Kerzen, Papier und Bindfaden mit Inbegriffen, geschätzt werden, so betragen die Kosten des Kilogramms Handelskerzen erster Qualität 2 Fr. 41 Cent. Nun sind aber die jetzt die Stearinkerzen erster Qualität noch nicht zu

*) Ich berechne nur die nutzbare Zeit des Arbeiters nach der Menge Substanz, welche behandelt wird.

1 Fr. 50 Cent. das Pfund verkauft worden. Nehme ich diese Zahl als Verkaufspreis der meinglen an, so erhalten wir mehr als 20 Prozent des angelegten Geldes als reinen Gewinn.

Wenn wir jetzt unsere erhaltenen Resultate wieder vornehmen, um die Unkosten zu berechnen, so finden wir, daß

100 Pfund *) Talg kosten netto und ohne Ab-

zug 550 bis 650 Fr., und wurden in

leptester Zeit zu mittlerem Preise verkauft zu 620 Fr.

und geben (immer im Mittel)

610 Pfund Stearinsäure, welche, in

Kerzen verarbeitet, jetzt zum we-

nigsten einen Werth haben von

1 Fr. 50 Cent. das Pfund . . 915 Fr.

320 Pfund Oleinsäure wird zum we-

nigsten für 42 Cent. das Pfund

verkauft 134 „

70 Pfund Verlust (allzu hoch) — „

Summe 1049 Fr.

Darvon abgezogen 620 Fr.

Bruttoeinnahme 429 Fr. 429 Fr.

Unkosten bei Behandlung dieser 1000 Pfund.

170 Pfund gebrannter Kalk . . 5 Fr.

340 Pfund Schwefelsäure von 66° 34 „

Heizung 8 „

Sechse Tagewerke 18 „

Abnutzung der Maschinen mit Inbe-

griff der Lächer 15 „

Unvorhergesehene Kosten . . . 10 „

15 Cent. auf das Pfund für die Ko-

sten des warmen Pressens . . 91 „

10 Cent. auf das Pfund für die Ko-

sten der Verarbeitung zu Kerzen 61 „

Summe 242 Fr. 242 Fr.

Reinertrag 187 Fr.

D. h. 21,7 Prozent des angelegten Geldes.

*) Ich stelle diese Berechnungen nach Pfunden an, aus Rücksicht auf den gewöhnlichen Gebrauch.

Belagt man den Preis für die Oleinsäure nicht in Aufschlag, so erhält man $\frac{728}{610} = 1 \text{ Fr. } 10 \text{ Cent.}$ als Unkostenpreis für das Pfund Kerzen. Nach einem andern in dieser Abhandlung erwähnten Verfahren erhalten wir:

1000 Pfund Talg kosten netto und ohne Abzug 620 Fr. und geben:

610 Pfund Stearinsäure, die zu Kerzen verarbeitet jetzt wenigstens einen Werth von 1 Fr. 50 Cent. das Pfund hat . . . 915 Fr.

220 Pfund Oleinsäure werden, 100 Pfund zu 42 Fr. gerechnet, verkauft für . . . 92 "

100 Pfund Olein, welches sich mit dem schönsten Oele von Klauen seit vergleichen läßt, welches zu 1 Fr. 50 Cent. und selbst zu 1 Fr. 80 Cent. das Pfund verkauft wird (ich habe die geringste Menge angenommen, die 1000 Pfund Talg geben können), ich will bloß setzen zu 1 Fr. das Pfund 100 "

Summe 1107 Fr.

Hiervon abgezogen 620 Fr.

Bruttoertrag 487 Fr. 487 Fr.

Unkosten bei Behandlung dieser 1000 Pfund.

1) Kalk u. Schwefelsäure (Seeperton) 10 Fr.
 Feilung 8 "
 Zwei Tagewerke 6 "
 Abnutzung der Maschinen . . 10 "

2) Dieselben Kosten der vorigen Berechnung zusammen . . . 242 "

Summe 276 Fr. 276 Fr.

Reinertrag 211 Fr.

D. h. 23,6 Procent des angelegten Geldes. Zieht man davon den Preis der Oleinsäure und den des Oleins

ab, so erhält man $\frac{704 \text{ Fr.}}{610 \text{ Pfund}} = 1 \text{ Fr. } 15 \text{ Cent.}$ als Unkosten für das Pfund Kerzen.

Wenn man die Kerzen beim Publikum beliebt machen und bessere Lichter bei einer großen Anzahl derer, die sie verbrauchen, einführen wollte, so lassen sich noch zwei Mittel anwenden, um unsere Resultate zu modificiren: 1) Man könnte Gemenge machen von wärmegepreßter Stearinsäure mit anderer bloß kalt gepreßter. Dadurch erhielte man aber sehr schöne Kerzen, die sich fast mit denen der ersten Qualität vergleichen lassen und deren Unkosten in folgendem Verhältniß vermindert werden könnten:

6 Kil. Säure zu 1 Fr. 88 Cent. }
 = 11 Fr. 28 Cent. }
 4 Kil. Säure zu 2 Fr. 21 Cent. } 10 Kil. = 20 Fr. 12 C.
 = 8 Fr. 84 Cent. }

2 Wenn man kalt genau preßt, so erhält man eine sehr trockne, sehr harte Substanz, welche sehr gut brennt und von der andern nur durch einen geringen Talggeruch, den sie beibehalten hat, sich unterscheidet, und der um so schwächer seyn würde, je weniger man Substanz in jeden Stuch gebracht, und je länger man sie auf der Presse gelassen hätte, und da nach diesem Verfahren die Kerzen nur 2 Fr. 8 Cent. das Kilogramm zu stehen kommen würden, so könnte man den Verkaufspreis erniedrigen.

Ich weiß nicht, ob es wirklich vorthellhaft ist, russischen Talg vorzugsweise vor dem französischen zu kaufen, weil, da ich Gelegenheit hatte, einige Proben von diesem Talge zu behandeln, ich ihn fetter und weniger feste Substanz gebend gefunden habe, und weil in den Jahren 1835 und 1836 zwei meiner Freunde die Güte hatten, mir jeder eine nähere Berechnung von den Unkosten dieser Talgsorten in Paris zu liefern. Es fand sich, daß vom französischen Talg 100 Kilogrammen 120 Fr. und vom russischen Talg 122 Fr. gekostet haben würden.

Wenn die Oleinsäure ausgezogen worden ist, wie

ich es vorher angegeben habe, so wird sie einige Zeit auf guten Tältern ruhig stehen gelassen, nachher durch sehr dicke Stoffe filtrirt. In diesem Zustande ist sie hin jetzt gewöhnlich zum Versapfen anderer Oele angewendet worden, besonders derer, welche von Natur einen starken Geruch besitzen, um den Talggeruch, welcher die Oleinsäure charakterisirt, zu verbergen. Sie wird auch direkt unter dem Namen Talgöl (zu 65 und 70 Cent. das Pfund) verkauft, an Goldarbeiter, Plattirer, Knopffabrikanten und im Allgemeinen an alle Gewerbsleute, welche vor der Lampe zu löthen haben. Würde dieser Gebrauch allgemein eingeführt, so würde der Verbrauch der Oleinsäure sehr beträchtlich sein, und dieß läßt sich leicht bewirken, weil die Löther bei ihr eine eben so große Hitze bei beträchtlich geringerem Preise im Vergleich mit dem des Rübdöls*) erlangen können.

*) Ich will hierbei erwähnen, welches Mittel ich von einem meiner Freunde habe anwenden sehen, um sich bei der Oleinsäure eine Flamme zu verschaffen, welche heiß genug war, um sehr dicke Stücke von Goldschmelzarbeit zu löthen. Er ordnete vor der Blase

Die Oleinsäure kann in weit größeren Massen zur Fabrikation der Seifen angewendet werden. Wenn aber in ungewissen, um harte Seifen zu erhalten, sie mit andern Oelen oder Fetten oder Dargen, welche so sehr als möglich von ihren ätherischen Oelen gereinigt sind, zu mengen und mit Natron zu verseifen.

Wenn das Oel bei seiner Veretzung langsam und allmählig gepreßt wurde, so ist es sehr flüchtig, vollkommen durchsichtig und besitzt eine hellgelbe Farbe. Ehe man es in den Handel bringt, muß man es mit alkalischem Wasser waschen, damit es nicht eine geringe Menge Schwefelsäure zurückhält, welche es zum Einschmelzen der Maschinen ungeeignet machen würde.

Talggeruch seiner Schmelze Stücke Kohle dergestalt, daß sie einen Schwibbogen bildeten, in dessen Mittelpunkt sich die Blasebalgschöbe befand, und im Augenblicke des Ziehens richtete er auf dieses glühende Kohlen einen kleinen Strohl Oleinsäure, welcher sich entzündete, und vermittelst des Blasebalges eine schöne Flamme bildete, welche von verschiedener Länge von 0,3 M. bis 0,5 M. war. Ann. d. D.

Gemeinnützige Mittheilungen und Bekanntmachungen.

Beiträge zur Verbesserung des Feuerungswesens von Florian Cloetzer.

(Fortsetzung.)

Im Vorhergehenden glaube ich die Hauptmomente angegeben zu haben, welche beim Baue sowohl, als bei Verbesserung der Kamine in's Auge zu fassen seyn mögen. Es ist unmöglich, alle die verschiedenen einzelnen Fälle zu behandeln, welche vorkommen können und es scheint solches auch nicht nöthig zu seyn, wenn man sich

die Mühe nehmen kann und will, die vorkommenden Umstände scharf und umfassend zu beobachten und obige allgemeine Normen darauf anzuwenden. Nicht selten wird diese Beobachtung längere Zeit und deshalb nicht zu ermüdende Geduld erfordern. Es kommt vor, daß man einen, für schädlich erklärten, Umstand beseitigt hat, ohne dennoch zum erwünschten Erfolge zu kommen, so daß man versucht werden möchte, an der Richtigkeit der Theorie zu zweifeln. In solchen Fällen soll man jedoch nur weiter suchen und man wird auf ein zweites und vielleicht auf ein drittes Hinderniß stoßen,

welche zu besetzen sind und von denen jedes einzelne fähig war, unangenehme Zustände zu bedingen.

Dies vorausgesetzt, scheint mir jetzt am Orte zu seyn, die Heizeinrichtungen der einfacheren Wohnhäuser zu betrachten, wie sie besonders auf dem Lande allgemein vorzukommen.

Heizeinrichtungen der bäuerlichen Wohnungen.

Außer den meistens höchst unzuverlässigen Öfen finden sich in dem bei weitem größten Theile der Bauernhäuser noch gar manche andere Umstände, welche dieselben kalt und feucht, folglich ungesund, machen und Uefachen bedeutender Verschwendungen von Brennstoffen sind. Wir wollen suchen die allgemainsen und wichtigsten Verhältnisse, welche hier schädlich sind, aufzufinden.

Wissen wir die herrschenden Umstände in's Auge, so sieht man, daß der Bauer einer Stube bedarf, welche geräumig genug ist, die Familie und das Vieh aufzunehmen, selbst so, daß sich die Bewohner in Zeiten, wo die Feld-, Wiesen- und Waldarbeiten ruhen, mit gewissen Arbeiten darin beschäftigen können. In der Regel werden in einem solchen Zimmer das ganze Jahr hindurch alle die nöthigen Speisen gekocht, auch eine bedeutende Menge Wasser für die Fütterung heiß gemacht. Ferner gibt es Geräth-Holz, Heißspäne (Schleifen) u. zu brennen und die, bei der Arbeit naß gewordenen, Kleider, Vieh-Geschirre u. zu trocknen.

Die Fenster können zwar in der Regel geschlossen bleiben, aber die Thüre des Zimmers wird sehr häufig wegen des Ab- und Zuges der Personen geöffnet.

Der Ofen ist selten einigermaßen zweckmäßig eingerichtet, so daß in ihm die Wärme gehörig entwickelt und gut benutzt werde. Gewöhnlich steht er auch, wenigstens mit Einer Seite, an der Wand, um von Außen geheizt zu werden, wie z. B. Fig. 3. a.

Es befindet sich nämlich an einer Seite des Wohnzimmer die Küche Fig. 3. B., von der aus die Heizung geschieht. Von der Decke der Küche, welche in der

Regel gewölbt ist, aufwärts geht der Kamin in die Höhe, welcher häufig, besonders vom Gewölbe aus, außerordentlich weit zu seyn pflegt. Inmee befindet sich in solcher Küche ein Feuerherd, und, wo keine Weinbecken gewöhnlich sind, auch öfters das Mundloch des Backofens unter Umständen bei c. d. e. oder f. Diese Küchen sind bei ihrer fehlerhaften Einrichtung ein unangenehmer Aufenthalt für alle, welche dort zu thun haben; denn sie sind, von Zugwinden durchstrichen, im Winter kalt und immer an der Decke web an den Wänden mit Ruß und Schlotpech beschlagen. Oft trafen feuchte Niederschläge von Oben herab. Thüre oder Fenster derselben müssen geöffnet seyn, damit der Rauch fortgetrieben werde, welcher auch seinen Ausgang wo anders, als durch den Kamin zu nehmen, sich nie und da erlaubt.

Vom Vorploß (Handploß, Hausflur, Stöß) aus führt eine Thüre zur Küche, eine andere (Hausthüre) in's Freie. Eine dritte Thüre ist meistens der innere Eingang zum Stalle. Ferner führt eine Stiege auf den Dachraum (Boden, Kasten) oder ins obere Stockwerk. Diese Stiege ist gewöhnlich ohne Verschluss und ein bedeutender Windzug geht über ihr in die Höhe. Dieser Wind und derjenige, welcher durch die Küchenthüre in den Kamin strömt, nimmt seinen Zugang durch die Hausthüre. Dadurch wird nun ganz natürlich die Hausflur bei kalter Witterung mächtig erkältet.

Wenn also die Zimmerthüre aufgeth, so führt die warme Luft des Zimmers durch den obern Theil der Thüre festig heraus und die kalte Luft des Hausflurs strömt durch den untern Theil der Thüröffnung in's Zimmer.

Gegensitz wird dadurch das Zimmer nicht allein kälter, sondern, vorzüglich in der Nähe der Thüre, auch nasser.

Nun fragt es sich, wie es besser werden soll, so daß mit weniger Aufwand alle Anfordernngen, welche die Wirthschaft an die Beheizung zu machen hat, be-

frießt und die Wohnung nach durch Wärme und Trockenheit für die Bewohner gesund werde?

A. Die erste Berücksichtigung wird dabei der Ofen selbst in Anspruch nehmen. Durch denselben soll man die nöthigen Speisen in möglichst kurzer Zeit kochen und kochen, wohl auch kochen können; auch soll dabei das erforderliche Wasser zur Zühterung heiß, nasse Kleider, Geschirre und Geräthe sollen neben an trocken werden, hölzerne Gegenstände, ja auch etwa Baumseuchte oder Theile von Wurzelgewächsen sind überdies zu dörren; die nöthige Wärme soll er ferner dem Zimmer mittheilen und zugleich Dämpfe, welche Wände, Decke u. feucht machen könnten, fortjagen.

Alle diese Zwecke erfüllt der Kochofen, dessen innere Einrichtung ich im Jahrgange 1838 des Kunst- und Gewerbeblattes 2c. Heft vom Monate September und Oktober (siehe Anmerkung) näher beschrieben habe. Es ist dort gesagt, was ich bis dahin nach vielfachen Versuchen für das Zweckmäßigste hierin erkannt hatte und ich habe seit der Zeit nichts gefunden, was eine Abänderung anzuzeigen scheint, wenn man genannte Zwecke mit dem geringsten Aufwande von Brennstoff erreichen will. Es findet sich jedoch, daß man sie und da an die so zweckmäßigen kleinen Schiednungen ungerne geht und es wird dann eathsam, ein größeres Thüchchen einzusetzen. Nur teilt bei diesem Thüchchen der Umstand ein, daß der eiserne Rahmen (Vierung) derselben so leicht los wird. Gefahrungsmäßig ergab sich gegen diesen Uebelstand als bestes Gegenmittel, daß man ein Thüchchen nimmt, welches über 3" höher ist, als man die Hölzöffnung machen will. Man setzt dann das Thüchchen s. d. u. f. Fig. 4. mit seiner Schwelle s. e. nicht mit dem Koste in die Waage, sondern um so viel tiefer, daß man einen Stein a. so einmauern kann, daß dieser sich mit der Kofsfäche vergleicht, indem er sich auf den Rahmen aufliegt und zwischen die beiden Seitenwände desselben und hinter denselben zugleich zwischen die Seitenwände des Feuerraums einzwängt.

Ferner ist der dort lit. d. beschriebene Blumenrost wohl sehr nützlich, aber er bedarf hinsichtlich des dazu erforderlichen Materials sowohl, als seiner Ausföhrung so viel Aufmerksamkeit, daß man gewöhnlich davon Umgang nehmen muß.

In einer großen Wirthschaft müssen natürlich die Kochkästen derselben angemessen seyn. Es kann aber für 10 — 12 Personen schon in einem Ofen gekocht werden, welcher 3 Kochkästen enthält, deren jeder 1 Fuß weit, 17 Zoll hoch und 2 Fuß lang ist. Wie man zu einem größeren Kochkasten a. noch 2 kleinere b. c. benutzen kann, welche man etwa schon hat, ist Fig. 5 gezeigt. Dabei vergesse man die Verdeckungen bei f. und g. nicht und bringe ja die Verlegung des hintern Theils bei h. i. an. Einer dieser beiden Kochkästen und zwar der, welcher der Hitze weniger ausgesetzt ist, kann füglich auch in Boden und Decke aus Dachplatten und in den Wänden aus Kofeln gemacht werden.

Auf die Stellung des Ofens kommt nun viel an. Man muß zunächst rathe, daß man das Einheizen vom Zimmer aus besorgen laße, wenn gleich dadurch etwas Wärme verloren gehen könnte. Wö nämlich dieses geschehen kann, hat die Hausfrau oder, wer ihre Stelle beim Kochen versteht, nicht nöthig, so oft das Zimmer zu verlassen, um einzuhelzen und Brennstoff nachzuliegen. Sie erspart dadurch Zeit und Mühe, entseht sich nicht von den kochenden 2c. Speisen, und, was oft sehr wichtig ist, sie ist weniger gezwungen, die Kinder, welche sich bei ihr befinden, aus dem Auge zu verlieren.

Ein anderer bedeutender Gewinn, welcher aus der Einrichtung, den Ofen vom Innern des Zimmers zu helzen, entspringt, ist der, daß dasselbe dadurch trockner wird. Ueber die Stellung dieser Wökung gedenke ich später bei einer Abhandlung über Austrocknung der Gebäude besonders zu sprechen.

Man Sorge dafür, daß die Hölzöffnungen und der Aschenfall recht gut verschlossen werden können, sobald nicht mehr geheizt wird.

Am vortheilhaftesten ist es, den Ofen an keine Wand, sondern von allen Seiten frei zu stellen, wie Fig. 1 und 2 angegeben ist. Vortheile, welche daraus entspringen, sind: daß der Ofen von allen Seiten dem Zimmer Wärme abzugeben vermag, und daß man zu trocknende Sachen bequemer an und neben ihm aufhängen kann. Das Rauchrohr d., welches, wie Fig. 1 zu sehen ist, sich noch auf eine gute Länge im Zimmer befinden kann, setzt noch eine bedeutende Wärme ab. Wenn der Ofen an die Küchenwand angelehnt wird, so kann man freilich die Wassergefäße so in diese Wand einsetzen, daß sie von der Küche aus gefüllt und geleert werden können, und also auch ihre Dämpfe dorthin absetzen. Allein, wenn man diesen Wassergefäßen nur so viel Wärme zukommen läßt, daß das Wasser gerade heiß wird, ohne abhängig zu kochen und nicht zu große und zu viele Gefäße angewendet werden, so daß diese oft genug mit kaltem Wasser zu füllen sind; so wird sich dieser Nachtheil so vermindern, daß man für Trockenheit des Zimmers keine nachtheiligen Folgen haben werde, wenn man sie so setzt, wie Fig. 2. b. c.

Man gibt dem freistehenden Ofen 2 bis 3 schwarze eiserne Ketten, welche fest anliegend ihn zusammenhalten.

Oberhalb des Ofens und in seiner Nähe an der Zimmerdecke können Gerüste angebracht werden, um zu trocknende und zu überende Sachen darauf zu legen.

Sehr anzupfehlen sind auch für Landleute die Vorfenster. Die Ausgaben, welche solche verursachen, erstaten sich gar bald durch Ersparung an Brennstoff und dadurch, daß die innern Fenster trocken bleiben und also viel länger aushalten. Wie schon ist aber der Vortheil, daß eben diese an kalten Tagen so wenig schmelzen und auch die Fensterbretter und Pfeiler trocken bleiben.

B. Fernere Aufmerksamkeit verdient nun die Küche und ihr Kamin. Weisens ist diese in Bauernhäusern gewöhnlich, die und da auch mit einer Weißdecke und deshalb mit einer sogenannten Kutte (Schlotmantel) versehen.

Mag auch diese Einrichtung seyn, wie sie wolle, so wird es immer von vorzüglichem Nutzen seyn, daß der Kamin bei h. Fig. 1. mit einer Klappe beschloffen werde, so daß man den Rauch aus dem Ofen des Zimmers durch die Fortsetzung des Rauchrohrs d. Fig. 1. in denselben leitet. Durch diese Vorrichtung wird mit einem Male der schädliche Luftzug, welchen der Kamin überflüssiger Weise in der Küche und dem Hausflure macht, eingestellt und die vorher kalte Küche wird wärmer und, wenn sie vorher rauhig war, vom Rauche befreit.

Wenn ein Kochofen in oder an der Küche sich befindet, so kann man, während derselbe geheizt wird, die Klappe öffnen, welche für den Kaminkehrer obenein zum Öffnen eingerichtet seyn muß.

Eben dieses geschieht so oft ein Feuer auf dem Herde anzuzünden ist.

Es wäre aber sehr zu wünschen, daß das Kochen, Broten und Backen auf offenem Herdfeuer für solche Haushaltungen möglichst beschränkt werde, weil diese Geschäfte im Kochofen mit weit wenigerem Aufwande vorgenommen werden können. Wenn man nur wollte, so hätte es selbst keinen Anstand die großen Pfannen, in welcher z. B. in Oberbayern die sogenannten Bauern-Rudeln und anderes dergleichen Schmolz-Gebäck bereitet werden, in die Kochkästen des Ofens einzusetzen.

C. Der Vorplatz (Hausflur, Biß) wird schon durch Verschließen des Kamins viel wärmer bleiben. Man soll aber auch die Treppe (Stiege), welche nach Oben führt, durch Verschlag und gutpassende Thüre verschließen.

Diese Thüre sowohl als die Hausflur, welche bei kalter Witterung ebenfalls nicht offen bleiben darf, versteht der aufmerksame Landwirth mit Holen und Gerüst, damit sie von selbst einsinken, weil die außen eingehenden Personen solche gerne offen zu lassen pflegen.

Sobald dieser Vorplatz wärmer ist, so hat dies

auf die Wärme des Zimmers den vortheilhaftesten Einfluß, indem nie so viele Kälte in dasselbe dringen kann, so oft die Thüre desselben geöffnet wird.

Mit wenigen nöthigen Abänderungen können diese Verbesserungen auch in andern ländlichen Wohnhäusern, z. B. denen der Häusler, Tagelöhner und Landhandwerker mit größtem Vortheile eingeführt werden.

Endlich wäre noch über die Art der Einführung dieser Verbesserungen zu reden, wobei gerade das Schwierigste der Sache berührt ist. Wenig Landeuten werden diese Blätter in die Hände kommen und noch weniger sie verstehen und das Angegebene ausführen, in Stande seyn. Wie schwer gehen übrigens Landeute vom Gewohnten zum unbekannten Neuen über und wie oft wird der gute Wille gehemmt seyn, indem die Kosten zu den Veränderungen nicht aufbringen sind.

So betrübend diese Ausichten seyn mögen und so tadelnswerth es scheinen möchte, hier von diesen Verbesserungen zu reden, so mag doch Folgendes zum Troste und zur Entschuldigung dienen. Es hat nämlich die Erfahrung gezeigt, daß durch vorangehende Beispiele erst in engeren, dann in immer sich erweiternden Kreisen das Bessere auch hinein sich verbreite. Sollte die Hoffnung zu kühn seyn, daß sie und da ein Hr. Versteigerer auf dem Lande oder einer der Hr. Hr. Beamten und Gutbesitzer oder sonst ein Vaterlandsfreund sich herbeilassen werde, mit den richtigen Grundrissen, auf welchen die Verbesserungen beruhen, sich bekannt zu machen, solche praktisch zu prüfen und dann empfehlend und belehrend für Verbreitung derselben zu wirken? Ein einziger gütendekender und geschickter Hölzer oder Maurer kann dann für eine ganze Gegend sehr wohlthätig wirken.

Anmerkung. Obgenannte Abhandlung wurde noch in einer Anzahl Exemplare besonders abgedruckt, und kann durch die Buchhandlung von G. H. Braun zu Hof bezogen werden. Es ist dies derselbe Ofen, mit welchem sich der Maurer u. Purrucker aus Schönbrenn im Jahre 1838 bei königl. hoher Regierung von

Oberfranken mit Erfolg um einen Preis bewarb, und welcher darauf unter dem Namen Purrucker'scher Ofen in den Intelligenzblättern von Ober- und Mittelfranken zum Besten des größten Publikums empfohlen wurde. In den Angaben des Preisbewerbers finden sich Auslassungen soich wesentlicher Umstände, durch welche das gute Weingen bedingt ist. (Zorth folgt.)

Dr. H. L. Crellé, über verbesserte Stufenfenster.

(Aus dem Centralblatte Nr. 68 S. 1078.)

Die gewöhnlichen Fenster erfüllen ihren Zweck, durch die äußere Wand in das Innere des Hauses so möglich eben so viel Licht zu führen, als durch die Wandöffnung gehen kann, oft sehr unvollkommen. Die Wandöffnung z. B. für ein gewöhnliches Fenster beträgt bei 3' 5 1/2" Breite und 5' 7" Höhe 2780 1/2 Quadratfuß; die acht Glascheiben aber enthalten bei 16 1/2" Breite und 13 1/2" Höhe nur 1842 1/2 Quadratfuß Flächenraum für das durchgehende Licht; es werden daher 938 Quadratfuß Fläche oder mehr als 1/3 der Maueröffnung durch das Holz bedeckt und gehen für den eigentlichen Zweck des Fensters verloren, ohne deshalb von den Nachtheilen einer Maueröffnung befreit zu bleiben.

Fenster mit möglichst großer Glasfläche wurden im vergangenen Sommer von dem Ufermacher Lieber in Berlin ausgeführt, welche vollkommen zweckentsprechend ausfielen, freilich als die ersten dieser Art etwas theurer waren. Eine von der gewöhnlichen Construction weniger abweichende Art hat der Verf. angegeben und ausführen lassen; sie ist in Fig. 1 in einem horizontalen Querschnitte und in den Fig. 2 und 3 in zwei verticalen Durchschnitten im öten Theile der natürlichen Größe abgebildet.

Das Mittel zu der Verbesserung ergibt sich sehr einfach aus der Erwägung, daß ein ansehnlicher Theil

der Fensteröffnung dadurch mit Holz verbaut wird, daß man die Rahmen der Fensterflügel, in welche das Glas eingesetzt wird, gewöhnlich auf die flache Seite legt. Das Holz zu diesen Rahmen ist nämlich gewöhnlich 2" breit und 1½" dick, und die Breite, nicht die schmale Seite legt man vor die Öffnung. Dieses vermindert nun schon an sich selbst die Glasfläche; aber die Verminderung wird noch beträchtlicher dadurch, daß namentlich die Flügelrahmen weit nach der innern Seite vor das Fensterfutter vortreten müssen; ferner daß, da die Rahmen nun zu dünn sind, um über einander schlagen zu können, ein sehr beiläufig beweglicher oder unbeweglicher Mittelpfosten nöthig ist; dergleichen dadurch, daß Ähnliches bei dem mittleren horizontalen Querschnitt stattfindet. Die hölzernen Wasserfessel thun das Uebliche. Nun ist es auch für die Festigkeit gar nicht einmal gut, daß das Rahmenholz sich liegt, indem ein Rahmen aus flach gelegtem Holze sich eher wippt, als wenn das Holz hochkantig steht. Also besteht im Wesentlichen die nöthige Veränderung zunächst insbesondere darin, daß man das Holz in den Flügelrahmen hochkantig statt flach legt.

Die Rahmenstücke an den Seiten bei a können jetzt bequem so weit zurücktreten, daß sie nur eben noch so viel von der Fensteröffnung bedecken, als zu dem Holz für die Glasfelbe nöthig ist. Die Rahmenstücke in der Mitte bei b können über einander schlagen und nehmen so nur 2½ Zoll von der Breite der Fensteröffnung ein, statt wie gewöhnlich 5½ Zoll. Auch an dem horizontalen Querschnitt bei c brauchen die Rahmenstücke jetzt nur weniger in die Fensteröffnungen hineinzutreten, in dem Maße, daß die horizontale Eidebung von der Öffnung nur noch 3½" Breite einnimmt, statt wie gewöhnlich 5½ Zoll. Bei den Wasserfesseln d, d, wegen deren die Rahmen sonst ebenfalls die Fensteröffnung verkleinern, ist bei H n die wesentliche Verbesserung angebracht, daß man sie, statt aus Holz, aus etwa ½ Linie dickem geschmiedeten Eisen gemacht hat. Es wird dadurch ebenfalls an Glasfläche gewonnen. — Es kommt es denn, daß das Fenster einen nam-

haft geringeren Theil der Fensteröffnung mit Holz bedeckt, als die gewöhnlichen. Die Flügelrahmen bedecken nämlich jetzt von der 41½ Zoll Breite der Fensteröffnung an den Seiten nur ½ und in der Mitte nur 2½ Zoll, zusammen 3½ Zoll, so daß 38½ Zoll Breite für die Glasfläche übrig bleiben. Von den 67" Höhe der Fensteröffnung werden hier durch Holz unten nur 1½, in der Mitte 3½, oben ½ und durch zwei Sprossen 1 Zoll, zusammen 6½ Zoll bedeckt, und es bleiben also 60½ Zoll Höhe für die Glasfläche übrig. Die Glasfläche in diesem Fenster ist also 2314½ □" groß, und es werden daher von den 2780½ □" Fensteröffnung hier nur 466½ Quadratfuß durch Holz bedeckt, statt 938 □Zoll, wie bei der gewöhnlichen Einrichtung, folglich nur etwa halb so viel als dort, und statt eines Dritttheils der Fensteröffnung, wie dort, hier nur des sechsten Theils, statt des Hälfte der Glasfläche, wie dort, hier nur des fünften Theils der Größe dieser Fläche. Man gewinnt also bedeutend, entweder an Lichtfläche, oder an Verminde rung der Größe der Öffnung durch die Raster.

An Holz zu den Fenster Rahmen ist hier offenbar nicht mehr, sondern eher weniger nöthig; auch wegen der Wasserfessel aus Eisen. Was die Fensterfütter F müssen um einen Zoll dicker seyn, was ihnen aber auch mehr Festigkeit gibt. Die Sprossen hat Hr. Tiebe ebenfalls aus Eisen machen lassen; doch können sie auch füglich, wie gewöhnlich, aus Holz seyn, da die Vergrößerung der Glasfläche durch die etwas geringere Breite der eisernen Sprossen nicht eben bedeutend ist.

Der Verschlag des veränderten Fensters bleibt, was die Winkel- und Eckbänder und Knöpfe betrifft, ganz der gewöhnliche; der Verschluß in der Mitte kann aber, statt durch die gewöhnlichen Riegel an den beweglichen Mittelpfosten und durch die Vorreiber, hier sehr einfach und noch fester auf ähnliche Weise im Kleinen, so wie man es an Thorwegen zu machen pflegt, durch einen Stoßeigel unten und einen Zugeigel oben geschehen, durch welche Riegel sich, wenn man sie leis-

sternig macht, das Fenster sehr fest andrücken lassen wird. An dem äußeren Mittelposten *b'* sind sogar besondere Riegel nicht einmal unumgänglich nöthig, da der innere Posten *b* den Posten *b'* schon andrückt und festhält. Man kann auch Gepanolettschlangen anbringen, was Hr. Tiede gethan hat; doch ist dieser theuerere Beschlag hier nicht etwa mehr nöthig als an den gewöhnlichen Fenstern, sondern vielmehr eher vermeidbar.

Die oberen zwei Flügel wird man hier am besten ganz eben so einrichten können, wie die unteren, nämlich den Mittelposten ebenfalls mit aufgehen lassen können. Das horizontale Quersstück *c* ist stark genug dazu.

Der Verschluss dieser Fenster wird offenbar dichter und vollkommener seyn als gewöhnlich; besonders durch den Holz *p* an der Seite, der sich in dem gewöhnlichen dünnern Futter nicht so gut machen läßt als hier; so wie durch die Holzgen *q* in den Mittelposten, die sich bei der gewöhnlichen Einrichtung gar nicht machen lassen. Auch die eisernen Wasserschellen werden das Wasser besser ableiten als die hölzernen.

Die Kosten dieser Fenster können nur unbedeutend höher seyn als die der gewöhnlichen, denn was die dickeren Futter, die Holzgen *p* und *q* und die eisernen Wasserschellen mehr kosten, wird zum Theil wieder durch das weniger Holz zu den Mittelposten und bei dem Beschlage ersetzt.

Die Vortheile dieser Fenster gegen die gewöhnlichen würden zusammengestellt folgende seyn: 1) würden sie gegen den höchsten Theil der Größe der Oeffnung in der Wand mehr Lichtflüche geben als die gewöhnlichen Fenster, also z. B. bei einem Fenster von 3½ Fuß breiter und 7 Fuß hoher Oeffnung nicht weniger als gegen 4 Quadratfuß mehr. 2) In dem Falle, wo man nicht mehr Lichtflüche verlangt, könnte die Oeffnung um 1 — 1½ Fuß niedriger, oder auch verhältnismäßig schmaler und niedriger zugleich gemacht werden, was für die Verstärkung der Wauern, so wie für die Verminderung des Einbrechens der Hitze im

Sommer und der Kälte im Winter nicht unbedeutend ist. 3) Würde der Verschluss dieser Fenster, aus den oben bemerkten Gründen, dichter und vollkommener seyn, als gewöhnlich.

Schließlich macht der Verfasser noch auf die Vortheile aufmerksam, welche ein gewöhnlich an den Fensterbeschlägen schwebender Theil darbietet, nämlich eine Vorrichtung, um die geöffneten Flügel, wenigstens die unteren, festzustellen. Dieses kann in zwei kleinen Vorrichtungen bestehen, für jeden unteren Flügel einen, die am Brustbrett angeschraubt werden, oder auch in leichten Sturmböcken, welche mit Desen am Fensterfutter angeschraubt sind, für gewöhnlich auf der Brustmauer vor dem Fenster liegen bleiben, und nur dann herangezogen werden, wenn sie in die an den Flügeln befindlichen Desen eingelassen werden sollen.

Beitrag zur Bereitung des Indigo aus *Polygonum tinctorium*.

Von Prof. Dr. v. Sprengl*).

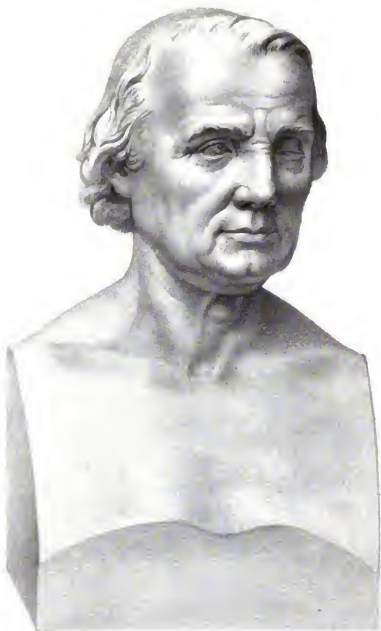
Frische Blätter des *Polygonum tinct.*, mit der sechsfachen Menge desillirten Wassers, welches vorher bis auf + 45° R. erwärmt word, übergossen; im guten bedecktem Gefäße durch 6 Stunden stehen gelassen, gibt abgeseiht eine grüngelbe Flüssigkeit, aus welcher sich nach viertägigem Stillstehen, ein schöner tiefblauer Indigo, ungefähr 0,4 Procent der angewandten Blätter, abscheidet, wie ihn das beiliegende Müller zeigt**).

Wird auf die Blätter sodann neuerdings warmes Wasser aufgegossen, so erhält man wieder eine Portion Indigo, allein unrein; diese Menge beträgt ungefähr ½ Procent der ursprünglich angewandten Blätter; wusch man beide Aufgüsse zusammen, so erhält man del 1 pR. Indigo minderer Qualität. Der erste Aufguss ist für sich allein zu bearbeiten, er liefert die reinste, schönste Waare.

*) Siehe Kunst- und Gewerbeblatt 1839 S. 386.

**) Dieser Indigo kam ganz dem schönsten indischen Indigo gleich, und stimmte mit diesem auch darin überein, daß er, im Platintegel erprobet, sublimierte.

Kam. d. Med.



THOMAS JEFFERSON, PRESIDENT OF THE UNITED STATES

B u m A n d e n k e n

an den

Herrn Geheimen Rath,

Joseph von Ußschneider,

Ritter des Civil-Verdienst-Ordens der bayerischen Krone,
ersten Vorstand der polytechnischen Schule und Abgeordneten zur Stände-Versammlung.

Von

Professor Desberger.

Als am 29sten Januar d. J. der Geheime Rath v. Ußschneider in Gesellschaft des Dekans und Pfarrers Silberhorn von Giesing weg nach der Stadt zur Stände-Versammlung fuhr, wurde der Wagen am Fuße der Giesinger Anhöhe so gewaltsam umgeworfen, daß man am Wiederaufkommen Ußschneiders sogleich verzweifelte. Die Nachricht verbreitete sich mit auffallender Geschwindigkeit in der ganzen Stadt. Es offenbarte sich eine Theilnahme, die man in dieser Ausdehnung für einen Mann nicht hätte er-

warten mögen, der so viele Jahre schon in den Privatstand zurückgetreten, und ohne legend bemerkbaren Einfluß war. Die Nachrichten aus seinem Hause ließen schon am nächsten Tage keine Hoffnung mehr zu. Er war sprachlos, mit festgeschlossnem Munde, und sein einziges Auge durch die Folgen der Beschädigung beim Wagensturz äußerlich geschlossen. Er lebte also wohl noch, aber die äußere Welt war für ihn schon nicht mehr vorhanden. Ob er dabei beständig bei Bewußtseyn war, ist wenigstens zweifelhaft. Am 31sten

Januar um 11½ Uhr Abends erfolgte der Tod. Am 2ten Februar ließ das königl. Landgericht die Obduktion vornehmen. Es waren zwar vier Ritben gebrochen, aber die directe Ursache des Todes war die Erschütterung des Gehirns. Am 3ten Februar wurde endlich Ulfshneider begraben. Hier konnte man sehen, in welcher Achtung er bei seinen Mitbürgern stand. Sechzehn achtbare hiesige Bürger haben ihn abwechselnd auf ihren Schultern zu Grabe getragen^{*)}. Diese Auszeichnung ist hier noch Niemand zu Theil geworden. Von den untersten bis zu den höchsten Ständen waren alle im Leichenzuge zahlreich repräsentirt. Tausende waren anwesend. Und doch gab es hier nichts zu schauen, es war durchaus kein Stoff vorhanden, um irgend eine Neugierde zu reizen oder zu befriedigen. Man wollte bloß den so lang bekannten Mann zum Grabe begleiten. Dieser Leichenzug ist das freie, unbestochene Urtheil seiner Mitmenschen, und hat darum einen weit größeren Werth, als irgend eine, noch so sorgfältig ausgearbeitete Lobrede. Seine Mitbürger haben ihn während seiner langen Laufbahn han-

delnd und thätig gesehen und beobachtet, sie haben seine Vorzüge und seine Mängel gesehen, und sich am Schluß dieses Lebens bewogen gefühlt, ihm öffentlich ein so sehr vortheilhaftes Zeugniß zu geben. Wahrhaftig! solch ein Zeugniß ist wünschenswerther und verdienstwerther, als alle Monimente und als Rühm in Büchern.

Wenn ein Leben unter solchen Beweisen von allgemeiner Achtung geschlossen wird, so bleibt es immer eine würdige Aufgabe, den Zeitgenossen und der Nachwelt die Wege zu zeigen, auf denen der Verbliebene sich diese Achtung erwarb. Der politechnische Verein insbesondere findet eine Aufforderung dazu, weil der Geheime Rath v. Ulfshneider einer der ersten Gründers des politechnischen und des landwirthschaftlichen Vereins war. Er war immer im Central-Verwaltungsausschusse, lange Zeit Vorstand desselben, und die früheren Bände des Kunst- und Gewerbeblattes enthalten viele Beweise seiner thätigen Theilnahme. So wie man aber anfängt, sein Leben zu analysiren, so zeigen sich eigenthümliche Schwierigkeiten. Sein erstes Auftreten war auf dem politischen Felde, ein Theil seiner größten Wirksamkeit war auf demselben Felde. Während der langen Regierung des Churfürsten Carl Theodor war er zum Theil in die Schicksale des Landes verwickelt, während der ersten Zeit der noch längern Regierung des Königs Mar noch gleichfalls. Auf diesen Standpunkten und in diesen Zeiten ist er mit gar vielen Personen in freundliche und unfreundliche Berührung gekommen, die entweder selbst noch leben, oder deren Kinder und nächste Verwandte leben. Unter solchen Verhältnissen geht eine genaue Veröffentlichung des ganzen historischen Verlaufes niemals an. Der Mann gehört der Geschichte, und muß mit vielen andern warten, bis der Geschichtsfreiber durch nichts mehr gehindert und abgehalten ist, alles und jedes zu sagen. Nur die chronologischen Daten sind von Ansichten frei, und erfordern keine weitere Rücksicht. So weit man jeden Privatmann öffentlich beurtheilen darf, so weit darf man auch über Hrn. v. Ulfshneider sich auf-

*) Nach Namen und Geschäft sind jene sechzehn Männer folgende:

Kiemerschmid, Spiritusfabrikant,
 Rüdenschuß, Aushfabrikant,
 Fischer, Franz, Tapezierer,
 Packer, Schlosser,
 Ottinger, Weinmerzlof,
 Weininger, Sattler,
 Goubau, Tapezierer,
 Sauer, Conditor,
 Wassa, Bäcker,
 Meier, Tuchmacher,
 Ringer, Schneidermeister,
 Gum, Fußschmid,
 Stapf, Büstenmacher,
 Straffer, Silberarbeiter,
 Grilisch, Sattler,
 Fischer, Heinrich, Tapezierer,
 Gersmann: Ullrich, Drechsler.

ſern, ohne befürchten zu müſſen, ſich ſelbſt Feinde zuzuziehen, oder die Feinde des Verſtorbenen zu vermehren, und den Parteihaß ihm in's Grab nachzuziehen. Indem ich mich dieſer Aufgabe unterziehe, will ich über längſt bekanntes ſtändig hinweggehen, und mich mehr bemühen, den Mann als ſolchen darzuſtellen, wie er aus ſeinen Handlungen hervorgeht, und wie ich ihn in einem langen und ziemlich genauen Umgange kennen gelernt habe.

Joſeph v. Hfſchneider wurde 1763 am 4. März zu Krieden am Staffeſee geboren, und hatte 1783 ſchon an der Univerſität von Ingolſtadt die Doctorwürde der Philoſophie erlangt, alſo mit zwanzig Jahren ſchon abſolvirt. Er ſprach gerne von ſeiner Mutter und dem Bruder deſſelben, dem nachher ſo unglücklichen Andrä. Dieſer war der eigentliche Gründer ſeiner Laufbahn. Andrä war Poſtmeiſter bei der Herzogin Maria Anna, und ſtand in ihrem Vertrauen. Auf ſeine Empfehlung wurde Hfſchneider noch als Student als eigentlicher Geheimſchreiber von der Herzogin verwendet, und es beweiset ſehr viel für die frühe Entwicklung v. Hfſchneiders Verſtand und Charakter, daß man es wagen durfte, ſo einen jungen Menſchen bei einer ſo delikaten Sache zu empfehlen, und daß er der Empfehlung ſo vollkommen entſprach, daß er die entſchiedenſte Gunſt und Protection der Herzogin ſich erwarb und beſaß. Die Correſpondenz war eine politiſche, mit König Friedrich dem Großen, und wurde in franzöſiſcher Sprache geführt. Sie betraf die bekannten Verhandlungen, die mit dem Teſchener Frieden endigten. Sein Fleiß und ſeine Kenntniß der franzöſiſchen Sprache offenbarten ſich zwar ſelbſt, aber man mußte ſich doch auf ſeine Treue und Verſchwiegenheit unbedingt verlaſſen, und konnte keine andere Garantie haben, als die Art, wie ſein Charakter ſich dem Beobachter darbot. Dieſe Beſchäftigung ſiel in die Jahre 1778 und 1779. Seit dieſem find 62 Jahre verfloſſen, während welchen Hfſchneider nie mehr dem Publikum ſich in den Augen kam, und

dieſes gehört mit zu ſeiner Charakteriſtik, daß er bei einer nicht außerordentlichen Lebensdauer doch ſo ungewöhnlich lange thätig war.

Nach ſeiner Zurückkunft von Ingolſtadt trat er als Repetitor der Mathematik und Phyſik, und als Lehrer der Cameralwiſſenſchaften an der damals neu organiſirten Marianſchen Militär-Akademie auf. Ueber dieſe Stelle hatte ſeine Beſchüßerzin zu verfügen, und ſie trug ihm noch überdieß die Verwaltung der Schwäbe Anſer im Oberlande auf. Von Mathematik und Phyſik wurde er zwar durch ſeine ſpäteren Beſchäftigungen gänzlich abgezogen, und lebte ſie nicht mehr, doch ſcheint er die ſtrenge Ordnung, die dort eine Nothwendigkeit iſt, frühe ſchon auf alle Geſchäfte übertragen zu haben. Aber er behauptete immer, daß eine excluſivſte Beſchäftigung mit Mathematik eine Art Einſeitigkeit und Pedanterie erzeuge, wodurch die ſo beſchäftigten Menſchen im Umgang unbeholfen, linkiſch und ſtumm werden, und die eigentliche Weltläufigkeit und Geſchäftsfähigkeit verlieren. Die Landwirthſchaft hingegen blieb ſeine liebſte Beſchäftigung durch ſein ganzes Leben.

In dieſer Stellung hätte er nun wahrſcheinlich einen großen Theil ſeines Lebens hindringen müſſen, wenn nicht eine beſondere Kataſtrophe ſeinen ganzen Lebenslauf geändert hätte. Er war noch immer der Vertraute der Herzogin, war aber auch in die Illuminaten-Gefeſſchaft hineingezogen worden. Der König Friedrich gerieth zuerſt auf Vermuthungen und entdeckte die erſten Sympen des Ordens, der ſogleich für höchſt gefährlich gehalten wurde. Die Briefe des Königs an die Herzogin enthielten hierüber beſtimmte Fragen und Andeutungen. Die Herzogin ſelbſt ſchöpfte Verdacht gegen ihren geheimen Secretär Hfſchneider, der Zuſatz führte ſie auf Entdeckungen, und ſie drängte ihn mit Fragen. Hfſchneider war aber bereits aus der Geſellſchaft ausgetreten, weil man höchſt unbillig und verrätheriſch von ihm verlangt hatte. Die Fragen der Herzogin erlaubten kein Ausweichen, und Hfſchneider

der, über die an ihn gestellten Forderungen des Ordens innerlich aufgebrocht, hatte keine Ursache zu schweigen, oder seine Treue gegen seine Beschützerin zu brechen. Er sagte, was er wusste. Dasselbe wurde noch durch Bekundnisse von andern kundbar. Alles war entdeckt, und es begann die sogenannte Illuminatenverfolgung. Von den Anhängern des Ordens wurde Ulfshneider als Verräther ausgeschrien. So kam durch Freund und Feind sein Name in ganz Deutschland in Umlauf. Er wurde in gleichem Grade gepriesen und geschmähet. Es gab noch keine Gelegenheit, ihn zu verfolgen, aber sie würde mit Begierde ergriffen worden seyn, wenn sie sich gezeigt hätte. Bei diesem Stande der Dinge wurde seine Exilszeit in Bayern im höchsten Grade unangenehm und unsicher. Noch waren wichtige politische Unterhandlungen im Gange, welche die Exilszeit Bayerns betrafen. Ihren Ausgang konnte man noch nicht bestimmt vorhersehen, und Ulfshneider, der durch die Herzogin in alle diese Dinge verwickelt war, hatte viel zu fürchten, und nichts zu hoffen. Es mußte damals als sehr möglich erscheinen, daß unter seinen vielen Verfolgern es irgend einem glücken möchte, sein Verderben einzuleiten. Obwohl sein Benehmen längst schon als vollkommen gerechtfertigt erscheint, so konnte doch damals bei der Erbitterung der Parteien, und bei den vielfachen Verleugungen von Privats und Familien-Interessen, welche die Verfolgung der Illuminaten notwendig mit sich brachte, von seiner Seite auf eine unparteiische Würdigung gerechnet werden.

Da erwachte seine Vorliebe für den König Friedrich den Großen, und er beschloß, in seine Dienste zu treten. Ulfshneider scheint schon in sehr früher Jugend enthusiastisch für den großen König eingenommen gewesen zu seyn. Er versuchte schon als Knabe an dem damaligen Cadettencorps zu ihm zu desertiren, und kam mit ein paar gleichgesinnten Knaben wirklich bis Jüresing, wo sie aber während des Frühstücks noch arre-
tet und nach München zurückgebracht wurden. Die-

ser Enthusiasmus wurde durch den Inhalt der Correspondenz der Herzogin stets genährt. Es erscheint das, bei sein Voratz, in die Dienste des bewunderten Monarchen zu treten, sehr natürlich. Aber es wurde ihm unmöglich, alle Einleitungen und Vorbereitungen so geheim zu treffen, daß die Herzogin gar nichts vernuthen oder erfahren sollte. Das noch unerbrochne Siegel eines Briefes, das sie kannte, führte sie auf die Entdeckung. Ulfshneider mußte ihr seine ganze Lage darstellen, seine Befürchtungen und seine Absichten enthüllen. Sie forderte ihn auf, seinem Voratz zu entsagen, und erhielt so diesen thätigen Mann seinem Vaterlande. Sie verschaffte ihm im Jahre 1784 die bei der damaligen Einrichtung anscheinliche Stelle eines kurfürstlichen Hofkammerrathes mit Sitz und Stimme. So kam er mit 21 Jahren in ein sehr wichtiges Amt. Schon die frühere Verwaltung von Schwalg Langer, und noch weit mehr seine gegenwärtige Funktion setzten seine Vorliebe für Gegenstände des Finanzwesens, der Staatswirtschaft, des Handels und der Technik fest, und mit diesen Beschäftigungen hat er auch den größten und wichtigsten Theil seines Lebens, und zwar mit anerkanntem Erfolge und bleibenem Namen zugebracht.

Als Hofkammerrath wurde er vom Kurfürsten Carl Theodor nach dem Donaumoos geschickt. Der Kurfürst hatte mit großem Aufwande die Cultur dieses Moores begonnen und angeordnet. Es entstanden aber dort bedeutende Unordnungen und Verwirrungen, welche die ohnehin sehr großen Kosten wachsend vergrößerten. Ulfshneider entlegte sich seiner Aufträge so sehr zur Zufriedenheit des Kurfürsten, daß er wagte, die ganz ausnehmend gnädige, beinahe dankbare Stimmung desselben bei seiner Audienz zur Bitte um Befreiung seines Onkels zu benutzen. Diese Bitte wurde ihm zwar nicht gewährt, doch fuhr der Kurfürst fort, ihn als einen zuverlässigen Mann zu betrachten, und verwendete ihn zu einer sehr wichtigen Sendung, um Differenzen mit Salzburg und Vertheilungsgaben in Bezug auf die bayerischen Salinen zu schlichten.

Ulfshneider blieb nun bis zum Tode des Churfürsten bei den Salinen in Thätigkeit. Er berichtigte die Grenzen der Salinenwaldungen, stülte eine Chartre von Verchtsgeboden her, und schloß 1795 mit dem Fürsten von Verchtsgeboden einen höchst vortheilhaften Vertrag, wodurch die betreffenden Salinen mit vollem Eigenthumsrechte an Bayern übergiengen. Ulfshneider's Thätigkeit während dieser Periode und seine Verdienste um Verbesserung im Salzbergbau und Endwiesen werden sehr hoch angerehmt, und es ist nie eine tadelnde Stimme laut geworden. Diese Periode scheint die ruhigste seines ganzen Lebens gewesen zu seyn, selbst ruhiger als noch die Zeit, die er später im Privatstande verlebte. Aber unwillkürlich kömmt man zu der Frage, wie sich etwa die Unterhandlungen gestaltet haben möchten, die 1795 geschlossen wurden, wenn man damals von Seite des Churfürsten hätte wissen, oder nur als wahrscheinlich annehmen können, daß nur so wenige Jahre nachher die Säcularisation eintreten würde!

Nun kam die Thronbesteigung des Churfürsten und nachherigen Königs Max. Es wurde die Generals-Landes-Direction errichtet. Ulfshneider wurde einer der sieben Directoren, nämlich am 23. April 1799 Director der Rauthe und Commerz-Deputation, aber schon den 8. Juni desselben Jahres wurde er geheimer Referendär in landständischen Angelegenheiten, oder in Landtschaftsachen, wie man sich damals ausdrückte. Er gehörte also nun zum geheimen Finanzdepartement, weil mit der Landtschaft nichts zu verhandeln war, als mittelbar oder unmittelbar Geldanlagenheiten. Diese Zeit von 1799 bis 1801 ist wohl eine der wichtigsten aus Ulfshneider's Leben. Sein erstes Geschäft war ein schwieriges und höchst unangenehmes, er mußte nämlich dem neuen Landesherren und seinen Ministern die gänzliche Zerrüttung des bayerischen Finanzzustandes vor Augen legen. Es war so arg, daß man vor dieser Darlegung weder den wirklichen Status der Staatsschulden, noch den wirklichen Ertrag der Staatsgälle kannte. Es war auch eine sehr beträchtliche

Kriegskontribution nicht bezahlt, die fremden Armeen in der Nähe, der Ausbruch des Krieges nahe drohend, und die bayerische Armee selbst vernachlässigt. Es war von Ansehn die Rede, aber unter Bedingungen, welche Ulfshneider für unzulässig erachtete. Die Landstände, sowohl die von Bayern, als die von Pfalz, Neuburg, zeigten sich sehr refraktörisch. Es konnte überhaupt nicht leicht einen müßeligen Regierungsantritt geben, als der des neuen Churfürsten war. Wir wissen alle, daß König Max den ganzen Staat neu geordnet hat. Am Anfang dieses großen Werkes, das die Geschichte bereits zu würdigen anfängt, stand Ulfshneider unter den thätigsten Männern des Landes, und unter denen, die am weitesten in die Zukunft blickten, deren Entschlüsse am umfassendsten waren, und welche die Selbstständigkeit und das Wohl von Bayern sich am klarsten zum Zwecke machten. Er hatte unterm 5. October 1799 mit den Ständen des Herzogthums Neuburg den sogenannten Deputations-Abschluß zu Stande gebracht. Die Grundsätze, welche hier zum erstenmale ausgesprochen wurden, waren und blieben zwar die der neuen Regierung, sie waren aber zu sehr im Contraste mit den zunächst vorausgegangenen Zeiten, als daß nicht alle furchtsamen oder durch persönliches Interesse befangenen den Herrn v. Ulfshneider, der doch nur als das Organ des Landesfürsten auftrat, als den wahren und eigentlichen Urheber derselben hätten ansehen sollen. Das war für ihn persönlich unangenehm und die Quelle zahlreicher Feindschaften. Als er nachher die sogenannte „neue Erklärung der Landesfreiheit“ dem Ministerium vorlegte, wußte nicht bloß die Zahl seiner Gegner, sondern auch die Intensität ihrer Bestrebungen nahm zu. Man suchte ihn als einen Revolutionär zu verdächtigen, der den Staat aus allen seinen alten Fugen reißen wollte. Es wurde sogar in der Stadt mit größter Heimlichkeit ein Gerücht herumgetragen, der geheime Referendär v. Ulfshneider stehe in Verbindung mit der französischen Republik, und sey vorläufig zum Präsidenten von Süddeutschland befragt. Es, angereimt dieses alles jedem erscheinen muß, der

den Verlauf der Dinge näher betrachtet hat, und vorzüglich jedem, der den Verstorbenen persönlich und durch Umgang kannte, so war doch vor 40 Jahren, verhältnißmäßig bald nach der Illuminatrergesichte und während des Rasens der französischen republikanischen Regierung, der Anblick, den jene Voerwürfe fanden, ein ganz anderer als jezt. Ufſchneider's Stellung wurde unhalber. Untern 10. Juni 1801 wurde er von den Staatsgeſchäften entfernt.

Ufſchneider begann nun eine neue Laufbahn, und entwickelte die merkwürdige Thätigkeit auf dem Felde der Industrie, die ihn nicht weniger bekannt machte, als seine Leistungen im Staatsdienste. Er gründete zuerst eine Ledermanufaktur zu München selbst, die in kurzer Zeit in volles Leben kam, und gegenwärtig in noch ausgedehnterem Betriebe dem Hrn. Sebastian Streicher angehört. Obgleich Ufſchneider bei Errichtung dieser Fabrik die ganze Eigenthümlichkeit seiner Energie entwickelte, so konnte doch dieses Unternehmen unmöglich zu einer größeren Verbreitung seines Namens beitragen; aber es fällt in diese Zeit auch sein Zusammentreffen mit Reichenbach, Liebherr und Traunhofer; es entstand das mathematisch-mechanische und das optische Institut. Diese beiden Anstalten gehören zum Schönsten und Ruhmvollsten, was Bayern aufzuweisen hat. In der Lebensgeschichte Traunhofers, welche Ufſchneider selbst im Jahr 1826 drucken ließ, liest man über diesen merkwürdigen Gegenstand folgendes: „Der bayerische Hr. Artillerie-Hauptmann, Georg Reichenbach, welcher früher auf den Antrag des berühmten Grafen von Rumford durch die Unterstützung des Churfürsten Carl Theodor nach England zu seiner weiteren Ausbildung geschickt wurde, und unter andern dort auch große Werkstätten zur Verfertigung mathematischer Instrumente sah, fuhr bald nach seiner Zurückkunft von England den Entschluß, durch die Errichtung einer solchen Werkstätte in Bayern sein Glück zu machen; er verband sich für diesen Zweck mit Hrn. Joseph Lie-

berr, welcher damals schon als ein fähiger Uhrmacher und Mechaniker bekannt war, und bereits eine Werkstätte in München besaß. Die Herren Reichenbach und Liebherr, auf diese Weise vereinigt, äusserten mir den Wunsch, ich sollte mich entschließen, ihrer kleinen Werkstätte eine größere Ausdehnung zu geben, und ein ordentliches Institut zur Verfertigung allerlei großer und kleiner Instrumente und Maschinen, so, wie sie in England hervorgebracht werden, mit ihnen zu gründen. Ich weigerte mich nicht, mit ihnen für diesen Zweck in eine Verbindung um so mehr zu treten, als aus einem solchen Institute seiner Zeit junge tüchtige Mechaniker hervorgehen könnten, woran Bayern großen Mangel hatte. Der Gesellschafts-Vertrag hierüber kam am 20. August 1804 unter uns zu Stande, und das mathematisch-mechanische Institut: Reichenbach, Ufſchneider und Liebherr, begann seine Geschäfte mit großer Thätigkeit.“ In der That war hier ein Verein von originellen Talenten, von großen Geschicklichkeiten und Kenntnissen. Aus dieser Werkstätte ist auf ausübender Astronomie eine bleibende Wirkung hervorgegangen, so daß mit ihr eigentlich eine neue Epoche beginnt. Derselbe Fall ist es mit allen Instrumenten, die zu großen und kleinen Landvermessungen gehören. Diese nämlich Werkstätte war bald die Pflanzschule, aus welcher Künstler hervorgiengen, die sich in verschiedenen Theilen Europa's niederließen, um sogenannte Reichenbach'sche Werkstätten einzurichten und zu betreiben. Anfangs aber hatte man mit einem großen Hindernisse zu kämpfen, es wurde viel und ausgezeichnetes gemacht, aber doch war nur wenig verkäuflich. Alle astronomischen Instrumente sind zugleich mit optischen versehen, und es fehlte an Gläsern. Es gehörte Ufſchneider's ganze Kassenfülle dazu, um aus dieser Verlegenheit heraus zu kommen. Er machte Reisen, um Optiker, von denen er gehört hatte, in ihrer Heimath und Werkstätte aufzusuchen. So fand er in Genf den Glasbläser Guinand, welcher früher brauchbares Flintglas regente. Mit diesem unglücklichen Praktiker und mit dem geschickten

Glasschleifer Niggli begann nun in Benediktbeuern die optische Anstalt. Dieser Anfang war klein und unscheinbar. Erst später kam Traunhofer hinzu, der als unglücklicher und noch ununterrichteter Knabe Ußschneider bekannt wurde. Aber Ußschneider hatte immer eine Freude daran, aufsteigende Talente zu unterstützen, und besaß die Gabe, sie schnell zu erkennen. Traunhofer war ein Mensch von seltener Genialität, und entwickelte sich ungemein schnell. Niggli trat aus dem Institute, und nun wurde das optische Institut, das bisher nur eine Abteilung des mechanischen ausmachte, getrennt, und selbstständig in Benediktbeuern eingerichtet. Am 7. Februar 1809 wurde der Gesellschaftsvertrag zwischen Ußschneider, Reichensbach und Traunhofer unterzeichnet. Nun erhielt die Anstalt allmählich ihren großen Aufschwung. Im Jahre 1814 trat Reichensbach aus der Verbindung, und führte die mechanische Werkstätte für sich allein fort. Am 20. Februar 1814 aber wurde der Gesellschaftsvertrag zwischen Ußschneider und Traunhofer für das optische Institut geschlossen. Die mechanische Werkstätte ist seitdem, nämlich 1820, von Reichensbach an Hrn. Erzl übergegangen, und besteht noch in ihrem wohlverworbenen Ruf. Die optische Anstalt aber, in Bezug auf welche Ußschneider seit dem Tode Traunhofers sich verschiedene Pläne bildete und wieder verwarf, ist seit einem Jahre Eigenthum der Hrn. Merz und Wahler. Der Ruhm dieser Anstalt hat bisher stets zugenommen, und es ist nun für ihre blühende Fortdauer gesorgt. Was Reichensbach und Traunhofer Großes geleistet haben, ist zwar ihr eigenes Werk, und begründet ihren Ruhm, aber es ist höchst wahrscheinlich, daß sie ohne Ußschneiders Anstrengungen unter den Mühen des Lebens und unter vorgetriebenen Bestrebungen unter ihren Zeitgenossen fast spurlos dahingegangen wären, während jetzt, so weit menschliche Cultur und Civilisation reicht, auch ihre Namen gedungen sind.

Während der Entwicklung dieser herrlichen Anstalten, nämlich im Jahre 1807, wurde Ußschneider

wieder in den Staatsdienst berufen. Er wurde gemeiner Finanzreferendär und General-Administrator der Salinen. Es war damals von Verapachtung der Salinen die Rede, welcher sich Ußschneider aus allen Kräften widersetzte. Unter seiner Administration nahm der Ertrag der Salinen zu, und er setzte nun seinen schon früher gefaßten Plan, die Saline in Rosenheim zu erbauen, durch. Um diesen Gegenstand, vorzüglich diese letzte, große Unternehmung, richtig beurtheilen zu können, muß man sich an die damalige Lage der bayerischen Salinen erinnern. Von den bayerischen Salinen westwärts gab es keine mehr, so weit Deutschland reichte. Die württembergischen und badischen existirten nicht bloß noch nicht, sondern es dachte noch niemand daran, daß in diesen Ländern jemals sollte Salz erzeugt werden. Bayern trieb also den Außenhandel mit Salz durch das ganze südliche Deutschland und die Schweiz. Da erschien jede Vergrößerung des Produktionsbetriebes als sicher und reichlich lohnend. Diese Verhältnisse haben sich zwar geändert, aber nicht in dem hohen Grade, als man anfangs vermutete. Indessen ist nicht zu läugnen, daß Ußschneider mit seinen Plänen kaum durchgedrungen seyn würde, wenn die Veränderung gerade damals eingetreten wäre. Damals aber konnte aus irgend einer Verminderung des Absatzes keine Einwendung hergeholt werden. Die Ausführung dieses an und für sich großen Unternehmens wurde aber merkwürdiger, als die Unternehmung selbst, und steht in mehreren Beziehungen als einziges Beispiel da. Reichensbach war, ohne Zweifel durch den Einfluß Ußschneiders, aus dem Willkürverband getreten, und Salinenrath geworden. Dieser führte die ganze Solenhebung und Solenleitung aus, und man weiß aus vielen anderen, gleichzeitigen und späteren Berichten, wie meisterlich und mit welcher Sicherheit und Rührtheit alles ausgeführt ist. Diese Solenketmaschinen haben Reichensbachs Namen wenigstens eben so sehr verbreitet, als die astronomischen Instrumente. Die persönliche Thätigkeit Ußschneiders war bei dem fern Salinenbau fast beispiellos, und selbsten, die dar-

mal mit ihm in Geschäftsberührung standen, nicht wenig beschwerlich. Da er selbst jede Strapaze und jede Beschwerde ohne eine Spur von Unbehagen ertrug, so forderte er daselbe von allen, die mit ihm zu thun hatten. Man mußte alle gewohnte Ordnung in Essen und Trinken, Schlafen und Reisen aufopfern, um ihm Genüge zu leisten. Ihm lag vor allem daran, das Werk so schnell als möglich zu vollenden, oder wenigstens so weit zu bringen, daß an ein Aufgeben nicht mehr gedacht werden konnte. Es war damals noch die Zeit, wo der Krieg eigentlich nie aufhörte, sondern durch einzelne Feindesrückschlüsse nur unterbrochen war. Die Zukunft war daher nicht sicher, und das Ministerium hatte eigentlich bloß den dringenden Vorstellungen Ulfshneiders nachgegeben, ohne überzeugt zu seyn. Er erreichte sein Ziel, und stellte das vielseitig angesehene Werk vollendet her.

Raum konnte sich Ulfshneider seines Wirkens erfreuen, da kam der Feldzug von 1809. Dieser war zwar glorreich in Bezug auf Waffenerubum, drohte aber durch die Salinen sehr schädlich für Bayern auszufallen. Die Franzosen nahmen die vormals österreichischen Salinen unter ihre Verwaltung. Der Ausfall, der dadurch den bayerischen Salinen, vorzüglich durch Verminderung der Produktionsfähigkeit und starke Beschädigung des Abzuges, zugegangen wäre, hätte sich auf keine Weise decken oder compensiren lassen. Ulfshneider erkannte die Wichtigkeit des Augenblicks, er sah, daß Gefahr auf Verzug war, und da er im Handeln, wenn er eine Sache einmal überlegt hatte, äußerst rasch war, so reißte er, so schnell es anging, ohne zuerst München zu berühren, ohne Paß und ohne Vollmacht, und deswegen größtentheils zu Fuß, nach Wien. Dort fieng er mit der französischen General-Intendantur der Armer Unterhandlungen in Bezug auf die gefährdeten Salinen an. Es glückte ihm, einen sehr vorteilhaften Vertrag zu schließen. Voll frohen Muthes und wie ein Sieger kehrte er nach München zurück. Aber wie groß war seine Ueberraschung und

sein Erstaunen, als das damalige Ministerium sich weigerte, den Vertrag zu ratificiren, und ihm sogar über eigenmächtiges Verfahren Vorwürfe machte! Es ist möglich, daß Abneigung gegen den Mann hier im Spiele war, es ist aber auch möglich, daß das Ministerium besüchtere, die Verhältnisse Bayerns zu Frankreich möchten einigermaßen getrübt werden, wenn man in einem zwar untergeordneten, aber sehr productiven Punkt, sich eigensinnig zeigte, und die diplomatischen Wege umgehen wollte. Ulfshneider erschöpfte sich in Vorstellungen und Auleinandersetzungen, aber lange vergeblich. Da erklärte er, der Vertrag sey geschlossen, und er wolle ihn für seine Person halten; er gehe sogleich wieder nach Wien, um alle Details in dieser Beziehung ins Reine zu bringen. Diese feste Erklärung konnte nicht anders angesehen werden, denn alle ein Verweis, wie sehr Ulfshneider von der Wichtigkeit und Thunlichkeit der Sache überzeugt und durchdrungen war. Der Vertrag wurde endlich ratificirt, und war sowohl für Bayern, als auch bei der nachfolgenden Zurückgabe der betreffenden Landestheile an Oesterreich, für dieses vorteilhaft. Ohne diesen Vertrag wäre die Saline Rosenheim vergeblich erbaut worden, alles darauf verwendete Geld wäre rein verloren gewesen, und der Salzhandel selbst hätte andere Richtungen und Wege erhalten, welche später wieder zu reorganisiren kaum möglich gewesen wäre.

Bekanntlich war in diesem nämlichen Jahre die Insurrection in Ioel. Ein Theil des Geschäftspersonals Ulfshneiders lag in diesem Lande. Allein er konnte es nicht mehr betreten, denn die damaligen revolutionären Gewaltthäter hatten einen Preis auf seinen Kopf gesetzt, und öffentlich für ihn den Strick bestimmt.

Das dauerhafteste Denkmal, das sich Ulfshneider selbst gesetzt, ist unstreitig die Kataster-Commission mit ihrer ganzen, complicirten Einrichtung. Die Einrichtung dieser merkwürdigen Anstalt fällt ebenfalls in diese Zeit. Die Idee, die ganze Grundsteuer durch

Vermessung, Bonifikation, Liquidation und daraus hervorgehende Katastrirung zu reguliren, lag lange schon in seinem Kopf. Er hatte mit sachkundigen Männern, wie Schlegg und Grünberger waren, den großen Plan schon bis ins Detail entwickelt; er brauchte nur ausgeführt zu werden. Aber es war eine schwere Aufgabe, an den Orten die Ueberzeugung hervorzubringen, wo so die Befehle zum Vollzuge ausgehen mußten. Es ist auch keineswegs leicht, jemanden so zu sagen zu unterrichten, wo so viel specielle Kenntnisse und so viel Detail vorkommen, und schon vorausgesetzt werden müssen. Er hatte zuletzt noch Zussucht zu einer Art List, indem er heimlich das Besitzthum eines entscheidenden Mannes aufzeichnen und katastriren ließ, um ein fertiges Beispiel für alle entstehenden Fragen zu haben. Die Sache wurde endlich beschloffen und ausgeführt. Hier zeigte Ulfshneider dieselbe Nachsicht und Eile, wie beim Bau in Rosenheim, und mußte sich mit Männern zu umgeben, die mit ihm Schritt hielten. Es darf nicht verschwiegen werden, daß er die neu erfundene Kunst der Lithographie auf eine ganz originelle Weise benutzte, so daß die sämtlichen Pläne der Kataster-Commission nicht aus Papier, sondern aus Steinplatten bestanden, die, wenn sie einmal richtig sind, unveränderlich bleiben, was bei Papier gar nicht einmal möglich ist. Diese Benützung setzte aber eine Vervollkommenung der Lithographie voraus, welche der Erfinder, Alois Sennefelder, zuvor noch nicht ganz ins Reine gebracht hatte, nämlich Uebersetzung auf dem Stein mit Verlesung seiner Uebersätze. Dadurch erhielt Ulfshneider auch Gelegenheit, den Erfinder Sennefelder durch einen strengen Zurechtweisungsgehalt auf die Dauer seines Lebens sicher zu stellen, indem sonst dieser merkwürdige Mensch wie ein Schiffbrüchiger wäre umhergetrieben worden.

Der Zeitzug von 1809 war für die bayerischen Finanzien sehr erschöpfend, und der Zustand derselben beim Friedensschlusse sehr schlimm. In einem Gespräche, das der Zufall zwischen König Max und Ulf-

shneider herbeigeführt hatte, stellte er dem König die traurige Lage vor, und entwickelte seine Ideen, um aus diesem Uebelstande herauszukommen. Es wurde nun eine Finanzcommission niedergesetzt, von welcher Ulfshneider Mitglied war. Er trug darauf an, die sämtlichen Staatsschulden, sowohl ältere als neuere, von den Cassen für den laufenden Dienst zu trennen, um den argen Mißstand von Besoldungsständen zu vermeiden, und um mit Vorsparung und Tilgung der Schulden nach einem festen Plane verfahren zu können. Seine Pläne fanden Eingang, und es wurde die Schuldentilgungscommission angeordnet, von welcher Ulfshneider Vorstand wurde.

Alles gieng gut bis zu dem unglücklichen russischen Zeitzug, wo die ganze bayerische Armee, bis auf kleine Trümmer, zu Grunde gieng. Das war eine Zeit, in welcher sich Ulfshneider in einer bedeutenden Größe zeigte. Als Vorstand der Schuldentilgungs-Commission drang er darauf, daß alles daran gesetzt werden müsse, um die Armee in einem achtungswerthen Stande wieder herzustellen. Damals schuf er auch das freiwillige Lotterie-Anlehen, das einen unvermutheten, sehr günstigen Fortgang hatte. Jedermann erinnert sich noch, wie schnell das bayerische Heer wieder kampffähig hergestellt war. Allein dieser gewaltthätige und heftige Angriff auf die Geldkräfte hatte den entworfenen, und zuvor strenge eingehaltenen Schuldentilgungsplan sehr wesentlich erschüttert. Als nun nach dem Pariser Frieden, auf dessen Ergebnis er gehofft hatte, Dispositionen getroffen wurden, die den seiligen entgegen waren, und ihn aller Aussicht auf baldige Hilfe beraubten, da glaubte Ulfshneider er seine Ehre verpfändet, sich außer Stand gesetzt, die essentially gegebenen Versprechen zu halten, und legte an einem Tage seine sämtlichen Stellen nieder. Der König zeigte sich großmüthig gegen ihn, aber Ulfshneider lehnte den ihm angebotenen, sehr beträchtlichen Gehalt ab, und trat völlig in den Privatstand zurück. Dieses Opfer war bedeutend, und er regte unter seinen Mitbürgern ein allgemeines Erbau-

nen. Die Sache war beispiellos, und es wurde Lob und Tadel in gleichem Maasse, aber auf Hypothesen hin, verschwender, denn rechtbegriffen wurde diese Handlungsweise nur von wenigen. Damals mochte ihn wohl Niemand um die Gründe seines Benehmens zur Rede stellen; später aber gab er immer die Erklärung: „Er habe so gehandelt, um seine persönliche Ungebundenheit und Freiheit zu bewahren, denn indem er nichts mehr vom Staate bezog, und bloßer Privatmann war, habe es der Regierung jeden Augenblick freigestanden, ihn zur Uebernahme irgend eines Postens einzuladen, und er habe die Freiheit behalten, eine solche Einladung anzunehmen oder abzulehnen oder sich selbst für irgend etwas zu melden; diese Freiheit hingegen würde er eingebüßt haben, wenn er vom Staate eine Pension bezogen hätte.“

Nach diesem Rücktritt widmete sich Uffschneider wieder ganz industriellen Bestrebungen. Er errichtete eine Tuchmanufaktur. Diese Unternehmung darf man seine unglücklichste nennen, denn sie verursachte ihm mehr Verdruß, mehr getäuschte Erwartungen, als alle seine übrigen Unternehmungen zusammengenommen. Jetzt erst konnte er sehen, welche Gegner und Feinde er habe, und wie schonungslos sie gegen ihn zu Werke gingen. Der Absatz seiner Tücher wurde durch kaufmännische Künste erschwert, die Güte derselben verdächtigt, und er selbst in Mißkredit gebracht. Diese Tuchmanufaktur kam nie zu dem Stand, den das Publikum und er selbst bei ihrer Gründung gehofft hatten. Und doch war die Errichtung einer Tuchmanufaktur seit mehr als zwölf Jahren ein Lieblingsprojekt von ihm, und er hatte schon mit sachkundigen Männern vorläufige Verabredungen getroffen, die aber die verspätete Ausführung nicht erwarten konnten, sondern sich früher selbst schon niedergelassen haben.

Als im Jahre 1818 die Constitution von Bayern proclamirt wurde, kam Uffschneider wieder auf den öffentlichen Schauplatz, nämlich als Bürgermeister von

München. Während seiner Amtsführung fiel der Theatervorbrand in München vor, und diese unglückselige Gelegenheit wurde benützt, um in dem Gemüthe des Königs eine höchst gereizte Stimmung gegen die Bürger von München und gegen den Bürgermeister hervorzubringen. Es gelang Uffschneider niemals mehr, jene übeln Eindrücke ganz zu verwischen. Als er daher sein sechzigstes Lebensjahr vollendet hatte, benützte er die Freiheit, die ihm das Gesetz ließ, und legte seine Würde nieder.

Er hing nun nur mehr durch die Stände-Versammlungen mit dem öffentlichen Leben zusammen. Von der ersten Ständeversammlung im Jahre 1819 bis zur gegenwärtigen achten war er immer Mitglied, und immer im nämlichen II. Auschuß, der sich mit den Steuern befaßt. In allen diesen Versammlungen beschäftigte er sich nur mit Gegenständen des materiellen Wohlstandes der Nation. Dadurch zog er sich zur Zeit, als die demagogischen Fluthen hochzogen, einen unverdienten Tadel zu, denn er war fest überzeugt, daß der materielle Wohlstand die Grundlage von allem ist, was noch weiter gewünscht werden kann; und daß eine Nation von lauter Armen wohl Soldaten liefern könne, aber keine freien Menschen. Alle seine Anträge in der Kammer der Abgeordneten bezogen sich daher auf lauter Gegenstände des materiellen Wohles, z. B. Befreiung und Theilbarkeit des Grundeigenthums, Culturgesetze, Gewerbegesetze und den Unterricht in den Schulen. Da er in diesen Beziehungen nichts erreicht hat, so kann man bloß sagen, er war seiner Zeit voran.

Im Jahre 1827 wurde Uffschneider Vorstand der polytechnischen Schule, und blieb es bis zum Augenblicke seines Todes. Dieses war der letzte Thron, durch den er mit dem Staatsdienste zusammenhing. Man wird sehr begreiflich finden, daß über seine Wirksamkeit in dieser Stelle, die allerdings hervorgehoben werden könnte, mit Stillschweigen hinweggegangen wird, denn es müßte ja zu viele Persönlichkeiten eingegangen werden.

Sein letzter Gedanke, bis ihm durch Desirium die Klarheit des Bewußtseyns verging, war die Ständeverammlung. So starb er mitten in seiner Thätigkeit. Das „*otium cum dignitate*“ hat er nie gekannt. Von einem contemplativen Leben war keine Spur an ihm, ja es ist zu zweifeln, ob er selbst nur eine getreue Vorstellung davon hatte. Er war ein Mann des thätigen, handelnden Lebens. Ehrgeiz im antiken Sinn läßt sich ihm nicht abstreiten, dieser war aber auch das Motiv zu allen öffentlichen Handlungen von jeher.

Er war nie krank, er hatte einen eisernen Körper, der jede Anstrengung aushielt, ohne selbst nur die gute Laune zu trüben. Die Freuden der Tafel kannte er nicht, er liebte nahrhafte, aber ordinäre Kost. Da er sein linkes Auge in früher Jugend durch einen Schrotschuß verloren hatte, wurde er in den letzten Jahren sehr besorgt für sein einziges gesundes Auge. Seit seinem Fall in Erching, vor zwei Jahren, über die Stiege seines Hauses herab, wobei er sich ein Schlüsselbein brach, und sich am Rücken und an den Hüften beschädigte, wurde sein Gang etwas diagonal, nämlich mit der rechten Seite etwas vorwärts. Früher hatte er eine fast militärische Haltung.

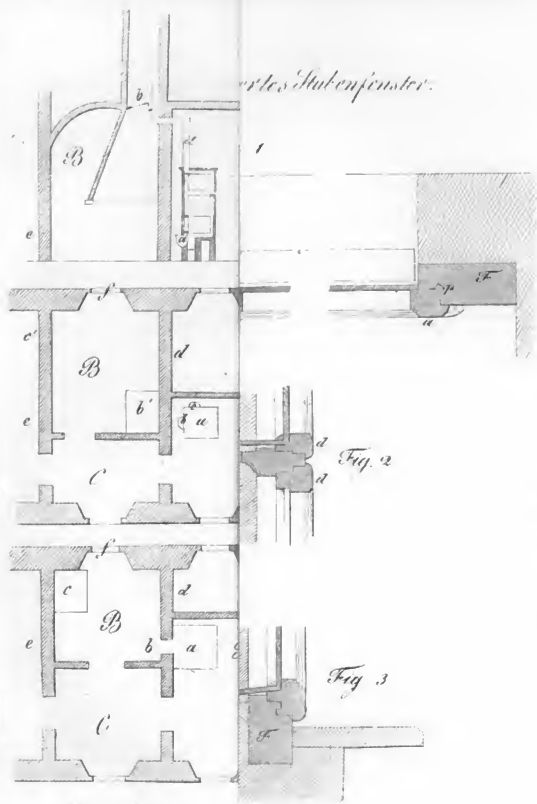
Er vereinigte in sich zwei fast contradietorische Eigenschaften, die sich selten in einem Individuum vereinigt finden. Er war, wie schon erwähnt, ungemein rasch im Handeln, wenn er eine Sache überlegt hatte, und seine Mittel zur Erreichung des Zweckes für zu reichend hielt. Niemand aber verstand das eigentliche Hinanzschießen und Reclinieren besser als er, wenn er die gegebenen Mittel für unzureichend hielt, und Hilfe von der Zeit erwartete. Er besaß eine unvergleichliche Gabe, etwas heersystematisch anzuordnen, und dabei alle Hindernisse vor sich niederzuteuten; aber er besaß nicht die Gabe, das Heeresfeld, wenn es einmal auf eine feste Routine gebracht war, zu erhalten. Da schien er sich müßig zu sehn. Diesen Eigenschaften hat man alles Große zu danken, was er in seinem öffentlichen Leben

ausgeführt hat. Da aber die nämlichen Eigenschaften sich unvorteilhaft bei seinen Privat-Unternehmungen herausstellten, so wäre es mehr als merkwürdig, wenn er eigentliche Reichthümer hinterlassen hätte. Wenn er jemanden einmal sein Zutrauen geschenkt hatte, so besaß es dieser unbedingt. Es läßt sich denken, daß er sich hier zuweilen geirrt haben mußte, und dann nothwendig auf seine Kosten. Er war durchaus nicht elgenußig und egoistisch. Das Zurückweisen seines Gehaltes im Jahre 1814 ist das bekannteste, wiewohl oft falsch ausgelegt, Belege dafür. Seinen Gehalt als Bürgermeister cassierte er zwar ein, vertheilte ihn aber jeden Monat an schon zum Voraus darauf angewiesene, gering besoldete Personen. Als Vorstand der poltechnischen Schule wies er gleich anfangs jeden Gehalt zurück.

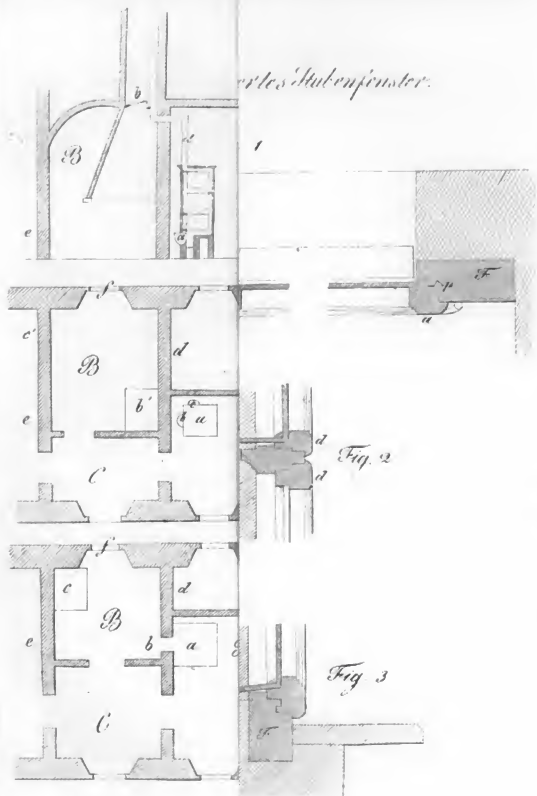
Zu seinen charakteristischen Eigenschaften gehört, daß seine Vorliebe für landwirthschaftliche Beschäftigungen zunahm, wie er in Jahren vorrückte. Sein Vater war ein Landmann, und er blieb dieser Beschäftigung immer treu. Den größten Spielraum hatte er eigentlich so lange er Benediktbeuern besaß, er hatte aber nicht Zeit, seine weitläufigsten Pläne zu realisiren. Schon in Benediktbeuern hatte er angefangen, sich mit Tabak- und Zuckersfabrikation zu beschäftigen. Den letzten Gegenstand verfolgte er mit Eifer bis an sein Ende, und zwar mit zunehmendem gütlichem Erfolg. Für seine Liebe zur Landwirthschaft verdient auch anggeführt zu werden, daß er als Mitglied des landwirthschaftlichen Vereins in früheren Jahren einen Preis von tausend Gulden auf die beste Schrift über Düngearrondung aussetzte. Er war zwar mit den eingelaufenen Abhandlungen nicht zufrieden, enthielt sich aber doch jedes Einwirkens auf das niedergelegte Preisgeheimt.

Fast man nun alles zusammen, so erscheint Ußschneider allerdings als ein sehr seltener Mann, dem sich eine bedeutende historische Größe nicht absprechen läßt, und man kann nur wünschen, daß dem Vaterlande nie ein ähnlicher Mann fehlen möge, wenn sich ähnliche Gelegenheiten darbieten.

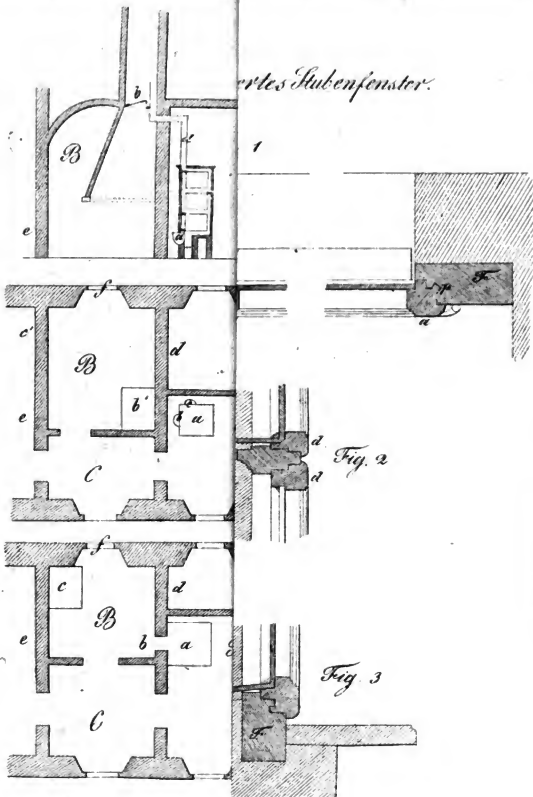
erstes Stubenfenster.



erstes Hubenfenster.



ertes Hubenfenster.



Kunst- und Gewerbe-Blatt

des polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern.

Sechszwanzigster Jahrgang.

Monat März 1840.

Verhandlungen des Vereines.

In der Sitzung vom 5. Februar wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, in dankbarer Anerkennung der großen Verdienste des königl. bayer. Geheimen Rathes Hrn. Jos. von Ußschneider um die vaterländische Industrie die Büste des Verewigten anfertigen zu lassen, und eine wohlgeordnete Lithographie davon dem Kunst- und Gewerbeblatte am Schlusse dieses Jahres anzufragen.

In den fünf Sitzungen des Central-Verwaltungs-Ausschusses, welche vom 5. Februar bis 11. März inclusive wöchentlich stattgefunden haben, sind mit Ausnahme der kleineren inneren Angelegenheiten des Vereines folgende Gegenstände zur Berathung und Erledigung gekommen:

1. Das k. Ministerium des Innern verlangt

- a) gütliche Aeußerung über die zur Einführung neuer Mehl- und Brodtarife in Mittel-franken angenommenen Maß- und Gewichts-Verhältnisse der Getreidearten zum Mehl und zum Brode;

- b) Berichterstattung über die bekannt gemachten Belehrungen in Betreff der Vermeidung der Entzündbarkeit und Verbrennlichkeit der leinenen und baumwollenen Zeuge, so wie auch des Papierses;

- c) Theilnehmung einiger zur Bekanntmachung bestimmten Gewerbsprivilegien-Bezeichnungen.

2. Die k. General-Postadministration übersendet

- a) ein feingerichtetes Metall zur Prüfung und Aeußerung über dessen Anwendbarkeit und allenfallsigen Handelswerth; und
- b) verlangt Aufschlüsse über die Aufsertigung einer in Zeichnung vorgelegten Eisenhobelmaschine in den Zollvereins-Staaten.

3. Die k. Regierung von Oberbayern wünscht

- a) umständliche Mittheilungen über die in den letzten sechs Jahren wahrgenommene Theilnahme an dem polytechnischen Vereine;
- b) Aufschlüsse über die entsprechenden Verber-Materialien und ihre nachhaltige Gewinnung.

4. Die k. Regierung von Niederbayern erhalt Aufschlüsse über die Aufstellungen- und Benützungart

elruiger für die Tuchfabrikation in Arnstorf bestimmten Maschinen.

5. Der Hofbuchhändler Hr. Bernh. Friedr. Voigt in Weimar überfendet eine Musterkarte von verschieden gefärbtem Cassian nebst der Ankündigung eines darauf bezüglichen und demnächst zu erscheinenden Werkes von J. G. Burkhard jun. in Mühhausen in Thüringen zur möglichsten Verbreitung und Subscriptions-Einladungen. Die Cassianmuster liegen in dem Lokale des polytechnischen Vereines in München (St. Annastraße) Damenstift 2r Eingang zu ebener Erde) zur Einsicht bereit; — die Ankündigung selbst findet sich unter den Bekanntmachungen in diesem Blatte.

6. Hr. Conservator Dr. Steinhell legte in der 8ten und 9ten, und Hr. Prof. Dr. Alexander in der 10ten Sitzung dem Central-Verwaltungs-Ausschusse sehr gelungene Proben von Kupfer-Niederschlägen mittelst galvanischer Kräfte nach der von Prof. Jakob in Petersburg angegebenen Weise vor.

7. Als ordentliche Mitglieder sind dem Vereine beigetreten;

Hr. Max Vohsart, Partikulier in München,

Hr. Jos. Ferschel, k. Steuerkassier-Equidations-Geometer, zur Zeit in Schönberg,

Hr. Georg Kachelriß, Schmiedemeister in München,

Hr. Winkler, Bäckermeister und Zimmermeister in Wasserburg.

Abhandlungen und Aufsätze.

Beiträge zur Geschichte des Bergbaues auf Braun- und Steinkohlen im Königreiche Bayern.

(Vom kgl. Oberberg- und Salinen-Rathe Hrn. Schmilz.)

(Fortsetzung.)

B. Geschichtliche Skizze der geognostischen Aufschlüsse über das Vorkommen von Braunkohlen an der Südgrenze Bayerns.

Die nachfolgende geschichtliche Skizze soll diejenigen Erfahrungen über das Vorkommen von Braunkohlen in dem schwäbisch-alsgäuischen, dann in dem oberbayerischen Gebirge übersichtlich darstellen, welche als Resultate der bisherigen geognostischen Untersuchungen bekannt geworden sind. Zu diesem Zwecke mag es hinreichen, nach Vorausschickung einiger Bemerkungen über die allgemeinen Eigenschaften der fraglichen Braunkohlen, die folgenden Zusammenstellungen auf die allgemeinen, dann auf die speciellen geognostischen Verhältnisse der Kohlenablagerungen in dem bezeichneten Bezirke, zu beschränken.

1. Bemerkungen über die Eigenschaften der südbayerischen Braunkohlen.

Die bisher im Großen angewendeten fossilen Brennstoffe treten im Uebergangsgebirge als Anthrazit in bedeutenden Massen hervor, bekommen ihre größte Ausdehnung in der Reihe der älteren Stöckgebirge als eigentliche Steinkohlen (Schwarzkohlen) und enden in den jüngsten Gebirgen mit der Varietät der Braunkohle, wenn man nicht den Torf als ihr letztes Glied betrachtet will.

Zu dieser Reihe gehören auch die verschiedenen Erdborze, welche zum Theile ungeheure Massen von Kalkstein, Sandstein, Mergel und Thon durchbringen.

Nach den gegenwärtig geltenden Theorien ist der Anthrazit ein ursprünglich mineralisches Gebilde, während die Steins- und Braunkohlen für vegetabilische Ueberreste gehalten werden. Indessen sind manche erhebliche Zweifel noch nicht gelöst, wornach die Vegetabilien zur Bildung der Steinkohlen gar nichts beigetragen haben dürften*).

Die Steinkohlen zeigen mit den Braunkohlen in ihrer chemischen Constitution so viel Aehnliches, daß in dieser Hinsicht keine Gränze zwischen beiden gezogen werden kann; nur ist bei den Braunkohlen der Gehalt an erdigen Stoffen häufig beträchtlicher**).

Die Bestandtheile beider Kohlengattungen sind: Kohlenstoff (dieser vorherrschend), Sauerstoff, Wasserstoff und erdige Substanzen; die Verhältnisse sind so schwankend, daß eine bestimmte Formel nicht aufgestellt werden kann. Der Gehalt an Kohlenstoff wechselt bei der Schwarzkohle von 73 bis 96 Prozent, bei der Braunkohle erreicht er 77 und noch mehr Prozent. Dr. Prof. Dr. C. O. Reiser hat 16 Braunkohlengattungen aus dem schwäbisch-äugäuischen, dann aus dem oberbayerischen Geblüge untersucht***). Derselbe fand hierbei das zuerst von Proust angegebene Unterscheidungs-Merkmal zwischen Braun- und Steinkohlen, wornach die Braunkohle mit Aepalkalilauge gelocht, eine schwarzbraun gefärbte Flüssigkeit, die wahre Steinkohle aber eine reine oder kaum schwach weißliche Lösung giebt, vollkommen bestätigt. Folgendes sind die durchschnittlichen Bestandtheile der untersuchten Kohlen in 100 Theilen:

Aische	6,4
Keine Kohle	43,9
Gasarten	49,6
	99,9.

Die in den oerptognostischen Lehrbüchern näher beschriebenen Braunkohlenarten sind:

- 1) Holzformige Braunkohle (bituminöses Holz),
- 2) Gemeine Braunkohle (Baß- und Radelkohle),
- 3) Moor Kohle (trapezoidale Braunkohle),
- 4) Blattkohle (Papierkohle),
- 5) Pechkohle oder Bagat (Glanzkohle, Stangenkohle),
- 6) Erbkohle (erbige Braunkohle, bituminöse Polyerde, köllnische Umbra, köllnische Erde),
- 7) Alaunerde.

Die Pechkohlen und das bituminöse Holz sind es vorzüglich, welche sich an Bayerns Südgrenze abgelagert vorfinden, und welche daher hier zunächst in Frage stehen. Diese Pechkohlen haben alle äußeren Kennzeichen der Schwarzkohlen, sind aber nach dem gegenwärtigen geognostischen Systeme, als der Molassebildung angehörig, der Braunkohlenformation beizuzählen.

Bei der Verwendung der nicht brennenden Steinkohlen und vorzüglich der Braunkohlen als Brennmaterial, hat bisher das Grubenklein viel Hindernisse entgegen gesetzt. Es ist nach bisherigen Untersuchungen sehr wahrscheinlich, daß die brennende Eigenschaft der Steinkohlen von dem Bitumengehalte derselben abhängig sey*). Allein es ist noch kein Verfahren bekannt, welches geeignet wäre, mageren Kohlen die brennende Eigenschaft auf künstlichem Wege geben zu können. Indessen kündigt Dr. Warlich aus London ein neues Mit-

*) Ueber die Theorien der Erde, vom Herrn Obergewerke und Professor Dr. Joh. Nep. Zuchl. Gelehrt. Anzeigen. 1838 Nr. 28. S. 226 u. 246.

**) Karsten, über die köhligen Substanzen des Mineralreiches. Archiv für Bergbau u. Band XII.

***) Kunst- und Gewerbeblatt 1836. S. 70. 281. 343. 612. 1837. S. 147. 493. 1838. S. 2.

*) Erdmann's Journal für prakt. Chemie 1836. VII. Heft 1. — Bergbau Jahrbuch, Jahrg. 17. S. 314.

tel an, aus dem Kohlenklein, gleichviel, ob von Stein- oder Braunkohlen, durch Bearbeitung mit anderen Bestandtheilen, Stückkohlen zu bilden *).

Dr. Professor Dr. v. Kobell hat im Jahre 1836 Braunkohlen von den Hößen bei Niedbach und vom Pensberge bei Benediktbeuern, in Hinsicht auf die Möglichkeit, dieselben vercoaken zu können, einer Untersuchung unterworfen. Zwei Kohlegattungen von Niedbach lieferten 48 und 55,3 Prozent, und eine Probe vom Pensberge gab 52,2 Prozent Coak. Die erhaltenen Coaks waren stark zerklüftet, zeigten einen schönen Glanz, waren aber nur theilweise zusammengebacken und auf dem Bruche schaumig. Versuche nach Karsten's Vorschrift, mit dem Pulver der feaglichen Kohlen, zeigten kein Zusammenbacken, weder bei dem raschen, noch bei dem langsamen Erhitzen.

Die Akademiker Dr. Schweiggler und v. Jellin in München, haben im Jahre 1817 die ersten Versuche über die Anwendbarkeit der oberbayerischen Braunkohlen zur Gasbeleuchtung abgeführt. Nach den Akten haben sich hierbei folgende Resultate ergeben. Ein bayerischer Zentner solcher Kohlen aus den Gegenden von Niedbach und Peissenberg gab 406 Kubikfuß Gas, wovon 1½ Kubikfuß während einer Stunde verbraucht wurden, um ein Licht von der Helligkeit einer Wachskerze (6 Stück auf 1 Pfund gerechnet) hervorzubringen. Mit dem Gase aus 1 Zentner dieser Kohlen hätten 270 solcher Flammen 1 Stunde lang, oder 27 Flammen 10 Stunden lang, brennend erhalten werden können. Erst spätere Versuche führten auf die großen Schwierigkeiten, welche sich der Reinigung des Gases aus den oberländischen Braunkohlen, entgegenstellten.

Dr. Professor Dr. Kaiser hat in neuester Zeit Versuche mit Braunkohlen (von welchen der bayerische Kubikfuß nahe an 28 bayer. Handelspfund, dagegen 1 Kubikfuß Zichtenköhle nur 8½ Pfund gewogen hatte)

bei dem Schmieden und Schweißen des Eisens abgeführt. Die Versuche ergaben, daß durch die stark aufsteigende Flamme der Arbeiter sehr belästigt werde, daß Dämpfe scharfger Säure die Werkstätte erfüllten, daß dieses Brennmaterial endlich zu dem beabsichtigten Zwecke zu wenig Hitze entwickelte, und außerdem der Qualität des Eisens nachtheilig sey *).

II. Allgemeine geognostische Verhältnisse des Vorkommens der südbayerischen Braunkohlen.

Der Central-Alpenzug, welcher von Ost in West sich erstreckend, den höchsten Gebirgsrücken Tyrols bildet, und auf seinen beiden Abhängen, in Süden nach dem abriatischen Meere und in Norden nach der bayerischen Ebene, eine merkwürdige Uebereinstimmung der, in den beiden letztgenannten Weitgegenden aufgelagerten Feldarten bemerken läßt, besteht aus primitivem Gebirge. In den nördlichen Vorarlpen erscheinen von unten nach oben die, der Uebergangszeit angehörnden Gebirgsarten, als Thonschiefer, dichter Kalk, dann alter rother Sandstein und Conglomerat, auf das primitive Gebirge aufgelagert. Dem hierauf folgenden Alpenkalk ist hinsichtlich des Alters seiner Entstehung noch keine bestimmte Stelle angewiesen. Die, nach dem gegenwärtigen geognostischen Systeme das Uebergangsgebirge von unten nach oben zunächst bedeckenden normalen Felsmassen vom Steinköhlengebirge bis zum Juraalkal, scheinen am Nordabhange der Alpen ganz zu fehlen. Die jüngeren Schichten des Alpenkalkes werden vielmehr durch Ablagerungen des, der Kreideformation angehörigen grünen Sandsteines bedeckt, und dieses Gebirge wird von dem, auf Conglomerat, Schiefen und Mergeln zusammengesetzten Schichtensysteme der Molasse überlagert. Auch die Kreide selbst scheint in den deutschen Alpen nicht vorhanden zu sein; doch mag vielleicht eine Schicht über dem Grünsaude die Stelle der groben Kreide vertreten.

*) Kunst- und Gewerbeblatt 1839. S. 620.

*) Vergl. Kunst- und Gewerbeblatt 1839. S. 714.

Die obersten Schichten des Tertiärgebirges werden durch die, die bayerische Ebene einnehmenden Diluvial-Gerölle bedeckt, in der Nähe der Voralpen mit Abfällen von Kalktuff, Nagelfluh und Torfmooren, und mit den, auf ganz fremdartigem Boden befindlichen Einmengen großer Blöcke primitiver Gesteinsarten. Mächtige Auswüsen nehmen endlich die obersten Bedeckungen ein, theils in kleineren Ablagerungen, theils die Ausweitungen des Landes erfüllend.

Während Hr. Ruffegger sich vorzüglich mit der Untersuchung der Central-Alpenkette befaßte*), dessen wir nähere Forschungen über die Verhältnisse der jüngeren Uebergangs-, der Flöz- und Tertiär-Gebirge der nördlichen Voralpen, dann der Diluvial-Ablagerungen am Rande der großen bayerischen Ebene, von den Herren Leopold v. Buch, Sedgwick, Murchison, A. Boué, Kell von Lillendach und Kernerstein.

Leopold v. Buch beschrieb seine Wanderungen in der Durchschnittsline von München nach Tyrol. Der letztgenannte Naturforscher hat namentlich die Gegend von Tegernsee**) einer lokalen Untersuchung unterworfen und dazu einen Gebirgsdurchschnitt von Tegernsee bis zum Jantale bei Schwaz geliefert. Die, von diesem Geognosten beobachteten Molasse-Ablagerungen erheben sich nur zu Bergen von 2000 bis 3000' über der Ebene. Er erkannte an dem allmähigen Steigen des Landes der schwäbisch-ölgäussischen und bayerischen Ebene, von den Ufern der Donau bis zum Fusse der Alpen, die dießfälligen Beziehungen zur Hebung der Gebirgskette. An den, bei Tegernsee sichtbar werdenden Hügeln erkannte er ferner die Molasse-Formation der

Schweiz, alle Glieder der Tertiärabfaltungen und die untergelagerten, mit Meeressprodukten erfüllten Schichten, wohin auch die bekannten Eisenstein führenden Ablagerungen am Kessenberg bei Bergen und bei Sonthofen gehören. Dieser gegen das Gebirge beobachtete er Südwärter-Schichten und die bei Miesbach, dann bei Benggriß an der Isar aufgelagerten Braunkohlen.

R. J. Murchison lieferte eine geognostische Karte des östlichen Alpenzuges, auf welcher der Nordabhang vom Bodensee längst der bayerisch-tyrolischen Gränze bis Wien dargestellt ist†). Nach den Ansichten von Sedgwick und Murchison sind die Tertiärgebirge in Oesterreich und Bayern in einem großen Mittelmeere aus Trümmern entstanden, welche sich theils durch Ausfressung des Gebirgskessels durch das Meer selbst, theils durch Verwitterung desselben durch die Wälder, gebildet haben, und es besteht das tertiäre System aus 3 bis 4 Braunkohlenlagern, zwischen welchen, von unten nach oben folgend, mehrere tausend Fuß mächtige Conglomerate, Sandstein und Mergel liegen. Nach der Meinung der genannten beiden Naturforscher dürfte die Trockenlegung der dießfälligen Niederschläge im südwestlichen Donaubecken zu derselben Zeit, wie jene am südlichen Fuße der Alpen statt gefunden haben. Wei-

*) Ueber den Nordabhang der Alpen in Salzburg und Tyrol. Von Leonhard und Dr. v. Bronn. Neues Jahrb. für Min. Geogn. u. 1835. S. 303.

**) Einige Bemerkungen über die Alpen in Bayern. Abh. d. k. Akad. d. Wissensch. in Berlin von 1828. Berlin 1831. Phys. Classe S. 73—84, mit 1 Taf.

*) Geological Map of the Eastern Alps by R. J. Murchison, President of the geological Society, F. R. S. L. S. etc. — Die Beschreibung befindet sich in den „Proceedings of the Geological Society of London.“ 1829. S. 133—160. Nr. 12. Ausg. in den Leonhard und Dr. Bronn: Neues Jahrb. für Min. Geogn. u. 1831. S. 109. — Bergl. Auszüge aus R. J. Murchison: Nachtrags-Bemerkungen über die Struktur der österreichischen und bayerischen Alpen, als Ergänzung zu den früheren Beobachtungen des Verf. und Sedgwick's von Leonhard und Dr. Bronn: Neues Jahrb. für Min. Geogn. u. 1831. S. 92, dann 1833 S. 440.

im Jahre 1805 der Akademie der Wissenschaften zu München vorgetragenen Abhandlung: Ueber die Beschaffenheit des bayerisch-oberländischen Gebirges bestimmt und zwar zu einer Zeit ausgesprochen, als man von der gegenwärtigen Höhe des tertiären Gebirges noch keine Ahnung hatte^{*)}.

Im Alpenkalk hatte von Zursl wohl mächtige Schichten von Steinkohl, allein keine Spuren von Kohleninlagerungen angetroffen. Dieser^{*)} vaterländische Gebirgsforscher bezeichnet Sandsteine und Mergel als die, in dem oberländischen Vorgebirge herrschenden Hauptgebirgsmassen, den Sandstein als stets mehr in der Nähe der Voralpen, den Mergel als vorzüglich in den nördlich auslaufenden Abdachungen vorkommend. Von Zursl hat damals zwei Formationen der vorkommenden Pechkohl angenommen: die eine im Sandsteine, wosin er die dem Gebirge näher gelegenen Flöße bei Murnau, am Staffelsee, dann jene bei Achselspach zunächst Kaitenbuch und bei Hirschan in der Nähe von Steingaden rechnete, die andere im Mergel, wosin er die in den äußersten nördlichen Abdachungen abgelagerten Flöße bei Niedbach, Kimselrain, Tölz, Penzberg bei Benediktbeuern, dann am Peissenberge etc. zählte.

Die Flöße der ersten Kohlenformation, welche selten eine Mächtigkeit über 1 Fuß erreichen, erkannte von Zursl als dicke Pechkohl, wobei der manchmal mit Mergellagern abwechselnde Sandstein mit Bitumen durchdrungen erscheint. Es ist dieses nach v. Zursl derselbe Sandstein, auf welchem die Brüche auf Bau-, Mühl- und Schleifsteine bei Lechbruck, Kohlgrub, Weil, Heilbrunn, Neubauern, Großdorf, Wetten etc. betrieben werden, und in welchem die Flöße körnigen Thonsteinsteines der Achthal im Salzbürgischen, am Kreissenberge bei Bergen, am Grinten bei Sonthofen, bei Dornbirn

im Allgäu und bei Aarau in der Schweiz aufstehen. Die Kohlenflöße der zweiten Formation haben nach v. Zursl Wechselagerung von sandigem Mergel mit Kohlenschichten, dann die Begleitung eines mit Bitumen durchdrungenen gelbgrünen Kalksteines zum vorzüglichen Merkmal, wobei die Kohlen in viel mächtigeren Flößen aufstehen, als jene in den Sandstein eingelagerten, indessen dabei mehr schleierig und blätterig sind und selten die Dichtigkeit der Pechkohl der ersten Formation erreichen.

Alle diese Braunkohlenmassen bilden keineswegs, wie es in andern Gegenden der Fall ist, die Basis der Molasse, sondern sie scheinen vielmehr in zwei getrennten Epochen abgelagert worden zu seyn. Die ältesten hieher gehörigen Braunkohlen bestehen aus guter sogenannter Pechkohl und bilden in der Regel eine bis zwei Fuß mächtige, selten die doppelte oder dreifache Mächtigkeit erreichende Flöße. Die jüngeren Braunkohlengebilde dagegen sind weit ausgebreitete Ablagerungen bituminösen Holzes, welche vorzüglich in den oberen Schichten des tertiären Gebirges, von Wildshut in Oberösterreich der Salzach entlang, sich über Litzmoring nach Burghausen hln erstrecken und ein beträchtliches Terrain gegen Ried im Innviertel, nach Osten einnehmen.

Des Vorkommens des bituminösen Holzes an der Salzach, namentlich an der sogenannten Haarde, dann am Isenberge bei Niedbach, gedenkt auch v. Zursl^(*). Ueber das Vorkommen der Braunkohlen bei Wildshut auf dem rechten Ufer der Salzach nahe bei Litzmoring, auf L. L. österreichischem Gebiete, und über den ohngefähr seit dem Jahre 1797 betriebenen ararialischen Bergbau dortselbst, hat Herr General-Administrator Ritter v. Wagner eine Abhandlung geschrieben, und darin auf das mächtige, von Wildshut abwärts dem Kloster Kaitenbuch gegenüber gelegene Braunkohlen:

^{*)} Vergl. die Einleitung zu dieser Abhandlung in dem Verzeichnisse einer Geschichte der Steinkohl, der Braunkohl und des Torfs etc. Von J. C. W. Voigt. Weimar 1803. II. Th. S. 11.

^{*)} Gebirgsbeschreibung von 1792 S. 107.

lager aufmerkſam gemacht“). Noch andere Punkte des Vorkommens von bituminöſem Holze ſind: der Schlichtergraben bei Utmunſing, dann der Oelingergraben und St. Georg bei Laufen.

Es ſind die älteren Gebilde der weit verbreiteten Braunkohlen-Ablagerung, nämlich die Pechſohlen, welche ſich am Rande der alpidiſchen und der oberbayeriſchen Alpen vorfinden, und ſie ſind zugleich mit den ſie beſchreibenden Molaffenablagerungen, vorzüglich in die auslaufenden Thäler, welche von den mächtigen Gebirgsſtrömen noch nicht durchbrochen waren, abgeſetzt. In dieſen Refervoires ſcheinen ſich die, durch die Gebirgsſtröme hergebrachten Aufläufte angeſammelt, und ſo das Material zu den gegenwärtigen Braunkohlenablagerungen geſammelt zu haben. Dieſe Anſicht v. Zirkis*) iſt auch durch die ſpäteren Unterſuchungen anderer Geognomſten beſtätigt worden***).

Nicht minder beivähren auch die bißherigen Vergleichsaufſchlüſſe, daß die mächtigſten dieſer Braunkohlen-Ablagerungen in die Vertiefungen derjenigen Thäler abgeſetzt ſind, welche ihre Entſtehung den Durchbrüchen der ſtärkeren Gebirgsſtröme, als der Salzach, des Inn und der Iſar verdanken, wogegen in den Thälern der minder großen Gebirgsflüſſe vom Bodensee bis zum Lech, theils nur Braunkohlenſtöße von ganz geringer Mächtigkeit, theils auch bloſſe Andeutungen des Vorhandenſeyns der in dem bezeichneten Gebirgszuge ſelten ganz fehlenden Braunkohlenformation, aufgeſchloſſen worden ſind. Nach dieſer, durch die bißherigen Schurfverſuche, ſo wie durch die Aufſchlüſſe des Bergbaues

beſtätigten Theorie, iſt es nicht ſehr wahrſcheinlich, daß an der Südgränze des Regierungsbezirktes von Schwaben und Neuburg, Braunkohlenſtöße von ſolcher bauwürdigen Mächtigkeit erſchürft werden dürften, wie dieſelben am Rande der bayeriſchen Alpen im Süden des oberbayeriſchen Kreiſes, namentlich am Weißenberge, am Penzberge bei Benediktbeuern und bei Miesbach, dann bei Haring in Tyrol, bereits aufgeſchloſſen worden ſind. Anſcheinend möchte man geneigt ſeyn, dieſe theoretische Anſicht durch den Umſtand widerlegt zu glauben, daß erſt in der neuſten Zeit in der Nähe der Ortschaft Langen im Bezirke des k. k. Landgerichts Bregenz, bauwürdige Anſtände von Braunkohlen erſchürft worden ſind. Die Veranlaſſung zu dem dort angelegten Bergbaue war indeſſen einzig das glückliche Verhältniß, daß vier, wegen zu geringer Mächtigkeit einzeln unbaubarſiege Kohlenſtöße, durch nur ſchmale taube Gesteinsſchichten von einander getrennt ſind und alſo zuſammen abgebaut werden können.

(Fortſetzung folgt.)

Nachträgliche über die quantitative Beſtimmung des Eiſens und anderer Metalle mittelft Kupfer.

Von

Oberbergſeher Dr. J. N. Fuhs in München.

(Aus Erdmann's und Wachſand's Journal für prakt. Chemie 1839 Nr. 24 S. 495.)

Ich habe unlängſt, unterſtützt von Hrn. Dr. Joh. Scherer aus Wiſſenſchaften, welcher ſich mit beſtem Erfolge der Chemie widmet, wieder mehrere Verſuche über die Beſtimmung des Eiſengehaltes von Eiſenerzen angeſtellt, wovon ich Einiges als Nachtrag zu meiner Abhandlung über dieſen Gegenſtand (welche in dem

*) Von Mohl's Ephemeriden der Berg- und Hüttenkunde. 1808. IV. 17.

**) Denſchriften der kgl. Akademie der Wiſſenſchaften zu München. Jahrg. 1813 S. 127 ff.

***). Kriſtſtein, Deutſchland geognostiſch und geologiſch dargeſtellt. Weimar 1821 S. 340. — Ami Boué, geognostiſches Gemälde von Deutſchland. Frankfurt 1829 S. 398.

Kunst- und Gewerbeblatt 1830 S. 422 im Auszuge abgedruckt ist) mitzutheilen mich gedrungen fühlte.

Vorzugsweise beschäftigten und titanhaltige Eisenerze (Titan Eisen von Aischaffenburg und Egerlund), welche ein unerwartetes Verhalten zeigten. Wenn man nämlich ein solches, höchst fein pulverisirtes Erz bis zur völligen Zerkleinerung mit Salzsäure kocht, durch chlorsaures Kali das Eisen alles auf das Maximum oxydirt, dann metallisches Kupfer hinzubringt und das Kochen fortsetzt, so nimmt die Flüssigkeit nach einiger Zeit eine firschorthe Farbe an. Daraus war zu schließen, daß nicht blos das Eisenorydul, sondern auch die Titansäure unter diesen Umständen Sauerstoff an das Kupfer abgibt, sich in Titanorydul verwandelt und als solches in Salzsäure sich auflöst. Dieses versuchsartig und auch mit reiner Titansäure angestellte Versuche. Wird nämlich Titansäure, welche zuvor nicht geglüht worden, mit Salzsäure und Kupfer gekocht, so löset sie sich sehr bald vollkommen auf, und giebt eine sehr schöne carmoisinrothe Auflösung. Ammoniak, im Ueberschusse zugelegt, bringt darin einen dunkel firschorthen Niederschlag hervor, welcher allmählich weiß und in Titansäure verwandelt wird.

Meine Eisenprobe wäre demnach bei titanhaltigen Eisenerzen nicht anwendbar, indem sie blos dazu diene, die Gegenwart des Titans zu entdecken, aber nicht, die Quantität des Eisens auszumitteln. Dieses Verhalten der Titansäure, von der man bisher wußte, daß sie auf nassem Wege durch Eisen, Zinn und Zink zu Titanorydul reducirt werden kann, war mir eine nicht willkommene Erscheinung, zumal da ich sie unter den Substanzen aufgeführt hatte, welche auf diese Eisenprobe keinen störenden Einfluß haben. Indessen hoffte ich doch, diesen Fehler wieder gut machen zu können, und es ist mir auch, wie ich glaube, gelungen.

Vielleicht, dachte ich, wird blos das Eisenorydul zu Eisenorydul reducirt, und die Titansäure nicht verändert, wenn man die Auflösung nicht mit Kupfer kocht,

sondern bei der gewöhnlichen Temperatur sich selbst überläßt. Es war aber dabei vorauszusetzen, daß das sich bildende salzsaure Kupferorydul (Kupferchlorür) nicht zerfällt, an das Kupfer sich anlegen und den Prozeß hemmen würde. Deshalb bleib ich es für nothwendig, Kochsalzauflösung zuzusetzen, wodurch das salzsaure Kupferorydul aufgelöst erhalten wird.

Der erste Versuch, welcher mit titanfreiem Brauneisenerze angestellt wurde, gab kein ganz günstiges Resultat. Die Flüssigkeit zeigte sich zwar nach einiger Zeit grünlich, zum Beweise, daß sich etwas Eisenorydul gebildet und Kupfer aufgelöst hatte; allein nach Verlauf von 3 Wochen war sie noch nicht ganz entfärbt. Der hierbei begangene Fehler wurde aber bald entdeckt. Die Flüssigkeit stand nämlich nur auf dem Boden mit kurzen Kupferstreifen in Berührung und diese konnten daher zu wenig Wirkung ausüben. Als nachher längere genommen wurden, welche vom Boden des Gefäßes bis zur Oberfläche der Flüssigkeit reichten, zeigte sich diese nach 5 — 6 Tagen, manchmal auch schon früher, völlig entfärbt; was immer als ein sicheres Zeichen angesehen werden darf, daß der Prozeß beendigt ist.

Damit begnügte ich mich aber noch nicht; es dauerte mir viel zu lange. Um schneller zum Ziele zu gelangen, setzte ich das Kupfer mit Platin in Berührung, indem ich einen starken Platindrath so bog, daß er zwei einander sehr nahe liegende Schenkel bildete, zwischen welche ich ein paar Kupferstreifen einschlachte, und ihn dann nebst dem übrigen Kupfer in die Eisenauflösung versenkte. Der Prozeß gieng auch wirklich auf diese Weise weit schneller von Statten und war gewöhnlich schon nach Verlauf von 24 Stunden beendigt. An warmen Tagen gieng es schneller als an kalten, und wenn die Auflösung anfänglich warm war, so war die Wirkung schon nach 1 Stunde sehr merklich, indem die Flüssigkeit eine grünliche Farbe annahm.

Daß zu dieser Operation dienende Gefäß, welches ein kleines Mediasinglas seyn kann, muß sehr gut vers

geschlossen werden, was wohl am besten mit einem in Wachs getränkten Korkstöpsel geschehen kann, und die Flüssigkeit muß fast bis an den Stöpsel reichen.

Nachdem wir diese Erfahrungen gemacht hatten, nahmen wir die Versuche mit den titanhaltigen Eisenerzen wieder auf, welche uns, indem wir damit auf die so eben beschriebene Weise versuchten, ganz befriedigende Resultate gaben. Es wurde nämlich bei der gewöhnlichen Temperatur nur das Eisenoxid auf das Minimum der Oxidation zurückgeführt, die Titansäure aber nicht verändert, und folglich nicht mehr Kupfer aufgelöst, als die Gegenwart des Eisenoxyds auflösbar machte. Die völlige Farblosigkeit der Flüssigkeit war dafür hinreichender Beweis; es entsprach aber auch die aufgelöste Kupfermenge dem vorhandenen Quantum von Eisenoxyd.

Wenn die Flüssigkeit farblos geworden ist, so ist es nicht ratsam, sie noch länger in Verührung mit dem Kupfer zu lassen; denn wir bemerkten einmal, daß, bei längerem Stehen damit, sie anfang von unten her auf, wo unaufgelöste Titansäure lag, sich violett zu färben. Noch muß ich bemerken, daß bei der Gegenwart der Titansäure dieser Prozeß merklich schneller fortschreitet, als wenn nichts davon vorhanden ist, und daß in diesem Falle, wenn übrigens alles gehörig veranstaltet wird, der Platintrichter entbehrt werden kann, weil man auch ohne Mitwirkung desselben in kurzer Zeit zum Ziele kommt.

Der kalten Probe, wie ich dieses Verfahren kurzweg nennen möchte, muß ich im Allgemeinen den Vorzug geben vor der heißen, d. i. der durch Kochen veranfaßteren. Man braucht dabei keinen so großen Ueberschuß von Salzsäure, welche sich während des Kochens zum Theil verflüchtigt und den Arbeiter belästigt. Der Zeitaufwand ist auch geringer; denn wenn der Prozeß eingeleitet ist, so hat man sich in der Zwischenzeit bis zu seiner Vollenbung nicht weiter damit zu befassen, und kann sich unterdessen unbesorgt einem anderen Ge-

schäfte widmen oder zu mehreren Proben dieser Art Anstalt treffen. Ganz besonders aber empfiehlt sich die kalte Probe dadurch, daß dabei das Kupfer wenig oder gar nicht auflöst, während es bei der heißen immer einen schwarzen Anflug bekommt, wovon beim Abpülen desselben mit Wasser, wenn nicht mit großer Sorgfalt verfahren wird, leicht etwas verloren gehen kann, wodurch kleine Fehler entstehen. Dieser Anflug, welcher bald stärker, bald schwächer ist, darf vor dem Wägen des Kupfers nicht weggenommen werden, weil er, so viel ich bis jetzt davon weiß, nichts anderes als metallisches Kupfer ist — in einem eigenen, vielleicht im amorphen Zustande. Ich werde hierüber noch weitere Untersuchungen anstellen und Ihnen in der Folge die Resultate davon mittheilen. Nur das will ich vorläufig noch anführen, daß die so angelauten Kupferstreifen, wenn sie schwach gegläht werden, die kupferrothe Farbe wieder bekommen, ohne daß ihr Gewicht merklich verändert wird.

Des in Rede stehenden einfachen Verfahrens wird man sich manchmal mit Vortheil bedienen können, um zu sehen, ob das bei Analyse eisenhaltiger Körper erhaltene Eisenoxid rein ist oder noch andere Substanzen, z. B. Kieselerde, Thonerde, Phosphorsäure u. enthält. Wird es nämlich in Salzsäure wieder aufgelöst und mit Kupfer bestimmt, so wird das dadurch ausgesammelte Quantum mit dem durch die Analyse gefundenen nahe übereinkommen, wenn es rein ist; ist es aber verunreinigt, so wird das Kupfer eine geringere Menge anzeigen und zu einer weiteren Untersuchung Veranlassung geben.

Durch schließliche Behandlung mit Salzsäure und Kupfer werden wahrscheinlich alle Metalle, welche von einer höheren Verbindungsstufe mit Sauerstoff oder Chlor auf eine niedrigere herabgebracht oder dadurch vollständig reducirt werden können, quantitativ zu bestimmen seyn, und wenn ihre Mischungsverhältnisse nicht schon bekannt wären, so würden sie sich dadurch finden lassen. Da bei einigen zugleich bestimmte Farbveränderungen

eintreten, so verräth sich dadurch auch ihre Qualität. So z. B. erhält man, wenn natürliches molybdänsaures Natrium mit Salzsäure und Kupfer gekocht wird, eine dunkelbraune Auflösung; molybdänsaure Kalke, ebenso behandelt, giebt eine blaue Auflösung und setzt ein schwärzlich-blaues Pulver ab, das allmählig eine gelbe Farbe annimmt. Die gelbe Auflösung von salzsaurem Molybdänum wird durch Kochen mit Kupfer grün. Den Gehalt an Goldauflösung, welche keine Salpetersäure enthält, auf diese Weise zu finden, hat keine Schwierigkeit; man hat sich dabei nicht um das Gewicht des niedergeschlagenen Goldes zu bekümmern, was bekanntlich schwer zu sammeln ist.

Ohne Zweifel wird man auch den Silbergehalt des Chloräthers finden können, wenn man es mit Salzsäure und Kupfer gehörig behandelt.

Dieses wollte ich vor der Hand nur andeuten, um zu zeigen, daß sich diese Methode nicht bloß auf die quantitative Bestimmung des Eisens beschränkt, sondern sich auch bei mehreren andern Metallen in Anwendung bringen läßt. Genauere Versuche hierüber werden nachfolgen.

Kunge hat in Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie Bd. 47 St. 4 S. 617 das von Zuchsmann angegebene Verhalten des Kupfers, zum in Salzsäure aufgelösten, Eisenoryd auch zu einer Chloralkaliprobe angewendet, welche sich auf folgende Weise ausführen läßt. Man übergießt eine genau gewogene Menge Chloralkal mit etwas Wasser, und fügt nun eine Auflösung von frisch bereitetem Einfach-Chloroisen im Ueberschuß hinzu. Es wird hierbei kein Chlor entwickelt, sondern eine dem Chlorgehalt entsprechende Menge Eisenoryd gebildet. Jetzt setzt man Chlorwasserstoffsäure im Ueberschuß hinzu, thut ein gewogenes Stück Kupfer hinein und kocht so lange, bis die dunkle Farbe der Flüssigkeit sich in die blass gelblich-grüne verwandelt hat, und sich nicht mehr ändert. Man wägt das Kupfer ab-

gewaschen, getrocknet und gewogen, und nach dem Gewichtsverlust der Chlorgehalt berechnet, indem 64 Kupfer 35.4 Chlor anzeigen. In 1 bis 2 Stunden ist ein solcher Versuch beendet, den man am besten in einer kleinen Retorte vornimmt, die mit aufrechtstehendem Halse im Sandbade erhitzt wird.

Am angeführten Orte macht Kunge zugleich bekannt, daß nach dieser Methode auch das Kupfer in seinen Verbindungen mit Ausnahme des salpetersauren Kupferorydes quantitativ bestimmt werden könne, was aber gleichfalls von Zuchsmann schon früher in einer seiner Abhandlungen: „über ein einfaches Verfahren den Eisengehalt der Eisenerze und anderer eisenhaltiger Körper zu bestimmen“, angefügten Note angegeben worden ist, welche wir hier nöthiglich mittheilen:

„Weltäufg bemerkt ich, sagt Zuchsmann, daß, wie sich zwar von selbst versteht, diese Methode auch zur Bestimmung des Kupfergehaltes in manchen Fällen anwendbar ist. Zu diesem Zwecke wird der kupferhaltige Körper in Salzsäure aufgelöst, wobei darauf zu sehen ist, daß alles Kupfer in Oxyd oder Chlorid verwandelt werde.

Die Auflösung wird unter Beobachtung der nöthigen Caution so lange mit Kupfer gekocht, bis sie eine blass oelgrüne Farbe annimmt, und nach der Verdünnung mit Wasser farblos erscheint.

Es ist begreiflich, daß, wenn kein Eisenoryd vorhanden ist, eben so viel Kupfer in die Auflösung übergehen muß, als sich schon vorher darin befand; weshalb man nur das rüthliche regulinische Kupfer von dem in Anwendung gebrachten Quantum abzuziehen hat, um den Kupfergehalt des aufgelösten kupferhaltigen Körpers zu erfahren.

Wenn man z. B. eine Auflösung, zu welcher man 100 Gran reinen Malachit genommen, von dem man voraus schon weiß, daß er 37,5 Gran Kupfer enthält, mit regulinischem Kupfer gehörig behandelt, so wird man finden, daß sich darin, wenn auch nicht ganz genau, doch sehr nahe so viel Kupfer auflöst, als im Malachit enthalten ist. Würde sich merklich weniger auflösen, so wäre es ein Beweis, daß der Malachit nicht rein war.“

Ueber Dachdeckung mit Eisenblech.

Von

Georg Mayer,

Eigenthümer des Fabels Brunnthal bei München.

Im Sommer 1839 ließ ich ein neues zweistöckiges Gebäude von 120' Länge und 31' Breite nach der vom Königl. Obergberg- und Salinenrathe, Herrn Ritter v. Wolf in München angegebenen Methode mit Eisenblech eindecken, und will gegenwärtig, den vielfachen Aufforderungen nachzukommen, die Resultate bekannt machen.

Das Satteldach, unter einem Winkel von 132°, giebt mit dem Vorstuf auf jeder Seite, bei einer Sparrenlänge von 18' eine Fläche von 4352 □'.

Dazu wurden verbraucht 960 ganze Bleche zu 3' 3" lang und 1' 9" breit, dann eben so viele Schienen der nämlichen Länge, weiters 120 □' Blechstreifen, 80 Firstbleche und 70 Eckschienen zur Eindeckung am Firste, endlich 2000 Nägel aus Blech.

Die Kosten für das ebenbesagte Blechmaterial, welches mittelbar durch die k. Eisenniederlage in München vom f. Eisenhüttenamte Hüttenberg bezogen wurde, berechnen sich sammt der Zurechtung in fertigem, nur mehr des Anstreichens und Auflegens bedürftenden Zustande auf 827 fl. 50 kr.

Die weiteren Kosten sind folgende:

Für 2000 Stück Schrauben, ohne den runden Kopf zu 3 1/4" Länge 55 fl. — kr.
für andere Schrauben 1 fl. — kr.
für 2000 Blech-Schraubenunterlegplattl 4 fl. 10 kr.
für 2000 Wellentuchplattl " 2 fl. — kr.
für 80 Sattel- oder Eckschienen, Arbeitslohn a 9 kr. 12 fl. — kr.
für 84 Pfd. Zink und Kleinstück, zur Farbe, womit die Bleche und Schienen auf jeder Seite zweimal angestrichen wurden . 25 fl. — kr.

Arbeitslöhne für Farbenbereitung, Anstreichen, Trocknen etc. 24 fl. — kr.
Arbeitslöhne für das Auflegen oder Eindecken der Bleche 12 fl. — kr.
Da im nächsten Sommer das Dach oben noch zum Drittenmale angestrichen wird, so ist hier für Farbe und Arbeitslohn zusammen der vierte Theil von den angegebenen Kosten zu rechnen mit 12 fl. 15 kr.

Summa 975 fl. 15 kr.

Demnach kommt ein Quadratfuß einfacher Dachdeckung auf 13 fr. 1 1/3 fl. dl.

Zu den besondern hierunter nicht begriffenen Kosten gehört eine Schlosserrechnung für einen beweglichen Deckel auf eine Oeffnung von 4 □', durch welche man auf das Dach gelangen kann, zu 8 fl. 12 kr.

Dann für 8 Aufstiegsröhren für die bis unter das Dach gemauerten russischen Kamine, zu 31 fl. 25 kr.

Die Verschallung mit Holz Brettern zu 1 1/2" Dicke kostet zu beiden Dachflächen per 4352 □' sammt Material und Arbeit 90 fl.

Zur vollständigen Beurtheilung des Kostenpunktes über die Deckung mit Eisenblech im Gegenhalt mit Ziegelpfatten wird folgende Bemerkung dienlich seyn:

Würde das ganze Dach mit Ziegelpfatten gedeckt worden seyn, so hätten die Mehrkosten wegen stärkerer Konstruktion des Dachstuhles, dann der in diesem Falle nöthig gewesenenen Kiehlbalken und Schwellen betragen, wenigstens 150 fl.

Die Beschlagung des Dachstuhles mit Latten, 6" weit auseinander, sammt Material und Arbeit 60 fl.

Zu 120 Ziegelpfatten auf die Quadratklaster wären erforderlich gewesen 14520 Stück, per Tausend 20 fl. 290 fl. 24 kr.

Das Auflegen des Dachzenges und die Deckung des Dachfirstes würde gekostet haben, zu 12 kr. pr. Kl-

sammt Material und Arbeit ic. 30 fl.
 Das inwendige Verstreichen der Zugen sammt Ma-
 terial 32 fl.
 Die acht Ramine höher zu mauern 60 fl.
 Mehrkosten für höhere Schieß- oder Giebelmauern 20 fl.

Das Endresultat giebt demnach zu erkennen, daß in Berücksichtigung sämmtlicher Verhältnisse ein Eisenblech: doch nach der angewendeten Methode nicht noch einmal so viel kostet, als ein Dach aus Ziegelplatten.

Wer über die bewegliche Deckungsart mit Eisenblech nähere Aufschlüsse wünscht, findet solche in dem Kunst- und Gewerbeblatt des polytechnischen Vereins für Bayern, Jahrgang 1832, Heft VII. S. 542—552, und wer ein ähnliches Dach bauen will, möge sich an den Hrn. Schlossermeister Schörg jun. in München wenden, welcher bei der Deckung des obenbeschriebenen Daches auch beschäftigt war, alle die verschiedenen technischen Vortheile auf eine zweckdienliche Weise anzuwenden versteht, und hinsichtlich seiner Billigkeit auch alle Empfehlung verdient.

Ueber die Dauer des Daches kann wegen Kürze der Zeit dermalen kein Urtheil gefällt werden, nur so viel mag vor der Hand genügen, daß in dem heurigen zwar nicht strengen, aber wegen des öfter abwechselnden Bauens und Wiedergefrierens auf Neubauten gerne nachtheilig einwirkenden Winter sich nicht der mindeste Uebelstand gezeigt hat. Insbesondere hat es nicht eingeregnet und nicht eingeweht; auch jener Nachtheil der Metallblätter, welche sich bei feuchter Luft und Kälte von innen zwischen den Latten mit Reif belegen, der beim Thauwetter dann den Dachboden durchnäßt, hat sich deswegen nicht ergeben können, weil die vollständige Dretterverschöpfung die Dünste der Luft von dem Metalle abhält.

Das Durchrosten der Blechtafeln ist so bald nicht zu befürchten, weil dieselben zuvor gebogen und dann erst mit einem kohlensaurehaltigen Anstrich versehen und

so aufgelegt wurden, während durch eine andere höher wie beim Kupfer übliche Deckmethode die zuvor angestrichenen Bleche auf dem Dache gebogen und übereinander gefolgt, dadurch aber das Abpringen des auf dem Eisenbleche haftenden Zunders und auch theils der Faser, von der Risse dann eine Durchrostung in den Diegeln und somit die Unhaltbarkeit herbeigeführt wurden.

Sollte aber dennoch seiner Zeit hier oder dort eine Oeffnung durch Rost ic. entstehen, so kann bei der bezeichneten und unstreitig bessern Methode jede einzelne Blechtafel ohne alle Schwierigkeit herausgenommen und durch eine andere ersetzt werden.

Ueber den Zustand der Industrie Preußens.

(Aus dem Bulletin de la Société d'Encouragement
 Janvier 1840 p. 33.)

Professor Schubart in Berlin theilt in einem Briefe vom 24. Juli 1839 dem Verwaltungsrathe der Société d'Encouragement in Paris Nachstehendes mit:

I. Im J. 1837 wurden in den preussischen Staaten an mineralischen Erzeugnissen gewonnen:

Steinkohlen . . .	41,573,961 Centner*)
Braunkohlen . . .	10,450,520 "
Eisen	1,943,982 "
Stabeisen	1,141,356 "
Eisenblech	133,573 "
Stahl	103,938 "
Gießstahl	42,463 "
Eisener	24,062 Mark
Kupfer	10,347 Centner
Kupfer verarbeitet	16,148 "

*) Ein preuß. Centner à 110 preuß. Pfund ist = 91,85 oder nahe 91½ bayer. Pf.

Kameral. der Red.

Messing	18,544 Zentner
Zink	215,466 "
Zinkblech	15,636 "
Blei	23,807 "
Werkzeug	10,847 "
Werkzeug	42,739 "
Spiegelglas . . .	1,671 "
Kobalt	8,791 "
Arsenik	3,170 "
Schwefel	456 "
Antimonmetall . .	375 "
Kaun	48,877 "
Eisenvitriol . . .	33,837 "
Kupfervitriol . . .	3,467 "
Kochsalz	44,109 Lasten *).

II. Bezüglich der Rübenzucker-Fabrikation:
Es bestanden während des Winter-Erntes 1838—39 96 Fabriken, welche 140,000 Zentner Rohzucker erzeugt haben. Unter diesen Fabrikanlagen befinden sich die bedeutendsten in der Gegend von Magdeburg. Es sind da allein elf in der nächsten Umgebung der Stadt. Einige Fabriken haben des Tags 150,000 Zentner Rüben verarbeitet. Schuppenbach's Methode hat bis jetzt wenig Theilnahme gefunden; es sind kaum 5 Fabriken, welche sich derselben bedienen. Die Maceration hat wenig Beifall gefunden; die Mehrzahl der Fabriken arbeitet auf freiem Feuer, aber viele bedienen sich auch des Dampfes.

Die Consumption des ausländischen Zuckers beläuft sich bis jetzt in den preussischen Staaten beläufig auf 550,000 Zentner, und mit Hinzurechnung obiger 140,000 Ztr. Rübenzuckers im Ganzen auf 690,000 Ztr. Das Verhältnis des inländischen Zuckers zum ausländischen ist demnach = 1:4. Da Preussen 14,000,000 Einwohner zählt, so treffen auf den Kopf 5,42 Pfund Rohzucker.

*) Eine Last ist = 4000 preuß. Pfundem.

Man hat angefangen, eine kleine Auflage von den Rüben einzunehmen, nämlich 1/2 fr. für den Zentner; es steht aber zu befürchten, daß dieselbe später vermehrt wird.

III. Die sogenannten Dorn'schen Dächer verbreiten sich seit einem Jahre mehr und mehr; es gibt deren zu Berlin jetzt schon mehr als 100, und die königliche Universität wird auch mit einem solchen versehen werden. Auch für die großen Gebäude der Berliner-Potsdamer Eisenbahn-Compagnie hat man sie angewendet, und sie haben sich gut erhalten. Sie erfordern einen leichteren Dachstuhl, haben eine sehr sanfte Neigung, und bieten einen angenehmen Anblick dar. Sie sind viel billiger, als die Bedachungen mit Ziegel oder Zink, und gestatten im Falle einer Feuerbrunst einen leichteren Zugang.

IV. Die Kunst, in Zink zu gießen, nimmt im Allgemeinen zu. Statuen, Vasen, architektonische Vergierungen jeder Art werden in Zink gegossen; so z. B. sind in der äußeren und inneren Verzierung der St. Nikolaus-Kirche zu Potsdam viele Ornamente jetzt in Zink ausgeführt, die man sonst aus Stein gemacht haben würde. Ebenso werden die sehr schadhast gewordenen Kränze aus Stein auf dem Universitäts-Gebäude mit solchen aus Zink vertauscht. Hr. Geyß junior, ehemaliger Bögling des Censur-Instituts, war der Erste, der dem Zink einführte.

V. Seit Kurzem nimmt die Rum-Fabrikation in Berlin sehr zu. Es ist eine neue Fabrik, obgleich noch klein, entstanden, welche ausgezeichnete Produkte liefert. Das Verfahren wird aber geheim gehalten. Viel reiflicher Weingeist, aus Kartoffeln dargestellt, wird über Hamburg nach Frankreich und England ausgeführt, und in das letztgenannte Land auch künstlicher Rum. Die Brantweinzeugung aus Kartoffeln ist bei weitem größer, als die aus Getreide, so daß die für diesen Zweck verwendete Menge von Kartoffeln sich zu der des Getreides dem Volumen nach wie 14 zu 7 ver-

hält. Der bei diesem Industriezweige in Einnahme gebrachte Aufschlag beläuft sich auf 5,000,000 Thaler, und wird nur von dem Raufschquantum, nicht von dem abgezogenen Brantweine gewonnen. Am Ausgebehtesten ist die Brantweinfabrikation in der Provinz Brandenburg. Im Ganzen kann man sie in den preussischen Staaten auf wenigstens 150,000,000 Quart jährlich in Aufschlag bringen, wovon ein Theil als Alkohol und Rum ausgeführt, ein anderer als Brennmaterial, eine große Quantität zur Essigerzeugung gebraucht, das Uebrige aber als Brantwein getrunken wird. Die größte Fabrik dieser Art bezahlt mehr als 23,200 fl. Aufschlag.

Ueber die württembergische Rübenzuckerfabrikation.

Obige Notiz über die preussische Rübenzuckerfabrikation veranlaßt uns hier Folgendes aus dem Allgem. Organ für Handel und Gewerbe Nr. 34 Seite 141 mitzutheilen.

Die Methode, nach welcher die württembergische Zuckerfabrikations-Gesellschaft arbeitet, ist die Schugensachs'sche und hat sich bereits in beiden Fabriken als bewährt erprobt, da sowohl in Züttlingen als in Althausen (die Fabrik in letzterm Orte ist, nach dem übereinstimmenden Zeugnisse von unbefangenen Sachverständigen, eine der schönsten und bestingerichteten in Deutschland) bedeutend mehr Zuckermasse aus den Rüben gewonnen wird, als nach der gewöhnlichen Französischen. Hierdurch ist auch das Uebelwesen und der gute Fortgang des Unternehmens gesichert, ungeachtet der allerdings nachtheiligen Einwirkung des Handelsvertrages mit den Niederlanden. Denn obwohl in Althausen im vorigen Herbst noch nicht genug Rüben geliefert wurden, um die Zinsen aus dieser großartigen Fabrik völlig zu decken, so werden doch, nach der von der Direktion der Generalversammlung mitgetheilten Berechnung, die reichlichen Rübenlieferungen in Zütt-

lingen hintreiben, um nicht nur die Zinsen (zu 5 pCt.) aus dem Gewinne zu zahlen, sondern auch noch zur Zurücklegung eines ansehnlichen Reservefonds. Die Generalversammlung hat einstimmig Direktion und Ausschuß ermächtigt, im Laufe dieses Jahres weitere 10 bis 15 pCt. von den Aktionären einzufordern. Im Herbst dieses Jahres wird der Sitz der Direktion von Karlsruhe nach Stuttgart zurückverlegt, wo auch der Gesellschafts-Ausschuß bleibt. Einige stark theilhaftige badische Aktionäre sind in Direktion und Ausschuß gewählt worden (zusammen 4 unter einer Zahl von 14 Direktions- und Ausschußmitgliedern), um die neuen Organe der Gesellschaft mit ihrer Erfahrung zu unterstützen. Am Tage der Generalversammlung war das erste bedeutende Quantum inländischen Zuckers auf drei Brachtwaggen in Stuttgart eingetroffen.

Die Gesellschaft hatte, wie der Generalversammlung am 11. Januar d. Js. dargelegt wurde, folgende Resultate. Die bisherigen Einschüsse der Aktionäre (70 pCt. des Aktienkapitals) betragen 525,000 fl. Für dieses Kapital sind Trockenhäuser und Fabriken zu Züttlingen, Oberamt Neckarsulm, und zu Althausen, Oberamt Nördlingen, so wie ein Trockenhaus zu Waldsee erbaut, sämtliche Maschinen angeschafft, Grund und Boden erworben und die gelieferten Rüben bezahlt worden. In der letzten Zeit hat die Gesellschaft einen Vertrag auf 3 Millionen Stück Ror abgeschlossen, welche ihr zu 1 fl. 40 kr. das Tausend geliefert werden. Im laufenden Jahre darf man auch im Oberland auf eine große Rübenlieferung rechnen, da die Landwirthe und Bauern überall einsehen, daß die Kunkelrübe der vortheilhafteste Anbau ist. Im Durchschnitt liefert der Morgen Landes, wenn die gehörige Sorgfalt auf den Anbau verwendet wird, 200 Centner Rüben; bei Aekern, welche kleinere Güterbesitzer mit besonderer Aufmerksamkeit behandeln, hat man bei der letzten Aernte schon Erträge von 300 bis 400 Centnern auf den Morgen geholt. Da nun die Gesellschaft (neben besondern Prämien für den Rüben-

bau) den Centner mit 30 kr. bezahlt, so kann jeder Landwirth leicht berechnen, daß weder Dinkel noch irgend eine andere Frucht so gut rentirt. Daß diese Thatsache immer allgemeiner anerkannt wird, beweist der Umstand, daß nicht nur im Unterlande bereits dieses Jahr viele Rüben gebaut wurden, und im Oberlande die Bauern bei der Ablieferung ihr Bedauern ausdrücken, nicht schon früher mehr Feld mit Rüben bebaut zu haben, sondern daß in beiden Gegenden des Landes die Gemeinden wetteifern, der Gesellschaft die günstigsten Bedingungen für Anlegung von Trockenhäusern anzubieten.

Eisenproduction in Kärnthén und Eisenschweißung mittelst Braunkohle.

(Aus dem Allgem. Organ für Handel und Gewerbe
Nr. 18 S. 74.)

Die steigende Wichtigkeit der Eisenbahnen macht auch unser erstes Landesprodukt, das Eisen, zu einem Gegenstande des erhöhten Verkehrs und zu einer wahren Lebensquelle für die Wohlthat des Landes. Die Brüder v. Rosshorn haben zu Prevali ein sogenanntes Eisen-Puddling- und Walzwerk angelegt, wo Eisenbahn-Schienen erzeugt werden, und das durch seine Großartigkeit jedem Beschauer Staunen abzwängt. Die Wasserräder haben zum Theil 22 Fuß Höhe und 20 Fuß Breite, die Schwingenräder ein Gewicht von 120 bis 160 Zentnern. In der Hütte selbst werden an hundert Arbeiter beschäftigt, in den Steinkohlenwerken über achtzig Knappen. Die Gewerkschaft ist nämlich auf Braunkohle concessionirt, welche in der Monarchie zum erstenmal als ausschließlicher Brennstoff zur Eisengießerei verwendet wird, und durch die Beharrlichkeit der Versuche des Hrn. August v. Rosshorn ein Resultat gewährt hat, welches bei dem zunehmenden Holzmangel ein wahres Glück für die Provinz genannt

werden muß. Man konnte früher durchaus die Schweißhütte für das Eisen damit nicht erzielen, und auch zu Gerating in Belgien worden mit aus Dalmatien gebrachte Braunkohle vergebliche Versuche gemacht. Prevali erzeugte schon im Jahre 1838 34,000 Zentner Schienen für die Ferdinand-Nordbahn, jedoch aus sogenannten Zappeln, und im Jahre 1838 abermals 25,000 Zentner, jedoch größtentheils aus Klammeln, das heißt, aus Eisentafeln, wovon mehrere Stücke zusammengelegt und geschweißt werden, was durch zweckmäßige Umgestaltung der englischen Klammeln nun auch mittelst der Braunkohle möglich ward. So ist die hochwichtige Aufgabe des Eisenschweiß-Processes durch diesen weit verbreiteten Brennstoff vollständig gelöst. Da unsere Provinz, so wie Steyermark, auf Jahrtausende mit Eisenerz versehen sind, so kann dadurch, bei dem steigenden Eisenbahn-Verbrauch, die Kobleisen-Erzeugung bedeutend gesteigert und die Holzkohle zur Schmelzung der Erze verwendet werden. Während nun die Schienen als Hauptartikel des Eisenwesens am Platze sind, herrscht hier und da noch immer Vorliebe für englische Erzeugnisse; allein bei der Nordbahn zeigen z. B. die gemachten Erfahrungen von dem Umgrunde dieser Ansicht. Sowohl die Schienen, als Karren und Maschinen-Verstandtheile aus hiesigem Eisen haben gezeigt, daß dasselbe eines weit größeren Widerstandes fähig ist, dabei auch bei geringeren Gewichte dieselben Dienste bei gleicher Dauerhaftigkeit leistet. Nach den gemachten Erfahrungen ist die Dauer der englischen Schienen nicht länger, als auf 8–10 Jahre anzuklagen, dagegen jene aus Steinerndorfer oder Kärnthenschem Eisen bei gleicher Stärke auf 30 Jahre angenommen werden darf. Auch können die unbrauchbaren englischen Schienen, als schlechtes altes Eisen, kaum für den Werth von 2 fl. C. M. per Zentner, die inländischen aber, als gutes geschweißtes Eisen, mit 6 fl. C. M. angenommen werden.

Der Gewerbeverein in Wien

hat, nach Berichten vom 20. Febr., bereits im Ständischen Saale die erste Monats-Sitzung gehalten. Hr. Kais. Hof. der Erzherzog Johann, der Fürst Metternich und der oberste Kanzler, Graf Mittrowsky, haben die Wahl zu Ehren-Mitglieder angenommen. Der Verein zählt jetzt 550 Teilnehmer, und die bisher eingegangenen Beiträge weisen ein Stammkapital von 25,000 fl. und eine jährliche Einnahme von 9000 fl. E. M. aus. Die Beitritts-Erklärungen sind

jedoch fortwährend im Wachsen. Die Vorstandsliste hat der Graf Colloredo-Mannsfeld angenommen, und als dessen Stellvertreter wurden der k. k. Regierungsrath und Professor Rudler und der Banquier Ludwig Perletrauerstein bestimmt. Die ersten in den verschiedenen Sektionen gehaltenen Vorträge waren sehr interessant, und erzeugten, namentlich auf Seite der gelehrten Mitglieder, volle Anerkennung der Bildung unsers Fabrik- und Handelsstandes. Die Bibliothek wird am 23. März eröffnet werden.

Gemeinnützige Mittheilungen und Bekanntmachungen.

Beiträge zur Verbesserung des Feuerungswesens von Florian Cloeter.

(Fortsetzung.)

Bei der Rede von den Heizeinrichtungen ländlicher Wohnungen hätten wir von der Einrichtung eines ständigen Kochherdes zu sprechen, weil man in manchen Gegenden unsers Vaterlandes doch länger dabei bleiben wird, gewisse Speisen, an welche nach bisheriger Hausordnung das Geseinde gewöhnt ist, auf dem Herde zu bereiten. Allein es wird ohnedies nöthig, über die Einrichtung der Kochherde überhaupt später zu reden, und bei dieser Gelegenheit kann über den Herd ländlicher Wohnungen mit weniger Worten gründlich gesprochen werden. Andererseits wäre über die Räucher-Kammern, welche der Landmann nöthig hat, zu verhandeln; aber auch darüber kann, als von einem Bedürfnisse auch anderer Haushaltungen, zweckmäßiger unten Untersuchungen gepflogen werden. Ueber die Einrichtungen

zum Trocknen und Dörren wird ferner eine weitläufigere Abhandlung, für welche der Raum dieser Blätter zu enge ist, schon früher besonders abgedruckt^{*)}. Endlich wäre noch zum Besten der Landleute über die Einrichtung der Backöfen, zugleich auch als über einen der wichtigsten Theile der Feuerungen überhaupt, zu reden; jedoch auch dieser Artikel kann nicht so kurz abgethan werden, daß dabei der Raum, welchen unsere Zeitschrift diesem Zwecke verschaffen kann, auch hinreichte, noch andere ebenso wichtige Gegenstände dieses Zweiges zu besprechen. Deshalb muß die Abhandlung darüber ebenfalls besonders abgedruckt werden und wird demnächst im Buchhandel erscheinen.

Nach diesem Allen glaube ich nunmehr, auf die Heizeinrichtungen übergehen zu müssen, welche Erwärmung der Gemächer vorzugsweise zum Zwecke haben, und also: über die Zimmerheißöfen zu sprechen.

*) Unter dem Titel: „Trocknen und Dörren,“ in den Buchhandlungen zu haben.

Wenn wir einen Blick auf die Literatur werfen, so begegnen wir einem Heere von Schriften und Schriftchen, welche die verschiedenartigsten Formen von Oefen, jedesmal als allerbeste Erfindung, anpreisen. In der Wirklichkeit aber finden wir die mannigfaltigsten Formen auch versucht und ausgeführt und zwar theils zur Zufriedenheit, theils zur Unzufriedenheit der Besitzer.

Nun möchte man fragen: welche Form ist denn eigentlich die beste? — Auf diese Frage stellen wir als Antwort den Satz auf:

Auf die äußere Form kommt bei Zimmeröfen nicht sehr viel an und es läßt sich beinahe jeder, der für das Zimmer nicht zu klein ist, durch veränderte innere Einrichtung gut machen!

Die wenigen Beschränkungen, unter welchen dieser Satz zu nehmen ist, wollen wir weiter unten bezeichnen. Seine große Wichtigkeit springt leicht in die Augen. Wenn er nämlich als wahr erwiesen ist, so werden bedeutende Summen erspart werden, welche man sonst auf unnütze Veränderungen verwenden würde, und dann ist dadurch auch bei Construction neuer Oefen vielmehr Freiheit für die Erdbauart der Formen und für die Anpassung an die Localität gegeben.

Um in der Sache klar zu werden, ist notwendig, den ganzen Vorgang der Zimmerheizung ins Auge zu fassen und zu zerlegen.

Wie überall bei Feuerungen, geschieht auch die Sache hier in zwei Hauptmomente: nämlich

I. Gewinnen,

II. Benützen der Wärme.

I. Zum Gewinnen der Wärme dient die Verbrennung der Brennstoffe. Daß ein Brennstoff (Holz, Torf oder Kohle davon, Kohziegel oder irgend ein Stof aus dem Pflanzenreiche, dann Braunkohle oder Steinkohlen) zum Brennen und Verbrennen kommen könne, ist nöthig,

daß er A. selbst erpicht werde und

B. taugliche Lust erhalten könne.

A. Es brennt z. B. ein Holzspahn nicht eher, als bis man ihn anzündet. Man zündet ihn an, indem man ihn mit Feuer zusammenbringt und es scheint sich schon die Flamme mitzutheilen; allein dem ist nicht so. — Wenn man nämlich Holz recht heiß macht, auch ohne daß es von der Flamme oder Gluth berührt werden kann, so fängt es ebenfalls an, zu brennen. Dieß wird auch aus der bekannten Art ersichtlich, auf welche Weise sich Feuer anmachen. Man muß also erst Wärme haben um Brennstoffe in Brand zu setzen.

Aber es gehört auch fortwährend Wärme dazu, wenn sie fortbrennen sollen. Wenn ein Spahn z. B. fortbrennt, so geschieht es, indem der brennende Theil dem zunächst aufstehenden Wärme zukommen läßt. Wärs man stoch auf den brennenden Theil, wodurch er erkaltet wird, so lösch die Flamme aus. Eben so kann man eine brennende Kerze ausblasen. Wenn ein Stück brennendes Holz allein liegt, lösch es leicht aus, liegen aber mehrere so beisamen, daß sie sich gegenseitig erwärmen, brennen sie lieber und schneller. Bei Stücken von Torf, Steins und andern Kohlen ist es der nämliche Fall. Dabei ist als besonders wichtig zu bemerken, daß die Brennstoffe desto vollkommener verbrennen, je heißer sie sind. Gleichgroßes Maß von gleichem und gleichrochem Holze z. B. kann das eine Mal mehr Wärme von sich geben, als das andere Mal. Wird z. B. irgend ein Ofen, welcher kalt war, angeheizt, so brennt erst das Feuer langsam, gibt viel Rauch bei trüber und kleiner Flamme, aber verhältnißmäßig weniger Wärme. Je mehr aber der Ofen in die Hitze kommt, desto schneller brennt das Holz bei weniger Rauch, desto heller und größer wird die Flamme und desto mehr Hitze wird entwickelt. Es wird z. B. ein schon heißer Backofen mit einem oder einem Paare Holzschitten ganz mit Flamme erfüllt, während den noch kalten viele brennende Holzstücke nicht mit Flamme erfüllen. Am Hafnerofen, am Ziegelofen, selbst an jedem Hausofen ist die nämliche Beobachtung zu machen.

Daraus folgt die wichtige Regel:

- 1) Man lege den Brennstoff in einen Raum, welcher bald heiß wird und seinerseits den Brennstoff recht erhitzt!

Wenn wir nur mit Holz, oder Tockföhlen oder präparirten Steinföhlen (coacs) feuern könnten, wäre in dieser Hinsicht wohl nichts weiter hinzuzufügen. Diese Kohlen geben nämlich nur sehr wenig Flamme. Wir hätten dann bei Verbrennung nur auf den Raum zu sehen, wo der Brennstoff liegt. Aber wir haben es mit Brennstoffen zu thun, welche viel Flamme geben können und dürfen dieses nicht übersehen. Wir müssen fragen, was die Natur der Flamme sey und wie man sie zweckmäßig behandeln müsse? Die Beobachtung führt uns darauf*). Wenn Holz zc. brennt, so erglüht es und leuchtet. Auch in der Flamme brennt noch etwas, und glüht und leuchtet. Ein Theil nämlich des Stoffes, der in dem Holze zc. fest war, verbrennt nicht sogleich an demselben, sondern verwandelt sich durch die Verhigung in Luft, welche aber auch brennbar, und, wenn sie verbrennt, noch viele Wärme abzugeben im Stande ist. Diese brennbare Luft mag aber gleich dem Holze zc. nur dann brennen, wenn sie heiß genug ist, sobald sie die Hitze verliert, hört sie auf, zu brennen und geht fort, ohne ihre Wärme abzugeben. Hält man z. B. ein feines Drahtsieb über die Flamme einer Kerze, so sieht man unter dem Siebe die Flamme; oberhalb desselben ist sie aber wie abgeschnitten, so lange das Sieb kalt ist und der, aus dem Richte aufsteigenden, brennbaren Luft ihre Wärme nimmt, die sie zum Verbrennen nöthig hätte. Wenn aber endlich das Sieb heiß genug wird, scheint die Flamme durch das Sieb zu dringen und steigt höher empor. Es hat andertheils wohl Mancher eine brennende Kerze bemerkt, wel-

che vernachlässigt im Leuchter nicht aufgeschoben worden, und, bis in die Röhre desselben hinein, niedergebrannt war. Man sieht, daß sie von unten herauf bis oben hinaus eine lange Flamme aufsteigen läßt. Warum dieses? Weil die brennbare Luft, welche aus der unten brennenden Kerze durch den heißgewordenen Schlauch des Leuchters aufsteigt, heiß genug bleibt, um fortzubrennen. Wenn das Licht frei brennt, wird sie bald erkaltet und verflücht allmählig von Rüssen noch Jansen, woher sich eine Kerzenflamme oben ausplüht.

Wer die Flamme in den Oefen beobachtet will, kann daselbe bemerken. So lange die Theile des Ofens, wohin der Zug geht, noch nicht heiß genug sind, wird das Feuer eine kurze Flamme geben, wenn aber diese Theile heißer werden, verlängert sich die Flamme immer mehr, weil die brennbare Luft, welche aus dem Holze aufsteigt, heiß genug bleibt, um zu verbrennen zu können. Wenn der Häfner seinen Ofen, das davorstehende Gefäß und den Kamin durch anhaltendes Heizen genugsam erhitzt hat, so schlägt endlich die Flamme zum Kamine heraus.

Noch eine Bemerkung! — Wenn man ein Feuer an eine Wand schürt, so scheint die Flamme anfangs die Wände zu fliehen. Später aber, wenn die Wand heiß wird, legt sich die Flamme enge an die Wand und wird viel höher, als vorher und dies um so viel auffallender, je weiter hinaus sich die Wand erhitzt*). Wie

*) Anfangs hängt wohl eine Luftschicht, von der Wand angezogen, an ihr an, und indem sie sich nicht bewegt, leitet sie die Flamme von der Wand ab. Dief aber nur sehr kurze Zeit. Natürlich muß diese Luftschicht bald erwärmt und in Bewegung gesetzt werden. Allein diese Bewegung wird nicht sehr schnell, weil diese Luft ihre Wärme schnell an die kalte Wand abgibt, und dadurch zum Aufsteigen träger wird. Heißer bleibt noch die Luft, welche etwas fern von der Wand aufsteigt, und daher schneller im Aufsteigen. Die Flamme zieht also diesem schnelleren Zuge nach, und scheint nach die

*) Man wolle vergehen, daß ich hier manche Kunstausdrücke in die Sprache des gemeinen Lebens zu übersezen suchte, und dabei z. B. Kohlenwasserstoff und Kohlenoxyd mit Einem Namen bezeichnete zc.

wollen also die Bemerkung festhalten, daß die Flamme an einer erhigten Fläche gerne hinfleht und sich an solcher verlängert, daß also dadurch die Verheerung der brennbaren Luft, welche aus dem Feuer aufsteigt, beschleunigt werden kann, oder selten daraus die fernere Regel ab:

- 2) Man lasse, wenn man mit Brennstoffen heizt, welche Flamme geben können, die aus denselben aufsteigende, noch brennbare, Luft an Flächen hinströmen, welche sich bald erhitzen.

B. Man ist nothwendig weiter davon zu reden, wie die Luft zugeführt werde, welche zum Brennen nöthig ist.

Als tauglich dazu erscheint die gewöhnliche Luft, welche uns umgibt und die wir atmosphärische nennen. Wo ihr ist bekanntlich wohl nur ohngefähr der fünfte Theil zum Verheeren günstig; aber wie haben kein leichtes Mittel, den tauglichen Theil vom untauglichen zu trennen und sind genöthigt, beide miteinander dem heißen Brennstoffe zuzulassen. Eine unvollständige Verheerung entsteht:

a) wenn nicht genug Luft zum Brennstoffe zugelassen wird. Dieser Mangel kann den ganzen Brennstoff treffen oder es kann seyn, daß nur einzelne Theile desselben an Luft Mangel haben, während andere im Ueberflusse damit versorgt sind oder mit andern Worten, daß die Luft nicht zu allen Theilen des Brennstoffs gehörig gelangen kann. Ein Feuer, das nicht genug Luft empfängt, brennt trübe und langsam mit viel Rauch und wenig Hitze. In jeder Stelle eines Feuers, wo die Flamme trübe ist und sich dabei die

Kohlen verhältnißmäßig lange halten, ist kein gehöriger Luftzufluß. Wo aber der Brennstoff sich nur verfoßt und schwärzt, da fehlt es ganz daran.

Nach die brennbare Luft, welche aus dem heißen Brennstoffe aufsteigt, muß noch taugliche gewöhnliche (atmosphärische) Luft haben, wenn sie als Flamme brennen soll. Wo es ihr an solcher mangelt, verkürzt sich die Flamme, nachdem sie trübe geworden ist.

Man kann die Luft dem Feuer von den Seiten zulassen, wie es geschieht, wenn solches auf der Erde oder einem Herde brennt. Aber dies soll man nur thun, wenn man verhindert ist, die Luft von unten zuzulassen. Es legt sich nämlich auf den Boden des Feuerplatzes alsbald Asche u. dgl. auf, und, indem dadurch der Brennstoff eingehüllt wird, ist ihm zugleich der Zutritt der Luft abgesperrt. Deshwegen macht man lieber den Boden des Feuerplatzes so durchbrochen, daß Asche u. dgl. hindurchfallen und durch die nämlichen Oeffnungen genugsam Luft zum Brennstoffe in allen seinen Theilen gelangen kann und nennt solche Vorrichtung — Roß.

Man kann allerdings die (atmosphärische) Luft, welche die obengenannte brennbare Luft zum Verheeren nöthig hat, ihr durch besondere Oeffnungen zulassen; allein nur in Oefen, wo sehr hohe Hitze entwickelt wird, ist dies zulässig, in gewöhnlichen Hausöfen ist es ein sehr schädlicher Fehler. Die brennbare Luft muß nämlich dann selbst sehr heiß seyn, wenn sie nicht durch die zugeführte Kälte so weit entwärmt werden sollte, daß sie nicht mehr brennen mag.

So wie es beim Brennstoffe erforderlich war, daß er von tauglicher Luft in allen Theilen gehörig berührt werde, so ist es bei der brennbaren Luft nöthig, daß sie in allen Theilen mit gewöhnlicher Luft gehörig gemengt werde. Wenn man, wie oben berührt, auf die Flamme einer Kerze ein Sieb hält, so sieht man, daß diese innenwärtig hoch ist und nur eine dünne brennende Oberfläche hat. Im Innern ist wohl brennbare Luft, und sie wäre auch heiß genug, aber sie kann nicht zum Verbrennen kommen, weil zu ihr keine gewöhn-

Wand zu fliehen, bis später die Wand heiß geworden, und die nachherliche Luft nicht mehr in dem Maße, wie früher, entweichen kann. Dann wird die Strömung nicht an der Wand die schnellere, weil diejenige, welche früher schneller war und dort die Flamme emporführte, ihre Wärme jetzt leichter als jene verlieren kann. Nun scheint die Flamme von der Wand angezogen zu werden.

liche Luft bringen kann. Betrachtet man die Flamme in Oefen, so bemerkt man öfters sogenannte Flammenzungen neben einander hinziehen. Diese sind auch inwendig heiß und es zieht in ihnen brennbare Luft, zwischen ihnen aber gewöhnliche Luft^{*)}. Es kann also dann die brennbare Luft nicht vollständig zur Verbrennung kommen, obgleich taugliche Luft in der Flamme sich genug vorfindet, aber so, daß sie sich nicht in allen ihren Theilen dermaßen können. Man muß also beide gehörig unter einander zu mengen suchen. Dies geschieht für unsern Zweck am Besten dadurch, daß man die gewöhnliche Luft, welche man für die brennbare nöthig hat, nirgends anders, als durch die Rostöffnungen und von da durch den aufgeschichteten Brennstoff einziehen läßt. Man muß also dazu einen Rost haben, welcher nicht gerüstet ist, als daß er vom entzündeten Brennstoff ganz bedeckt werden kann. Kann man aber keinen Rost anbringen, muß man die Flamme an entgegenstehende heisse Flächen anstoßen lassen, damit die verschiedenen Luftarten unter einander gebracht werden.

b) Obgleich nicht selten die Meinung besteht, daß ein Feuer nicht zuviel Zug der (atmosphärischen) Luft bekommen könne, so werden wir doch bei näherer Prüfung diese Ansicht für irrig finden. Nur ein bestimmtes Maas Luft ist jedes Mal zum Brennen der festen Brennstoffe und der daraus entwickelten brennbaren Luft nöthig. — Wenn dieses Maas überschritten ist, so bleibt im Feuer gewöhnliche Luft übrig, welche nicht genügt werden kann.

Schon deshalb wird ein solcher Ueberfluß an Luft schädlich, weil sie Wärme aufnimmt, welche ihr nachher nicht ganz wieder genommen werden kann.

Aber auch die Verbrennung wird dadurch gestört. Wenn das Aufströmen der Luft sehr heftig wird, so wird schon das Brennen der Brennstoffe durch Erkalten beeinträchtigt und sie können sogar ganz kalt gelassen

werden (wie beim Ausblasen eines Lichtes). In gewöhnlichen Oefen kommt jedoch dieses gar große Uebermaas nicht leicht vor. Im Gegentheil findet man, daß die Brennstoffe sich im raschen Luftzuge schnell verzehren. Aber man schließe daraus noch nicht auf eine gute Verbrennung flammender Brennstoffe, als Holz, Torf, Stein, Braunkohlen u. Man gebe sich nur die Mühe, ein Feuer zu beobachten, dem man nach Belieben Luft zulassen kann. Wenn man das Maas erreicht hat, mit dem die Flamme heisse geworden und der Rauch in und über ihr verschwunden ist und sie sich merklich verlangsamt, wo sie in einem sanften Schüßeln aufwallt, ohne Zungen zu bilden, durch und durch aus Feuer zu bestehen scheint; und man gibt von da an mehr Luft, so werden sich Zungen zu bilden anfangen und die Flamme wird wieder kürzer. — Bei immer mehr Luft steigern sich diese Erscheinungen so, daß die Flamme immer niedriger wird, lumer wilder dabei flackert und sich Funken im Zuge zeigen; bis endlich bei immer weitem Steigern des Zugs der Brennstoff ohne Flamme nur noch zu glühen scheint. Bildet man auf die entwickelte Hitze acht, so wird man sehen, daß bei gleichem Verbrauche an Brennstoff von dem Zeitpunkte an, wo die Flamme schon weiß, saust und hoch war, sich die Hitze immer mehr vermindert.

Man sieht daraus, daß zu viel Luft im Feuer besonders das Brennen der brennbaren Gase verhindert, und muß solches Uebermaas zu vermindern suchen^{*)}.

Es folgt die weitere Regel:

*) Wer sich im Kleinen überzeugen will, der nehme eine brennende Argand'sche Lampe zur Hand. Man kann bestreiten den Leistung durch Zudecken des gläsernen Cylinders nach Belieben mindern. Wenn man aber auf diesen Cylinders noch eine Röhre aufsetzt, so vermehrt man den Zug. Man wird ein Maas finden, bei welchem die Lampe am schönsten brennt, und unter welchem sie trübe und rauchig wird, über welchen sie aber immer mehr flackert und sich verleinert und endlich gar erlischt.

*) Freilich dabei auch Kohlensäure mit Wasserdampf aus der Verbrennung.

3) Die Luft muß zur Verbrennung im rechten Maasse und in rechter Vertheilung zugeführt werden.

Vorerst darf man wohl nicht erwarten, in gewöhnlichen Hausöfen eine ganz vollkommene Verbrennung zu erzielen, weil wie darin schon eine Einzelungstrefsen werden, durch welche die brennbare Luft dem Ofen und der Dauer noch genugsam erhitzt und innig genug mit atmosphärischer Luft gemengt werde. Aber wir müssen suchen, uns möglichst mit unsern Vorrichtungen der Vollkommenheit zu nähern.

Wenn unser Feuer keinen Rauch mehr geben und der Zug aus demselben nicht mehr schwärzen würde, so wären wir dem Ziele nahe. (Fortf. folgt.)

Ueber das Madiaböl.

Das Madiaböl wird aus den Samen einer in Chili gebauenen Oelpflanze — der *Madia sativa* — gewonnen, und von den Reisenden als vortreffliches Speiseföl gerühmt. Die Pflanze, welche schon seit vielen Jahren in den botanischen Gärten gekannt ist, wurde in neuerer Zeit zuerst von dem Hrn. Oberpostgärtner Voss in Stuttgart aus Samen gezogen, und zwar mit so gutem Erfolge, daß bald von mehreren Oestreichern Würtemberg's und Badens der Anbau derselben gefördert wurde, und in kurzer Zeit der Preis des Samens von 4 fl. 22½ Kr. auf 30 Kr. pr. Pfund herabsank. Bei uns haben sich, so viel uns bekannt geworden ist, die Oestreicher Hr. Katsi zu Münchshofen im bayerischen Walde und Hr. Zikentscher zu Buchhof bei Straubing mit dem Anbau der neuen Oelpflanze im vorigen Jahre beschäftigt.

*) Gerichtet würde es nur dann seyn, wenn auch kein Kohlenwasserstoff in minimo und kein Kohlenoxyd im Zuge zu finden wäre, sondern nur Wasserdämpfe, Kohlenäure, Stickstoff, &c.

Diese Pflanze gehört zu den Spingeneffen, hat einen doppelten Reich, wovon der äussere 8 bis 10blättrig und länger als der innere ist, einen nackten Fruchtboden, ohne Fiedelröhre. Die Blätter sind gestielt, etwas gegraut, linien-lanzettförmig und sitzen reichlich an dem markigen 1½ bis 2 Fuß hohen Stengel. Die Blumen stehen zu 6 bis 8 doldenartig, sind gelb; und die Fruchtboden enthalten bis zu 15 schwarzgraue längliche Körner, aus denen das Oel gewonnen wird. Die Pflanze, besonders die Blütenbolde, ist im frischen Zustande mit einer klebrigen, starkleichenen Feuchtigkeit bedeckt, wodurch das Einsammeln der Pflanze bei feuchter oder nasser Witterung erschwert werden mag. Der Ertrag von einem württembergischen Morgen von 38.000 Quadratfuß beträgt sich je nach Beschaffenheit des Bodens und dem Stande der Pflanzen auf 4 bis 7½ Schöffel Samen, der Schöffel wiegt 194 bis 200 Pfund, woraus 38 bis 64 Pfund Oel, kalt und warm geschlagen, gewonnen werden**).

Was die Natur des Oeles selbst anbelangt, theilen wir hier wörtlich die briefliche Notiz mit, welche uns von Hrn. Prof. Dr. Speck in Wien hierüber zugekommen ist:

*) Allgemeines Organ für Handel und Gewerbe. Wien 1839 No. 19 S. 80.

**) Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in der Königl. preuss. Staaten. XIXte Lieferung. Berlin 1839. S. 193.
Landwirtschaftliches Wochenblatt für das Großherzogthum Baden. Karlsruhe 1839. S. 49. 227-235. 248-315.

1 Württemberg. Fuß = 127,00 alt Pariser Linien
1 Bayerischer „ = 129,38 „ „ „
1 Würtemb. Schöffel = 8934,41 alt. Par. Kub.-Zoll
1 Bayerisch. „ = 11209,58 „ „ „
10 Würtemb. Schöffel sind nahe 8 bayer. Schöffel.
1 Würtemb. Pfund = 467,724 Gramm
1 Bayerisch. „ = 560,000 „

Xumert. d. Reb.

Das Nadiabl besteht im unraffinierten Zustande eine bräunliche Farbe, ist dickflüssig, hat einen eigenthümlichen Geschmack, und setzt in der Ruhe einen schleimigen Bodensatz ab, brennt mit stark russender Flamme. Es ist trocknend, und gibt einen gut austrocknenden, durchsichtigen, sehr empfehlenswerthen Firniß. 100 Grammen Nadiabl mit 2 Grammen Weiglätte gekocht, geben einen sehr guten Firniß. Das Nadiabl ist schwer verseifbar; in den ersten 12 Stunden mit Aetznatronlauge gekocht, schwamm es unverbunden an der Oberfläche der Lauge, am zweiten Tage erlangte die Lauge eine Consistenz wie dünner Tischerleim, und zeigte noch unverbundenes Oel, erst am dritten Tage ward das Oel ganz verseift; der Seifenstein aber, war nicht consistent, sondern dünn, nun setzte man Kochsalz zu, und so schied sich die Seife erst vollkommen aus. Die Verseifung des Nadiabls verläuft sich genau wie jene des Leinöls. Die Nadiablseife ist graugelb, wird selbst nach 8 Tagen noch nicht hart, schäumt aber gut beim Waschen, ist vollkommen in Wasser löslich.

Zum Behufe der Raffinirung sind 500 Grammen Nadiabl mit 5 Grammen concentrirter Schwefelsäure durch 6 Stunden geschüttelt worden, es entwickelte sich bei dieser Operation ein ätherischer Geruch, das Oel war dünnflüssig und blaugrün, des andern Morgens ward das Oel mit weiteren 2 Grammen conc. Schwefelsäure geschüttelt, nach 12 Stunden aber mit öfter erneuertem heissem Wasser gewaschen, das gewaschene Oel filtrirt. Das filtrirte Oel wog 470 Grammen, es ergab sich daher bei dieser Operation ein Verlust von 6 Procent. Das raffinierte Oel ist gelblich, dünnflüssig, trocknend, ein Strich im Monat September, mit diesem Oele auf die Glascheibe gezeichnet, war am vierten Tage vollkommen ausgetrocknet, daher wäre dieses Oel vorzugsweise zu Firnissen geeignet, und in dieser Beziehung dem Leinöle vorzuziehen, da das Nadiabl beim Austrocknen ein beinahe farbloses Häutchen zurückläßt.

In den Verhandlungen des Vereins zur Beförde-

rung des Gartenbaues in den Königl. preuss. Staaten 2gte Lieferung, Berlin 1839, pag. 194 wird das Nadiabl als nichttrocknend zum Einfetten von Wollen, Maschinen etc. empfohlen. Nach meinen Versuchen ist das Nadiabl trocknend. Die Verschiedenheit dieser Angaben mag daher rühren, daß feisch gepreßtes Nadiabl erst nach 10 bis 15 Tagen austrocknet, je nach der Jahreszeit, als man den Versuch anstellte. Ein Strich mit 3 Wochen altem Nadiabl trocknete im September in vier Tagen aus; dagegen ward ein Strich mit feisch gepreßtem Nadiabl am 28. Nov. v. J. gezeichnet, selbst am 8. December noch nicht vollkommen trocken. Vom Nadiabl gilt übrigens, was von den übrigen trocknenden Oelen, je älter sie werden, um so besser trocknen sie aus.

Mittel, eiserne Klammern bei Bauten gegen Rost zu schützen.

Die Römer pflegten bekanntlich bei größeren Bauwerken die Quadersteine einer jeden Schicht durch starke eiserne Klammern miteinander zu verbinden, wodurch die an den neuern Mauerverken bemerkbaren Risse vermieden werden. Da sich jedoch das Eisen an der Luft und noch mehr unter der Erde und an feuchten Orten sehr leicht oxydirt, und da hierdurch der Nutzen der Klammern in kurzer Zeit nützlich geworden seyn würde, so überzog man die Klammern mit einer dicken Bleischicht, auf welche die Feuchtigkeit und die Luft nur geringen Einfluß ausübten. Von der Wirksamkeit dieses Verfahrens überzeugte man sich neuerdings durch

*) Während des Druckes vorstehenden Aufsatzes erschien eine sehr interessante Mittheilung von den bisher gemachten Erfahrungen über den Nadiablbau, in *Nice's Wochenblatt für Land- und Hauswirthschaft* Nr. 1840 Nr. 4 und 5, worauf wir hiermit aufmerksam machen. Ann. d. Bd.

Nachgrabungen, welche man zu Moltans, in der Nähe der Ueberreste einer römischen Wasserleitung anstellte, welche unter dem Namen des „Ponte des arches“ den Alterthumsforschern bekannt ist. Man grub hierbei nämlich mehrere vollkommen vieredig behauene Steine, von denen jeder wenigstens einen Centner wog, aus, und fand sie sämmtlich mittelst eiserner, mit Blei überzogener Klammern vereinigt und so fest incurulirt, daß sie nur durch Anwendung von Schießpulver getrennt werden konnten. Das Eisen zeigte sich hierbei durch das Blei selbst nach Ablauf von 18 Jahrhunderten gut erhalten. (Hepphäts 1839 Heft 1.)

Weberfchlichte aus Kartoffelsäcke.

Diese wird aus einer Lösung von 2 Th. Kupfervitriol i. 125 Th. Wasser gemacht, die man auf 54° R. erhitzt; dann 35 Th. Kartoffelsäcke und 55 Th. Wasser von 26° R. einrührt und $\frac{1}{2}$ Stunde unter Umrühren kocht. Der Zusatz des Kupfervitriols ist wesentlich, da er das Schimmeln verhindert, dem sonst die mit Kartoffelsäcke geschichteten Zeuge beim Liegen unterworfen sind. (Hepphäts 1839 Heft 5.)

Schwarzer Farbenanstrich zu hölzernen Tafeln.

Die Wandtafeln in den Schulen findet man gewöhnlich mit schwarzer Oelfarbe und Bernsteinfirnis angestrichen, worauf, da solche glatt und glänzend sind, mit weißer Kreide nicht gut sich schreiben und zeichnen läßt. Folgende Mischung gibt eine faustraube Fläche, worauf die Kreide sehr leicht zeichnet: Man nimmt gleich schwer gestoßenen Vinslein und Zinnigroth,reibt dieses auf einem Reibsteine mit Terpentinöl, gut gestotteten Leinöl und etwas Bernsteinfirnis recht fein, und setzt so viel Klebkrux zu, bis die Farbe hinlänglich schwarz ist. Hiermit streicht man die Tafel (welche erst mit dunkelgrauer Oelfarbe angestrichen wird) an, und vertheilt den Anstrich mit einem Dachspüßel. Die schwarze Farbe muß mit Terpentinöl so inager gemacht

werden, daß sie nach der Trocknung nicht glänzt, sondern matt erscheint. Der Anstrich trocknet schnell und wird recht hart. (Hepphäts 1839 Heft 6.)

Literatur.

Beiträge zur physikalisch-technologischen Kenntniß des Holzes rücksichtlich des Schwindens und Gewichtsverlustes durch Lufttrocknung und Verkohlung, so wie rücksichtlich der specifischen Schwere als Holz und Kohle, abgeleitet aus einem mit vierundvierzig einheimischen Holzarten ausgeführten Versuche von Ferdinand Klein, Königl. bayer. Kevierförster zu Mauth in Niederbayern. Erfurt, in Commission bei Hennings u. Dopf. 1838.

Diese Schrift enthält die Resultate von Versuchen über 44 Holzarten in 8 Tabellen, als über Alter, Zuwachs und Gewichtsverhältnisse der Hölzer und Kohlen; Schwinden und Verringernwerden des Holzes durch Lufttrocknung; Schwinden und Verringernwerden des Holzes durch Verkohlung; Kohlenausbringen dem Volumen, der Masse und dem Gewichte nach; Rangfolge der Holzarten nach dem Produkte der specifischen Schwere der Kohlen und des Wasserausbringens an Kohlen von trockenem Holze; die zu 100 Cubitfuß Kohlen räumlich erforderliche Holzmasse; Procentverhältnisse der Kläfte des trocknen Holzes und der Kohlen zu den respectiven Umfängen; Maas- und Gewichtsgößen sämmtlicher Probehölzer und der daraus geschwellten Kohlen, als Schlüssel zu den vorhergehenden Beilagen.

Wir können diese Schrift allen Lesern unserer Zeitschrift wegen des Reichthums des Inhaltes und der Neuheit der Beobachtungen unbedingt empfehlen; besonders wird sie dem bayerischen Gewerbsmann, dem eine nähere Kenntniß der Eigenschaften des Holzes notwendig ist, um so willkommen seyn, als alle Resultate in bayerischen Maassen und Gewichts-Verhältnissen gegeben sind.

Bekanntmachung von Privilegien-Beschreibungen.

Beschreibung und Zeichnung einiger Erfindungen und Verbesserungen in Lampen-Einrichtungen,

worauf Karl Jakob Marold, Spängler und Lampenfabrikant in München am 6. November 1836 ein Privilegium auf drei Jahre sich erteilen ließ.

I. Die Windlampe, resp. der Windbrenner.

Dieser Cylinder (Brenner), welcher dem stärksten Winde nicht weicht, gewährt den Vortheil, daß man, um einen offenen, dem Luftzuge ausgelegten Raum zu erleuchten, in welchem die gewöhnlichen ausgelöscht werden, keiner Laterne bedarf, welche die Beleuchtung vertheuert. Ferner ist ein großer Vortheil dieser Lampen, daß man bei öfteren Vorkommnissen des Schmelzens, auf kurze Zeit andauernden Bedarfs die Lampe in jede Localität ohne Rücksicht placiren kann und nicht nöthig hat, eine Laterne mit Lampe, die des Jahres nur einige Male gebraucht würde, anzuschaffen, und welche, die längste Zeit unbenutzt, sogar öfteres den Platz verperret. Der Kosten einer solchen Lampe ist gegen eine Laterne, von der häufig noch eine gefällige, kostspielige Form verlangt wird, äußerst geringe. Welche Inbequemlichkeit, eine Lampe in einer Laterne, zumal einer mehrzeimigen mit sich führt, ist so bekannt, daß es wohl kaum erwähnt zu werden braucht.

Dieser Brenner bedarf keiner eignen Lampe, sondern kann an jede, sogar an alte angelöscht werden, was für seine Anwendung spricht. Die Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit dieser Windbrenner hat sich ein ganzes Jahr hindurch bewährt durch Anwendung an zwei von mir erfundenen und gefertigten achtzeimigen Lämpen im neuen Königsbau daphier, wo selbe in der großen Einsicht aufgehängt sind und schon im Jahre 1835

dem stärksten Winde angelegt, ununterbrochen fortbrannten, während dort eine andere Lampe fast augenblicklich ausgelöscht ward.

Die Bestandtheile eines solchen Windbrenners sind folgende: a b c d ist ein Kamla aus zwei Theilen, von Messing feuerfest gearbeitet; der obere Theil a b ist mittelst drei kleiner Stützen aus Eisenblech s t mit dem untern c d verbunden; der untere selbst besteht aus zwei Theilen, dem oberen w x y z und dem untern c d e f, welche wieder durch drei ebenblechene Stützen x x verbunden sind. e f ist ein oben cylindrisches, unten ausgedachtetes weißes Glas, an dessen unterem Halse n'a' ein messingener Keil fest sitzt, durch welchen selbes mit dem Karnisch l m, welcher beweglich ist, verbunden wird. Dieser Karnisch steckt mit seinem innenwärtigen cylindrischen Fortsatze in dem ebenfalls oben cylindrischen Rand des Anlaufes n n n, in welchem er sich leicht bewegen läßt. An diesen Anlauf schließt mittelst zweier Haken i' i' ein anderer n o n o an, und bildet mit erstem eine Eingliederung und unten d e o o eine Schwaale. Innerhalb des Glases e f befindet sich auf einem gewöhnlichen messingen Brenner p q ein gewöhnliches, doch etwas längeres Lampenglas g h i k, welches bis an das Oberteil des Kamines reicht, während das äußere Glas nur bis an das Unterteil desselben geht und ebenfals weißes Glas ist. An der sogenannten Krone des inneren Brenners p q befindet sich ein längliches Ringelchen a'', in welchem ein Haden a', der an dem Karnisch l m fest sitzt, eingestift und bewirkt, daß, sobald der Karnisch bewegt wird, die Krone sich mit bewegt und folglich der Dochtträger und mit diesem der Docht auf und nieder steigt.

v r ist die Zuleitungsröhre für das Oel, welche auf die gewöhnliche Weise in den inneren Cylinder mündet.

Beim Gebrauche begiebt sich die Luft zwischen

beide Gläser herab, speiset die Flamme in's und auswendig, und geht durch das innere gewöhnliche wieder davon; damit aber die gute und die verdorbene Luft sich nicht miteinander vermischen, ist der Kamin aus drei Theilen bestehend konstruirt, hindert aber zugleich, daß starke Windstöße nachtheilig auf die Flamme wirken können. Es kostete mich viele Versuche, bis das Resultat meinen Erwartungen entsprach. Die obliegenden Zeichnungen (Außers und Durchschnitt) stellen den Brenner deutlich dar.

II. Der zerlegbare Brenner.

1. Dieser Brenner ist die höchste Vollendung desjenigen, was man bisher einzeln von selten verlangt oder gefertigt hatte, in einem vereinigt, und dürfte, wenn gleich theurer, doch eine allgemeine Anwendung finden. Man hatte bisher mit Recht an den Brennern der Lampen getadelt, daß dieselben während des Brennens, wo sie warm werden (nicht nur von Domsitten, sondern auch von anderen Personen, die leicht reizbare Haut an der Hand besitzen) berührt werden müssen, um den Docht niedriger zu stellen, welches durch Umbredung der Gallerie der Krone oder des Glasalters geschieht. Vortzügliche Klagen hierüber äußerten die Damen.

2. War bisher die Reinigung der Brenner immer ein schwerliches, unvollkommenes Geschäft, und wurde deswegen sehr häufig vernachlässigt. Dieses kann auch bei diesem Brenner vollkommen bewerkstelliget werden, indem dieselbe so zerlegbar ist, daß man alle Theile derselben vor sich legen und reinigen kann.

3. Eine wesentliche Bedingung des guten Brennens einer Lampe ist das Lampenglas, und vorzüglich die Wirkung auf die Flamme äußert die Höhe des Punktes, in welchem dasselbe sich verengt oder einen Abß bildet. Da es nun eine leider längst bekannte Thatsache ist, daß man diese Gläser aus den Glasblüthen auf eine so unvollkommene, bei jeder Kieferung in der Form

abweichende Art erhält, und deswegen nicht mit Sicherheit auf eine solche Flamme rechnen kann, indem man öfters gezwungen ist, beim Zerspringen eines Glases ein anderes aufzusuchen, das nun bald einen höhern oder niedern Abß hat, je nachdem eben einem das Schicksal eines in die Hand führte, so wird ein Brenner dieser Art diesem Uebel abhelfen, indem ich eine Schraube, die den Luftzug nicht hindert, an dem Glashalter anbrachte, durch welche man das Glas höher und niedriger stellen kann.

4. Eine fernere Beschwerde entstand dadurch, daß die Löcher für den inneren Luftzug der Flamme, der durch das Tropfgefäß geht, gewöhnlich an der Eingliederung desselben angebracht sind, und beim Auslegen des Tropfgefäßes eine Uneinheitlichkeit verursacht, indem man dadurch nicht versichert ist, die Oeffnung des Oelgefäßes, welches zur Aufnahme desselben bestimmt ist, zu treffen. Dieser Unbequemlichkeit ist dadurch bei diesem Brenner gesteuert, daß die Oeffnung für den Luftzug hier oben angebracht ist, auf der Seite sich gar keine Löcher befinden, auch, da selbe den ganzen oberen Theil der Tropfchale einnimmt, leichter zu reinigen ist.

Dieser Brenner, welcher in beiliegender Zeichnung im Aufrisse nach der wirklichen, im Durchschnitte aber in der doppelten Größe gezeichnet ist, besteht aus folgenden Theilen: Aus dem äußeren Rohre cd cd, einem Glashalter h'h', der an einer aus dünnem Messingblech gefertigten Schraubenmutter tu tu fest sitzt. Die innere Schraube tv tv, die länger und ebenso gefertigt ist, sitzt an dem äußeren Collenderohre tv tv fest, so daß, wenn man den Glashalter rechts oder links bewegt, selber auf oder nieder steigt und in jeder Höhe stehen bleibt, wodurch die Verlängerung oder Verkürzung des Glasbogens bewirkt werden kann. In dem äußersten Rohre cd steht ein anderes bewegliches ef ef, welches bis zum Punkte gh herabsteigt und an welchem ein Kronrad gh befestigt ist. In dieses greift ein Getriebe ik ein, welches, um den Ausfluß des Oeles zu verhindern, durch eine Lederhülle no no,

welche durch eine Schraube verschlossen ist, geht. Um das Getriebe leicht bewegen zu können, steckt auf dem Stifte desselben ein Knopf 11 mm, der durch einen quer durchgesteckten Stift festgehalten wird. In dem Collabierrohre e f sind Löcher eingebohrt, welche die Communication mit der Zuleitungsrohre z z für das Oel erleichtern.

Innerhalb dieser beiden Cylinder steht ein dritter, der wie gewöhnlich für den Dochtträger x den Schraubengang enthält, und unterscheidet sich von diesem dadurch, daß er mittelst einer an ihn festgemachten Schraube h' c', deren vorderer Anzapf, auf einen im Anzapf p q befindlichen Federling drückend, dem Oele den Ausgang versperrt. Unten an dieser Schraube befindet sich eine zweite größere f' f', welche bestimmt ist, das Tropfgefäß i' i' i' k' aufzunehmen; in diesem Gewinde ist ein Einschnitt g', durch welchen man, um den ganzen Cylinder herauszuschrauben, ein Eisenmesser stecken und so bewirken kann. Die Mutter der Schraube im Tropfgefäß i k ist ein Ring q s, der nur mittelst drei Stützen l' l' an denselben angelagert wird und so der Luft freien Eintritt gestattet. An dem zweiten Cylinder e f befindet sich nach innen gekehrt ein etwas vorstehender Falsch ww, über welchem die beiden Stifte m' m' sich schieben lassen. Nimmt man nun den Drahtdraht ab, schiebt den Dochtträger x über den inneren Cylinder a' a' so, daß seine Borte n' in den Schraubengang, die Stifte m' m' über den langen Falsch w kommen, und bewegt den Knopf 11 mm, so steigt selber auf oder nieder. Da nun aber der Knopf weit von der Flamme entfernt ist, so wird selber kaum warm, ist daher für die zartesten Finger nicht empfindlich. Um das Ganze zu zerlegen, schiebt man mittelst einer Gabel oder Stricknadel den kleinen Stift o' aus dem Knopf heraus, nimmt selber ab, schraubt das Tropfgefäß ab, den inneren Cylinder heraus, und drückt von außen das Getriebe nach innen, nimmt es, so wie den zweiten Cylinder heraus und reinigt alles, dann kann man mit einer runden Drahtbürste sogar in das

Zuleitungsrohr fahren und selber reinigen. Die Vortheile, die ein solcher Brenner gewährt, spritzen von selbst leicht in die Augen.

III. Der neue Lampenfüß: Trichter.

Die Klagen über Oelverschüttung und Ueberfüßung der Lampen sind so allgemein, daß ich mich entschloß, diesem Uebel durch einen eigens hiesu construirten Trichter abzuwehren; Indessen war dieß doch mit manchen Schwierigkeiten verknüpft, die erst beseitigt werden mußten.

In der beiliegenden Zeichnung ist selber in der wirklichen Größe im Aufsatze und Durchschnitte dargestellt. ab ab ist die Schale, welche zur Aufnahme des Oeles dient; cd cd das Rohr, durch welches selber abfließt, im Innern eine messingene konische Kapsel, die abgedreht und eingeschliffen ist, und enthält innen ein umgekehrtes Kegelfüß p, welches als äußerer Theil eines Kegelfüßes anzusehen ist, dessen innerer Kegel q q an der Luströhre f g befestigt ist und selber aber den Durchgang versattet; oben auf der Luströhre f g befindet sich ein hohler Knopf i h n o, der zwischen i h o unterbrochen und der obere Theil mit dem untern nur an drei Punkten verbunden ist, so daß die Luft ungehindert durchgehen kann. Die Röhre f g geht durch zwei Zählungen u v und u v, welche mittelst drei Stützen s t und a' in der Schale a h und im Rohre cd befestigt sind; h ist ein Anzapf, welcher verhindert, daß die Luströhre zu tief hinabgedrückt werden könne. Das Ventil p q schließt, wenn man die Röhre aufwärts zieht, wasserdicht, ebenso der Kegel im Innern, wenn er in die für ihn bestimmte auf der Lampe befindliche conische Fülle eingesteckt wird, welche deswegen aufgeschliffen werden muß. Will man den Trichter gebrauchen, so steckt man denselben mit dem Kegel im Innern auf das Oelgefäß der Lampe und gießt unbestimmt lang Oel ein; ist die Flasche der Lampe voll, so steigt endlich das Oel in den Trichter heraus und fällt selber an, worauf

man den Knopf heraus zieht. Dadurch nun schließt sich das Ventil und man nimmt selben ab, setzt ihn auf eine andere Lampe oder auf die Oelflasche, in der man selbes aufbewahrt, und läßt durch Abwärtsdrücken des Knopfes dasselbe ablaufen. Dadurch nun, daß der Trichter nicht nebenhin ausfließen läßt, ist alle Beschmutzung entfernt, und man hat den Vortheil, versichert zu seyn, daß die Lampe ganz gefüllt ist; bei Füllung mehrerer Lampen erspart man ungemein an Zeit.

IV. Die neue Oelflasche

Ist bestimmt, um mit Gewisheit sowohl sagen zu können, man habe eine bestimmte Quantität Oel erhalten, oder irgendwo eingegossen, als auch bei der Füllung selbst sehr vortheilhaft, gebraucht zu werden. Es kommt sehr häufig vor, daß man ein Quantum Oeles oder einer anderen Flüssigkeit überzugießen oder bereit zu halten hat, ohne, einer Waage entbehrend, solches beweisehelligen zu können; wohl tritt auch der Fall ein, daß der Eigenthümer durch Böswilligkeit der Verkäufer oder der Diensthoten übervertheilt wird. Diesem Uebelstande nun hilft diese Flasche ab.

a b ist der äußere Theil des sogenannten Stöpsels aus Blech. In diesem befindet sich der aus dem Oertodren selbstgebohrte Holz, auf welchem der Stöpsel steht, in diesem steckt ein dritter Cylinder a' b' a' b'', welcher hineingesteckt werden, oder nicht durchstoßen kann, was drei Wargen verbinden. In demselben ist eine runde Röhre y mittelst sechs Strichen x x x versehen, durch welche die dünne Röhre h' h' des Schwimmers a' e' leicht auf und nieder spielen kann, der ebenfals von Blech, wohl und dicht gearbeitet ist. c d ist der Körper der Flasche, der den Schwimmer enthält und die Flüssigkeit aufnimmt; e f ist die Ausgüßröhre, welche durch eine Korkröhre, die bei h und g angebracht ist, jedoch der Flüssigkeit durch zwei Löcher die Kommunikation erlaubt, und deswegen besonders nützlich ist, weil sie bewirkt, daß selbe bis auf den letzten Tropfen auslaufen könne. m n ist eine Schraubenschraube,

durch die man die Flüssigkeit eingießt, und welche deswegen da ist, um zu verhüten, daß nicht aus Ungelegenheit mehr in die Flasche gegossen werden könne, als das Maximum, was für selbe bestimmt und der Schwimmer anzeigen im Stande ist. t u ist ein Keil, der sich unter der Klammer v w bewegen läßt, auf dem Boden des Stöpsels, und bewirkt, daß die Scala des Schwimmers, so lange man keinen Gebrauch davon machen will, nicht durch das Loch im Deckel aufsteige, sondern niedergehalten wird. Drückt man hingegen den Keil seitwärts, so steigt selber empor und zeigt durch die Probe den Inhalt genau an. i h ist ein Bügel, an dem man die Flasche trägt, und beweglich; o p o p sind zwei, in einem Hornier r bewegliche Handhaben, welche sehr bequem sind, wenn die Flasche bald leer ist. Diese Flasche kann für Wasser, Weingeist &c. und jedes Oel gebraucht werden, da man nur einmal zu wissen braucht, wie viel Gewicht ein Grad der Scala anzeigt.

V. Die Dochtscheere, für Dochte argandischer Lampen.

Man sah seit langer Zeit ein, daß eine gewöhnliche Feinwand- oder Popierscheere beim Abschneiden der runden Dochte sehr mangelhaft sey; deswegen wurden dergleichen mit kurzem Mause, abgetrockneten Grisen n. s. w. gefertigt; allein Alles, was selbe bewirken konnten, bestand darin, daß man höchstens nicht an den Lampenkränzen anstreichte, während es der Verschicklichkeit des Lampendienens und dem guten Glücke überlassen blieb, ob der Docht schon wagrecht abgeschnitten wurde oder nicht, und doch hängt von der oberen Linie, die der Rand des Dochtes bildet, das schöne Brennen der Lampe so viel ab!

Ich habe durch die von mir erfundene Scheere dieser Anforderung vollkommen Genüge geleistet; denn in der schnellsten Zeit, nämlich durch zwei Drucker mit der Hand, ist er vollkommen eben abgeschnitten, u b

ist ein Cylinder von rund und eben gedrehtem gehärtetem Stahle, welcher der inneren Welle des Dochtes entspricht; c d ebenfalls ein Cylinder von beliebigem Metalle, der in die innerste Lufröhre des Lampendruckers paßt und eingesteckt werden kann; g h und g h die Hebelarme der Schere, die bei n mit einer Schraube Niete zusammengehalten werden; e f und e f zwei Keile Segmente aus gehärteten, nach innen scharf abgezogenen Stahlplättchen, die eine Schneide nach Art anderer Scheren besitzen, und sind auf den Hebelarmen g h, die ebenfalls von Stahl oder anderem Metalle sind, gut befestigt. Der Kopf der Niete n ist mit einem aufwärts steigenden Bügel n m l verbunden, der bei p rechtswinklig nach e obwärts steigt und sich da mit dem Cylinder a b verbindet, wie der Grundriß zeigt. Von eben diesem Bügel steigt ein anderer Theil m i obwärts, und trägt zwei Streicher i k i k, zwischen welchen die Hebelarme sich bewegen und auf die bestimmte Stelle zum Schneiden geführt werden; auch sind selbe an den Enden k k verkörpert, damit die Neme nicht aus ihnen heraustreten können. Beim Gebrauche steckt man den Cylinder c d in das innere Lufröhre der Brenner, schraubt den Docht in die Höhe, macht einen Druck, öffnet die Schere wieder, macht eine Vierteldrehung mit der Schere und den zweiten Druck, und der Docht ist eben abgeschnitten.

VI. Das Augenconservations-Glas.

Langs suchte ich mit andern das Bedürfnis, eine Beleuchtung hervorzubringen, die das Uebel des starken und gelben Lichtes gemindert oder ganz entfernt darbieten würde. Bald versuchte ich es mit matten Cylindern oder Kugelläsern, bald mit mehreren Arten grüner Gläser, bis ich im März 1835 auf die Idee kam, den Versuch mit mehreren Nuancen in blauem Glase zu machen; allein mit Zinnis gefärbte Gläser änderten durch die Wärme schnell die Farbe, und die Versuche wurden stets unterbrochen; nicht besser erging

es mir mit Wasserfarben. Nun wollte ich die Probe mit blauem Naturglase machen, allein die Glasblüthen wollten sich nicht gene, am allerwenigsten zur Färbung einzelner Gläser verstehen, daher ich gezwungen war, Quantitäten zu bestellen, und nachdem ich viele Duzende verworfen, mit Zuwartung von drei Vierteljahren auch meine Geduld erprobt hatte (denn was bei den gewöhnlichen Glasmachern über den Horizont eines Oer- oder Douteilenglases hinausgeht, hält schwer zu bekommen), wurde der Erfolg gekrönt durch eine Beleuchtung, die für das Auge so wohlthätig wirkt, daß man, wenn ein anderes Glas schnell oder die Lampe selbst gewechselt wird, nicht glaubt, es ausfinden zu können. Diese angenehme und die Augen gut erhaltende Lichtgattung kann durch zweierlei Glas erhalten werden: 1. Durch Anwendung eines blauen Lampenglases oder eines blauen Glasfugels, oder 2. durch ein blaues Glas wie auf dem Windlampenbrenner.

Zur deutlichen Bezeichnung der Farbe lege ich zwei Stücken Glas vom helleren und vom dunkleren bei.

Ich habe mich überzeugt, daß diese Beleuchtung den Augen sehr zuträglich sey und daß sie nicht nur für diejenigen, welche anhaltende Beschäftigungen des Abends vorzunehmen haben, sondern sich auch zur angenehmen Beleuchtung von großen Räumen eignet.

B e s c h r e i b u n g

des

Versfahrens die Bretter zu den Resonanzböden für die musikalischen Instrumente, als Klaviere, Flügel, Orgeln u. dgl. zu behandeln, wodurch denselben eine erhöhte Schönheit und Reinheit des Tones durch Schneiden auf einer eigens hiezu angefertigten Säge zu verfertigen.

Von

Johann Segl, Sägmüller von Hohenau; worauf sich derselbe am 19. Oktober 1836 ein Patent ertheilen ließ.

— — — — —

Als Besitzer eines Anwesens der sogenannten Sägmühle bei Hohenau, königl. Landgerichts Wolfsteln, wobei ich nebst der Mahlmühle auch eine große Schneidsäge besitze, hatte ich, wenn ich mir in den Wald Sägböcke zu meiner Sägmühle holte um bearbeitete, oft Gelegenheit, mich von der Art der Verarbeitung der Resonanzboden-Bretter zu überzeugen, wobei das Spalten des Holzes angewendet wird.

Ich machte dabei die Beobachtung, daß bei diesem Spalten viel Holz unnütz verloren gehe und die Arbeit nur langsam zu Stande gebracht wird, und fiel auf den Gedanken, ob denn diese Bretter nicht durch eine Schneidsäge mit weniger Verlust des Holzes und mit schnellerer Bearbeitung, dann zugleich zweckmäßiger hervorgebracht werden könnten, und durch viele angewandte Mühe, Ersparungen und Proben gelang es mir endlich, das erwünschte Resultat zu erhalten, welches nun in Folgendem besteht.

I.

Daß das taugliche Holz zu den Resonanzbodenbrettern in den Wäldern gesucht werden, und zwar in hinterleitigen möglichst von der Sonne nicht beschienenen Gegenden,

weil das Holz in von der Sonne beschienenen Gegenden schneller wächst, und der jäherlichen Anwuchse nicht so viele und seine enthalte, als es die Bäume enthalten, welche möglichst im Schatten aufwachsen; selbst die Seite des Stammes, welche der Sonne zugewendet ist, hat das Holz schon nicht mehr so fein, sondern schon weit und grobähriger.

Daß hiezu nur die größten, ältesten (je älter das Holz, desto mehr und feiner sind die Jahre) und ganz gerade aufwachsende Stämme gebraucht werden können, versteht sich von selbst, wie auch, daß das Holz nur im Winter und zur Zeit, wo es ganz außer Saft ist, gesäht wird.

Ich finde das zu Resonanzböden taugliche Holz in den Bezirken der königl. Forstämter Wolfsteln, und vorzüglich Schönberg in der Gegend zwischen den Bergen Rachel und Fusen, wo außerordentlich viel Schnee anfällt.

II.

Hat man einen Baum gefunden, welcher taugliches Holz verspricht, so wird das Brauchbare, gewöhnlich vom Erdstamme weg, herausgeschritten, denn nur höchst wunder selten gleicht der ganze Stamm ein zu Resonanzbodenbrettern taugliches Holz; das übrige Holz wird zu Scheitern auf die Trift nach Poßau verwendet.

III.

Das Brauchbare wird sodann auf 6 bis 7 Schuh lange Böcke meines Ortes Mäsel genannt, bergschritten und in vier Theile gespalten, und sodann zur Säge gebracht, welche eigens hiezu angefertigt wird, und welche 4 bis 6 ganz feine Schneidblätter enthalte, die ganz genau senkrecht stehen müssen.

IV.

Die 4 Mäseln müssen so genau auf die Sämaschneide geteilt werden, daß der Schnitt ganz viereckig, gerade über die Holzjahre durchgeht, weshalb beständige

Auslicht gepflogen werden muß, damit der Schnitt immer gerade über die Jähre geht.

Die Bretter werden auf diese Art 6 — 7 Schuh lang, 5 — 15 Zoll breit, je nachdem es die $\frac{1}{2}$ Musel giebt, und $\frac{1}{2}$ Zoll dick geschnitten.

V.

Ist es durchaus notwendig, daß eine jede $\frac{1}{2}$ Musel mit einem eigenen Nummern versehen wird, damit die Bretter, wie sie in der Natur beisammen waren, bei der Fabrication der Instrumente auch wieder zusammen kommen.

Aber auch jedes Brett von einer Musel muß seinen fortlaufenden Nummer erhalten, damit auch dieselben von dem Fabricanten und Verarbeiter des Instrumentes wieder so zusammen gebracht werden können, wie sie nach der Natur in der Musel beisammen waren.

Das anliegende Musterrück bezeichnet die Art der Nummerierung.

VI.

Nachdem die Bretter nach geheimer Art auf der Erde geschnitten sind, werden sie anfangs an der Luft und Sonne getrocknet, und darnach in eine geheizte Dörrenstube gebracht, wo sie erst vollends ausgetrocknet und darnach gehobelt und rein zugerichtet werden.

VII.

Endlich werden sie, gewöhnlich zu 4 Schoden oder 240 Stücken, je nachdem mehr oder weniger von 3 bis 4 Museln abfallen, in 6 — 7 Schuh lange und 2 Schuh breite und hohe Kisten muselweise verpackt, damit sie nicht vermischt und bei den Transporten von aller Nässe und anderem Unfalle gesichert sind.

Dieses ist die neue, von mir erfundene, eigenthümliche Art der Anfertigung der Resonanzbodenbretter, und diese eigenthümliche Art zur Bereitung solcher Bretter gewähret die Vortheile:

- 1) werden durch das Schneiden aus dem nämlichen Block wenigstens noch so viel Bretter genommen, als durch das gewöhnliche Spalten; denn der Spalt geht nur höchst selten ganz gerade, wo sodann erst durch das Keilmesser die Geradheit heringebracht werden muß, welches aber nur dann geschehen kann, wenn das abgespaltene Holz Brett noch dick genug ist, um auf einer Seite die Vertiefung und auf der andern Seite die Erhöhung herauszubringen; ist dieses nicht der Fall, ist das Brett hierzu nicht dick genug, so ist solches durch den Spalt geworren oder Brett verloren. —
- 2) Ist dabei außerordentlich an Zeit gewonnen, denn in der nämlichen Zeit, in welcher durch Spalten 1 Schod oder 60 Stücke erzielt werden, erzielt es wenigstens 3 und 4 mal soviel durch das Schneiden.
- 3) Durch das Nummeriren der Musel und der Bretter gewinnt das Instrument an Vollkommenheit, denn der Ton muß nothwendig reiner ausfallen, wenn die nämlichen Holzstücke von dem Instrument-Fabricanten wieder zusammen gebracht und gefertigt werden, welche schon nach der Natur Johshunderte hindurch beisammen waren; ohne Nummeriren der Musel und der Bretter aber, kann diese, die Instrumente vervollkommende, Art nicht geschehen.
- 4) Das Verpacken in Kisten statt des bloßen Zusammenbindens und offnenen Verfahrens auf Wagen und Land, obre auf Schiffen zu Wasser, sichert die Bretter vor aller Nässe und anderen Unfällen, und liefert sie dem Instrumentenmacher rein und trocken in die Hände.

B e s c h r e i b u n g d e r

von Simon Wolffing, Parfumeur, Fabrikant und Destillateur zu Würzburg entdeckte Wagenschmiere, welche die Englische wohl entbehren läßt;

worauf sich derselbe am 30. Juli 1836 ein Privilegium auf vier Jahre ertheilen ließ.

Ihre Vorzüge sind:

- 1) Sie bleibt viel länger als die gewöhnliche im Zahnen an den Achsen haften, weil ihr Schmelzpunkt erst mit 34 Grad Reaumur eintritt;
- 2) Weil im Schmieren von ihr nichts abtrifft und verloren geht, wie bei der gewöhnlichen;
- 3) weil sie ungeachtet ihrer vorzüglichen Qualität und äußersten Oekonomie, dennoch wohlfeilern Preises als die gewöhnliche und die gepriesene englische ist;
- 4) selbst bei längeren schnellen Zahnen keine Reibung und Entzündung zu befürchten ist.

Die wesentlichen Bestandtheile dieser Wagenschmiere sind:

(Colipot) oder Fichtenharz weißes	100 Pfd.
Schweinfett	25 "
Wachs	6½ "
Wasserkei*)	30 "

Diese Artikel zusammen in einen Keßel geschmolzen und recht untereinander gerührt.

Zu bemerken ist: das Wachs muß zuerst geschmolzen werden, weil solches eine härtere Consistenz hat,

*) Schwefel: Wolschbin oder Graphit?

Anmerk. der Red.

wie die andern Artikel, und dadurch zu verhindern, daß die Masse nur zum Schmelzen und nicht zum Kochen kommt.

Bekanntmachung,

die öffentliche Ausstellung der Industrie- und Gewerbe-
Erzeugnisse sämmtlicher Kreise des Königreiches
für das Jahr 1840 betr.

Ministerium des Innern.

Seine Majestät der König haben zu bestimmen geruht, daß die nächste öffentliche Ausstellung der Industrie- und Gewerbe-Erzeugnisse sämmtlicher Kreise des Königreichs in Nürnberg statt finden, am 23. August 1840 beginnen, und am 25. September 1840 geschlossen werden soll.

Zum Vollzuge der dießfälligen Allerhöchsten Anordnung werden auf den Grund der Allerhöchsten Verordnung vom 16. August 1830 (Regierungsblatt Seite 1053) folgende Bestimmungen bekannt gemacht:

I.

Die Industrie-Ausstellung von 1840 hat die Aufgabe, ein möglichst vollständiges Bild des Zustandes der vaterländischen Industrie und der Leistungen der inländischen Fabriken und Gewerbe zu geben. Wärend daher zu eigentlichen Kunstwerken gesteigerte Gewerbe-Erzeugnisse und Proben besonderer Geschicklichkeit und außerordentlicher Anstrengung nicht ausgeschlossen sind, erscheint es doch in Rücksicht auf den Hauptzweck der Anstalt vor Allem als erwünschlich, aus allen Zweigen der Fabrication und des Handwerks vorzugsweise gute marktgängige Produkte, wie sie fortlaufend erzeugt und verkauft werden, ausgestellt zu sehen, insbesondere, wenn dieselben vor andern durch Neuheit im Gange,

durch Schönheit der Form, durch Güte und Vollendung der Arbeit, durch Verbesserungen in der Methode der Erzeugung, durch Anwendung neuer oder wohlfeilerer Stoffe, durch den Gebrauch neuer oder verbesserter Maschinen und Werkzeuge, durch die Masse, in der sie erzeugt werden, oder durch relativ niedrige Preise sich auszeichnen und damit eine höhere Wichtigkeit für den Handel schon behaupten oder zu erringen suchen.

II.

Erwerbsbedingungen aus dem Gebiete der bildenden Künste, sowie die nur zur Erprobung des Fleißes der Schüler in den technischen Lehranstalten, Schullehrer-Seminarien und weiblichen Arbeits-Schulen gefertigten Erzeugnisse sind für diese Ausstellung nicht geeignet, sondern den hierfür bestehenden besondern Kunstausstellungen und Jahres-Prüfungen vorbehalten.

Ausgeschlossen bleiben: chemische Produkte, die freiwilliger Entzündung unterliegen, und Gegenstände, die sich, ohne zu verderben, nicht wohl aufbewahren lassen.

Von selbst wird kein Gewerbetreibender Exemplare und Proben einbringen wollen, welche bereits auf früheren Ausstellungen gewesen sind.

III.

Jedem Industrie- und Gewerbezweige sind eigene Auszeichnungen ausschließlich zugewiesen, die in goldenen, silbernen, eisenen Medaillen und in Belohnungen bestehen. Die vorzüglichsten Leistungen des einen Gewerbs sind daher des Preises versichert, ohne durch die gleich vorzüglichen Erzeugnisse eines andern verdrängt zu werden. Unter den Leistungen desselben Gewerbs entscheiden die oben (I.) angeführten Momente über den Vorzug. Die Preiseinspänger erlangen, wie bisher, das Recht, von den erhaltenen Auszeichnungen auf ihren Schilden, Preiscoupons und Ähnlichkeiten ausdrückliche Erwähnung zu thun. —

IV.

Aussteller, welche bereits auf einer der beiden letzten Ausstellungen für dieselbe Produktion ausgezeichnet wurden, mit der sie auch in der nächsten auftreten, erhalten, wenn sie keine Fortschritte nachweisen, nicht neue Preise, sondern die Erklärung fortdauernde Würdigkeit für die früher empfangenen. Zeigen sie Verbesserungen ihrer Leistungen, so können sie nach Umständen höhere Preise oder die Erklärung erhöhter Würdigkeit für den früher erhaltenen Preis erlangen. Bei der früher empfangenen goldenen Belohnungsmünze ist diese letztere Form der Anerkennung immer zu beobachten.

V.

Damit der Zweck einer vollständigen Darlegung der Industrie jedes Kreises mit Entfaltung der zur Ausstellung nicht geeigneten Erzeugnisse desto sicherer erreicht, und zugleich das Geschäft des Empfangs und der Ausstellung der Industrie-Erzeugnisse in Nürnberg vereinfacht und erleichtert werde, wird am Orte jeder Kreisregierung für den betreffenden Regierungsbezirk eine Kreiscommission für die allgemeine Industrie-Ausstellung ernannt, deren Aufgabe es ist, auf der einen Seite durch freundliche Beachtung und Ermunterung der Gewerbetreibenden alle Zweige der Industrie des Kreises in der Ausstellung zur Anschauung zu bringen, auf der andern aber auch über die Zulassung der Produkte zur Ausstellung zu entscheiden und sämmtliche zugelassene Produkte in einer gemeinsamen Sendung an die Ausstellungs-Commission in Nürnberg einzufördern.

VI.

An diese Commission (für Mittelranken) besteht selbe in Nürnberg selbst, und zwar in einem Ausschusse der Central-Industrie-Ausstellungs-Commission) werden bis zu einem von jeder Kreisregierung besonders bekannt zu machenden Termine alle für die Ausstellung bestimmten Gegenstände eingereicht. Ausnahmeweise kann die Commission unter besonderen Umständen die

recte Abscheidung zur Ausstellung gestatten. — Jedem Produkte, und insofern mehrere Stücke ein Paket bilden, auch diesem wird Name und Wohnort des Erzeugers, der Polizei- und Regierungsbezirk, das Fabrikzeichen und der Preis im Einzelverkauf, deutlich geschrieben, in einer Weise beigelegt, daß sich die Aufschrift beim Ein- und Auspacken nicht leicht ablöst. Ueber sämmtliche angebotene Gegenstände wird ein doppeltes Verzeichniß beigelegt, eine genaue Beschreibung derselben nach Zahl, Maß, Gewicht, Stoff, Art, Gebrauch etc., Detailspreis und Fabrikpreis enthaltend. Zugleich wird von der Einsicht der Gewerbetreibenden mit Vertrauen erwartet, daß sie der Commission alle Aufschlüsse über den Umfang und Zustand ihrer Geschäfte mittheilen werden, welche dazu dienen können, ihre eigenen Leistungen in's Licht zu setzen und ein möglichst vollständiges Bild von der Industrie des Kreises zu entwerfen.

VII.

Die Kosten und Gefahr der Einsendung der Produkte an die Kreis-Commission trägt der Aussteller, und in gleicher Weise die Zurücknahme der von dieser zurückgewiesenen Gegenstände. —

Die Kosten und Gefahr der Sendung sämmtlicher Produkte des Kreises vom Sitz der Kreisregierung bis Nürnberg werden aus den hierfür verfügbar gestellten öffentlichen Fonds bestritten. Für die Wahrung der Produkte gegen Beschädigung während der Ausstellung, so wie für deren Rückgabe am Schluß derselben an den Aussteller oder einen von ihm ernannten Bevollmächtigten wird gesorgt. Unterläßt es der Aussteller während der nächsten vierzehn Tage nach dem Schluß der Ausstellung, seine Produkte entweder selbst oder durch einen Bevollmächtigten zurückzunehmen, so hört die Haftung auf und die Produkte werden einem Speiteur übergeben, um sie dem Aussteller auf seine Kosten und Gefahr zuzusenden. Es würde dem Gemeinwohl der Ausstellenden Ehre machen und ihre Achtung für die so wichtige technische Ausbildung der vaterländischen

Jugend bekräftigen, wenn sie Proben und Muster, die oft kaum die Zurücksendung lohnen, am Schluß der Ausstellung der polytechnischen Schule in Nürnberg zur Begründung einer Sammlung vaterländischer Gewerbs-Produkte für den Unterricht überlassen wollten.

VIII.

Ausgestellte Gegenstände können während der Ausstellung (falls der Aussteller hierzu Auftrag gibt) zu den angeetzten Detailspreisen verkauft werden; sie müssen aber bis zum Schluß der Ausstellung liegen bleiben.

IX.

Jeder auch nicht zu einer Auszeichnung gelaugte Aussteller kann auf Verlangen ein auf den Anspruch der Central-Commission sich gründendes Zeugniß über die Zahl und Beschaffenheit der von ihm ausgestellten Erzeugnisse erhalten.

X.

Die näheren Anordnungen bleiben der Central-Commission vorbehalten und werden durch die Kreis-Intelligenzblätter zur allgemeinen Kenntniß gebracht werden.

XI.

Gegenwärtige Bekanntmachung ist in die Kreis-Intelligenzblätter aller Regierungsbezirke, dann in sämtliche Lokals- und Wochenblätter einzurücken, und die Kreis-Commissionen und Districts-Polizeibehörden haben noch besonders dafür zu sorgen, daß sie allen Gewerbetreibenden bekannt werde, deren Theilnahme an der Ausstellung zu erwarten ist.

München den 5. März 1840.

Auf Seiner Königlichen Majestät Allerhöchsten Befehl.

v. Abel.

Durch den Minister
der General-Secretäre:
Fr. v. Kobell.

P r i v i l e g i e n

wurden ertheilt:

dem charakteristen Königl. bayer. Hauptmann St. Symon von Carnerville in München auf Einführung einer von Fr. W. A. De; Maurel in Lyon erfundenen Pflasterungs-Methode und Bereitung eines eigenen Pflasterungs-Materiales unterm 1. September 1839 auf 8 Jahre;

(Reg. Bl. 1839 Nr. 49 ddto. 11. December.)

dem Gehildevater Chr. Dussong aus Mimbach in der Pfalz auf eine neue Webmaschine unterm 24. August 1839 auf 10 Jahre;

dem Ziegler Ign. Keiner aus Weilheim auf neue feuerfichere Dachziegel unterm 9. September 1839 auf 6 Jahre;

dem Bäcker Ant. Schwarzenbach in München auf eine Getreidmühlmaschine unterm 19. September 1839 auf 5 Jahre;

dem Schuhmachergesellen Heint. Gette in München auf Verfertigung wasserdichter Schuhe und Stiefel unterm 1. October 1839 auf 6 Jahre;

dem Schuhmachergesellen Matth. Heindl in München auf ein eigenthümliches Verfahren bei Verfertigung von Schuhen und Stiefeln unterm 2. October 1839 auf 6 Jahre;

dem Königl. Akademiker und Conservator Prof. Dr. Steinheil in München auf seine Erfindung von Uhren, welche durch galvanische Kräfte bewegt und regulirt werden, unterm 2. October 1839 auf 3 Jahre;

dem J. D. Völk in München auf sein Glasharfeinigungs-Verfahren unterm 7. October 1839 auf 6 Jahre;

dem Glockengießer Joh. Rittler in Nürnberg auf Erfindung eines verbesserten Stoch-Einsap-

Gewichtes unterm 14. October 1839 auf 10 Jahre;

dem Phil. Engelhardt in München auf eine verbesserte Cylinder, Delatir- und Appretir-Maschine unterm 15. Novbr. 1839 auf 6 Jahre;

(Reg. Bl. 1839 Nr. 50 ddto. 19. Decbr.)

dem Alois Schilling von Jochenhausen auf die Erfindung, den Congrev'schen Druck auf die Lithographie anzuwenden, am 26. September v. J. für zehn Jahre;

dem G. Fried. Laubmann in Hof auf eine Verbesserung der von ihm erfundenen Zinmer- und Kochsparröfen am 9. September v. J. für fünf Jahre;

dem Christian Dingler in Zweibrücken auf eine Verbesserung der Druckerpresse „Zweibrückerpresse“ am 6. Okt. v. J. für fünf Jahre;

dem N. W. Kazen aus Andover in Nordamerika auf Einführung der von John Horward und Nathan Jeyes Joves erfundenen Verbesserungen in Anwendung auf Spinn-Maschinen am 20. November v. J. für fünf Jahre;

dem Großhändler Erich und v. Kueborfer in München sowie den Mechanikern W. Droßbach und Joh. Mannhard zu Gmünd, auf ihre Erfindung neuer Maschinen zum Behufe des Spinnens von Glas- und allen Fasertoffen am 14. Decbr. v. J. für fünfzehn Jahre;

(Regbl. Nr. 3. de dato 20. Jänner 1840.)

dem Hofbuchdrucker Joseph Köstl aus München auf dessen Erfindung (Litho: Stereotypie), lithographische Arbeiten wie Holzschnitte oder andere typographische Gegenstände auf jeder Buchdruckerpresse zu fertigen, am 24. Decbr. vor. J. für zehn Jahre;

dem Spänglermeister Gottlieb Meusel aus München auf die Verbesserung der Pumpenlampen am 11. Jänner l. J. für zwei Jahre;

dem bürgerl. Zeugschmied Adalbert Sedlmayr aus München auf dessen Erfindung in Verfertigung eiserner und kupferner Nieten mittelst einer Maschine am 23. Jänner l. Js. für drei Jahre;

dem Fr. Kav. Sedlmayr aus München auf dessen Verfahren Lampenöl zu reinigen am 30. Jänner l. Js. für sechs Jahre und

dem Hausmeistersohn Georg Urban aus München auf dessen Erfindung eines eigenthümlichen Verfahrens zur Erzeugung von Weingeist und Schweißtrüffereisig am 14. Februar l. Js. für sechs Jahre;

(Rggöbl. Nr. 10. de dato 24. März 1840.)

wurden eingezeichnet:

das des Schreinermeisters Joh. Siegelin zu Schnap und des Zimmermeisters Joh. Georg Mann zu Michelau auf die von denselben erfundene Journierschneid-Maschine;

das des Hutmergersellen Joseph Schmußer in München auf dessen Erfindung einer bessern Methode bei Färbung von Hüten;

(Rggöbl. Nr. 6 de dato 15. Febr. 1840.)

das des Uhrmachers Sittler in München auf

ein Verfahren bei Verfertigung sogenannter Macaroni-Rudeln

(Rggöbl. Nr. 10 de dato 24. März 1840).

Cassian-Fabrikation.

Weimar den 20. Februar. Die Cassian-Fabrikation, welche bisher, namentlich in Bezug auf das Gerben, Färben und Drucken, mit so anglischer Geheimhaltung betrieben wurde, wird jetzt einen neuen bedeutenden Aufschwung erhalten durch ein Werk des Herrn Cassian-Fabrikanten Dückhard jun. in Mühlhausen, welches derselbe hier im Verlag von V. J. Voigt unter dem Titel: „Ausführliche Anweisung zur Cassian-Fabrikation“ (Preis 6 Louisdors) herausgibt, und worin er alle in diesem Gewerbsfach bis jetzt beobachteten Geheimnisse ausführlich und gemeinverständlich aufdeckt. Die von Hrn. Dückhard selbst fabricirten Cassiane übertreffen die französischen und russischen, was die von ihm ausgegebenen Musterkarten beweisen *).

*) Siehe die Verhandlungen des Vereins in dieser Feste.

.....n an von zweierwagen; eben so

6) Das Königl. Hauptpostamt München ersucht um
17

Kunst- und Gewerbe-Blatt

des polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern.

Sechszwanzigster Jahrgang.

Monat April und May 1840.

Angelegenheiten

und

Verhandlungen des Vereines.

Seine Königl. Hoheit der Kronprinz von Bayern haben den eben so huldvollen als höchstfreudlichen Wunsch geäußert, dem polytechnischen Vereine als Mitglied beitreten zu wollen.

• • •

In den fünf Sitzungen des Central-Verwaltungs-Ausschusses, welche vom 18. März bis 22. April inclusive stattgefunden haben, wurden nachstehende Gegenstände beraten und erledigt:

1) Das Königl. Ministerium verlangt:

a) Berichterstattung über die Art und Weise, wie die Herausgabe des früher erschienenen Weiblattes unter dem Titel: „Gemelnützige Mittheilungen“ wieder möglich gemacht werden könne;

b) Gutachten über die von dem Königl. Postmeister Streitel in Wairuth gemachten Verbesserungen an den Reisewagen; eben so

c) über einige mechanische Erfindungen von A. Motzmann in Wartenfels, und

d) Beurtheilung mehrerer Gewerbsprivilegien, Beschreibungen.

2) Die Königl. Regierung von Oberbayern verlangt

a) ein Gutachten in einer Privilegien-Streitfrage;
b) die Benennung von fünf Mitgliedern zur Bildung der Kreis-Commission für die allgemeine Industrie-Ausstellung nach Art. V, der S. 224 mitgetheilten Bekanntmachung.

3) Die Königl. Regierung von Oberpfalz und Regensburg wünscht die Bekanntmachung einer von Derselben gegebenen Preisaufgabe über Verbesserung der Braunkohlen im Vereinsblatte, gegen deren prinzipielle Fassung der Central-Verwaltungs-Ausschuß einige Bemerkungen zu machen sich veranlaßt fand.

4) Die Königl. Regierung von Unterfranken und Aschaffenburg theilt dem Central-Verwaltungs-Ausschuße die gewünschten Erhebungen (S. 74) zur Beurtheilung des Zustandes und zur Aufhülfe der in Verarmung gerathenen Stadt Orb mit.

6) Das Königl. Hauptpostamt München ersucht um

ein Zeugniß über einige aus England eingegangene Maschinen.

- 6) Der Zimmermeister J. G. Meingast in Weisfenburg übersendet ein Mineral zur Prüfung, ob dasselbe nicht als hydraulischer Kalk gebraucht werden könne, und

- 7) der Löpfer Ignaz Wurmböckler aus Landau legt Proben von gebrannten Thonwaaren zur Untersuchung vor.

- 8) Die Seite 161 aufgeführten und von höheren Stellen abverlangten Berichte und Gutachten fanden sämmtliche nach den vorhergegangenen Vorträgen und Diskussionen ihre Erledigung.

- 9) Mehreren auswärtigen und hiesigen Verwerthenden wurden die erbetenen Belehrungen und Aufschlüsse mit Vergnügen erteilt.

- 10) Als ordentliche Mitglieder sind dem Vereine beigetreten:

1. Der königl. Lieutenant Hr. M. Daffner vom Ingenieurcorps in Ingolstadt;
2. Herr Joseph Lutz, bürgerl. Schuhmacher in München.

- 11) Als Ehrenmitglieder wurden aufgenommen:

Der königl. preuß. Prof. Dr. Dr. Schubarth in Berlin,
und

der kgl. griechische Hauptmann Dr. Zentner in Athen.

Abhandlungen und Aufsätze.

Beiträge zur Geschichte des Bergbaues auf Braun- und Steinkohlen im Königreiche Bayern.

(Vom kgl. Oberberg- und Salinen-Rathe Hr. Schmitz.)

(Mit einer geognostischen Karte.)

(Schluß.)

C. Geschichtliche Skizze der bergmännischen Aufschlüsse über das Vorkommen von Braunkohlen an der Südgrenze Bayerns.

Die an der Südgrenze Bayerns abgelagerten Braunkohlen bilden mehr oder weniger zusammenhängende Grubenbezirke in den Bergrevieren Sonthofen, München und Bergen.

- a) In dem Bergrevier Sonthofen sind bisher theils nur Kohlenflöße von geringer Mächtigkeit, theils nur Andeutungen des Vorhandenseins der weit verbreiteten Braunkohlenformation bekannt geworden. Die dießfalligen Ablagerungen finden sich in den Flußgebieten der Zuer, der Rotach und Wertach, von der bayerisch-württembergischen Gränze bis zum Leche verbreitet.

Die bemerkenswertheften Kohlenbezirke im Bergrevier Sonthofen sind folgende:

- 1) Landgericht Weiler. Die Flöße bei Eschelsau, Niederslaufen und Rinberg in der Gemeinde Ofsenbach, dann die Flöße bei Jungensberg, bei Algis in der Gemeinde Wilhaus und am Haugenberge in der Gemeinde Waltrams.
- 2) Landgericht Immenstadt. Die Kohle vom Stoffelberge bei Niederonthofen.
- 3) Landgericht Sonthofen. Die Flöße bei Eschelsau, Altsletten, Imberg und Hinkelang,

dann die Flöße bei Stephansstettenbach und Kranzegg.

- 4) Landgericht Jüssen. Die Kohlen Spuren von Dietringen über Koppstapfen nach Echbruck.

- 5) Landgericht Kempten. Die Kohlen am Isboridobel in der Gemeinde Memholz, dann die Flößen bei Staudach und in der Waldung Oberalbsangst am Marienberg bei Kempten, so wie die Kohlenansätze im Kemptner-Walde.

- 6) Landgericht Grönenbach. Die Flöße bei Altsried und Kimerathshofen.

- 7) Landgericht Kaufbeuren. Die Kohlen Spuren bei Irsee.

- b) In dem Bergrevier München bilden die Kohlenablagerungen vom Lech bis zum Inn, abgeseonderte Bezirke mit mehreren in bauwürdiger Mächtigkeit anstehenden Flößen. Die einzelnen Kohlenbezirke sind in den Flußgebieten des Lech, der Amper, Loisach, Isar und Mangfall gelegen.

Die bemerkenswertheften Kohlenbezirke im Bergrevier München sind folgende:

- 1) Landgericht Schongau. Die Kohlenflöße bei Trauchgau und Kohlgrub, dann bei Echelsbach, Herschau, Kottenbuch, Apsach, Kurgentried, Peiting und am Peissenberge.

- 2) Landgericht Werdenfeld. Das Flöß bei Eschenloß.

- 3) Landgericht Weilheim. Die Flöße bei Murnau, Kleinweil, Habach, Sindelsdorf, St. Johannes und bei Pönsberg.

- 4) Landgericht Tölz. Die Flöße bei Stallau, Prantel, Annasbuch und Kinselsrain.

- 5) Landgericht Wolfraathshausen. Die Flöße bei Königsdorf, Curasburg und Buchberg.

- 6) Landgericht Tegernsee. Das Kohlenflöß bei Gmund.

- 7) Landgericht Miesbach. Die Flöße des Oschwend, dann bei Agatharied, Algen, Nittas, reith, Miesbach, Au, Achrain und Isenberg.

- c) In dem Bergrevier Bergen scheint sich die Kohlenformation nach Osten zu verlieren. Nur wenige Pechkohlenflöße von geringer Mächtigkeit sind bisher in dem Bezirke zwischen dem Inn und Ehmsee erschürft worden. Desto mächtigere Ablagerungen bituminösen Holzes treten dagegen im Flußgebiete der Salzach, bei Raufen, Tittmoning und Burghausen auf.

Folgendes sind die Kohlenbezirke in dem Bergrevier Bergen:

- 1) Landgericht Rosenheim. Die Kohlenflöße bei Höhenmoos, Schaurain und Raging.

- 2) Herrschaftsgericht Prien. Die Kohlenflöße bei Leitenberg und Antwort.

- 3) Landgerichte Tittmoning und Burghausen. Die, auf das linke Salzachufer herübersehenden Ablagerungen bituminösen Holzes.

Ich will versuchen, nach Voraussschickung eines geschichtlichen Ueberblickes, eine geschichtliche Skizze der bisherigen bergmännischen Aufschlüsse über das Vorkommen der südbayerischen Braunkohlen zu liefern.

I.

Geschichtlicher Ueberblick der bergmännischen Aufschlüsse über das Vorkommen von Braunkohlen an der Südgränze Bayerns.

Schon im Jahre 1771 ließ die bischöfliche Regierung in Cuvangen Schurversuche auf die, im allgäuischen Gebirge und namentlich am Imberge im Gemeindefezirke Southofen vorkommenden Braunkohlen abführen, welche indeßen ohne Erfolg blieben. Eben solche mißglückte Versuche wurden auf Veranlassung derselben Regierung im Jahre 1798 bei Heissenloß unternommen. Seit derselben Zeit ist auch das Vorkom-

nen von Braunkohlen am Stoffelberge bei Niedersont-
hofen bekannt.

Zeit einer Reihe von Jahren waren hierauf die
allgäuischen Braunkohlen der Vergessenheit überlassen.
Nach den Akten wurden erst wieder im Jahre 1812
Nachsuchungen auf die Braunkohlen bei Staudach im
Landgerichte Rempten und im Jahr 1817 auf jene am
Stoffelberge im Landgerichte Zimmernstadt, durch Private
veranlaßt. Weder diese, noch die in der neuesten
Zeit mit Sachkenntniß und erheblichen Opfern unter-
nommenen Schurfversuche haben indessen befriedigende
Gebirgsausschlüsse geliefert.

Die älteste Geschichte des Braunkohlenbergbaues
im oberbayerischen Gebirgszuge bis zur Auflösung der
öberländischen Steinkohlen-Grubergesellschaft, ist bereits dar-
gestellt worden. Es sind daher in dem vorliegenden
Uebersicht nur die Hauptmomente seit der Auflösung
der erwähnten Gesellschaft anzuführen. Diese im
Jahre 1796 zusammengetretene oberländische Steinkoh-
lengewerkschaft sah sich in die Nothwendigkeit versetzt,
nach dem Abflusse des ihr verleihten zehnjährigen Pri-
viliegiums auf die Kohlengewinnung in dem Gruben-
felde zwischen Inn und Lech, im Jahre 1806 die Berg-
baue am Peissenberge und bei Rinsfeldrain aufzulassen^{*)}.
Nachdem die erwähnte Gesellschaft das ihr verliehene
Grubenfeld sofort dem Bergärar heimgesagt hatte, legte
Joh. Sam. v. Grouner, gewesener Oberberg-Haupt-
mann der kaiserlichen Republik und Kämmerer Polling's
cher Schwalbengrube, auf den, in das Reich versallenen
Braunkohlenbergbau am Peissenberge Muthung ein,
worauf ihm mit der Entschließung des Obersten Berg-
amts vom 25. Mai 1807, zu der beabsichtigten Wie-
dererhebung dieses Bergbaues, ein Feld von 1. Hund-
grub und 50 Maassen verlihen wurde. Von Grou-
ner hat aber diesen Bergbau nicht wieder betrieben, so
daß das bezeichnete Grubenfeld abermals in das Berg-
reich freiliegt.

^{*)} Bergl. Kunst- und Gewerbeschblätter 1840 Nr. 1 u. 2.

Nach dem Abflusse des erwähnten zehnjährigen
Privilegiums beabsichtigte das Salinenärar, die an der
Südgränze Oberbayerns anstehenden Braunkohlensfö-
de bei Miesbach und Gmund, am Peissenberge und am
Leche, für sich vorzubehalten, um bei dem damals schon
beantragten Baue einer neuen Saline in Rosenheim,
und im Falle die im Etalischen bei Waghelbach vorzu-
nehmenden Versuchsarbeiten auf die Auffindung von
Salzquellen, einen entsprechenden Erfolg gegeben haben
sollten, den hinreichenden Brennmaterialbedarf für alle
Zukunft zu sichern. Nach näherer Erwägung der ob-
waltenden Verhältnisse wurde aber vermöge des kaiser-
lichen Rescripts vom 4. März 1808 bestimmt, daß
nur die, bei Miesbach und bei Gmund anstehenden
Kohlensföde dem Salinenärar vorzubehalten, und daß
sofort nur diese bezeichneten Distrikte von aller Verlei-
hung freizulassen seyn. Als man sich indeß später
überzeugt hatte, daß der Stand der Aerial-Waldun-
gen hinreiche, um den Brennmaterialbedarf der Sal-
inen zu decken; so wurden vermöge der höchsten Finanz-
Ministerial-Entschließung vom 5. April 1818 auch die
seithergenannten Distrikte dem Bergärar als ganz freies
Feld überwiesen, um der damals beabsichtigten neuen
Aufschließung der Braunkohlen-Ablagerungen zwischen
Inn und Lech, zu den vorzunehmenden Versuchen über
die Anwendbarkeit dieser Kohlen zur Gasbeleuchtung
und zum Eisenumschmelzen, alle Hindernisse zu beseitigen.

Zeit der Auflösung der oberländischen Steinkoh-
lengewerkschaft im Jahre 1806, lagen indessen die Koh-
lengruben im Oberlande außer Betrieb, bis der nun-
mehr verstorbene kgl. Regierungsrath Bernhard Frei-
herr v. Eichthal im Jahre 1817 die Verleuchtung der
Haupt- und Residenzstadt München mit Gas in Anre-
gung brachte. In der Absicht nicht nur für die Gas-
bereitung selbst, sondern auch für die, zu einer solchen
Anstalt nothwendigen Giessevorrichtungen und Ma-
schinenwerkstätten, die oberländischen Kohlen zu verwen-
den, veranlaßt Frey. v. Eichthal, auf seine eignen Ko-
sten, eine neue Untersuchung des Vorkommens dieser

Kohlen an allen bisher bekannt gewordenen Punkten. Diesen Versuche unterzog sich, mit Bewilligung der hohen Bergwerksstelle ein, des Steinkohlenbergbaues gründlich erfahrener Mann vom Fache, der kgl. Oberbergmeister Hobe von Berchtesgaden. Von dem Erfolge dieser Untersuchung wird weiter unten die Rede seyn.

Der neuere Aufschwung der Industrie, die steigenden Holzpreise und ganz vorzüglich die großartigen Unternehmungen der Dampfschiffahrt und Eisenbahn-Gesellschaften, haben gegenwärtig ein gesteigertes Interesse für die Auffindung und vortheilhafte Benützung der Kohlenablagerungen in den oberbayerischen, dann in den schwäbisch-älgäuischen Gebieten hervorgerufen.

In der Kammer der Abgeordneten vom Jahre 1834 ist die Benützung der, in den bayerischen Gebirgen, besonders in den Gegenden des Peissenberges, des Leches und der Isar abgelagerten Kohlenflöße zur Sprache gebracht worden*). Eben so sind Wünsche und Anträge, der Auffindung von Steinkohlen in den Regierungsbezirken diesseits des Rheines, alle mögliche Aufmerksamkeit zuzuwenden, in der, im Jahre 1837 versammelt gewesenen, Kammer der Abgeordneten laut geworden, und es ist bei dem Vortrage über die Forstgeschäfte, der Benützung der Steinkohlen- und Torflager, mehrmals gedacht*). Ueber die besonderen Wünsche und Anträge des Landrathes von Schwaben und Neuburg während seiner Sitzungen vom 23. Juni bis 7. Juli 1838, hinsichtlich der Auffindung und Benützung der, in diesem Regierungsbezirke vorkommenden Ablagerungen von fossilen Kohlen, drückt sich der Landrath's Abschied aus: „Den, fast in allen Theilen des schwäbischen Alpengebirges vorhandenen Braunkohlenlagern

wird durch die Polizei, Forst-, Bau- und Bergbehörden nachgeforscht. Auch hat sich zu diesem Behufe in Kempten eine Aktiengesellschaft mit unserer Genehmigung gebildet, und es werden im Landgericht's Weiler bereits größere Schnurversuche betrieben.“

II.

Bergmännische Aufschlüsse über das Vorkommen der Braunkohlen in dem Bergrevier Sonthofen.

1) Vorkommen von Braunkohlen im Landgericht's Weiler.

In dem benachbarten ausländischen Territorium schließt der entsprechende subalpinische Muschelrandstein bei Böhlingen, Ludwigshafen und Mardorf, dann bei Langen zunächst Bregenz, Braunkohlenflöße ein. Man kann die Braunkohlen der schwäbisch-älgäuischen Voralpen als die Fortsetzung dieser, vom Bodensee her nach Osten sich erstreckenden Kohlenformation betrachten. Von dem, erst in neuerer Zeit entstandenen Braunkohlenbergbau bei Langen in der Nähe des Bodensees, im Bezirke des k. k. Landgericht's Bregenz, läßt sich das Vorkommen der Kohlenflöße bis in die Gegend von Schaffau, von da über Niederstaufen nördlich bis Ofensbach und nordöstlich über Jungensberg bis in die Gegend von Schüttendobel verfolgen.

Die ersten Kohlen Spuren bei Schaffau sind westlich von Dietzhausen in dem Gehänge des Kesseltaches, welcher die Landgränze zwischen Bayern und Oesterreich bildet, aufgefunden worden. Das hier zu Tage ausgehende Kohlenflöß von 4 bis 5 Zoll Mächtigkeit, steigt über den Kesseltach aus dem österreichischen Gebiete herüber. Auch in dem Schaffauer- und Hauberbach'sel stiehn Kohlen Spuren zu Tage an. Noch andere Fundorte von Braunkohlen sind in dem nördlichen Theile des Landgericht's Weiler bekannt, als namentlich bei Niederstaufen und bei Ringberg in der Gemeinde Ofensbach, bei Jungensberg in der Gemeinde Herbolzhausen, bei Algis in der Gemeinde Wilshaus, bei Hauperberg in

*) Ständerversammlung's Verhandlungen der zweiten Kammer v. J. 1834 VI. — 80. — X. 134 — 138.

**) Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten des Königlichsten Bayern im Jahre 1837. Zweunter Theil: band 2. 68, 149, 276.

der Gemeinde Waltram, bei Schüttendobel in der Gemeinde Ebratshofen.

Im Jahre 1838 ließen sich Kaver Valb auf von Elmerberg und Agathe Meier von Schwarzenberg zur Untersuchung des Distriktes von Schessau, Schurfscheine ausstellen, welche dieselben später an die Herren Mayer von Baumle und Gombart von Augsburg abtraten. Folgendes ist das kurze Resultat der, im Jahre 1837 im Hirschbergeraubobel in dem Gemeindebezirke Schessau vorgenommenen Schurfsarbeiten. Es wurden zehn Bohrlöcher abgebohrt, mit welchen das 3½ bis 5½ Fuß unter der Dammerde streichende Kohlenflöz mit einer Mächtigkeit von 3 bis 4 Zoll und nur an einem Punkte mit 11 Zoll Mächtigkeit, aufgeschlossen wurde. Die geringe Mächtigkeit des Flözes, die seichte Lage desselben unter der Dammerde, so wie das gebirgige Gebirge, versprachen fast gar keine Wahrscheinlichkeit auf die Anlage eines lohnenden Baues. Von den gewonnenen Kohlen wurde eine Probe zu dem Preise von 1 fl. für den Zentner an die Dampfschiffahrts-Gesellschaft nach Lindau abgegeben. Die Versuche bei der Dampfschiffahrt ergaben, daß die Kohle gut brenne und zur Heizung des Kessels vollkommen brauchbar sei; aber es wurden 12 Zentner Kohlen erfordert, um die Wirkung eines Klafters Holz zu 144 Kubitfuß zu ersetzen. Da nun die Dampfschiffahrts-Gesellschaft das Holz zu 9 fl. 45 kr. geliefert erhielt, so hatte sie, abgesehen von dem Umstande, daß das Braunkohlenfeuer den Kessel und den Roß mehr angreift als Holz, einen effektiven Verlust von 2 fl. 15 kr. pr. Klafter zu berechnen. Die Anwendung der Kohle mußte daher um so mehr aufgegeben werden, als auch der Inhaber des Schurfscheines sich überzeugte, daß er selbst bei dem Preise von 1 fl. für den Zentner, bei der geringen Mächtigkeit des Flözes, noch mit Verlust den Grubenbau betreiben müßten.

In den Jahren 1826 und 1830, dann in neuester Zeit sind auch auf noch mehrere Distrikte des übrigen Vorkommens von Kohlen, Schurfscheine aufgestellt wor-

den; allein ein bauwürdiger Anstand wurde nicht aufgeschlossen. In der Umgegend von Schüttendobel hat man sowohl an dem nördlichen Schenke des Kienberges in den, an den Landgerichtsbezirk Lindau anstossenden Gemeinden Niederlausen und Ofenbach, und in der Gemeinde Ebratshofen an der Straße von Kempten nach Lindau, als auch in den Gemeinden Grönenbach und Waderhöf, bisher nur schwache Kohlen Spuren aufgefunden. Die, am Jungsberg aufgeschürften Schieferkohlen von 4 bis 5 Zoll Mächtigkeit, streichen mehr als eine Stunde weit bis zur Ortschaft Aigl, woselbst das Flöz mit einer Mächtigkeit von 6 Zoll zu Tage ansteht.

Nach allen bisherigen Aufschlüssen ist das Vorkommen der Kohlen im Landgerichte Weiler obfäßig und sehr zerstreut, die Flöze selbst haben nur eine geringe Mächtigkeit, und es ist bisher noch kein Punkt aufgefunden worden, an welchem wie bei Lengen, mehrere Kohlenflöze so nahe neben einander vorkommen, daß sie durch dieses Verhalten bauwürdig würden).

2) Braunkohlenbergbau bei Lengen im Bezirke des k. k. Landgerichtes Bregenz.

Wenn gleich dieser Bergbau als aus österreichischem Territorium gelegen, eigentlich kein Gegenstand der vorliegenden Abhandlung ist; so mag es doch gestattet seyn, wegen des nahen Zusammenhanges der diesfälligen bergmännischen Aufschlüsse mit den Versuchsarbeiten auf dem anstossenden bayerischen Gebiete, nämlich bei Schessau, die nachfolgenden kurzen Notizen über den oben erwähnten Grubenbau, hier einzufügen.

Die Ausbreitung der Braunkohlen-Formation nach Osten ist in der neuesten Zeit bis zunächst an den Bodensee nachgewiesen worden. In dem sogenannten Würdachobel bei Lengen in der Nähe der kleinen Ortschaft Stollen, 1½ Stunden von Bregenz entfernt, im Bezirke des k. k. Landgerichtes Bregenz, wurden vier

*) Siehe Kunst- und Gewerbeblatt 1836 S. 349—352.

Kohlenflöße entdeckt, welche in Stunde 6 streichen und annähernd unter 14 Gradon nördlich in das Gebirge einschließen. Die begleitenden Gebirgsarten sind, wie bei dem Vorkommen der Braunkohlen auf dem bayerischen Gebiete, die der Molasse angehörigen Bildungen von Sandstein, Mergel und Mergelschiefer.

Der glückliche Umstand, daß diese vier wegen zu geringer Mächtigkeit einzeln unbauwürdigen Flöße durch nur schmale taube Gesteinschichten von einander getrennt sind, war die Veranlassung zur Anlage eines Bergbaues, welcher gegenwärtig durch eine Gewerkschaft, an deren Spitze die Vierbräuer-Gemeinde in Regenz steht, betrieben wird. Um indessen alle vier, zusammen 4 Zehntel 4 Zoll mächtigen Flöße nebst den tauben Mitteln abbauen zu können, muß eine Masse von 7 Zehntel 5 Zoll Zwischengestein mit hereingewonnen und gefördert werden, ein Umstand, welcher die Gewinnungskosten begreiflicher Weise sehr erhöht.

Dem Vernehmen nach sollen die Braunkohlen von Langen, nach den damit angestellten Versuchen bei der Dampfschiffahrt auf dem Bodensee, theils wegen des zu theuern Preises (48 kr. pr. Zentner), theils auch wegen des nachtheiligen Umstandes, daß die Dampfkessel durch den Schwefelgehalt der Kohlen zu sehr angegriffen wurden, nicht brauchbar befunden worden seyn.

3) Vorkommen von Braunkohlen in dem Landgerichtsbezirke Jünnenstadt.

Das Vorkommen von Braunkohlen am Stoffelberge bei Niederonthofen 2½ Stunden von Kempten, ist seit mehr als 70 Jahren bekannt. Der Stoffelberg erhebt sich etwa 2400 Fuß über die Meereshöhe und nimmt auf einem Umkreise von 2 Stunden, mehrere Gemeindebezirke der Landgerichte Kempten, Jünnenstadt und Weiler ein. Herr Pfarrer Müller in Niederonthofen hat in den Jahren 1817 bis 1835 die Spuren dieses Kohlenvorkommens an mehreren Punkten des Stoffelberges aufgefunden und weiter verfolgt. Bauwürdige Anstände sind bisher noch nicht bekannt geworden*).

*) Siehe: Kunst- und Gewerbeblatt 1836 S. 246.

4) Vorkommen von Braunkohlen in dem Landgerichtsbezirke Sonthofen.

Das Vorkommen von Braunkohlen am Imbergerobel, eine Viertelstunde von Imberg, im Gemeindebezirke Sonthofen, ist seit alter Zeit bekannt. In den Jahren 1771 und 1774 ließ die bischöfliche Regierung in Ellwangen bergmännische Versuchsarbeiten zur Aufschließung der Kohlenflöße veranstalten. Mit diesen Schurversuchen sollen der Bergmeister Koffe und ein gewisser Jakobi in dem bezeichneten Distrikte ein angeblich 6 Fuß mächtiges mit Mergelstreifen durchzogenes Kohlenflöß aufgefunden haben. Die in den Jahren 1832 und 1836 vorgenommenen Versuche des kgl. Berg- und Hüttenamtes Sonthofen haben indessen nachgewiesen, daß diese Kohlen vorzüglich wegen Verunreinigung mit taubem Gesteine, nicht bauwürdig seien. Eine andere, von Koffe und Jakobi angegebene Spur von Kohlen am Kalbartenberge bei Altsätten konnte, da die Stelle wahrscheinlich verschüttet worden ist, in neuer Zeit nicht wieder aufgefunden werden.

Nach den Akten haben der Berg-Inspcctor Fröhlich und der Obersteiger Ploß von Ellwangen bei den, im Auftrage der obengenannten Regierung unternommenen Schurversuchen, im Jahre 1798 bei Heissenlob anstehende Braunkohlen entdeckt. Der Platz ist bis jetzt nicht wieder aufgefunden worden. Diese beiden Bergbauverständigen machen nach den Akten noch mehrere, indessen bloßer nicht wieder nachgewiesene Angaben über das Vorkommen von Kohlen Spuren bei Altsättenhof in der Gemeinde Altsätten, dann bei Schinnang in der Gemeinde Schöllang. Im Jahre 1798 unternahm eine Hofkommission Versuche auf Braunkohlen im Ackerth Grunde an der Kirche, indessen ohne Erfolg.

Bei den im Jahre 1830 vorgenommenen Schurversuchen am Sulzbache in einer Ackerathalung in der Gemeinde Sulz, wurden nur schwache und nicht anhaltende Kohlen Spuren aufgefunden. Im Jahre 1832 wurden am Kranzegggebirge, eine Stunde von Kranzegg entfernt, Kohlen Spuren von nur 1½ bis 2 Zoll Mäch-

tigkeit erschärft. Eben so schwächte Kohlenstreifen wurden an dem sogenannten Kammerberg, auf der nördlichen Abdachung des Grinten in den Gemeinden Burgberg und Stephanstettenbach, dann in einem Grundstücke des Müllers Wolmüller entblößt.

5) Vorkommen von Braunkohlen in dem Landgerichtsbezirke Kempten.

Bei Staudach^{*)}, an der östlichen Seite des Marienberges, welcher nahe bei Kempten am linken Allersufer liegt und von dem Kottachflüßchen bespült wird, haben die Landleute schon im Jahre 1812 Spuren von Braunkohlen aufgefunden. Mehrere königliche Bergarbeiten in Kempten veranlaßten in demselben Jahre Nachgrabungen, welche von dem Vuchsenmacher Ulrich Mindler in Kempten geleitet wurden. Es wurden hierbei gegen 100 Zentner Kohlen gewonnen, welche aber damals, wegen des wohlfeilen Preises des Holzes und des Torfes, nicht verwertet werden konnten. Einige Feuerwerker sollen mit diesen Kohlen entsprechende Versuche abgeführt haben. Auch an den Ufern der Kottach wurden damals Flöze von Braunkohlen beobachtet.

Auf der westlichen Seite des Marienberges, eine Stunde von Kempten, haben der Schmelzmeister Michael Schmid und der Rührermeister Michael Endres in Kempten, welche am 3. Juli 1830 von dem kgl. Berg- und Hüttenamte Sonthofen einen Schmelzstein erhalten hatten, ein Braunkohlenflöz von geringer Mächtigkeit aufgedeckt. Man schickte Proben dieser Kohlen an die Zuckerraffinerie nach Ulm, woselbst man diese wohl brauchbar, aber zu theuer fand.

Nach Dr. Farrer Müller in Niederzonthofen fand im Jahre 1836 an dem östlichen Abhange des Stoffelsberges, unweit Bollmuths bei dem Wasserfalle am Hinderdöbel in der Gemeinde Memholz, Spuren von Braunkohlen.

Alle bekannt gewordenen Punkte des Vorkommens von Braunkohlen in dem Bezirke des königl. Bergamtes Kempten sind im Jahre 1836 durch das kgl. Berg- und Hüttenamt Sonthofen an Ort und Stelle untersucht worden. Es hat diese Untersuchung ergeben, daß sowohl das abgerissene Vorkommen und das unbedeutende Erstrecken der Flöze, als auch die geringe Mächtigkeit und die unreine Beschaffenheit der Kohlen, zu einer lohnenden Benützung wenig Aussicht versprachen. Die meisten, wiewohl auch nur entfernte und zweifelhafte Hoffnung, hatte das Vorkommen der Braunkohlen im Hohentannenwalde und in der sogenannten Kalbsangst dargeboten. Die weiteren Versuchsarbeiten des kgl. Berg- und Hüttenamtes Sonthofen an diesen Punkten unterblieben aus dem Grunde, weil die Steinkohlen-Actiengesellschaft in Kempten, mittelst Nachschaffung eines Schurfscheines, die Absicht ausgesprochen hatte, ihre Schurfarbeiten auch auf die bezeichneten Plätze ausdehnen zu wollen.

6) Vorkommen von Braunkohlen in dem Landgerichtsbezirke Grönenbach.

Der mit Allerhöchster Bewilligung zusammengetretenen Steinkohlen-Actiengesellschaft in Kempten sind unter dem 3. Juli und 18. December 1837, dann unter dem 18. Juli und 18. August 1838 von dem kgl. Berg- und Hüttenamte Sonthofen, Schurfscheine auf mehrere benannte Gmelindebezirke in den kgl. Landgerichten Kaufbeuren, Grönenbach, Kempten und Immenstadt, zur Auffindung von Braunkohlen erteilt worden.

Die von dieser Gesellschaft veranlaßten Schurfsuche in der Gemeinde Weggensbach kgl. Landgerichts Grönenbach, bei Marienberg in der Pfarrgemeinde St. Lorenz kgl. Landgerichts Kempten, dann endlich die im Jahre 1837 begonnenen ersten Versuchsarbeiten in mehreren Bezirken des kgl. Landg. Immenstadt, als namentlich in Jalldöbel, im Döbel am Stoffelsberge, im Einsendöbel, in der Aarallischen Waldparcelle „Obere Durgshalde“ bei

*) Siehe: Kunst- und Gewerbeblatt 1836 S. 348.

Niederonthofen, hatten keinen erwünschten Erfolg, indem man nur wenige Zoll mächtige Kohlenflöze aufdeckte.

Im Sommer des vorigen Jahres hatten indeßsen die Schurfarbeiten der erwähnten, mit Ausbaue und Thätigkeit wirkenden Gesellschaft, welche unter der Leitung des kgl. Stadtkommisars und Landelchees Herrn Gethard in Rempten, aus 110 Aktionären mit 320 Aktien bestand, die Aufindung von zwei Kohlenflözen bei Almerathofen, deren Spuren man auch in der nahen Gegend von Altscheid aufgefunden hatte, zur Folge. Man war damals beschäftigt, diese beiden Flöze von 20 Zoll und 6 Zoll Mächtigkeit durch zwei Suchstrecken, von denen die eine 30, die andere 26 Rafter in das Feld getrieben war, weiter aufzuschließen.

7) Vorkommen von Braunkohlen in dem Landgerichtsbezirke Kaufbeuren.

Die, im Jahre 1836 von dem königl. Berg- und Hüttenamte Sonthofen vorgenommene Untersuchung des Vorkommens von Braunkohlen in der Nähe von Jerssee bei Kaufbeuren hat ergeben, daß sich in der dortigen Gegend abgelagerten Kohlen nur in zerstreuten Plätzen von geringer Ausdehnung vorfinden und daß bei der, nur einige Zoll betragenden Mächtigkeit, keine Hoffnung zur Anlage eines kostenschonenden Bergbaues vorhanden sei. Indessen ließ sich Herr Bezirks-Ingenieur Weisklag im Jahre 1837 zwei Schurfscheine ausstellen, um die am Marienberg bei Rempten, dann auch die erwähnten, in der Nähe von Jerssee aufgefundenen Braunkohlenspurten weiter zu verfolgen. Das Resultat der, am letztgenannten Orte abgeführten Vohrversuche ist nicht bekannt geworden.

III.

Bergmännische Aufschlüsse über das Vorkommen der Braunkohlen in dem Bergrevier Münden.

1) Vorkommen von Braunkohlen in dem Landgerichte Schongau.

a) Braunkohlen bei Steingaden und Traugau.

Am Schneideegßle, eine gute Stunde von Steingaden, und bei Traugau zeigen sich Braunkohlenspurten von geringer Mächtigkeit*).

b) Braunkohlenflöz bei Gelsbach.

Eine gute Stunde südlich von Kaitenbuch (Kotenduch), unweit der nach Ettal führenden Hochstrasse, bei dem Dorfe Gelsbach, auf der östlichen Seite zunächst des Anwesens des Bergbaues Enßlagers, stehen Kohlenspurten zu Tage an. Nach von Hurl**) ist das 1½ Fuß mächtige Flöz mit einem schief einfallenden Versätkten, in Schieferthon (dort Lunge genannt) eingebettet. Die Fortsetzung des Streichens von Ost in West in das gegenüberstehende Berggehänge ist dentlich zu beobachten. Von Hurl erwähnt, daß hier ein Bauer schon vor vielen Jahren Kohlen gewonnen und nach Augsburg gebracht habe.

Der k. Hofmeister Franz Thoma in Schongau ließ sich in neuerer Zeit zur beabsichtigten Anlage eines Bergbaues auf diese, an der Umpferhöhe vorkommenden Kohlen, mit einem Grubenfunde von 1 Zundgrube und 1 Maske versehen.

c) Braunkohlen bei Kuzgenried.

Eine halbe Stunde südlich von Peiting an der Straße nach Steingaden liegt das kleine Dorf Kuzgenried, westlich an den Gebirgsabhängen angelehnt, welcher von Schongau aufwärts das rechte Ufer des Leches bildet. Auf der nördlichen Seite des Dorfes, in dem zwischen den ersten Häusern sich in die Ebene herausgehenden Graben stehen Sandstein, Stinkstein, Mergel und Schieferthon an, welche Gebirgsarten mit Geröllen und mächtigen Ablagerungen von Kalktuff bedeckt sind. In diesem Graben entdeckte man Spuren von Brauns-

*) v. Hurl's Gebirgsbeschreibung vom J. 1792, S. 34.

**) Gebirgsbeschreibung von 1792, S. 33.

Kohlen, welche indeffen keine bemerkenswerthe Mächtigkeit zeigten. Sie bewiesen indeffen die Ausbreitung des Kohlengebildes vom Peissenberge bis an den Lech.

d) Kerarallischer Braun-Kohlenbergbau am Peissenberge.

Der, zwischen Weltheim und Schongau zu einer Höhe von 3417 Fuß über die Meereshöhe sich erhebende Peissenberg, gehört mit zu den äussersten, vom bayerischen Hochgebirge nördlich gelegenen Punkten, an welchen die Formation der Molasse von den Geröllen der bayerischen Ebene unbedeckt, zu Tage ansteht. Die steilsten Gehänge wirkt dieser Berg nach Osten gegen das Dorf Unterpfeissenberg und gegen das Mineralbad Euls, dann nach Westen gegen das Dorf Pelting. Gegen Norden und Süden sind die Abhänge weniger geneigt. Mehrere Bäche, Schmelzen und Gräben führen die gesammelten Wässer theils östlich der Amper, theils westlich dem Leche zu. Nach den bisherigen Gebirgsuntersuchungen findet sich am südlichen Abhange des Peissenberges dieselbe Kohlenformation, welche zu Penzberg bei Benediktbeuern abgelagert ist, und nicht ohne Gründe läßt sich auch das Vorhandensein von Kohlenstöben am nördlichen Abhange des erwähnten Berges, vermuthen. Entsprechend dem Vorkommen der Stöße bei Penzberg, beobachtet man auch am südlichen Abhange des Peissenberges wechselnde Schichten von Sandstein, Schieferthon, Mergel, mit vielen Spuren von Muschel-Üeberresten, Kalkstein, Stinkstein und Kohlen. Von (Flur*) erwähnt schon eines 3' 4" mächtigen Steinkohlenstößes, welches an dem südlichen Abhange des Peissenberges, unweit dem Ursprunge des Eobaches, zu Tage aussteht, und unter einem Winkel von 30° in die Taufe einschleßt. Dieser Gebirgsforscher machte damals auf die Möglichkeit eines Kohlentransportes auf der nahen Amper nach Dachau, aufmerksam.

Die weitere Ausbreitung dieser Kohlenformation nach Westen dem Leche zu, ist an mehreren Punkten zu be-

obachten. So beschreibt v. Flur*) das Vorkommen eines schmalen Steinkohlenstößes, welches 2 Stunden oberhalb Schongau bei dem Dörfchen Herschau, unweit des Reffelgrabens, zunächst am Leche zu Tage aussteht. Es hat eine Mächtigkeit von nur 8 bis 10 Zoll. Dieser Stöß streicht von Morgen gegen Abend und fällt sehr steil ab. Das Liegendgebirge ist Stinkstein mit geringen Mengen Kohlen. Das Hangende ist Kalkmergel mit Muschel-Verfeinerungen. Die dortigen Bauern hatten schon vor 50 Jahren einige Zentner dieser Kohlen gewonnen und zu 45 kr. pr. Zentner an die Feuerarbeiter nach Augsburg verkauft. Nach v. Flurs Meinung möchten durch Bohrerlöcher, mit welchen gegen Morgen anzufangen wäre, noch mehr Stöße aufzuschließen seyn.

Theils, um der Privat-Industrie bei der bedeutentlichen Steigerung der Holzpreise durch ein Kesselfeu voranzugehen, theils auch, um durch den Bergbaubetrieb auf Staatskosten sornwährend auf die Einholung mässiger Verkaufspreise einwirken zu können, wurde in neuerer Zeit der Beschluß gefaßt, an einigen der bisher bekannt gewordenen ergiebigsten Punkten der Kohlen-Niederlagen am Fuße der bayerischen Alpen, Grubenbaue für Nachnutzung des Berggärars anzulegen. Hierbei wurde die beabsichtigte Aufschließung des Tiefflern der Steinkohlenlagerungen bei Miesbach durch den Betrieb eines, die Gebirgsfluchten durchkreuzenden Stollens, für spätere Zeiten vorbehalten, dagegen für die Gegenwart die Wiedererhebung des, in das Freie verfallenen Dronau-Kohlenbergbaues am Peissenberge angeordnet**). Bei der, zu diesem Zwecke im Jahre 1836 vorgenommenen kommissionellen Untersuchung wurde in dem, von Norden sich herabsiehenden Graben und unterhalb des Mundloches des alten, in den Gebach ausmündenden Stollens, das Ausbleiben von drei Stößen unter denselben, oben angegebenen Lagerungs-Verhältnissen, beobachtet.

*) Gebirgsbeschreibung von 1792. S. 29.

**) Vergl. das Geschichtliche dieses Bergbaues in d. Kunst- und Gewerbeblättern 1840 St. 1, 2 und 3.

*) Gebirgsbeschreibung von 1792. S. 26.

Außerdem sah man noch andere Höhle zu Tage anstehen, z. B. von dem Stollen-Mundloche 45 Lachter entfernt ein 2 Fuß mächtiges, dann 50 Schritte weiter ein 2½ Fuß mächtiges Höhl, und bei einer weiteren Entfernung von noch 75 Schritten aufwärts ein solches Höhl von 25 Zoll Mächtigkeit. Aufwärts in dem Eybache, breiter, in der Höhle der Steinsoll-Mühle und ohngefähr 2500 Fuß von dem Stollen-Mundloche entfernt, fand man ebenfalls das Ausgehende eines Kohlenflözes.

Nach geschehener Ermittlung der geognostischen Verhältnisse wurde im Jahre 1837 weiter beschlossen, die zu Tage entblühenden Kohlenflöze vorerst durch einen Stollen in ihrem Tiefsten aufzuschließen. Zum Aufstiege wurde ein Platz, beiläufig 148 Lachter weiter in Westen und 17 Lachter tiefer von dem Mundloche des alten Stollens und nach barometrischer Messung um 92 Lachter tiefer, als die Wasserkloche auf dem Peissenberge gelegen, nahe an dem Orte des Eybaches, gewählt. Der troglische, noch im Betriebe befindliche Stollen, dessen Ort in festem Sandstein steht, war am Schlusse des Etatsjahres 1833 von Südwest nach Nordost 115 Lachter in das Feld getrieben. Man hatte mehrere, oft 18 Lachter mächtige Sandstein-Schichten zu überfahren. Bis hier sind vier Höhle von einer Mächtigkeit bis zu 30 Zoll, dann acht andere Höhle von 3 bis 15 Zoll Mächtigkeit erschoten worden. Bei noch weiterer Verlängerung, wenn die Vorausberechnung nicht trügt, wird bald das erste, über Tag erschürfte Hauptflöz aufgeschlossen werden, welches sich in der eingubeingenden Tiefe bis auf 1 Lachter Mächtigkeit aufstun dürfte.

Es mag gegenwärtig schon die Möglichkeit gegeben seyn, beiläufig nach einem Jahre einen Ausbau anlegen und sofort die Kohलगewinnung eröffnen zu können.

2) Vorkommen von Braunkohlen in dem Landgerichte Weiskirchen.

a) Braunkohlen-Höhl bei Mühldorf.

Die Straße von Groß- und Kleinweil nach Ein-

delshof führt an dem östlichen Abhange eines sanfter, aber ziemlich hoch ansteigenden Berges, des sogenannten Weilerberges vorbei. In dem nahe gelegenen Thale, aus welchem der Mühle am Mühldorf die sparsamen Abflugschwässer zugeleitet werden, entdeckte man in neuerer Zeit ein, den Bach schiefwinklich durchfließendes Kohlenflöz von 1 Fuß Mächtigkeit, welches in Stunde 5 und 6 streicht und unter 45 Grad nach Norden in Gehlige sich verläßt. Das Dach des Flözes ist ein sehr grobkörniger fester Sandstein, die Sohle besteht aus derselben, indessen feinkörnigeren und aufgewitterten Gehrigkeit. Eine Venügung dieses Vorkommens von Kohlen ist bisher nicht bekannt geworden.

b) Braunkohlenbergbau bei Penzberg.

Wie im Eingange erwähnt worden ist, beabsichtigt der nunmehr verordnete k. Regierungsrath Vernebad Freiherr von Eichthal, in München die Oberaufsicht einzuführen, und veranlaßt zu diesem Zwecke eine bergmännische Untersuchung des Vorkommens der Braunkohlen im oberebayerischen Gebirge durch den k. Oberbergmeister Kade von Berchtesgaden. Nachdem dieser Sachverständige an Ort und Stelle Einsicht genommen hatte, bezeichnete er die Kohlenflöze bei Penzberg für die geeignetsten, zur Anlage eines geregelten und einer ergiebigen Ausdauer versprechenden Grubenbaus.

Folgendes waren seine in dem beiläufigen Reise-rapporte vom 27. Mai 1828, auf die gemachten Beobachtungen gegründeten Ansichten und Vorschläge. Bei der Untersuchung fand man den alten Stollen ganz zerbrochen, und man war daher genöthigt, in einem daselbst befindlichen kleinen Zeltengraben, welcher alle Gehrigkeitschichten in querschlägiger Richtung durchschneidet, durch Aufwerfen einiger Schächte die Kohlenflöze aufzudecken, um sowohl ihre Streichen und Zellen, als auch ihre Mächtigkeit abnehmen zu können. Mehrere Kohlenflöze, welche nur vorläufig vom Hangenden gegen das Liegende aufgedeckt wurden, hatten eine Mächtigkeit von 6 Zoll, 1 Fuß 7 Zoll, dann von 3 Fuß. Drei der letzten Flöze waren dieselben als baurwürdig zu

betrachten. Das Streichen wurde in Stunde 6 und das Füllen unter einem Winkel von 80 Grad in Süden beobachtet. Nach bergmännischen Regeln vereinigten sich hier alle Lokalverhältnisse, welche einen sehr vortheilhaften und ergiebigen Bergbau erwarten ließen, jedoch natürlich unter der Voraussetzung, daß für einen hinreichenden Absatz der Kohlen gesorgt werde.

Folgende Motive sprachen für diese Ansicht. Der Aufstiegsunkt für einen obern Stollen war so bequem, daß im Niveau des Wassergrabens in der dort befindlichen Wiese der tiefste Punkt gefaßt und mit dem Mundloch unterfahren werden konnte. Voraussetzlich konnte dieser Stollen in querschlägiger Richtung durch das Hangende gegen das Liegende, mit 80 Lachtern Verlängerung, das erste schon bekannte 7 Fuß mächtige Flöz erreichen, und eine Salzgarteuse von 15 bis 18 Lachtern einbringen. Nebenbei lag die Erfahrung vor, daß das zweite 4 Fuß mächtige Flöz von dem ersten beiläufig 15 Lachter, und das dritte von dem zweiten nur 8 Lachter entfernt war; dann war die Möglichkeit in Aussicht gestellt, den Abbau nach erfolgtem Durchschlage mit dem Stollen, in dem Streichen der Flöße nach beiden Weltgegenden führen zu können, wobei hinsichtlich der Kohlengewinnung, eine vieljährige Ausdauer der bauwürdigen Mittel, angenommen werden konnte. Auch war nach allem bisher ermittelten Gebirgsverhalten die Hoffnung gegeben, weiter gegen das Liegende, durch fortgesetzte Bohrversuche vielleicht noch mehr bauwürdige Kohlenflöße ausschleifen zu können. Weil der, nur eine halbe Stunde betragenden Eisenerzung des anzulegenden Bergbaues von der stöckbaren Leisach, schien für den Transport der Kohlen alle Erleichterung geboten. Es wurde auch noch in Erwägung gezogen, daß an mehreren nahe gelegenen Punkten ein sehr guter Ziegelschm vorkomme, woraus die besten Mauer- und Dachziegel gefertigt, und in Feldöfen mit Steinkohlenfein, wohlfeiler als mit Holz gebrannt werden könnten. Man hatte sich hiebei die Berechnung vorbehalten, ob nicht die Ziegel bei dem billigen Wasser-

transporte, mit Vortheil nach München zu bringen wären, wenn vorzelsst die aus Bauflämmen bestehenden Flöße als Bauholz sehr gut verwertet werden könnten.

Ganz nach diesen Projekten des k. Oberbergmeisters Kade wurde auch der Bergbau auf Kosten des Freyherrn Bernhard v. Elsthal eröffnet, nachdem sich der Letzte vorher mit dem hiezu erforderlichen Grubenfelde von einer Hundgrube und dreißig Maasen hatte belehnen lassen. Der beabsichtigte Stollen wurde durch fünf Salzbergknappen von Verschlagaden in zwei Jahren 104½ Lachter weit nach Nordost in das Feld getrieben. Außer einigen Schichten von Schieferthon, Sandstein und Stinkstein, waren keine anderen festen Gebirgsarten zu durchfahren. Mit dem Betriebe dieses Stollens wurden anfangs fünf unbedeutende Kohlenflöße, dann vier solche Flöße, welche alle mit einer Mächtigkeit von 3 bis 4 Fuß dem Stollenorte zuzielen, erschroten, und zwar von den leptomächtigsten mächtigsten vier Flößen:

Das Flöz No. I. bei 46 Lachtern erster Verlängerung	
" " " II. " 30½ " weiterer " "	
" " " III. " 14½ " " "	
" " " IV. " 13½ " " "	

Zusammen obige 104½ Lachter Verlängerung.

Um die bisher bestrittenen Kosten einigermaßen wie der herabzubringen, wurde auf dem Flöße No. II. ein Abbau angelegt, und die gewonnenen Kohlen wurden in mehreren Transporten nach München geschafft. Nachdem die projektirte Gasbeleuchtung in München, wegen zu vieler vorgekommener Hindernisse nicht aus geführt werden konnte, wurde der Absatz der Kohlen an mehrere technische Anstalten und an einige Feuerarbeiter in München versucht. Die abgeführten Versuche versprachen aber, vorzüglich wegen des theueren Preises der Kohlen im Vergleich zu den Holzpreisen, keine erwünschte Nachfrage.

Durch den, am 9. Juli 1850 unglücklich erfolgten Tod des k. Regierungsrathes Bernhard Trenbheren v. Eichthal, auf seiner wissenschaftlichen Reise in Rom, gieng der Steinkohlenbergbau bei Penzberge, welcher bisher etwa 6000 fl. gefosset haben mochte, an die Erben über, und wurde hierauf mehrere Jahre lang in Fristen gehalten. In neuerer Zeit war die Grube, um den Vorschriften der Vergordnung zu genügen, mit ein Paar Knoppen belegt, welche abwechselungsweise auf dem östlichen Feldorte des zweiten, in den Angriff genommenen Flözes, arbeiteten. Bald aber erreichte die unterirdische Grubenarbeit die Sohle der oberhalb befindlichen Bauernhöfe. Wegen der Gefahr des Versinkens der Pumpbrunnen dieser Höfe auf dem nahen Tagegebirge, mußte der Abbau hier eingestellt werden.

Bei dem, seit dieser Zeit eingetretenen Aufschwunge aller Hütten, und Gewerke, Unternehmungen, und bei dem dadurch allgemeln rege gewordenen Interesse für die Aufsuchung und Verwinnung von Braun- und Stelmkohlen, kostete man den Plan, durch Vergrößerung des bisher mit einer Fundgrube und dreißig Maassen versehenen Grubensfeldes, mittels Nachmuthung von weiter anstoßenden neunzig Maassen, vor Allem sich des Besitzes der allenkfalls noch aufzuschließenden weitern Ausbreitung des Vorkommens von Kohlen zu versichern, und durch fortgesetzte Kohलगewinnung, diesen Brennstoffe bei den verschiedenen Feuerungen im Gassen, Eingang zu verschaffen. In der ersten Absicht, eine großartige Kohलगewinnung zu veranstalten, geschähen Auslängungen von dem Stollen aus auf allen Flözen, um auf den letzten geregelte Abbaue anlegen zu können. Mit diesen Auslängungen in der Flözmasse selbst, in Verbindung mit dem auf dem Flöze No. II. folgend vorgerichteten Abbaue, wurde eine Kohलगewinnung von bekännt 6000 Zentnern erzielt. Leider! mußte aber der so lebhaft begonnene Grubenbetrieb, des Mangels an Absatz wegen, bald wieder eingestellt werden.

Gegenwärtig betheogen die erwähnten Auslängungen in den Flözen:

- No. I. 8 $\frac{1}{2}$ Lachter in Ost
 „ II. 64 Lachter in Ost, 53 Lachter in West
 „ III. 49 Lachter in Ost
 „ IV. 55 Lachter in Ost, 34 Lachter in West.

Anfangs regulirte man den Verkaufspreis der Kohlen auf dem Grubenplatze auf 13 kr. für den Zentner, versuchte dann eine Erhöhung auf 17 kr., und setzte ihn nachher bei dem Mangel an legend einer Nachfrage, sogar auf 6 bis 8 kr. herab. Daß bei der ersten Anlag des Bergbaues an der Poissach erbaute Kohlenmagazin wurde nach und nach durch Diebe abgetragen, und es wurde das Bauholz mit den Kohlen, entwendet.

Nach den angestellten Bohrversuchen liegen dem Stollenorte wenigstens noch 7 Kohlenflöze vor, von welchen einige freilich keine baumwürdige Mächtigkeit zeigen. Indessen steht diesem Bergbaue noch ein großes Feld zur Kohलगewinnung zu Gebote; denn vorausichtlich lassen sich die aufgeschlossenen Flöze noch auf eine Länge von wenigstens 100 Lachtern für den Abbau vorrichten. Der fragliche, nach bergmännischen Regeln zweckmäßig vorgerichtete Kohlenbergbau wird gegenwärtig in Fristen gehalten.

3) Vorkommen der Braunkohlen in dem Landgräbte Tölz.

a) Braunkohlen am Buchberge.

Am nördlichen Gehänge des Buchberges, zunächst dem Stalauer Weiler an der Straße nach Benediktbeuern, dessen einige Braunkohlenflöze von geringer Mächtigkeit zu Tage aus. Schon im Jahre 1750 wurde hier mehrere hundert Zentner Kohlen gewonnen und nach München gebracht. Das Heransbringen der Kohlen aus dem tiefen Graben war sehr beschwerlich.

b) Braunkohlenschurf am Brandgraben.

Auf der Straße von Königsdorf nach Benediktbeuern, eine kurze Strecke hinter dem Dorfe Schönbain, liegt das sogenannte Brandgut auf einer Anhöhe. Die Feldgründe dieses Gutes werden in Eiden durch

eine tiefe Schlucht begründ; die das Wasser in den nahe gelegenen Straßengraben ableitet. In der Mitte dieses Grubens steht ein 18 Zoll mächtiges Kohlenflöz zu Tage an. Das hier bemerkbare Gebirge besteht aus Mergelschiefer, Schieferthon und Sandstein, der letzte in der Art von eingebetteten Conchylien strotzend, daß das Bindemittel die geringere Masse ausmacht.

Auf dieses, schon von den oberländischen Steinkohlenbergwerkchaft im Jahre 1795 untersuchte Flöz, ließen sich der k. Regierungsrath Hr. v. Windwart und der k. Appellationsgerichts-Sekretär Hr. Schreier von Amberg, im Jahre 1835 ein Grubenfeld von 1 Fundgrube und 10 Maassen zur Anlage eines Kohlenbergbaues im Leben verzeichnen.

e) Braunkohlenbergbau bei Annasbuch.

Das Vorkommen der Braunkohlen bei Annasbuch (Annettsbuch), am rechten Ufer der Loisach, $\frac{3}{4}$ Stunden südlich von Wolfrathshausen, ist schon seit längerer Zeit bekannt. Im Jahre 1837 ließ sich der Eisenhändler Gabriel Schmied in München in Gewerkschaft mit dem königl. Hofbrunnenmeister Hß doseltz und dem Wirtze Mathias Reuner in Vießel bei Benediktbeuern, auf dem Grundeigentume des sogenannten Tonidauers ein Grubenfeld von 1 Inngrube und 10 Maassen vertheilen, um auf die hier aufsteigenden Kohlen einen Grubebau anzulegen. Mit einem kurzen, zunächst von der Loisach aus durch das Quarzgestein getriebenen Stollen, wurde das Kohlenflöz bald erschotren. Bei dem Auslösen in der Flözmasse nach beiden Weltgegenden zeigte sich in dessen, daß vor dem einen Oete die Kohlen nicht weiter forstsejten, bei dem weiteren Ausfahren des andern Orts aber zu Tage würde ausgebrochen worden seyn.

Bei diesem Verhältnisse wurde das Flöz durch einen flachen Schacht vom Tage aus nach der Teufe weiter untersucht. Inwieferne der Bergbau durch Zubegang des Wassers werde behindert werden, muß die weitere Erfahrung lehren. Die bisherigen Versuche des Ablasses beschränken sich auf Abgaben an verschiedene Za-

beitsbesitzer, dann für den Hausbrand. Die, anfangs zu Wasser, dann aber mittelst Landtransportes nach München gebrachten Kohlen werden durchschnittlich zu 27 Kr. für den Zentner in den Handel gegeben.

4) Vorkommen der Braunkohlen in dem Landgerichte Niesbach.

a) Vorkommen derselben bei Niesbach im Allgemainen.

Die, von München südlich nach dem bayerischen Hochlande ausgebreiteten Gerölle lassen sich über Mühlthal hinaus und aufrwärts an den Ufern der Mangfall und Schlierach bis zum Schlosse Wallenburg verfolgen. An mehreren, nicht zusammenhängenden Punkten dieser Gerölle, trifft man Ablagerungen von Kalktuff und von Nagelfluh. Die, dem Molassegebirge angehörigen Braunkohlenflöße, welche bisher vom Bodensee bis über den Inn hinaus bekannt geworden sind, sejen in dem abgesonderten Distrikte zwischen Alßing und Niesbach vorzüglich zahlreich und mächtig auf; sie theobachten, den Schichtungen des sie beherbergenden Gebirges entsprechend, die allgemeine Streichungslinie vom Ost nach West, und werjen ihr Versäßen größtentheils unter Winkeln von 45° bis 70° nach Norden, oft aber auch widersinnig dem untergelagerten Alpenkalksteine zu. Die Mächtigkeit der Flöße beträgt durchschnittlich 9 bis 15 Zoll und ereicht manchmal 6 bis 8 Fuß. Hin und wieder trennen Schichten bituminösen Kalkes die Kohlen in mehrere Lagen. Die tiefeingeschnittenen Beete der Schlierach, der Krizach und des Raitenbunnensbaches, dann die Gräben der in diese Fläächchen mündenden Gebiegsbäche, zeigen dem Beobachter häufig das Ausgehende dieser Kohlenflöße, und führen zu dem Ansehen derselben durch die reichlich fortgetriebenen Geschiebe von Pechkohl. Neben den Distrikten am Pilsenberge und bei Pendsberg, ist wahrscheinlich die Umgegend von Niesbach als der Mittelpunkt der reichhaltigsten Braunkohlen-Ablagerungen im bayerischen Oberlande zu betrachten.

Ueber die Miesbacher Braunkohlen bemerkt Boué in seinem geognostischen Gemälde von Deutschland: „Ein Theil der Schichten neigt sich gegen Norden, der andere gegen Südwesten unter 45°. Man kennt vier Kohlenlager, welche mit lagen mergeligen und gelblichen Kalksteines wechseln, mitunter geschieden durch eine geringmächtige Schichte braunen bituminösen Kalkes. Die übrigen Schichten bestehen aus einem Wechsel des nämlichen gelben, grau gefleckten Kalksteines mit graulichen Mergeln und mit mergeligen, zuweilen Valoren führenden Sandsteinen“.

Die bekanntesten Punkte des Vorkommens der Braunkohlen sind in den, durch die Gebirgsbäche ausgehobenen Schluchten, als z. B. in dem, in die Schlierach mündenden Tiefengraben, im Sulzgraben, im Au- und Kaltenbachgraben, dann in den Thälern der Leizach und Schlierach anzutreffen. So steht gleich oberhalb Wallenburg am linken Ufer der Schlierach ein deßausig 8 Zoll mächtiges Kohlenflöz im Mergelschiefer zu Tage an. Eben so beissen zwei Kohlenflöze an dem Gehänge der Schlierach, kaum 100 Schelitte von der Miesbacher Brücke entfernt, zu Tage aus. Noch mehrere ansteigende Flöze trifft man in der nächsten Umgegend von Miesbach: bei Isenberg, Freudenburg, Großthal, Wernsmühle in der Richtung des Sulzgrabens, bei Schwand, oberhalb Aogtheneith im Schlierachthale etc.

Nach den bisherlgen Erfahrungen darf mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß diese Kohlenformation, auf dem bayerischen Gebiete, bis zum Fuße des Hochgebirges auch nach Süden fortsetze. Schon v. Huef*) macht Erwähnung von drei, eine halbe Stunde von Gmund am Tegernsee, an den Ufern der Mangfall zu Tage ausgehenden, nur 1 Fuß mächtigen Kohlenflößen, welche in Steinstein und Schieferthon eingebettet sind. Außerdem beobachtete Herr Oberberg- und Salinenrath Freyherr von Cumppeberg im Jahre

1827 ein Kohlenflöz bei Waldhof, ohngefähr 9000 Fuß südlich von den Miesbacher Flößen. Den sprechendsten Beweis für diese Ansicht bietet vorzüglich der regstige, seit 1766 betriebene, titollche Braunkohlenbergbau am Inn bei Helsing, dann das Vorkommen von Braunkohlen bei Ebbs unterhalb Kuffstein dor*).

Ein, von dem geeigneten Punkte in der Art in das Gebirge zu treibender Stoßen, daß alle vorliegenden Kohlenflöze hinsichtlich ihres Verhaltens im Tiefsten aufgeschlossen werden könnten, dürfte wohl das geeignete Mittel seyn, aber die Bauwürdigkeit der Kohlenflöze in der Umgegend von Miesbach die nothwendigen Erfahrungen an die Hand zu geben.

b) Braunkohlenbergbau im Sulzgraben.

Daß die Kohlenformation auch östlich von Miesbach fortsetze, beweist der, ungefähr 12000 Fuß in südlicher Entfernung von der Miesbacher Brücke entlegene Sulzgraben, $\frac{1}{2}$ Stunde südlich von dem Dorfe Porzberg, durch welches die Salzstraße von Miesbach nach Rosenheim führt. In diesem Graben ist schon seit längerer Zeit das Ausbreissen mehrerer Kohlenflöze bekannt. Das mächtigste derselben steigt Stunde 8 und 9 und verläuft unter 50 bis 60 Graden in Süden, bei einer Mächtigkeit von 3 bis $3\frac{1}{2}$ Fuß. Von Qualität zeigt sich die Kohle, vorzüglich dort, wo das Flöz durch den Bach sezt, ganz fest rein und nur stellenweise durch inzwischens liegende Mergelschieferstreifen unterbrochen. Porzsel mit diesem Flöße in ungefähr 3 Meilen nördlicher Entfernung befindet sich ein zweites, jedoch nur 8 bis

*) Gebirgsbeschreibung von 1792. S. 87.

**) Bergl. v. Huef's Abhandlung „Ueber das Vorkommen der Steinkohlen zu Hising“. Denkschriften der k. b. Akademie der Wissenschaften. Jahrg. 1813. S. 127 etc. Auszug im Kunst- und Gewerbeblatt Jahrgang 1837. S. 93. 131. 374. Bergl. folgende Schriften: von Leonhardt Aufgabend. v. Mineralogie. 1820. S. 423. — Referat, Deutschland geogn. dargestellt. 3. Heft. — v. Meil's Annal. etc. Bd. II. — Jahrbuch des polytechn. Instituts zu Wien. Bd. II.

g Zoll mächtiges. Ob diese Blöthe, wie ohne Zweifel angenommen werden dürfte, in das, durch den Bach abgetrennte Gegengebirge hindurechsen, müßte durch einige Schurfversuche ermittelt werden.

Der nunmehr verstorbene Hofsamwerschmied Georg Lindauer ließ schon vor mehreren Jahren auf dem erwähnten mächtigeren Blöthe ein Quantum Kohlen gewinnen, um dieselben der seiner Stahlfabrik in München zu benützen. Er ließ zu diesem Zwecke an dem Punkte des Ausbreißens der Kohlen eine, angeblich 50 Schritte lange Tagstrecke in der ganzen Mächtigkeit der Blöthmasse aufschürfen. Nach bergmännischen Regeln durfte das fragliche Kohlenflöz ohne Bedenken für bauwürdig erachtet werden. Allein das Herausbringen der Kohlen aus dem tiefen Gruben war mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden. Nur mit außerordentlichen Kosten konnte Lindauer die zu Tage gefördertten Kohlen auf einem kaum gangbaren Wege auf die Rosenheim-Niesbacher Straße, zur weitem Abfuhr nach München, bringen lassen. Die, mit den fraglichen Braunkohlen aus dem tiefen Gruben war mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden. Nur mit außerordentlichen Kosten konnte Lindauer die zu Tage gefördertten Kohlen auf einem kaum gangbaren Wege auf die Rosenheim-Niesbacher Straße, zur weitem Abfuhr nach München, bringen lassen. Die, mit den fraglichen Braunkohlen aus dem tiefen Gruben war mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden. Nur mit außerordentlichen Kosten konnte Lindauer die zu Tage gefördertten Kohlen auf einem kaum gangbaren Wege auf die Rosenheim-Niesbacher Straße, zur weitem Abfuhr nach München, bringen lassen.

Der Handelsmann Joseph Karlinger in Niesbach errichtete vor einigen Jahren zunächst der Brücke über die Schlierach einige Oefen zum Brennen des hydraulischen Kalkes, und fand, daß wegen des einfachen Baues über diesen Oefen, der Luftzug auf das Vordrehen der obersten Kalkschlächten nachtheilig einwirkte. Er benutzte versuchsweise vom Sulzgraben, dann von dem seinen Oefen noch näher gelegenen Vierkratzgraben, mehrere Zentner Braunkohlen, zum Bedecken der oberen Kalkschlächten im Ofen, um so eine gleichförmige Hitze durch die ganze Kalkmasse zu führen. Diese Versuche entsprachen vollkommen und Karlinger macht zu dem bezeichneten Zwecke noch immer Gebrauch von den fraglichen Kohlen. Dagegen entsprechen die Probebrände, bei welchen zum Breuen des hydraulischen

Kalkes Braunkohlen allein angewendet wurden, vorzüglich aus dem Grunde nicht, weil die dabei notwendige Verkleinerung des zu brennenden Kalksteines in gleiche Stücke, die Geführgangskosten zu sehr erhöhte hatte.

Der erwähnte Kaufmann Karlinger ist seit dem Monate April 1837 auf dasselbe, früher vom Hofsamwerschmied Lindauer in den Angriff genommene Kohlenflöz im Sulzgraben, mit einem Grubenfeld von einer Zundgrube und einer Maase besetzt. Er ließ durch eine, nach dem Strecken des Blöthes getriebene Tagstrecke einige Hundert Zentner Kohlen gewinnen, die in der Umgegend keinen Absatz finden, obwohl der einkaufsvolle und thätige Unternehmer, welcher bei seinen Untersuchungen den ganzen Bezirk begangen und sich das genaueste Detail hinsichtlich des Braunkohlen-vorkommens in der Umgegend verschafft hat, mehrfach die Kohlen umsonst hergibt. Die Abfuhr von der Grube war durch den schon angeführten Umstand sehr erschwert, daß die Kohlen über ein steiles Gefälle hinaufgeschafft und von dort erst durch einen Waldbweg nach dem Dorfe Paröberg an der Rosenheimer Straße, gebracht werden mußten. Gegenwärtig wird diese Grube in Theilen gehalten.

c) Braunkohlen-Blöthe im Kalken- und Aubachgraben.

Auf der Viehnalsschneise von Nibling über Willing, trifft man bei etwa 3 Stunden Weges in Au auf die, von Rosenheim nach Niesbach führende sogenannte Salzstraße. Verfolgt man den bei Au vorüberfließenden Aubach aufwärts nach Westen und den aus Nordwesten in den Aubach sich ergießenden Kalkenbach; so trifft man fortwährend hergetriebene Gerölle von Pechstein, und eine Menge von Kohlenstücken an den Wänden der tief eingeschnittenen Bachgräben zu Tage ausgehen. Die Mächtigkeit aller dieser Blöthe übersteigt mit Ausnahme eines einzigen selten einige Zoll. Schon v. Zittel *)

*) Gebirgsbeschreibung von 1793 S. 26.

bezeichnet ein kleines Lager von Kohlen, welches gleich unter der Dammerde im Gradleiner Walde, unweit St. Niklas am sogenannten Ruhbache zu Tage austritt, von welchem angegeben ist, daß es nicht mächtiger, als 5 bis 6 Zoll seye und auf kleinstörnigem Sandsteine, unter welchem eine 5 Schuh breite Lage von Thon zum Vorschein komme, ruhe.

Zwischen Au und Niklasreith wurden schon im Jahre 1808 mehrere 3 bis 6 Fuß mächtige Kohlenflöße entdeckt. Nach den blätterigen Beobachtungen steht das bedeutendste dieser Flöße in dem Gemeindebezirke von Niklasreith, an den Wänden des Kaltendaches, 1 Stunde westlich von Au, und $\frac{1}{2}$ Stunde südlich von dem, an der Rosenheim-Wirzbacher Strasse gelegenen Einödhofe Böhrl in baumwürdiger Mächtigkeit zu Tage an. Die schon seit längerer Zeit bekannte Stelle, an welcher dieses Flöß durch den vorbeistießenden Kaltendach entblößt werden ist, befindet sich ungefähr 20 Fuß oberhalb dem gegenwärtigen Kinnale des Kaltendaches. Die in der neuesten Zeit auf Veranlassung des polytechnischen Vereins vorgenommenen Abräume machten es möglich, die volle Mächtigkeit dieses Kohlenflößes mit 5 bis 6 Fuß zu beobachten. Ob dieses, durch seine Mächtigkeit bemerkenswerthe Kohlenflöß, in das Gebirgsgebirge durch den Kaltendach fortsetze, wie mit aller bergmännischen Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, kann gegenwärtig nicht beobachtet werden, da die Geshänge mit dichten Rasen bewachsen sind.

d) Braunkohlenflöße im Birkengraben.

Echon v. Ziur^{*)} äußert die Vermuthung, daß in dem, unweit von Wiesbach an der Schlierach gelegenen Birkengraben, eine unerforschliche Niederlage von Kohlen vorhanden seye, indem in einer Entfernung von etwa hundert Schritten, mehr als zehn Flöße von verschiedener Mächtigkeit, mit einem Einschießen in

das Gebirge von 74 bis 76 Grad, zu Tage anständen.

Eine halbe Viertelstunde von Wiesbach gegen Westen, jenseits der Schlier (Schlierach) zieht sich eine ziemlich tief eingeschnittene Schlucht, der Birkengraben, in der Hauptrichtung von Nordost in Südwest (Stunde 16) in das sonst ansteigende Gebirge. Die in diesem Graben entblößten Geshänge lassen die Verhältnisse der Schichtenfolge beobachten. Verfolgt man diesen Graben aufwärts, so bemerkt man vielleicht 30 Braunkohlenflöße von einigen Zollen bis zu $1\frac{1}{2}$ Fuß und 2 Fuß Mächtigkeit, mit einem Streichen von Ost in West und einem, dem Hauptfallen der sämtlichen Gebirgsschichten entsprechenden Vorfallen nach Norden, zu Tage ausgehen. Nur einige dieser vielen Flöße dürften die Hoffnung geben, sich bei einem weiteren Aufschließen des Gebirges, zu einer baumwürdigen Mächtigkeit aufzusummen.

Gegenwärtig wird im Birkengraben noch kein Kohlenbergbau betrieben. Bei einem Afforde im Großen dürfte in Berücksichtigung der möglichen Rücksichten mit Getreide, der Zentner Kohlen um 18 bis 20 kr. nach München, und wegen der Rücksicht mit Salz noch viel wohlfeiler nach Rosenheim an den Inn geschafft werden können.

e) Braunkohlen-Flöß im Pflagergrunde.

Bei ungefähr 3000 Fuß süßlicher Entfernung von der Wiesbacher Brücke, zwischen der Mangsoll und der Schlierach, dicht neben dem Wohnhause des sogenannten Pflagerbauers und nördlich von der, nach Tegernsee führenden Strasse, wurde schon vor längerer Zeit ein, durch eine hervorbrechende Quelle entblößter Kohlenflöß auf einer Ebene erschürft. Die Mächtigkeit beträgt, so weit dieselbe beobachtet werden konnte, sicher $2\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ Fuß, und die Flößmasse dierhet sehr reine Anstände von Kohlen dar. Sehr wahrscheinlich streicht dieses Flöß nach Osten fort, und in diesem Falle würde es ungefähr in der Gegend der Marls-

^{*)} Gebirgsbeschreibung vom Jahre 1793 S. 102. — Bergl. v. Koll's Kanalen der Berg- und Hüttenkunde.

brücke an der Schlierach wieder anzutreffen seyn. Bei der bisherigen geringen Entleerung kann wohl noch nicht ausgesprochen werden, ob dieser Stöckel schwebend oder stöckig abgelagert sey.

IV.

Bergmännische Aufschlüsse über das Vorkommen der Braunkohlen in dem Bergrevier Bergen.

Braunkohlen; Schurversuche des polstechnischen Vereins in München.

Die, im Jahre 1836 zusammengetretene Aktien-Gesellschaft des polstechnischen Vereins in München, hat Schurarbeiten auf die Aufindung von Braunkohlen in dem Molassegebirge, in dem bisher noch wenig untersuchten Distrikte zwischen dem Inn und dem Chiemsee, dann in dem mehr bekannten Bezirke zwischen der Mangfall und dem Inn, vornehmen lassen*).

Aus den Resultaten der vorerst vorgenommenen geognostischen Untersuchung des Terrains des erst genannten Distriktes ergab sich, daß in der Gegend von Prien, und nördlich am Chiemsee, keine Kohlenanlände vorkommen. Nur schwache Spuren von Braunkohlen wurden bei Leitenberg und bei Vattern unweit Prien, zu Tage ansiehend getroffen. Dagegen wurden bei der Vergehung der Berggehänge und Gräben zwischen Bernau, Höhenmoos und Schaurain dann in der Gegend um Untervort, in einer Längenausdehnung von theilweis drei Stunden und auf einer Breitenstreckung von 1700 Fuß, sechs von Ost in West streichende Kohlenflöze mit $\frac{1}{2}$ bis 3 und 6 Zoll Mächtigkeit aufgefunden.

Man beabsichtigte hierauf, die in der Nähe von Höhenmoos, k. Landgerichts Rosenheim, im Kiechenleitengraben aufgefundenen Kohlenanlände, durch eine Tagstrecke um 5 Fächer tiefer aufzuschließen zu lassen.

*) Nähere Bestimmungen dieser Gesellschaft in dem Kunst- und Gewerbeblatte 1836, S. 277. — 1838, S. 84. — 1839, S. 1. 269. 326.

Wenn die in das Feld getriebene Schurfrecke traf die Flöze an dem wahrscheinlichen Punkte nicht, woraus sich die Vermuthung ergab, daß der am Tage beobachtete Fallwinkel in der That nicht gleich bleibe. Die Gesellschaft ließ daher diesen Schurfversuch einstellen.

Man beschloß dagegen, den Bezirk zwischen dem Inn und der Mangfall und namentlich zwischen Zu und Niesbach, weiter zu untersuchen. Ueber den Erfolg der, durch die dießfalls abgeführten Schurversuche erhaltenen Bergaushlüsse, steht der weitere Bericht des polstechnischen Vereins zu erwarten. *) *vergl. S. 267, 268.*

Eine genaue Mittagslinie an jedem heitern Tag des Jahres zu ziehen, wenn die geographische Breite des Ortes und die Abweichung der Sonne vom Aequator bekannt ist.

Entworfen

von

Joseph Aufleger,
Steingrober in München.

Die Weise, nach welcher eine Mittagslinie auf einer Horizontalebene, durch beobachtete gleiche Schattenlängen (correspondirende Sonnenhöhen) im Vor- und Nachmittage von einem senkrecht stehenden Stifte gefunden wird, ist bekannt.

Diese Art die Mittagslinie zu ziehen, kann nur einige Tage, vor und nach dem Eintritte der Sonne in die Zeichen des Krebses und Steinbockes, vorgenommen werden.

*) Vergl. Erster Bericht des polstechnischen Vereins über die, zwischen dem Inn und der Salzach in Betrieb gesetzten Schurarbeiten auf Etzin, und Braunkohlen. Kunst- und Gewerbeblatt. Jahrg. 1837, S. 83. 90. 378.

Für jede andere Zeit erhält man die erforderliche Genauigkeit nicht, indem durch die schnelle Abweichungs-Veränderung der Sonne die gleichen Schattenlängen des Stiftes in ungleiche Zeitabstände vom Mittage fallen; folglich kann die Linie, welche den Winkel halbiert, der sich aus den beobachteten Endpunkten zweier gleichen Schattenlängen im Vor- und Nachmittag im Mittelpunkt des Stiftes am Horizont bildet, nicht die Mittagslinie seyn.

Meine Methode ist folgende: Man nimmt eine gut geübnete Sollenhofer Steinplatte, einen Fuß bis 18 Zoll im Quadrat, wie die Linien s s s s Figur I. anzeigen, und verschafft sich einen Regal, der $2\frac{1}{2}$ Zoll hoch und 2 Zoll als Durchmesser seiner Grundfläche hat, setze Tt und Uu Fig. II. läßt man diesen Regal von Stein machen, so ist am wenigsten zu besorgen, daß sich seine Höhe ändert, indem sich der Stein gegen alle anderen Materialien am wenigsten ausdehnt oder zusammenzieht.

C o n s t r u k t i o n .

I. Zieht man in der Mitte der Steinplatte Figur I. die Linie AB, wählt auf dieser etwa 3 Zoll von der Kante entfernt den Punkt C, beschreibt aus dem Punkte C mit dem Halbmesser der Grundfläche des Regels Figur II. Tu einen Kreis Uu Figur I., errichtet die Senkrechte CD gleich der Höhe des Regels Tt, bezeichnet den Punkt D durch einen kleinen Bogen und beschreibt aus D den Bogen ea.

II. Will man die Mittagslinie zum Beispiel für $48^{\circ} 8' 20''$ groß. Breite finden, so werden mittelst einem Transporteur auf dem Bogen von C nach n das Complement der Breite, als hier $41^{\circ} 51' 40''$, getragen; dann bezeichnet man eben so der Breite entsprechende Grade, Minuten u. auf dem Bogen von C in o, als hier $48^{\circ} 8' 20''$, zieht von D durch a die Linie DA und durch den Punkt e die Linie DE.

III. Auf dem Punkt E wird zur Linie AB die Senkrechte EF errichtet und diese gleich ED gemacht,

man zieht man die Linie AF und verlängert sie gegen L bis an die Kante des Steines SS.

IV. Wird die Linie AF halbiert und der Bogen AGF gezogen, dann setzt man einen Fuß des Zirkels in A und bezeichnet mit der Länge AD auf dem Bogen den Punkt G, durch diesen Punkt zieht man die Linie GF.

V. Aus dem Punkt G beschreibt man mit beliebiger Zirkelöffnung einen Bogen HIK und trägt aus dem Punkt I. die Grade und Minuten der südlichen Abweichung der Sonne von I nach K, die der nördlichen Abweichung aber von I nach H*), das ist: vom 22. September bis 21. März wird die Abweichung der Sonne von I nach K und vom 21. März bis 22. September von I nach H getragen.

Die Abweichung der Sonne findet man im astronomischen Jahrbuch, in welchem sie für den Mittag wahre Zeit, für einen bestimmten Ort, gegeben ist. Für diese Methode die Meridianlinie zu ziehen, braucht man die Abweichung für 9 Uhr wahre Zeit, man sucht sie aus dem astronomischen Jahrbuch auf folgende Weise.

a) Ist der Tag gewählt, an welchem man die Mittagslinie ziehen will, so untersucht man im astronomischen Jahrbuch, ob die Abweichung des gewählten Tages größer oder kleiner sey als die des vorigen Tages, zieht dann die kleinere Abweichung von der größeren ab und theilt den Rest durch 8. Ist die Abweichung des gewählten Tages größer als die des vorigen, so wird das Achteil des Restes von der Abweichung des gewählten Tages abgezogen; so ist der Rest die Abweichung für 9 Uhr. Ist die Abweichung des gewählten Tages kleiner als die des vorigen, so wird das Achteil des Restes zur Abweichung des gewählten Tages addirt; so ist die Summa die Abweichung für 9 Uhr.

*) Für die südliche Erdbälfte findet das Gegentheil Statt.

Zum Beispiel der gewählte Tag sey der 10. März, so war die Abweichung für dieses Jahr 1840 nach dem Jahrbuch von Dr. J. Lamont*),

am 9. März $4^{\circ} 21' 18,3''$

am 10. März $3^{\circ} 57' 48,5''$

die Abweichungsänderung . . $0^{\circ} 23' 29,8''$

folglich $\frac{23^{\circ} 29,8''}{8} = 0^{\circ} 2' 56,225''$

zur Abweichung vom 10. März add. $3^{\circ} 57' 48,5''$

Abweichung für 9 Uhr am 10. März $4^{\circ} 00' 43,725''$

Oder der gewählte Tag sey der 30. März 1840, so ist die Abweichung

am 30. März $3^{\circ} 53' 56,9''$

am 29. März $3^{\circ} 30' 38,6''$

die 24stündige Aenderung . . $0^{\circ} 23' 18,3''$

folglich $\frac{0^{\circ} 23' 18,3''}{8} = 0^{\circ} 2' 54,75''$

am 30. März $3^{\circ} 53' 56,9''$

ein Achteil der 24stündigen Aenderung $0^{\circ} 2' 54,75''$

abgezogen bleibt für 9 Uhr am 30. März $3^{\circ} 51' 02,15''$

Demnach wird am 10. März die Abweichung $4^{\circ} 00' 44''$ auf dem Bogen von I gegen II, und am 30. März die Abweichung $3^{\circ} 51' 2''$ auf den Bogen von I gegen II getragen.

- b. Ist der Ort, für welchen die Mittagslinie bestimmt werden soll, von dem Ort, für welchen das astronomische Jahrbuch die Abweichung enthält, sehr weit entfernt, so muß der Längendifferenz, entweder aus einer guten Karte oder aus dem Jahrbuch**) gesucht und für den sich erge-

benden Zeitunterschied die Abweichung der Sonne in Rechnung gebracht werden.

Indem 15 Grade Längendifferenz eine Stunde Zeitunterschied geben, und die größte vier und zwanzigstündige Abweichungsänderung 24 Minuten ist, so trifft auf 15° Längendifferenz eine Minute Abweichung; folglich ist hingegen die vier und zwanzigstündige Abweichungsänderung eine Minute, so ist die Abweichung für 15° Längendifferenz $= \frac{1}{24}'' = 2,5''$.

Ist die vier und zwanzigstündige Abweichungsänderung am größten $= 24''$, so giebt 1° Längendifferenz $= \frac{1}{4}'' = 4$ Sekunden Abweichung*); ist folglich die vier und zwanzigstündige Abweichungsänderung 1 Minute, so giebt ein Grad Längen unter $= \frac{1}{24}'' = 0,166''$...

Multipliziert man daher die Grade des Längendifferenzen, welche zwischen den zwei Orten stattfinden, mit den Minuten der vier und zwanzigstündigen Abweichungsänderung, und das Produkt mit $0,166''$; dieses Produkt ist die Abweichung des Längendifferenzen in Sekunden, welche durch 60 dividirt Minuten geben.

Liegt der Ort, für welchen die Mittagslinie zu bestimmen ist, westlich von dem, für welchen die Abweichung im astronomischen Jahrbuch gegeben ist, und ist die Abweichung im Abnehmen, so wird die Abweichung der Längendifferenz von der für 9 Uhr gefundenen abgezogen; ist aber die Abweichung im Steigen, so wird sie zu dieser addirt. Liegt aber der erstere Ort von dem zweiten östlich, und ist die Abweichung im Abnehmen, so wird die Abweichung der Längendifferenz zu der für 9 Uhr gefundenen addirt, und ist die Abweichung im Steigen, so wird sie von dieser abgezogen. Auf diese Weise erhält man die Abweichung für denjenigen Ort für 9 Uhr, für welchen man die Mittagslinie bestimmen will. Zum Beispiel, der Ort,

*) Das astronomische Jahrbuch ist in München in der Hirschmann'schen Buchhandlung zu haben.

**) Für 1840 enthält das astronomische Jahrbuch von Dr. J. Lamont die Längendifferenzen, von Seite 38 bis Seite 49, zwischen mehreren Orten in Bapern und der königl. Sternwarte.

*) Sind die zwei Orte nicht weit von einander entfernt, so kann diese Berichtigung weggelassen werden.

für welchen die Mittagslinie bestimmt werden soll, läge von der königlichen Sternwarte München um 65 Grade gegen Westen, und wie nehmen wieder den 10. März 1840, so ist die vier und zwanzigstündige Veränderung $23^{\circ}29,8''$, hiefür kann man nehmen $23,5'$; folglich

$$23,5 \times 65 = 1527,5 < 0,1666 = \frac{254,481''}{60} = 4'14'',481''$$

und die für 9 Uhr gefundene Abweichung $4^{\circ}00'44,725''$ die für den Längenunterschied abzuziehen $4'14,481''$ für den für West liegenden Ort für 9 Uhr $3^{\circ}56'30,244''$

Wäre die Abweichung im Steigen, so müßten die $4'14,481''$ addirt werden.

Läge der Ort, für welchen die Mittagslinie zu bestimmen ist, von dem Ort, für welchen die Abweichung im astronomischen Jahrbuch enthalten ist, um 24° gegen Osten, und wir nehmen als den gewählten Tag den 30. März; so ist die vier und zwanzigstündige Veränderung $23^{\circ}18,3''$ und die $18''$ im Dezimaltheile der Minuten gibt

$$23,3 \times 24 = 559,2 < 0,1666 = \frac{93,16''}{60} = 1'33,16''$$

die für 9 Uhr gefundene Abweichung $3^{\circ}51'02,15''$ für den Längenunterschied abzuziehen $1'33,16''$ für den östlich liegenden Ort für 9 Uhr $3^{\circ}49'28,99''$

Wäre die Abweichung im Abnehmen, so müßten die $1'33,16''$ addirt werden.

VI. Ist die Abweichung nach No. V auf dem Bogen aus I gegen K oder H durch einen Punkt bemerkt, zum Beispiel nach der Zeichnung in i, so ziehe man aus G durch den Punkt i eine Linie, und verlängere diese, bis sie die Linie AF oder ihre Verlängerung schneidet, z. B. in L.

VII. Setzt man einen Fuß des Zirkels in C und öffnet den Zirkel, bis der andere Fuß den Durchschnittpunkt I erreicht, so beschreibt man den Kreis M.L.N.

Der Kreis M.L.B. bestimmt die Schattenlänge des Regels für 9 Uhr woselbst Zeit, für denjenigen Tag,

für welchen die Abweichung aus I auf den Bogen K.H aufgetragen wurde.

Die mit diesen Linien bezeichnete Steinplatte wird an einem Ort, der von der Sonne berührt werden kann, richtig horizontal gelegt, doch so, daß die Linie von A nach B so viel als möglich von Süden gegen Norden liegt, und setzt den Regal auf. Dieß muß oder an dem gewählten Tag vor 9 Uhr in Ordnung seyn, damit die Schatten Spitze des Regels noch über den Kreis M.L.B. hinausfällt.

VIII. Die Schatten Spitze nähert sich immer mehr dem Kreis M.L.B. bis sie ihn berührt und verlassen will; in dem Augenblick, wo die Schatten Spitze den Kreis verlassen will, bemerkt man diesen Punkt z. B. in M oder N. Ist M der gefundene Punkt, so trägt man den Bogen BL aus dem Punkt M gegen B, bemerkt den Punkt m und zieht von m durch C die Linie mO, welche die Mittagslinie ist.

Hätte man den Punkt N gefunden, so trägt man BL von N gegen B, bemerkt den Punkt n und zieht von n durch C die Linie nP, so ist diese die Mittagslinie.

Berührt die Schatten Spitze vom Regal den Kreis im Punkte L selbst, so ist HA die Mittagslinie, und es wäre beim Legen der Platte die Linie BA zufällig in die Ebene des Meridians gekommen.

Hat man die beschriebenen Linien genau construiert und den Verührungspunkt, von der Schatten Spitze des Regels, auf dem Kreis richtig beobachtet, dann ist die nach No. VIII. gefundene Mittagslinie unfehlbar genau und richtig.

I. Zusatz. Will man statt um 9 Uhr am 3 Uhr, oder zur Uebersetzung (ob kein Zehler unterlaufen sey) wiederholt noch einen Punkt beobachten, so wird die Abweichung der Sonne für 3 Uhr gesucht. Man nimmt nämlich aus dem astronomischen Jahrbuch ein Aether der vier und zwanzigstündigen Abweichungsveränderung

zwischen dem gewählten und nächstfolgenden Mittag, wie in No. V. a. Ist die Abweichung des gewählten Mittags kleiner als die des nächsten, so wird das Achnel der vier und zwanzigstündigen Aenderung addirt und im Gegentheil abgezogen, um die Abweichung für 3 Uhr zu erhalten.

Die Bezeichnung No. V. b, für einen andern Ort, bleibt für 3 Uhr dieselbe wie für 9 Uhr.

Der Abweichung entsprechende Grade und Minuten werden, wie in No. V, auf den Bogen KL Ztg aus HL getragen, z. B. in j, dann wird, nach No. VI. aus G durch diesen Punkt j auf dem Bogen KL, eine Linie GQ gezogen und wo sich diese Linie mit der AF oder ihrer Verlängerung schneidet, wird aus dem Punkte C durch Q, nach No. VIII., ein Kreis m RT beschrieben. Ferner setzt man die Regel auf, beobachtet Nachmittags, wo die Schattenspitze des Regels den für 3 Uhr und C beschriebenen Kreis berührt, und bemerkt den Berührungspunkt auf diesem Kreis, z. B. in R oder T, je nachdem der Kreis um 9 Uhr im Punkte M oder N berührt wurde. Aus C beschreibt man durch A den Bogen OP.

Dat man keinen Fehler begangen und ist R der im Nachmittags und M der im Vormittags beobachtete Punkt, so muß der Winkel R'Om' gleich dem Winkel m'O'M' seyn. Ist T der im Nachmittags und N der im Vormittags beobachtete Punkt, so muß der Winkel T'P'n' gleich dem Winkel n'P'N' seyn. Um aber diese Winkel messen zu können, muß der Kreis M'm'R' aus O, oder der Kreis N'n'T' aus P beschrieben werden.

Ist die Abweichung für 3 Uhr, gegen die für 9 Uhr, des gewählten Tages sehr wenig unterschieden, so wird der Bogen Ij für 3 Uhr eben so groß wie der Bogen Ij für 9 Uhr; folglich behalten die Linien GQ und AF auch für 3 Uhr dieselbe Lage wie für 9 Uhr, sie schneiden sich in einen und denselben Punkt L und der Kreis BRT für 3 Uhr hat denselben Radius, wie der Kreis MLb, welcher für 9 Uhr beschrieben wurde.

Die Abweichungsveränderung zwischen 9 und 3 Uhr ist am 21. Juni- und 22. December am kleinsten, daher fällt einige Tage vor und nach diesen zwei Tagen, der für 3 Uhr bestimmte Kreis m RT in den für 9 Uhr beschriebenen Kreis MLn. Vier Tage vor und nach dem 21. Juni und 22. December beträgt die Abweichungsveränderung zwischen 9 und 3 Uhr beinahe eine Minute.

Die Abweichungsveränderung ist hingegen am 21. März und 22. September am größten; an diesen zwei Tagen ist die Veränderung der Abweichung zwischen 9 und 3 Uhr beinahe 6 Minuten.

Vom 21. Juni bis 22. December fällt der für 3 Uhr bestimmte Kreis weiter vom Centrum C, als der für 9 Uhr beschriebene; vom 22. December bis 21. Juni fällt aber der für 3 Uhr bestimmte Kreis näher gegen das Centrum C, als der, welcher für 9 Uhr bestimmt wurde.

II. Zusatz. Für jene Länder, welche unter 45° der Breite liegen, kann die Höhe des Regels größer, und für jene Länder, welche über 55° Breite liegen, muß sie kleiner gemacht werden. Ist die Abweichung der Sonne sehr südlich, namentlich in den Monaten November, December und Januar, dann ist um 9 Uhr der Schatten des Regels ziemlich lang. Ist die Höhe des Regels $3\frac{1}{2}$ Zoll, so muß für unsere Breite die Platte 2 Fuß im Quadrat seyn, damit im Winter die Schattenspitze vom Regal um 9 oder 3 Uhr auf die Platte fällt.

Je länger der Schatten ist, um so weniger deutlich zeigt er sich in seiner Fortsetzung bedingt, und zwar wegen des sogenannten Halbschattens. Aus dieser Ursache kann bei langen Schatten die Länge des selben nicht sicher bestimmt werden.

Diesem Uebelstande kann dadurch abgeholfen werden: man schneidet den Regal ab, besetzt auf demselben ein Stückchen Messing und macht in den Punkt, wo die Spitze des Regels lag, ein rundes Löchlein, wie Fig. III. a und b zeigen.

Sollen durch das Löthblech die Strahlen der Sonne, so bilden diese auf der Steinplatte, im Schatten vom Messingstückchen, ein Sonnenbild.

Der Mittelpunkt dieses Sonnenbildes vertritt die Schattenspitze des Kegels und bestimmt die Schattenlänge des letztern sehr genau.

Das Sonnenbild erscheint zwar auf der Ebene der Platte als eine Ellipse, Fig. III. c. Man kann aber den Mittelpunkt eben so sicher als in einem Kreise finden, wenn man den längern und kürzern Durchmesser zieht. Bei so einer kleinen Ellipse kann eben so wie bei einem kleinen Kreis, durch Schätzung des Auges, ohne die Durchmesser wirklich zu ziehen, der Mittelpunkt bestimmt werden.

III. Zusatz. Diejenigen, welche ein trigonometrisches Handbuch oder eine Tangententafel besitzen, können die Winkel, statt durch Auftragen der Grade und Minuten auf den Bögen Ca, Ce und III oder IK Fig. I. sehr genau auf folgende Weise bestimmen.

Ist die Linie AB und CD gezogen, so macht man mit der Linie CD Fig. III. (gleich der Höhe des Kegels) einen Transversalmassstab, so daß die Linie CD in Tausend Theile getheilt wird, Fig. III. d. Dann werden von der Breite des Ortes die entsprechenden Theile der Tangens auf dem Massstab genommen und von C nach E, und die vom Complement der Breite von C nach A getragen, so dadurch die Lage der Linien DE und DA bestimmt. Eben so macht man die Linie GF gleich der Höhe des Kegels CD, errichtet in I zu GF eine Senkrechte HK und trägt von der Abweichung entsprechende Theile der Tangens von I nach K oder von I nach H, je nachdem die Abweichung nördlich oder südlich ist, und bestimmt dadurch die Lage der Linie GI L.

Beweis der Konstruktion.

Esieht man auf einer horizontalen Ebene eine gerade Linie AB, errichtet in dieser eine senkrechte CD, Fig. III., betrachtet AB als Meridianlinie und CD als den auf der Meridianlinie senkrecht stehenden Zeiger; so ist CD der Endpunkt des Zeigers.

Legt man eine zur Weltaxe parallele Linie durch den Endpunkt des Zeigers D und verlängert diese, bis sie die Meridianlinie am Horizont trifft, z. B. im Punkte A, so ist der CAD = der geogr. Breite des Ortes, und indem $ACD = 90^\circ$ ist, so muß der Winkel ADC = dem Complement der Breite seyn; sehe Construction Satz II. Bogen Ca. Dann ist A der Pol und AD ein Segment der Weltaxe.

Legt man eine zum Aequator parallele Ebene durch den Endpunkt D und bezeichnet auf der Meridianlinie am Horizont den Durchschnittspunkt (E) dieser Ebene, dann ist CED = dem Complement der Breite des Ortes und $ECD = 90^\circ$; folglich ist CDE = der Breite, Constr. Satz II. Bogen Ce. Aus der Axt AD steht allseitig die Aequatorialebene senkrecht, daher ist auch ADE = 90° . Die Aequatorialebene durchschneidet den Horizont und bildet auf ihm die Linie FE, welche die Aequinoctiallinie für den Zeiger CD ist.

Beschreibt man in der Aequatorialebene, im Punkte DEF, aus D mit dem Radius DE einen Bogen, trägt auf diesen Bogen aus dem Punkte E 45° und zieht aus D, durch diesen Punkt (G) auf dem Bogen im Raume, eine Linie, so schneidet diese die Linie EF am Horizont in F. Die Linie DF ist dann die Zeitlinie für die 4te Stunde in der Aequatorialebene und die Linie EF ist die Tangens für diesen Zeitwinkel. Indem nach erwiesenen Sätzen des Enomionik die 4te Stunde mit dem Meridian am Aequator 45° macht, so folgt, daß die Tangens EF (von 45°) = dem Radius DE ist; Constr. Satz III.

Aus dem bisher Gesagten ist der 4te Stundenpunkt F in der Aequinoctiallinie am Horizont bestimmt.

Legt man eine Ebene, welche durch den Pol A, den Punkt D und den Punkt F geht, so ist diese die 4te Stundenbene, welche sich im Raume A, D dem Endpunkte des auf dem Horizont senkrecht stehenden Zeigers und dem Punkte F bildet. In dieser erweiterten Ebene steht die Sonne um 4 Uhr für den Ort,

auf dem wir stehen. Diese Ebene schneidet den Horizont in A und F und bildet auf diesem die gte Stundenlinie AL. Constr. Cap III.

In dieser Ebene ADF ist der Punkt F, welcher zugleich in der Äquatorialebene liegt, auf der Äxe AD über dem Punkte D, sowohl aus der Natur der Sache als aus erwiesenen Grundsätzen der Geometrie, senkrecht, folglich der Winkel ADF $= 90^\circ$; denn jeder Punkt in der Äquatorialebene FDE ist auf der Äxe AD über dem Punkte D senkrecht. Demnach ist im Dreieck, im Raume, ADF der Winkel D $= 90^\circ$, die Seite AD und AF bekannt, folglich das Dreieck selbst bestimmt. Wird im rechtwinklichten Dreieck die bekannte Seite AF, welche dem rechten Winkel gegenüber liegt, halbiert und man beschreibt über die beiden Punkte A und F einen Halbkreis, trägt aus A auf diesen Halbkreis nach G die bekannte Seite AD und verbindet GF durch eine gerade Linie, so ist, aus erwiesenen Gründen der Geometrie, der Winkel G $= 90^\circ$. Nachdem ist die Seite AF des Dreieck im Raume der gten Stundenebene ADF dem Dreieck am Horizont AGF gemeinschaftlich, die Linie AG $=$ AD, der Winkel G $=$ D $= 90^\circ$ und auch die Seite GF gleich der Seite DF; folglich ist das Dreieck ADF der gten Stundenebene durch das Dreieck AGF konstruirt. Constr. Cap IV.

Stellt man das Dreieck ADF auf der Meridianlinie AE zum Horizont senkrecht und bewegt das Dreieck AGF um die Linie AF, bis der Punkt G im Punkte D zusammen trifft, und die Linie AG in der Linie AD liegt; so ist klar, daß der Punkt G der Endpunkt des senkrecht stehenden Zeigers und die Linie am Horizont GF $=$ der Linie im Raume DF ist. Es kann daher das Dreieck am Horizont AGF für das Dreieck im Raume ADF, in Beziehung der Wirkung auf die gte Stundenlinie am Horizont substituiert werden.

Die Linie GF $=$ DF liegt auch in der Äquatorialebene, sie entsteht in dieser vom Durchschnitte der gten Stundenebene, daher ist die Linie GF die gte Stundenlinie in der Äquatorialebene. Indem der Winkel DEF

$= 90^\circ$ und DF $=$ EF, so kann die Linie GFAuch dadurch gefunden werden, daß man die zwei Schenkel eines rechtwinklichten Dreieckes, z. B. EV $=$ EF macht, so ist die Hypotenuse EV $=$ der Linie DF im Raume, folglich kann man mit dieser Hypotenuse EV aus dem Punkte F gegen G einen Bogen beschreiben und auf diesen aus A die Linie AD tragen, so ist das Dreieck am Horizont AGF $=$ dem Dreieck im Raume ADE gleichfalls konstruirt. Diese Construction kann nach Belieben statt der im Cap IV. der Construction angewendet werden.

Steht die Sonne an einem Tag um 9 Uhr im Äquator, dann sollen die Lichtstrahlen vom höchsten G (Endpunkt des senkrecht stehenden Zeigers) auf den Horizont in Punkt F. Denken wir, daß sich die Sonne in der gten Stundenebene ADF über D im erweiterten Raume betrachtet, vom Äquator gegen Süden und Norden bewegt; dann wird sich der Lichtstrahl, welcher durch das am Endpunkt des senkrecht stehenden Zeigers angebrachte höchstehende fällt, sowohl in diesem als auch gleichwie aus dem Punkte G, von \pm gegen \pm und \pm , gleichfalls wie um eine Äxe bewegen.

Steht die Sonne nach mehreren Tagen um 9 Uhr einige Tage vom Äquator gegen Süden entfernt, für die nördliche Breite dem Horizont näher, so ist der Bogen ($\pm i^\circ$), welchen die Sonne mit dem Äquator, im erweiterten Raume ADF über dem Punkte D macht $=$ dem Bogen (II), welchen der Lichtstrahl aus D mit der Linie DF auf der entgegengesetzten Seite dieser Linie beschreibt.

Aus diesem ist klar, daß, wenn man aus G einen beliebigen Kreis HK beschreibt, trägt auf diesen die südliche Declination für 9 Uhr, von I nach K und zieht durch diesen Punkt (i) auf dem Kreis nach G eine Linie, verlängert diese bis sie die gte Stundenlinie am Horizont schneidet (in L), so muß dieser Durchschnittspunkt derjenige seyn, auf welchen um 9 Uhr der Lichtstrahl vom Punkt G ($=$ dem Punkte D im Raume) fällt. Constr. Cap V und VI.

Steht die Sonne um 9 Uhr einige Grade gegen Norden, über der verlängerten Linie FD , dann ist der Bogen (Δf), welchen die Sonne mit dem Aequator macht \equiv dem Bogen (lf), welchen der Lichtstrahl aus D mit der Linie DF unter dieser beschreibt, oder mit anderen Worten der Winkel in G , welchen der Lichtstrahl vom Scheitelpunkt G mit der Linie GF macht, ist \equiv der nördlichen Declination der Sonne vom Aequator und das Lichtbild fällt in der 9ten Stundenlinie zwischen F und A . Constr. Cap. V. und VI.

Der construierte Punkt L oder L' , in welchen der Lichtstrahl am Horizont die 9te Stundenlinie trifft, bestimmt mit der Meridianlinie im Punkte C den Azimutwinkel der Sonne für 9 Uhr. Indem der Schatten eines senkrecht stehenden Stabes mit der Meridianlinie absezt das Azimut der Sonne bildet.

Beschreibt man aus dem Punkte C , der senkrecht unter dem Punkte G (im Raume betrachtet) am Horizont liegt, durch den Punkt L , in welchem der Lichtstrahl einer für 9 Uhr bestimmten Declination die 9te Stundenlinie trifft, einen Kreis; dann muß um 9 Uhr wahre Zeit der Lichtstrahl diesen Kreis in irgend einem Punkte, z. B. M oder N treffen. Constr. Cap. VII.

Nachdem in der Construction der Azimutwinkel BCI für 9 Uhr schon bekannt, M oder N aber ein wirklicher Punkt am Horizont für 9 Uhr ist, und der Punkt C absezt in der wirklichen Meridianlinie selbst liegt, aus welchem Punkte C der Kreis beschrieben wurde, in dem sowohl der Azimutbogen BL als auch ein wirklicher Punkt der 9ten Stunde M oder N liegt; so folgt, daß, wenn der Azimutbogen BL von dem wirklichen 9ten Stundenpunkte M nach m oder von N nach n getragen wird, die Linie mC oder nC , je nachdem der wirkliche 9te Stundenpunkt M oder N gefunden wurde, für den Punkt C (auf welchem der senkrechte Zeiger steht) die wirkliche Meridianlinie ist. Construction Cap. VIII.

Aus erwiesenen Gründen der Gnomonik ist be-

kannt, daß der Stundenwinkel, sowohl am Aequator in D , als auch am Horizont in A , für 3 Uhr \equiv dem für 9 Uhr ist. Will man statt für 9 Uhr um 3 Uhr (oder zur Sicherheit wiederholt) einen Punkt beobachten, so bleibt daher die Construction für 3 Uhr dieselbe, wie für 9 Uhr; nur ändert sich in den meisten Tagen des Jahres, in den 6 Stunden zwischen 9 und 3 Uhr die Declination, und der um 3 Uhr zu beobachtende Punkt von der Spitze des Schattens, fällt auf den aus C beschriebenen Kreis, von der Meridianlinie gegen Osten.

Wird die Declination für 3 Uhr auf den Bogen HL getragen, z. B. von I nach j , so ändert sich zwar der Durchschnittpunkt Q , der verlängerten Linien Gj und AF , folglich der Radius CQ , mit welchem der Kreis mNT für 3 Uhr gezogen wird, gegen den Radius CL , mit welchem der Kreis MLB für 9 Uhr beschrieben wurde, und auch der Azimutwinkel mCN oder nCT ändert sich gegen den Winkel mCM oder nCN . Die Aenderung des Azimutwinkels ist klar, wenn man LCB mit $L'CB$ vergleicht.

Nachdem, wie schon gesagt, die Stundenwinkel im Pol A am Horizont für 9 und 3 Uhr einander gleich sind, so muß der beobachtete Punkt auf der Westseite M oder N um 9 Uhr mit der wirklichen Meridianlinie m oder n im Punkte O oder P denselben Winkel machen, den ein beobachteter Punkt auf der Westseite R oder T um 3 Uhr mit der wirklichen Meridianlinie m oder n im Pol O oder P macht. Indem C absezt ein Punkt in der wirklichen Meridianlinie ist, und man beschreibt aus C durch den in der angenommenen Meridianlinie liegenden Pol A einen Bogen, verlängert dann die wirkliche Meridianlinie mC oder nC bis sie diesen Bogen schneidet in O oder P , dann ist dieser Durchschnittpunkt der wirkliche Pol, indem die Höhe des Zeigers CD und die Tangens CA vom Complement der Breite nicht geändert wurde.

Daher muß $M'O'm' = N'P'n' = m'O'R'$ oder $n'P'T'$ seyn. 1. Zusatz der Construction.

Die Gründe überhaupt auf diese Weise die Meridianlinie zu finden, sind folgende:

- a) aus der gegebenen Breite wird zu einer beliebigen Geraden (Meridianlinie) eine gewählte Zeitlinie für den Horizont bestimmt.
- b) Wird durch die entsprechende Declination für diese Zeit die Länge des Schattens, von dem auf der Meridianlinie senkrecht stehenden Zeiger, gesucht.
- c) Aus dem Punkte, in welchem der Zeiger die Meridianlinie trifft, beschreibt man mit der Länge des Schattens einen Kreis, so ist
- d) aus dem Mittelpunkt dieses Kreises der Azimutwinkel, für den Punkt der Schattenlänge der in der gewählten Zeitlinie liegt und dem Meridian, bekannt.
- e) Wird beobachtet, in welchem Punkte die Schattenspitze des senkrecht stehenden Zeigers den Kreis berührt, dann muß dieser Punkt (vermöge Satz b) in der (nach Satz a) gewählten wirklichen Zeitlinie liegen.
- f) Aus dieser Beobachtung ist auf dem Kreis der gewählte wirkliche Zeitpunkt gefunden und (aus Satz d) der Azimutwinkel für diesen Zeitpunkt bestimmt, folglich die wirkliche Meridianlinie festst. bekannt.

Aus diesen Gründen ist klar, daß auf diese Weise die Meridianlinie durch einen einzig beobachteten Moment bestimmt wird; folglich die Declinationsänderung der Sonne in der Beobachtung einer Schattenlänge, resp. Sonnenhöhe keinen Einfluß hat, und daher die Meridianlinie auch bei der größten Declinationsänderung, an jedem Tag genau gefunden werden kann.

Um eine zweckdienliche Zeit zu wählen, in welcher ein Punkt von der Schattenspitze des Zeigers beobachtet werden, und durch diesen Punkt die Meridianlinie bestimmt werden soll, muß

- 1) in dieser Zeit die Sonne eine so viel als möglich schnelle Vertikalsteigung haben,
- 2) darf die Refraktion der Sonnenstrahlen nicht zu groß seyn.

Indem die Sonne am Horizont die schnellste und im Culminationspunkte die geringste Steigung hat, so hält 3 oder 9 Uhr, wenn die Sonne im Aequator steht, das Mittel. Hingegen hat die Sonne am Horizont die größte und im Culminationspunkt die geringste Refraktion, welche um 9 oder 3 Uhr, wenn die Sonne im Aequator steht, gleichfalls das Mittel hält. Indem aber die Sonne außer dem Aequator früher oder später auf- und untergeht, nach welchem sich das Mittel sowohl der Vertikalsteigung, als auch das Mittel der Refraktion der Sonne ändert, so ist in Anbetracht des frühesten und spätesten Auf- und Untergangs der Sonne der Aequator selbst das Mittel. Folglich der Zeitpunkt 9 oder 3 Uhr für das Jahr das mittlere Mittel.

- 3) Muß die Curve, welche die Schattenspitze vom Zeiger täglich am Horizont beschreibt, den aus dem Fußpunkt des Zeigers beschriebenen Kreis so viel als möglich unter gleichem Winkel schneiden, damit die Schattenspitze des Zeigers sich von dem Kreis, der aus dem Fußpunkt des Zeigers beschrieben wurde, so schnell als möglich entfernt, und dadurch der Tangirungspunkt genau bestimmt werden kann. Der diesem Zweck dienliche Moment entspricht 9 und 3 Uhr gleichfalls am besten; indem um 12 Uhr diese Curve mit dem aus dem Fußpunkt des Zeigers beschriebene Kreis die spitzigste Winkel bildet und bei größter Entfernung vom Mittag diese Winkel größer, folglich zweckdienlicher werden; hingegen bei zu großer Entfernung vom Mittag der Schatten vom Zeiger zu lang ist, um auf einer nicht allzu erweiterten Horizontalebene

den Punkt von der Schattenspitze beobachten zu können.

- 4) Soll auch die für den Beobachtungsmoment gewählte Zeitlinie auf den Horizont am einfachsten konstruirt werden können, damit die Konstruktion leicht und scharf gemacht werden kann.

Dieser Leichtigkeit und Schärfe entspricht offenbar auch die 2te und 3te Stunde am besten.

Einiges über Galvanismus und Galvanoplastik von Prof. Dr. Alexander.

Die Darstellung der Kupferabdrücke von Medaillen und Reliefs in Folge eines galvanischen Metall-Niederschlags ist gegenwärtig ein Gegenstand des Tages. Der Prozess ist aber auch so einfach und die Darstellung so getreu, daß es kein Wunder ist, wenn dieser neue wissenschaftliche Fund in kurzer Zeit ein ziemlich großes Publikum für sich gewonnen; auch die zartesten Linien des Originals finden sich zur Ueberraschung treu wieder gegeben, und es ist in der That schwer, auch bei einer genaueren Untersuchung, die Copie vom Original zu unterscheiden. Jeder, der einen gelungenen Abdruck der Art gesehen, wird die Richtigkeit dieser Behauptung zugestehen. An die Schönheit der Entdeckung an sich knüpfte sich die Aussicht auf mannigfaltige Anwendbarkeit im technischen Leben. Man gab dieser Darstellung von Kupferabdrücken auf galvanischem Wege in der letzten Zeit den Namen „Galvanoplastik“. — Meines Wissens war Professor Jacobi in Petersburg, dem wir auch die neuesten Versuche über Anwendung der galvanischen Elektricität als bewegende Kraft verdanken, der erste, der auf diese Anwendung der galvanischen Elektricität aufmerksam machte, obgleich ein Engländer, Spence in Liverpool, hierin die Priorität vor Jacobi anspricht.

In den folgenden Zeilen theile ich die Resultate der Versuche mit, die ich über diesen Gegenstand in der letzten Zeit angestellt, finde es jedoch wenigstens nicht unnütz, einige theoretische Bemerkungen für jenen Theil unserer verehrten Leser voranzuschicken, die mit dem neuesten Zustande und Fortschritte der Electricitätslehre nicht so genau bekannt sind und doch den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung bei dieser neuen Entdeckung einsehen möchten; die übrigen Leser können ja ohnehin diese Zellen als für sie längst bekannt und daher überflüssig überschlagen.

Unter den verschiedenen Quellen der Electricität nennt die Naturlehre die Berührung zweier fester, guter Leiter für Electricität als eine sehr ergiebige. Die so erregte Electricität führt von ihrem Entdecker Galvani den Namen der Galvanischen und ist seit Ende des vorigen Jahrhunderts bekannt. Die bekannten Leiter der Electricität die Metalle wurden zuerst in dieser Beziehung untersucht; mittels sehr empfindlicher Meßinstrumente, nämlich der sogenannten Condensatoren gelang es, den elektrischen Zustand je zweier sich berührenden Metalle zu erforschen, und man ermittelte so ihre electromotorische Kraft, wie man sich ausdrücken pflegt. Das entgegengesetzte elektrische Verhalten der zwei sich berührenden Metalle bezeichnet man mit dem Charakter der Positivität und Negativität. Die gewöhnlich zu solchen galvanischen Elementen verwendeten Metalle sind Zink und Kupfer, Zink und Silber und in der letzten Zeit namentlich zu elektro-chemischen Untersuchungen nach Grove's Angabe*) Zink

*) Im Philosophical Magazine, Octoberheft 1839 S. 287—93 findet sich die sehr energisch wirkende Grove'sche Batterie umständlich beschrieben und abgebildet. In Pogg. Ann. 39rg. 1839 Nr. 10 S. 309 findet sich ein Auszug mit neueren Notizen.

Professor Schönbein in Basel lieferte in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 12. Jänner d. J. die genaue Beschreibung seiner Grove'schen Batterie, welche außerordentlich starke chemische und magnetische Wirkungen äussert.

und Platin, wovon das erstere Metall immer der positive Pol, das letztere der negative Pol heißt. Eine Combination mehrerer solcher galvanischer Elemente, zwischen deren je zwei eine nichtmetallische gut leitende Flüssigkeit angebracht ist, nannte man eine galvanische Säule oder Batterie. Statt vieler kleiner Elemente substituirt man in der Folge für bestimmte Zwecke kleinere aber größere Elemente und so entstanden die Becher- und Trog-Apparate. Noch vor wenigen Jahren konnte man keine andere Combinationsweise elektrischer Elemente als die genannten. Zur Vergrößerung der Wirkung mußte man entweder die Anzahl oder die Oberfläche der Elemente vergrößern. Die unverkennbar raschen Fortschritte der Naturlehre in der neuesten Zeit überhaupt trafen auch den Galvanismus.

Seitdem Männer vom regsten Forschungseifer sich mit der ganzen Kraft ihres Geistes auf ganz specielle Kapitel der Naturlehre warfen, seitdem Einzelne das Licht, Andere die Wärme, Andere den Schall, wieder Andere die Electricität selbstständig bearbeiteten, konnte das Gesamtgebiet der Naturlehre nur bedeutend erweitert werden. So sind namentlich in der letzteren Beziehung Herschel, Faraday, Ampère, Becquerel, de la Rive, Avogadro und Nobili Namen, die sich um die Erweiterung unserer Kenntnisse vielbende Verdienste erworben.

Schon früher mußte man, daß die relative Stärke einer galvanischen Säule ausser von den dazu gewählten Metallen auch von der Natur der als Zwischenleiter verwendeten Flüssigkeit abhängt, und daß letztere allemal zersetzt werde.

In der Folge entwickelten sich zwei entgegengesetzte Ansichten, von denen die eine in der genannten Zerlegung eine Wirkung der zwei sich berührenden Metalle, die andere dagegen im Chemismus die Ursache sah, von der die Electricität Begleiterin oder Folge ist, während die Elektromotoren bloß Materialien zum Chemismus und zugleich Fortleiter der entstandenen Electricität sind.

Jede dieser Ansichten erhielt ihre Anhänger und muthigen Vertheidiger.

Viele Unterforschungen, namentlich französischer Gelehrten, erpären durch ihre Resultate den Satz, daß nie eine chemische Verbindung ohne Entwicklung von Electricität und in nicht seltenen Fällen auch von Magnetismus vor sich gehe. Von der Electricitätsentwicklung durch die chemischen Wirkungen zwischen Metallen und Säuren ist folgendes ein auffallendes Beispiel. Verbindet man nach Pouillet zwei reine Kupferdrähte mit den Enden des Multiplicatordrahtes eines hinreichend empfindlichen Galvanometers*) und taucht die Kupferdrähte in verdünnte Salpetersäure, so erfolgt eine Ablenkung der Nadel in Folge der eingetretenen chemischen Verbindung zwischen Kupfer und Salpetersäure. Oxidation der Metalle durch Sauerstoff führende Säuren sowie Verbindung der ersteren mit Chlor und diesem analogen Stoffen erregt Electricität. Zur Erhärtung der letzteren Behauptung dient folgender einfache Versuch: man nehme statt der Kupferdrähte nun zwei reine

*) Seit Arago's und Derselbe's Versuchen wissen wir, daß ein Kupferdraht, der die äusseren Platten einer thätigen galvanischen Säule mit einander verbindet, (der sogenannte *Sperungsdraht*) Eisenstillschöne anzieht, wie ein Magnet, und unter gewissen Umständen eine Magnetenabel ablenkt, so daß sich die Stärke des durch ihn gehenden elektrischen Stromes daran erkennen läßt. Galvanometer ist ein elektrischer Meßapparat, bei welchem ein mit Seide oder Baumwolle übersponnener Kupferdraht von betrübender Länge (Multiplicatordraht), dessen beide Enden mit den Leitungsdrähten einer galvanischen Säule verbunden werden können, in vielen Windungen um eine Nadel geleitet ist, welche der Wirkung des Erdmagnetismus nicht ausgesetzt, d. h. astatic ist. Eigentlich ist der Name Galvanometer nicht mehr richtig, sondern sollte in Elektrometer umgewandelt werden, da man nicht bloß galvanische, sondern auch thermoelektrische und magneto-electrische Ströme damit messen kann.

Golddrähte, verbinde sie mit dem Galvanometer und tauche selbe in einiger Entfernung von einander in Salpetersäure, so erfolgt keine Ablenkung der Nadel, wenn man anders die nöthige Vorrichtung angewendet hatte, beide Golddrähte in derselben Temperatur zu erhalten, widrigenfalls müßte eine Ablenkung der Nadel in Folge eines im Multiplicatordrahte erzeugten thermoelektrischen Stromes eintreten. Gießt man nun um einen dieser Golddrähte herum nur einige Tropfen Salzsäure in die Salpetersäure, so erfolgt eine bedeutende Ablenkung der Nadel in Folge der Wirkung des Chlors auf den einen Golddraht, während wenigstens in dem ersten Augenblicke die chemische Wirkung auf den anderen Draht Null war.

Auch durch die Einwirkung der Säuren auf Metalle wird Elektricität erzeugt, wobei die letzteren negative, die ersteren aber positive Elektricität entwickeln, wie Becquerel gezeigt hat.

Seit mehreren Jahren bediene ich mich statt des bisher üblichen Trogapparates mit dem entschiedensten Vortheile der sogenannten Mullin'schen Batterie sowohl zu den chemischen Zersetzungen, als auch zur Hervorrufung der elektromagnetischen Erscheinungen, vorzüglich wegen ihrer andauernd gleichen Wirkung. Ob das Verdienst, diese kräftige und gleichmäßig wirkende Elektricitätsquelle zuerst angegeben zu haben, dem Engländer Mullin (Mullin's sustaining battery in *Annals of Electricity and Chemistry* for 1835) oder eigentlich dem Franzosen Becquerel gebührt, ist hier nicht der Ort zu entscheiden. Da diese Batterie in der Galvanoplasik ausschließlich gebraucht wird, so scheint mir es nöthig, ihre Konstruktion und Wirkungsweise zuvor kurz zu beschreiben.

Man nimmt ein gewöhnliches Trinkglas und füllt dasselbe etwa zur Hälfte mit gewöhnlichem oder besser mit gesäuertem Wasser, oder mit einer verdünnten Mineral säure, oder mit einer Salzmilch oder Kochsalz- oder Glaubersalz-Lösung. — Darauf taucht man einen Cylinder aus gewalztem Zinkblech, der seiner ganzen Länge

nach an der Seite aufgeschnitten, oben und unten offen ist, um ihn beliebig erweitern zu können, in diese Flüssigkeit. Da Zink in säurehaltigem Wasser selbstständig auflösbar ist, so wird bei den galvanischen Apparaten immer mehr Zink verbraucht, als die eigentliche galvanische Aktion verlangt. Deshalb wendete man in der neueren Zeit mit Vortheil amalgamirtes, d. h. mit Quecksilber eingeriebenes, sehr dickes Zinkblech an; dasselbe wirkt anhaltender und stärker und läßt sich durch bloßes Abspülen in Wasser reinigen. — Bei mehreren galvanoplastischen Versuchen habe ich mich des gewalzten aber nicht amalgamirten Zinkes bedient, weil das dünne Zinkblech, das ich hatte, durch Quecksilber leicht bröcklich und dann unbrauchbar wird. Die anhaltendere Wirkung einer amalgamirten Zinkplatte hat darin ihren Grund, daß solches Zink für sich das Wasser nicht zersetzt, die Säure also länger brauchbar ist und das gebildete Oxid leichter von der Säure fortgespült wird, wodurch die nöthige blankte Metallfläche stets wieder hergestellt wird. Die stärkere Wirkung rührt wahrscheinlich davon her, daß das Quecksilber die Wirkung der dem gewöhnlichen Zink beigemischten fremdartigen Metalle vermindert.

In den oben und unten offenen Zinkcylinder schiebt man einen Cylinder von blank geschuertem Kupferblech, gleichfalls oben und unten offen, an der Seite durch zwei Nietennägel geschlossen; zuvor zieht man über den Kupfercylinder eine Kautschuk- oder Schwefelblase so, daß sie einen Boden bildet und eine Trennungswand zwischen dem Zink und dem Kupfer. Dieser durch die Blase hergestellte Kupferbedeckter wird darauf mit einer gesättigten Kupfervitriol-Lösung gefüllt, in die man zur Erhaltung der Sättigung einige Krystalle von Kupfervitriol wirft. Die dunkelblaue Farbe und das Ansehen von Krystallen auf dem Boden und an den Wänden zeigen die Sättigung an. An beide Cylinder, Kupfer und Zink, löthet man Kupferdrähte, die gut ausgeglüht sind, um sie nach Belieben biegen zu können, da selbe die Fortleiter der erzeugten Elektricität bilden; eben

deßhalb müssen auch wenigstens die Enden dieser Leitungsdrähte blank geschuert sein, um die zur Fortpflanzung der Elektricität nöthige reine, metallische Berührungsoberfläche darzubieten. Dieß die Müllin'sche Batterie.

Verbindet man die genannten kupfernen Leitungsdrähte mit den Enden des Multiplikatorbades eines Galvanometers, so erweist sich ein sehr starker elektrischer Strom, der konstant bleibt, wenn man die Kupfervitriollösung im anfänglichen Sättigungsgrade erhält. Zugleich wird, von einer Wasserzersetzung begleitet, das Zink je nach der Stärke der angewendeten Säure oder Salzlösung heftig angegriffen, während sich aus der Kupfervitriollösung das Kupfer am Kupferblech und der inneren Seite der Wase in Körnern und Krystallen metallisch niederschlägt, so daß diese Batterie ausser den schätzbaren Vorzug einer starken und konstanten Wirkung auch noch den Vortheil gewährt, daß nur Zink, nicht Kupfer verzehet wird, während bei dem gewöhnlichen galvanischen Trogaparate die Wirkung nur anfangs stark ist, in kurzer Zeit bedeutend abnimmt und zuletzt ganz aufhört, wie die Oxidation des Zinks und Kupferpols zunimmt. Zur Hervorbringung elektromagnetischer Rotations-Erscheinungen bediene ich mich einer solchen Batterie 10 bis 12 Stunden lang ohne sichtbar verminderte Wirkung, wobei der lebendige, von einem lebhaften Knistern begleitete elektrische Funke, der bei jeder Oeffnung der Kette entsteht, Zeuge eines starken Stromes ist. Endlich wird aber soviel Kupfer aus der Kupfervitriollösung durch die galvanische Aktion reduziert, daß es zuletzt die innere Wand der Wase überzieht und dann hört die Wirkung auf. Daß auf der Kupferplatte des Apparates niedergeschlagene Kupfer hat eine eigene oft beinahe in's Rosenrothe gehende Farbe und sitzt so fest, daß es von der Platte nicht getrennt werden kann, sondern mit ihr verwachsen erscheint.

Die Jakobische Erfindung ist eine Erzeugung der feinen Kupferpräzipitation ausser der Batterie auf gegebenen Oberflächen, die die Elektricität gut leiten.

Meinen ersten Versuch über Galvanoplastik stellte ich so an.

In Ermangelung von etwas Besserein nahm ich eine gewöhnliche Bratpfanne von Löpfertheu, innen glasiert, als Trog. Beiläufig in der Mitte derselben brachte ich eine etwa einen halben Zoll dicke Scheibewand von Wops an. Die eine Hälfte des so getheilten Troges füllte ich mit einer gesättigten Glaubersalz-, die andere mit Kupfervitriollösung. Ich verband eine Zinkplatte durch einen Kupferdraht mit einer Kupferplatte als galvanisches Element. Die Kupferplatte war zuvor gut geschuert und noch in verdünnte Salpetersäure getaucht worden, bis sie davon schwach angegriffen wurde. Nun überzog ich sie mit einer dünnen aber gleichmäßigen Schichte von Talg auf beiden Seiten, rißte, nachdem er fest geworden war, Namenszüge oder Verzierungen auf einer Seite hinein, bis der Metallgrund bloß gelegt war, und legte das galvanische Element in den Trog, die radirte Kupferplatte in die Zelle mit der Kupfervitriollösung, die Zinkplatte in die Glaubersalzlösung oder verdünnte Schwefelsäure. Die vertieften Züge im Talge der Kupferplatte füllten sich mit metallischem Kupfer aus und ich erhielt eine erhabene Schrift von Kupfer auf der Platte. War der elektro-chemische Prozeß zu rasch vor sich gegangen, so bildete der Kupfer Niederschlag nur locker aufstehende, leicht zerreibliche Krystalle; war aber die Wopswand dicker und aus feinerem Materiale genommen und dadurch die elektro-chemische Wirkung der beiden Flüssigkeiten durch die Poren der Trennungswand auf einander und die Metalle verzögert, so haften der Kupfer Niederschlag so fest auf der Platte, daß er durch die gewöhnlichen Mittel nicht getrennt werden konnte. Ausfangs erschien das Kupfer in groben Körnern, weil der Leitungsdraht zu dick und zu kurz gewesen. Als ich einen dünneren aber längeren, in einer Spirale gewonnenen Kupferdraht genommen, erhielt ich einen feineren, gleichmäßigen Niederschlag. Bei dreier Versuchen ist es überhaupt zur Regulirung der elektro-chemischen Wirkung durchaus nöthig, die Stärke des Stromes jedesmal genau zu kennen, weshalb man den Multipli-

Katodendraht eines Galvanometers in die Kette bringt, um die Ablenkung der Nadel zu beobachten.

Um sich nun Kupferabdrücke von Münzen, Medaillen und Reliefs zu verschaffen, schlägt man folgenden Versuch ein.

Man wickelt die zu copirende Medaille oder Münze in dünnen Pappendeckel ein, wie in eine Geldrolle und erzeugt so einen Becher, wovon die Münze den Boden bildet. In diesen Papierbecher gießt man nun auf die zu copirende Seite der Münze oder Medaille heißes Stearin und rührt anfangs den Stearinguß um, damit die abdämpfende Luft entweichen kann und es im Gusse keine Blasen giebt.

Nun läßt man den Guß allmählig abkühlen, nicht schnell, damit keine Sprünge entstehen. Ist derselbe abgekühlt, so fällt beim Öffnen der Papierrolle die Medaille von selbst vom Stearingusse ab. Die Medaille leidet durch den Guß nur dann, wenn sie mit einem Firnisse überzogen war. Ist der Guß ganz gut gelungen, so wird er sofort für den galvanischen Prozeß hergerichtet; widrigenfalls wird sogleich ein neuer Abguß gemacht. Der gelungene Stearinabdruck stellt vertieft vor, was im Original erhaben ist und muß nun mit einem die Elektricität leitenden Körper an der Gußfläche überzogen werden. Ich ließ, zu dem Ende einige Stearingüsse auf der Münzseite vergolden, andere versilbern. Allein die Gold- und Silberblättchen machten keine ununterbrochene Fläche, einige Stearinstellen waren daher nicht mit Metall bedeckt und der erhaltene Kupferabdruck in Folge dessen voll äußerst feiner Löcher. Darauf ließ ich die Münzseite des Stearingusses wiederholt mit selbstopolvertem und geschlammtem Graphit oder Reißblei, wie er im Handel vorkommt, ein- und bediente mich bei sehr vertieften Linien zum Einreiben des Graphits eines sehr feinen Luchspinsels, so namentlich bei Faltenwürfen, Dekorationen u. s. w. Der Graphit bildete den die Elektricität leitenden Ueberzug. Zur etwaigen besseren Leitung versuchte ich den Hochfeingraphit, allein er ließ sich nur schwer einreiben,

trennte sich beim Eintauchen des Gusses in Flüssigkeit wieder los und schwamm oben herum, auch wenn er mit Wasser zu einem Teig angemacht und so auf Stearin aufgetragen worden war. Ganz feines Silberpulver leistete wenig bessere Dienste als der Graphit.

Nachdem nun der Stearinguß auf der Münzseite mit Graphit gut eingerieben ist, verbindet man ihn mit dem Zinkcylinder der Batterie. Zu dem Ende wird der vom Zink kommende kupferne Leitungsdraht an seinem Ende angehängt oder abgeschabt, um eine gut leitende, reinmetallische Oberfläche zu erhalten, dieses reine Ende erwidert und dicht unter dem Rande des Münz- oder Medaille-Abdruckes in den Stearinguß gesteckt. Ist das Drahtende wieder kalt, so hängt der Guß fest am Drahte. Man muß dabei die Vorsicht gebrauchen, rings um den Draht herum und bis zum Graphitüberzuge hin sorgfältig Graphit einzureiben, damit die Verbindung zwischen dem die Elektricität führenden Kupferdraht und dem Graphitüberzuge hergestellt ist. Das Ende des vom Kupfercylinder der Batterie kommenden kupfernen Leitungsdrahtes wird mit einem geschuerten, etwas dickem Kupferstreifen oder Bleche verbunden. Nun füllt man ein Glas oder Thongeschier mit gesättigter Kupfervitriollösung und taucht beide Drähte der Batterie mit dem angehängten Stearingusse und dem Kupferstreifen hinein. Der Stearinguß soll so in die Kupfervitriollösung binelangehen, daß derselbe gerade noch untertaucht; ist er zu weit eingetaucht, so daß auch der Leitungsdraht sich in der Kupfervitriollösung befindet, so schlägt sich viel Kupfer am Drahte nieder, was für den Zweck unnütz ist und später das Abnehmen des Kupferniederschlags vom Stearin erschwert. Um das Niederschlagen von Kupfer zu halten am Rande des Gusses zu verhindern oder wenigstens zu vermindern, weil selbes die Sache bedeutend verzögert, strich ich den Stearin-Medel außen am Rande herum, nachdem der Graphit aufgetragen war, mit heissem Wachse an.

Der mit Graphit überzogene Seite des Mo-

dels gegenüber wie in geringer Entfernung der bereitete genannte Kupferstreifen am Drahte des Kupfercylinders der Batterie in dieselbe Flüssigkeit eingetaucht. Sobald die Entwicklung der galvanischen Elektricität beginnt, eröffnet sich auch der chemische Prozeß in der Batterie; das Zink löst sich langsam in der Flüssigkeit auf, in die es getaucht ist, dagegen schlägt sich das Kupfer aus der Kupfervitriollösung auf dem Kupfercylinder der Batterie metallisch nieder. Zugleich wird auch die Kupfervitriollösung, in welcher der Stearingsuß eingetaucht ist, gesättigt, was die eigentliche Erzeugung eines Kupferabdruckes erst möglich macht. Die Schwefelsäure des Kupfervitriols geht zum eingetauchten Kupferbleche, zerfrisst selbes und erzeugt neuen Kupfervitriol, daher diese Lösung immer gesättigt bleibt; das Kupfer der Vitriollösung aber schlägt sich auf dem Graphitüberzuge des Stearingsußes nieder und bildet so den beabsichtigten galvanischen Kupferabdruck. Kurze Zeit, nachdem die Batterie angefangen zu wirken, zeigt sich schon der vorbedachte Ueberschuß; hießeilen bleiben einzelne Stellen schwarz, nämlich unbedeckt von Kupfer; da liegt der Fehler in dem unvollkommenen Einreiben mit Graphit. Bringt man daher an diese Stellen mit einem feinen Pinsel Graphit, so wachsen sie gewöhnlich noch beim Wiedereintauchen mit Kupfer zu.

Bei dem Niederschlage des Kupfers am Zinkpole und dem Uebergange der Schwefelsäure zum Kupferpole wird man an die Versuche von Avogadro, de la Rive und Zschner erinnert, welche zeigten, daß gewisse Ketten, welche aus 2 Metallen und einem flüssigen Leiter zusammengesetzt sind, während die Kette geschlossen ist, ihre Pole verwechseln oder umkehren.

Bei einigen Versuchen füllte ich den Kupfercylinder der Batterie statt in eine Wase, in gewöhnliches Zuckerpapier, nachdem ich am Boden Leinwand umgebunden hatte, um das Durchbrechen der Flüssigkeit zu verhüten. Der Erfolg entsprach der Erwartung. Später nahm ich einen Cylindrer von porösem gebranntem Thone, füllte diesen mit verdünnter Säure oder

einer Salzlösung und stellte den Zinkcylindrer hinein, während ich um den Thonecylindrer herum das Kupferblech bog, und dieses in gesättigte Kupfervitriollösung eintauchte. Letztere muß immer im Zustande der Sättigung erhalten werden, wenn der Prozeß gelingen soll; denn nach und nach wird sie wegen des herausgeschlagenen Kupfers wasserhell. Statt verdünnter Schwefelsäure nahm ich später für den Zinkcylindrer eine Kochsalzlösung, Salmiaklösung u. s. w. Zuletzt nahm ich destillirtes Wasser, das nur durch einige Tropfen Schwefelsäure gesäuert war, und dies entsprach vollkommen; der Prozeß ging langsamer vor sich, der Niederschlag erfolgte deshalb gleichmäßiger; die äussere, sonst rauhe und gefurchte Oberfläche ward beinahe so glatt und eben, wie die innere auf dem Graphitüberzuge. — Selbst gewöhnliches reines Wasser machte diese Wirkung; früher hatte ich immer eine mit 60 Theilen Wasser verdünnte Schwefelsäure gebraucht.

Um mir einen vertieften Kupfermodel einer Medaille auf galvanischem Wege zu verschaffen, für fernere erhabene Abdrücke, nahm ich ein kleines kreisrundes Bild aus Kupfeln, etwa fünf Zoll im Durchmesser, und verband dieses, wie früher den Stearingsuß, mit dem Zinkpole. Nachdem ich zuvor die Rückseite des Bildes mit heissem Wachs ausgefüllt hatte, um hier keinen Kupferniederschlag zu erhalten, tauchte ich selbes in die Kupfervitriollösung. Schnell flog der Kupferüberzug über dem Eisen an. Allein er ließ sich später nur mit Gewalt und daher Zerßörung des Abdruckes vom Eisen losmachen.

Bei einem zweiten Versuche der Art erwartete ich zuvor das eiserne Bild, bestrich es in heissem Zustande mit Wachs und rißte es sogleich wieder ab, so daß nur eine äußerst dünne Wachsschichte darüber lag, welche der Schärfe des Bildes nichts nahm. Einige Tage lang legte ich das Bild in die Vitriollösung in Verbindung mit dem Zinkpole der Batterie, um ein recht dickes Bild in Kupfer zu erhalten. Um den Kupferüberzug vom Eisen abnehmen zu können, wurde das

Bild von unten über einer Weingeistflamme erwärmte. Unter Knistern trennte sich der Ueberzug, und ich erhielt so einen ganz getreuen, vertieften Kupfer-Abdruck meines gußeisernen Bildes. Später behandelte ich dasselbe Bild auf die oben beschriebene Weise mit Stearin.

Wie von Münzen und Medaillen verschaffte ich mir auch Kupferabdrücke von Reliefsen in Gyps. Ich faßte zu dem Ende das Gypsrelief in einen hölzernen Rahmen, der über erstere einen halben Zoll hervorstand und erhielt so gleichsam einen Trog, wovon das Gypsrelief den Boden bildete; in diesen Trog goß ich Stearin und verfuhr von nun an mit dem Stearin-Abgusse wie früher bei den Münzen und Medaillen.

Ich wollte hierauf einen nichtmetallischen Körper sogleich mit Kupfer überziehen, was für die Praxis wohl die fruchtbarste Seite dieser neuen Entdeckung werden würde.

Zu dem Zwecke nahm ich eine kleine Statue von Porzellan, strich sie mit Leinöl und darauf, nachdem sie getrocknet und gut gereinigt worden, mit einem Zinnis an; ehe dieser vollkommen trocken war, trug ich Graphit auf, wie früher. Ich stellte die Statue in Kupfervitriol und verband sie mit dem Zinkpole der Batterie, indem ich das Ende des von letzterem kommenden Kupferdrahtes durch Klebinnen bloß an die Statue resp. den Graphit-Überzug andrückte. Die Statue wurde in kurzer Zeit vollends mit Kupfer überzogen, allein der Kupferüberzug war, wie gewöhnlich die Kehrseite der Münzen, rauß, und an den hervorstehenden Theilen, wie die Nase, Hände, Füße u. s. w. hatten sich die Kugeln in ganzen Büscheln angehäuft, vorzüglich da, wo ein Theil der Statue dem eingetauchten Kupferbleche näher stand. Nahm ich aber statt des Kupferbleches einen Kupfercylinder, in welchen ich die Statue hineinstecken konnte, und verband diesen mit dem Kupferpol der Batterie, so ward der Ueberzug weniger rauß, vorzüglich wenn die Batterie langsam gewirkt hatte, nämlich das Zink bloß mit Wasser in Berührung

stand und die Leitungsdrahte die gehörige Länge hatten, was mit dem Galvanometer untersucht wurde. — Daß die ganze Sache praktischen Werth gewinnen könne, zeigt Nachstehendes.

In England, wo in der Regel einer neuen Erfindung die Anwendung auf den Fuß folgt, soll die früher schon berührte Darstellung galvanischer Kupferabdrücke des Herrn *Speezer* in *Liverpool**) bereits Eingang in Fabriken gefunden haben. Nach einer Mittheilung des „Gewerbeblattes für Sachsen“ (Jahrgang 1840 No. 3 Seite 22) wäre nämlich die galvanische Darstellung von Kupferabdrücken bereits in einer Fabrik die plattirte Waaren und Ornamente eingeführt, wo die Blätter, Blumen- und Arabesken-Formen durch den beschriebenen Prozeß schnell und auf eine äußerst vollkommenste Weise vervollständigt werden; ferner hätte diese Entdeckung in einer englischen Knochfabrik Eingang gefunden, wo man sich damit von denjenigen Mustern zu Knöpfen, wovon man die Stempel nicht hat, mehrere Exemplare verschafft, da es in dieser Fabrikation nicht immer rathsam und bequem ist, von Musterknöpfen einen Abguss zu nehmen.

Daß durch galvanischen Niederschlag aus einer Kupfervitriollösung erhaltene Kupfer hat wegen seiner chemischen Reinheit unter anderen auch den praktischen Werth, daß es sich zur Anwendung bei der neuen in diesem Blatte bereits veröffentlichten *Fuchs'schen* Eisensprobe vorzüglich eignet.

Essentiellen Blättern zufolge faßte der kgl. Akademiker und Conservator Dr. *Steinheil* dahier zuerst die glückliche Idee, durch einen solchen galvanischen Ueberzug die *Daguerre'schen* Silber gegen Beschädigungen und Verwischen zu schützen, statt dieselben unter Glas und Rahmen zu bewahren. Die Batterie

*) In *Dingler's polytechn. Journ.* Bd. 74 S. 309 bis 311 findet sich ein Auszug und in Bd. 75 S. 34 — 47 eine vollständige Abhandlung über das *Speezer'sche* Verfahren.

dazu ist dieselbe, die oben meistläufig beschrieben worden ist. Statt des Stearingsuffes mit seinem Graphitüberzuge wird jetzt die silberplattirte Kupferplatte mit dem Daguerre'schen Bilde in die Kupfernitriollösung getaucht:

Ist nach der Intensität des Stromes und der Stärke der chemischen Wirkungen werden 2 bis 3 Minuten ausreichen, das auf der Silberseite der Platte befindliche Daguerre'sche Bild mit einem dünnen, rosenrothen Kupferüberzuge zu überziehen. Wenn das Daguerre'sche Bild selbst scharf genug war und die richtige Dicke des Ueberzuges getroffen ist, so erhält man ein schwarzes Bild auf Rosa-Grunde.

Auf ähnliche Weise erzeugt der königl. Akademiker und Professor Dr. v. Kobell seine abdruckbaren Kupferplatten. Statt ein Bild in Kupfer zu stechen, läßt er sich ein solches auf eine silberplattirte Kupferplatte (auf das Silber) malen; auf dieser bemalten Seite erzeugt er einen dicken Kupferniederschlag, während die hintere nicht bemalte Seite durch einen Wachslüberzug gegen einen solchen Niederschlag geschützt ist. Hat der Kupferniederschlag die zu einer abdruckbaren Platte nötige Dicke, so feilt man die Ränder ab und die beiden Platten, die bemalte und die niedergeschlagene, lassen sich, vorzüglich unter Einwirkung von Wärme, leicht von einander trennen. Die so gewonnene galvanische Kupferplatte enthält das gemalte Bild nun vertieft und läßt sich, wie ein Kupferstich, abdrucken. Die bereits erzeugten Abdrücke verdienen gelassen genannt und diese Anwendung selbst verspricht für die Zukunft sehr wichtig zu werden.

Von der Zersetzung der Kupfernitriollösung und Niederschlagung des Kupfers ist der Uebergang zur Zersetzung einer Goldauflösung und zum Niederschlagen des Goldes auf einen Elektricitäts-Leiter nicht mehr schwer. Man könnte also, wie neulich in einem Blatte bemerkt worden, auf galvanischem Wege vergolden. Ob aber diese Art zu vergolden mit den bisher üblichen Methoden in ökonomischer Beziehung concurriren könnte, ist eine andere Frage!

Allerdings ist das bei der Feuervergoldung notwendige Quecksilber ein theures Material, das für die Arbeiter höchst gefährlich ist und überdies ganz verloren geht. Wir sehen ja tagtäglich auf der offenen Straße mit Goldamalga überzogene Metallwaaren in Kohlenfeuer legen und durch heftiges Anwehen das Quecksilber in Dampfform in die Atmosphäre treiben. In den Bronze- und Knopfabriken aber hat man die Oefen, in denen das Quecksilber weggedampft werden soll, mit hohen Aufsätzen versehen, durch welche ein heftiger, künstlicher Luftzug geführt wird, um die Quecksilberdämpfe hinwegzuführen; statt letztere aber von da in die Luft steigen zu lassen, werden sie durch eigene Vorrichtungen zu fernern Gebrauche condensirt. Ueberdies ist ja eine Vergoldung auf nassem Wege schon längst bekannt, sowie eine kalte Vergoldung, in welchen beiden Fällen man kein Goldamalgam, sondern eine Chlorsolzlösung gebraucht.

Zum Schluß glaubte ich noch unsere verehrten Leser auf die Darstellung von reinem Eisen auf galvanischem Wege aufmerksam machen zu müssen. Nach einer kurzen Mittheilung in Poggend. Ann. Jahrg. 1840 Nr. 1 S. 182 stellte nämlich ein Franzose Capitaine solches Eisen auf folgende Weise dar.

Er tauchte reines Zink in eine möglichst neutrale Lösung von Eisenchlorür, die er bis zum Sieden erhitzt hatte. In kurzer Zeit wurde das Zink brüchig und magnetisch, und zuletzt fand er nichts als ein zerreibbares Stück reines Eisen. Dabei entwickelt sich Wasserstoffgas. Löset man Zink und Kupfer zusammen und taucht dieses Element in die Eisenchlorürlösung, so schlägt sich, wenn auch langsamer, das Eisen auf dem Kupfer nieder.*)

*) Professor Jacobi hatte von der russischen Regierung für seine Entdeckung, durch Galvanismus metallische Abdrücke zu erlangen und dadurch Modelle oder Formen aller Kunstzeugnisse der Kupferstecherkunst, der Gravirung und der Abgüsse mit

Ueber Leinen-Industrie.

In keinem Zweige der Industrie finden wir so wichtige, nicht mehr als Versuche zu betrachtende, sondern schon festbegründete Neuerungen, als in der Garn- und Leinwand-Fabrikation, welche durch die Selbstständigkeit der Flachs-Maschinenpinnerei in England während der letzten fünf Jahre für Deutschland und insbesondere für diejenigen Länder, welche Flachsbau treiben, fühlbar geworden sind.

In Schlefien waren bekanntlich Leinwand und Garn früher die dominirenden Export-Artikel, womit es im Auslande gegen alle andern Länder und Gegenden concurren konnte. Die Branche war um so werthvoller für die Provinz, weil zugleich das rohe Material, der Flachs, im Lande gewonnen und der Ackerbau dadurch genährt wurde. Was für Leinwand und Garn im Auslande eingetauscht oder eingenommen wurde, war, bis auf die Auslage für einen Theil des zum Flachsbau verwendeten, aus Rußland bezogenen Leinsamens, reiner Gewinn für die Provinz und das Land. In neuester Zeit haben Deutschland und darunter vornehmlich Schlefien die Suprematie jener Branche an Großbritannien überlassen, das mit seiner Leinwand fast überall im Auslande die Leinenerzeugnisse Schlesiens schlägt und Garne in Schlesiens Werkstätten liefert. Man hat sich für diesen Verlust durch Aneignung der brittischen Baummollen-Industrie zu entschädigen gesucht,

einer sonst nicht zu erzielenden Genauigkeit zu bilden, ein zeitweiliges Privilegium begehrt. Nach der Untersuchung seiner Methode durch das Manufaktur-Collegium und auf die Vorstellung des Finanzministers hat der Kaiser von Rußland, anstatt die Ertheilung eines Patents, dem Prof. Jakob eine Summe von 25,000 Rubel bewilligt, wegen jener eine ausserordentliche Befreiung seiner Contribution, mit den nöthigen erläuternden Zeichnungen, so wie auch fernhin alle neuen Anwendungen durch den Druck bekannt zu machen hat.

ist aber noch stark Schütze darin gegen Großbritannien und wird es auch wahrscheinlich für immer bleiben. Trotz der Sieges-Posaunen, die man darüber von Zeit zu Zeit ertönen läßt, ist es doch nur mehr als zu wahr, daß die Baummollen-Industrie in Schlefien ohne die starke Schutzzollmauer, womit sie umgeben, durchaus nicht bestehen könnte und trotz jener Schutzmauer brittische Baummollen-Fabrikate noch immer in Menge eindrengen. Jedenfalls, entfernt dem Lande das einzubringen, was früher die Flachs-Industrie einbrachte, ist sie nur eine Ausgabe für dasselbe geworden. Die Baummolle muß im Auslande gekauft werden, und das Land wird immer mehr darauf hingewiesen, sich, statt in Gewebe von selbstgewonnenem Flachs, in dergleichen von auswärtig gewonnener Baummolle zu kleiden).

Aus nachstehender Uebersicht des Gewerkebetriebes von 1832 bis 1837

	rohes Leinengarn		gebleichtes, gefärbtes u. gewirntes	
	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr
1832	30,046	45,640	4,622	15,947
1833	29,693	64,960	4,024	17,273
1834	34,108	25,429	7,976	6,348
1835	41,176	24,448	8,021	5,005
1836	44,969	26,614	10,917	5,734
1837	35,198	28,688	16,115	13,441

geht weiters hervor, daß der Ueberschuß der Ausfuhr während des preussisch-schlesischen Vereins sich in einen Ueberschuß der Einfuhr verwandelt, den die Erweiterung des Marktes (wonach die Ausfuhr von Schlefien nach Bapern etc. nicht mehr in den Registern erscheint) wohl schwerlich vollständig erklärt. Es scheint vielmehr, daß die Handpinnerei des Zollvereins der fremden Maschinenpinnerei gegenüber auf dem eigenen Markte wie auswärts in Nachtheil gekommen, was wir dadurch bekräftigen können, daß die Engländer den rohen Flachs aus Deutschland abnehmen und verarbeitet wieder zuführen, und nach eigener Angabe die Tonne Flachs, wo für sie 90 Pfund Sterling (à 12 fl.) zahlten, als Fabrikat für 2000 Pfund Sterling und mehr wieder verkaufen. Aus Preußen allein bezog England

*) Kölner Handels-Organ Nr. 23. 1840 S. 96.

im Jahre 1834 circa 104,000 Centner Flachse und 6400 Centner Wurn. Ausgeführt wurden aber aus England in demselben Jahre im Ganzen für 2½ Millionen Pf. St. Leinenwaaren und der Arbeitslohn in Großbritannien betrug damals schon 3½ Millionen).

Die Regierung Preussens hat diesen Gegenstand neuerlich mit Ernst aufgefaßt und nicht nur die Errichtung einer eigenen Fabrik für den Bau von Flachsspinnmaschinen eingeleitet, sondern auch mehrere Unternehmungen durch unentgeltliche Ueberlassung von Maschinen zu 6000 Thaler Werth unterstützt, wie namentlich Hrn. F. L. Schönfeld in Herford (Westphalen); denn nicht ungestraft würde diese wichtige Neuerung, welche einen so ausgebreiteten Industriezweig betrifft, ignored oder von der Hand gewiesen werden können.

Noch bedeutungsvoller scheint uns aber*), daß man — mit Verichtigung der vielen entgegenstehenden Hindernisse und nach manchem mißlungenen Versuche — in England dahin gelangt ist, mit gutem Erfolge Flachse-Maschinengarn auf mechanischen Stühlen (Power looms) zu weben. Welchen Einfluß dieses auf die Handweberei haben wird, läßt sich noch nicht genügend übersehen; allein die obige Thatsache ist an sich schon so wichtig, daß ihre Folgen mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet zu werden verdienen, damit Deutschland selbst sich dieser neuen Fabrikationsweise bemächtigt, sobald nicht mehr zu verkennen ist, daß die dadurch im Auslande erzeugte Waare unseren Leinen-Handgeweben oder einzelnen Gattungen derselben den Untergang droht. Vergleicht man das durch mechanische Kraft aus Flachse-Maschinengarn verfertigte Gewebe mit ähnlichen Fabrikaten unserer Handweber, so kann schon jetzt die Besorgniß nicht unterdrückt werden, daß Letztere eine gefährdende Concurrenz zu bestehen haben und viel-

leicht unterliegen werden. Das Maschinenleinen übertrifft an Festigkeit und Gleichmäßigkeit unsere Handgewebe sehr; der Preis, wozu Ersteres geliefert werden kann, muß mithin entscheiden.

In Großbritannien und Irland bestehen bis jetzt nur wenige Fabriken, welche Leinen auf power looms verfertigen; die vorzüglichsten dieser Establishments scheinen Germaln Pety et Comp. in Preston und in Dundee Baxter Brothers zu seyn; auch in Leeds gibt es ein solches. Nach dem festen Lande ist diese Fabrikationsart, welche als Geheimniß betrieben wird, noch nicht verpflanzt; jedoch besitzt die große Maschinenfabrik von Steigmann und Bussé in Hamburg (bis jetzt allein) die Modelle der dazu erforderlichen Maschinen und erbietet sich zu deren Verfertigung. Der Webesaal für 92 power looms soll 90 Fuß lang und 30 Fuß breit seyn. Jeder Weber kann 2 Stühle behandeln, welche pr. Woche 448 Yards verfertigen aus halb gebleichtem Wurne, so daß 96 Stühle wöchentlich 21,504 Yards liefern. Von weißem Stoffe würde je, der Weber mit 2 Stühlen die Woche 300 Yards*) anfertigen, also mit 96 Stühlen 14,400 Yards; der Preis dieses Leinens ist pr. Yard in 3½ Zoll engl. Breite den. (39 kr.). Der feinere Stoff ist leichter zu weben, als der gröbere; häufig wird Leinengarnkette und Wergarn-Einschlag (Ausse-Maschinengarn) genommen. Alle zu einem solchen Establishment von 96 power looms erforderlichen Maschinen werden 4000 höchstens 4500 Pfd. St. kosten; Gebäude und Schäfting etwa 1000 Pfd. Sterling.

Nach einer andern Notiz würde ein Assortiment

- *) 1 Yard = 403,34 Par. Eilen = 39,37 engl. Zoll,
 1 bayer. Elle = 369,27 Par. Eilen = 34½ bayer. Zoll,
 911 Yards = 1000 bayer. Ellen,
 1 engl. Fuß = 125,11 Par. Eilen,
 1 bayer. Fuß = 129,38 Par. Eilen,
 1000 engl. Fuß = 1044½ bayer. Fuß.

Zam. d. Reb.

*) Daselbe No. 8. 123.

**) Hannoveran. Wittbellsungen 20te Lieferung S. 445.
 Ueber das Weben von Maschinen-Flachsgarn auf
 mechanischen Webstühlen von Dr. Ehren. v. Reben-

von 100 Kraftspindeln mit allen dazu gehörigen anderen Maschinen etwa 40,000 Danko-Mark (à 52 Fr.) kosten, ohne die auf etwa 10 — 15 Pferdekräfte zu berechnende bewegende Kraft. Das erforderliche Personal möchte sich auf zwei Werkmeister, 15 Arbeiter und 80 Frauen oder Kinder belaufen. Diese 100 Stühle sollen pr. Woche von 6 Tagen, jeden Tag zu 12 Arbeitsstunden gerechnet, 6400 Yards weben, von einem Stoffe, dessen Kette aus Nr. 55, der Einschlag aus Nr. 65 besteht. Nimmt man statt dieser Gewebe resp. die Nr. 30 und 55, so würde man pr. Woche etwa 9600 Yards erhalten. 2000 Flachspinnräder würden kaum im Stande seyn, den Garenbedarf für ein solches Etablissement von 100 Stühlen zu liefern.

Erwägt man, daß die Engländer zu ihrem Maschinengeplinnste den Glash- und Webgedarf größtentheils aus Belgien, Rußland und Deutschland beziehen, demungeachtet aber, und obgleich sie Einfuhrabgaben und Transportkosten davon bezahlen müssen, obgleich ferner der Tagelohn in England ungleich höher ist als bei uns, dennoch in den Kolonien und selbst in Deutschland mit unserem Handgeplinnste siegreich concurriren; so unterliegt doch kaum einem Zweifel, daß auch ihre Maschinen-Keinen auf unsern Märkten mit Erfolg auftreten wird. Sollte deshalb nicht sehr ratsam erscheinen, daß auch hinsichtlich der Keinen-Maschinenweberei Deutschland die Initiative ergreift, wie es solches neuerlich (seit etwas spät) hinsichtlich der Glashgarn-Maschinenweberei gethan hat?

Ueber das Trocknen des Torfs.

Von

Hüttenverwalter v. Rien in Christophsthal.

(Mit Abbildungen.)

(Aus dem Wochenblatt für Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel Nr. 13 S. 61.)

Durch das Steigen der Preise des Holzes wird

auch die Bevölkerung Württembergs in mehreren Gegenden immer mehr auf die Benützung des Torfs als Brennmaterial angewiesen, dessen vortheilhafte Anwendung vorzüglich von dem Trockenzustande abhängt, in welchem die verschiedenen Feuerungen damit gespeist werden. Den Vorthiern von Torfschächten und allen denjenigen, welche schon längere Zeit Torf in größeren Quantitäten als Brennmaterial angewendet haben, ist es bekannt, daß in vielen Jahrgängen die Witterung von der Art ist, daß der Torf in der freien Luft sehr unvollständig, bisweilen gar nicht trocknet. Dies führt dann folgende Nachteile herbei:

- 1) muß bei jeder Feuerung eine dem Wassergehalte des zu verbrennenden Brennmaterials entsprechende Menge desselben verbrannt werden, um dieses Wasser zu verdampfen, welche für den Zweck der Feuerung verloren geht;
- 2) läßt sich nur in dem Grade, in welchem diese Verdampfung abnimmt, eine höhere Temperatur erreichen;
- 3) vertheuert der Wassergehalt des nassen Torfs den Transport desselben im Verhältniß dieses Gehaltes;
- 4) gedriecht der nasse Torf bei jeder Behandlung, als Verladen, Führen u., viel leichter als trockener, namentlich wenn er längere Zeit in größeren Haufen auf einander gelegen ist, wodurch er zum Theil unverkäuflich wird.

Der Werth des Torfs als Brennmaterial kann sich daher durch den Einfluß der Witterung in einem Jahrgang außerordentlich vermindern, ja sogar beinahe auf nichts reduciren, was bewirkt, daß die Torfselder den Werth bei weitem nicht haben, den sie haben könnten, wenn sich Mittel fänden, dem Consumenten den Torf immer gleich trocken zu liefern.

Um dies zu bewirken, hat man schon verschiedene Versuche gemacht und namentlich den Torf in großen Scheunen aufgetrocknet und möglichst viel Lufzug gege-

ben. Soll aber diese Einrichtung von erheblichem Nutzen seyn, so müssen die Schurmen eine große Quantität Torf fassen, und, wenn sie nicht unverhältnißmäßig groß und deshalb kostbar seyn sollen, bis oben angefüllt werden. Durch das Füllen derselben und das längere Auseinanderlegen der großen Masse feuchter Torfstücke entstehen indeß die ad 4) beschriebenen Nachtheile, neben dem, daß völliges Austrocknen namentlich der unteren Schichten nicht erreicht werden kann. Diese Torfschurmen haben daher nur den Nutzen, daß die ganze Masse des dahin gebrachten Torfs nicht nasser werden kann, als sie zuvor war; sie sind mithin bloß als trockene Aufbewahrungsorte anzusehen.

Das einzige sichere Mittel diesem Uebelstande abzuwehren, ist, demjenigen Theil des Torfs künstlich zu trocknen, welcher in freier Luft gar nicht oder nicht vollständig getrocknet werden konnte. Es mag allerdings als ein großes Unternehmen erscheinen, dieß bei einem ausgebreiteten Torfelde zu bewerkstelligen, und dürfte bei den bisher üblichen Einrichtungen zum künstlichen Trocknen von Holz und Torf auch nicht leicht ausführbar seyn. Die neuerlich auf mehreren französischen Glashütten eingeführten Holzdörrrichtungen lassen sich aber zu diesem Behufe so zweckmäßig anwenden, daß sich damit wenigstens sehr viel leisten läßt, was aus nachfolgender Beschreibung einer solchen Einrichtung hervorgeht.

Statt daß man früher das Holz in großen gemauerten Räumen aufbrachte, diese heizte, wenn dasselbe gehörig gedörrt war, öfnete, erkalten ließ, dann leerte, wieder füllte, und endlich den kalten Ofen wieder anfeuerte, hat man auf obigen Hütten lange Gewölbe eingerichtet, die gehörig geheizt werden, aber bei dem Füllen und Leeren nicht abgeköhlt werden müssen, sondern fortwährend warm bleiben können, weil das Holz auf eisernen Karren hinein- und wieder herausgebracht wird. Fig. 3 zeigt den Horizontalschnitt und Fig. 1 und 2 die Vertikaldurchschnitte einer solchen Einrichtung nach der Länge und Breite. Die Größe des Gebäudes ist

für ein mittleres Torfelld berechnet, in dessen Mittelpunkt es aufzustellen wäre.

A sind 6 neben einander liegende Räume 60' lang, 6 breit, mit 5' hohen Wiederlagern und 12' hoch gesprengten Gewölben, ab Bahnschienen, auf welchen die eisernen Wagen laufen. Diese Räume sind bei a und b mit Blechthüren geschlossen. Fig. 1 und 2 sind bei c c die Feuerherde, c d (Fig. 1) ist die Feuer gasse. Diese ist vornen unmittelbar über dem Feuer mit Gewölben a e und b e, dann von e bis f mit Platten von Gußeisen und von f bis d mit starkem Eisenblech bedeckt, welches die Wärme leicht durchläßt, indeß das sehr nahe darüber befindliche Holz auf den eisernen Wagen doch vor dem Verbrennen schützt. Von dieser Feuer gasse führen Oefnungen g g die Wärme an den Seiten der Räume A unmittelbar in dieselbe. Bei ihrer Anordnung ist aber zu bemerken, daß sie in der Nähe der Feuerungen c c am weitesten von einander entfernt seyn müssen, gegen die Mitte d aber näher zusammengerückt werden, damit sich die Wärme gleich vertheilt.

B und C sind bedeckte Räume, welche geschlossen werden können und theils der Feuerungen wegen vorhanden seyn müssen, theils aber auch wegen des Füllens und Leerens der Trockengewölbe erforderlich sind. Es ist zu bemerken, daß die Bahnschienen etwa 2 Procent Fall von B gegen C haben, damit die geladenen Wagen ohne Mühe herausgebracht werden können. Die zuerst auf diese Art erbauten Dörrrichtungen hatten breitere Gewölbe, in welchen zwei Reihen kleinerer Wagen neben einander aufgestellt waren, zwischen denen die Wärme durchgeleitet wurde. Gegenwärtig hat man aber schmalere Gewölbe und nur eine Reihe größerer Wagen, wodurch der Raum weit besser benützt werden kann.

Um das Holz auf die leichteste und wohlfeilste Art von dem Holzgarten in das Trockenhaus zu bringen, wird von letzterem zu letzterem eine bewegliche Bahn von leichten Holzpfählen gebildet, auf welchen die

gefüllten Wagen leicht beigegeführt werden, da man sorgt, daß der Holzgarten wo nicht höher, doch wenigstens eben so hoch als die Sohle der Trockengewölbe liegt. Auf diese Weise ist ein Mann im Stande, einen gefüllten Wagen (gewöhnlich halten solche $\frac{3}{4}$ Klafter gespaltenes Holz) in das Trockengewölbe zu führen.

Soll ein solches Gewölbe gefüllt werden, so wird ein gefüllter Wagen nach dem andern auf der Seite B in dasselbe geführt, der zweite an den ersten angehängt und so fort, bis auf diese Art alle dahin gehörige Wagen hineingebracht und an einander gehängt sind, so daß, wenn der erste auf der Seite C vorgezogen wird, die ganze Wagenreihe nachfolgt, was auf der gegen diese Seite gerichteten Bahn sehr leicht bewerkstelligt werden kann. Das Füllen und Leeren eines Gewölbes geschieht immer gleichzeitig und erfordert nur sehr wenige Zeit, da die gefüllten Wagen schon auf der Seite B bereit stehen müssen und die Wagen mit trockener Waare sogleich auf der Seite C abgeführt werden. Während dieser Operation werden die Feuerungen nicht unterbrochen und nach Beendigung derselben das Gewölbe sogleich wieder oben und unten geschlossen. Nur ausnahmsweise werden einzelne Wagen aus den Gewölben genommen und durch selbst gefüllte ersetzt, weil das übrige schon mehr trockene Holz das Wasser, welches aus dem neu hineingebrachten ausgetrieben wird, gierig an sich zieht.

Fig. 4, 5 und 6 zeigen in zwei Durchschnitten und einem Grundrisse die Einrichtung eines Wagens, wie er für Gewölbe von obiger Weite erforderlich ist.

Da das Füllen und Leeren der Gewölbe sehr wenige Zeit erfordert und dieselben fortwährend in gleicher Temperatur bleiben können, so läßt sich in einem Gewölbe, das 6 bis 8 solcher Wagen enthält, wie dieß bei Glasbütten mit einem Ofen der Fall ist, lufttrockenes Holz in 30 bis 36 Stunden so vollständig dörren, daß es für den Gebrauch in den Glashäfen tauglich ist.

Der Brennmaterialien-Aufwand bei diesen Dör-

einrichtungen soll nicht viel über die Hälfte desjenigen betragen, welcher bei den bisher üblichen Dörren, die jedesmal bei dem Füllen und Leeren abgeköhlt werden mußten, erforderlich war. Der Grund hiervon liegt aber nicht allein in dem Abkühlen des Ofens, sondern auch wesentlich darin, daß das Holz nicht nur von einer Seite von der Wärme berührt wird, sondern von allen Seiten zugleich und hauptsächlich von unten her, auf durchdrungen werden kann, wo dieselbe am wirksamsten ist. Zum Abziehen der aus dem Holze ausgetriebenen Wasserdämpfe sind oben an den Blechthüren, womit die Gewölbe geschlossen sind, Öffnungen angebracht, welche, so wie das Dampfen mehr aufhört, nach und nach geschlossen werden müssen, damit keine Wärme unnützlich entweicht. Der Brennmaterialien-Aufwand wird nach Obigem zu 5 bis 6 Procent des zu dorenden Holzes angenommen werden können.

Die Vortheile dieser Einrichtung für Torf sind mithin folgende:

- 1) Läßt sich kaum eine Behandlungsweise des Torfs denken, wo derselbe dem Zerbröckeln weniger unterworfen wäre, da er bloß vom Torfstich auf den eisernen Wagen geladen und von da getrocknet oder gebördert dem Consumenten übergeben wird.
- 2) Kann man bei jeder, auch der ungünstigsten Witterung trockenen Torf erhalten, wenn man die Vorsicht gebraucht, solchen in bedeckten Wagen von dem Trockenhaufe aus dem Consumenten zuzuführen.
- 3) Wird der Torf äußerst gleichförmig trocken.
- 4) Kann man denselben den Grad von Trockenheit geben, der dem Zwecke entspricht, zu welchem der Torf bestimmt ist. Zu gewöhnlichen Öfen und Küchenfeuerungen ist es z. B. nicht nöthig, denselben so sehr auszutrocknen, wie dieß bei Glashäfen zum Umschmelzen des Eisens, Ziegelfeuerungen u. dergleichen erforderlich ist.

5) Kann in einem solchen Gewölbe augenblicklich gelöscht werden, wenn das zu trocknende Brennmaterial in Brand gerathen sollte, indem man die Wagen schnell herauslaufen läßt.

In einem Trockenhaufe, das die Dimensionen von Fig. 1, 2 und 3 hat, können in 6 Gewölben, je zu 10 Wagen, 60 Wagen von 5' Länge, $5\frac{1}{2}'$ Breite und $4\frac{1}{2}'$ Höhe aufgestellt werden, welche, da sie oben nach der Form des Gewölbes höher als die Seiten des Wagens gefüllt werden, ungefähr 130' faßen, oder, den Kubikfuß zu 5 Stück Torf gerechnet, 650 Stück, in runder Summe jedenfalls 600 Stück und somit alle 60 Wagen 36,000 Stück.

Es dürfte kaum zu bezweifeln seyn, daß Torf, der nicht völlig durchnäßt ist, in diesen Gewölben in 36 Stunden so weit abgetrocknet werden kann, daß er, wenn er auch noch viele Feuchtigkeit enthält, für Ofen- und Küchenfeuerungen zc. vollkommen tauglich ist. In 48 Stunden sollte aber solcher Torf für Plammfeuerungen aller Art brauchbar gemacht (gedörret) werden können. In den Monaten Mai, Juni, Juli, August und September (zu 150 Tage gerechnet) ließen sich daher die Trockenzelt zu 36 Stunden angenommen, 3,600,000 Stück trocknen. Sollte aber z. B. nur $\frac{1}{2}$ der Zeit bloß getrocknet und $\frac{1}{2}$ gedörret werden, so würde sich ein Ausbringen ergeben von 3,300,000 Stück, und zwar 2,400,000 Stück getrocknet und 900,000 Stück gedörret.

Was sodann den Kostenpunkt anbelangt, so wird sich ein solches Trockenhaus sammt eisernen Schienen zc. herstellen lassen um . . . 2500 fl.
80 eiserne Wagen à 20 fl. . . . 1600 fl.
Holzschienen vom Torfsüß zum Trockenhaufe . . . 300 fl.
Summe 4400 fl.
Interesse hieraus zu 4 Procent . . . 176 fl.
Erhaltungskosten des Ganzen . . . 154 fl.
Summe 330 fl.

Bei 3,300,000 Stück betriefft es mithin das Taxumend ungefähr 6 kr. Um 14 kr. sollten tausend Stück

Torf durchschnittlich in das in der Mitte des Torffeldes liegende Trockenhaus geschafft und daselbst getrocknet werden können, da sie bloß auf die Wagen geladen und auf Schienenwegen beigeleitet werden dürfen, und die Feuerungen in gleichem Gange zu erhalten sind. Der ganze Kosten von tausend Stück, zu $\frac{1}{2}$ zu trocknen und $\frac{1}{2}$ zu dörren, würde sich daher auf ungefähr 20 kr. ohne Brennmaterial belaufen, was jedenfalls schon durch den wohlfeileren Transport trockener leichter Waare gegen die nicht ausgetrocknete schwere, wenn die Entfernung einigermaßen bedeutend ist, völlig ausgeglichen wird.

Obgleich der Brennmaterialien-Aufwand zu dem Trocknen einer größeren Quantität desselben Materials, wie oben bemerkt, nie in Rechnung genommen werden kann, wenn sich das Trocknen nicht durch Sonne und Luft hätte bewerkstelligen lassen, weil bei dem Verbrennen des wasserhaltigen Brennmaterials in jedem Falle eine gewisse Quantität hiervon einig, um den Wassergehalt zu verflüchtigen, verwendet werden muß, welche für den Zweck der Feuerung gänzlich verloren ist, so kann auch schon deshalb kein besonderer Aufwand für Brennmaterial berechnet werden, weil sich

- 1) bei dem Stechen und Verladen des Torfs unvermeidlich viele Abfälle ergeben, welche, wenn sie nicht zu diesen Trocknöfen verwendet werden, unbenutzt liegen bleiben und verderben;
- 2) wie oben angeführt, bei diesem Verfahren sehr viel Torf ganz und verkauflich bleibt, welcher im andern Falle in Stücke geht und unverkauflich wird;
- 3) oberhalb der Trockengewölbe in dem Raume D (Fig. 2) noch eine solche Temperatur vorhanden ist, daß immer eine große Quantität für die Feuerungen der Trockengewölbe bestimmte Torfstücke ohne besondern Aufwand daselbst getrocknet werden können.

So nützlich mithin diese Trockeneinrichtungen für Besitzer von Torffeldern sind, eben so sehr werden sie ihren Nutzen bei Fabriken bewähren, welche größere Quantitäten Torf sehr trocken darzustellen (dörren) müssen, indem sie nicht kostbarer, als die bisher üblichen dergleichen Einrichtungen sind und weit mehr leisten.

Vorteilhafte Anfertigung schwarz- und weißblechener Röhren und Rinnen, für Flaschner, Schlosser und sonstige Blecharbeiter.

Von

J. Jordan,

Maschinenfabrikanten in Darmstadt.

(Aus dem Heft: Mit Abbildungen.)

Das Bedürfnis blechener Röhren und Rinnen für Oefen, Kamine, für Wasserabführungen von Dächern und für mehrere andere Zwecke ist so bedeutend, daß, um solche schnell und solide anzufertigen, es wohl der Mühe werth zu seyn scheint, gewisser Maschinen sich dazu zu bedienen, welche geeignet sind, die damit zu verbindenden Zwecke möglichst vollkommen zu erreichen und bis jetzt noch viel zu wenig Anwendung fanden.

Die gewöhnliche Anfertigung der Dachtraufsröhren von Weißblech geschieht auf folgende Art. Die Blechtafeln werden auf einem Rohramboß nach ihrer Länge oder Breite, längs der beiden Ränder, welche die Rüge bilden sollen, mit einem hölzernen Hammer krumm gerichtet. Darauf wird denselben die erforderliche Form durch Anbiegen des Blechs auf dem Rohramboß gegeben und das Unrunde nachgehämmert. Dies ist aber eine langsame und mühevollte Arbeit, die zudem je nach der Geschicklichkeit des Arbeiters mehr oder weniger, also nicht gleich glatte runde Röhren liefert. Nachste-

hend die Beschreibung einer Maschine, welche die Schnelligkeit der Arbeit um das Fünffache vermehrt, dabei den Vortheil gewährt, daß selbst der geringste Arbeiter im Stande ist, vollkommen runde und glatte Röhren zu liefern, und demnach in keiner Blecharbeiter- Werkstatt fehlen sollte.

Diese Maschine besteht aus einem Gestelle und zwei über einander liegenden Walzen. Fig. 1 zeigt solche von vorn und Fig. 2 von der Seite. Bei Röhren über 2 Zoll Durchmesser sind diese Walzen von Holz, deren Durchmesser etwas kleiner genommen werden muß, als die Weite, welche die Röhren haben sollen. An den Enden derselben befinden sich runde eiserne Zapfen a, a, a. Ein auf einer Wertbank oder sonst wo befestigtes aufrecht stehendes eisernes oder hölzernes Gestell b, b, b hat an der Vorderseite der aufrechtstehenden Ränder Einschnitte, in welche die runden eisernen Zapfen der beiden Walzen zu liegen kommen, um gedreht werden zu können. Die Entfernung dieser Walzen muß so weit seyn, daß eine Blechtafel leicht durchgehen kann. Auf der untern derselben ist der Länge nach ein messerartiges Eisen c mittelst Schrauben befestigt. Dieses Eisen ist in die Oberfläche der Holzwalze eingelassen und seine äußere Seite nach der Breite so abgerundet, daß es mit den Walzen eine gleiche Rundung bekommt. Unter der abgeschärften Seite des Eisens ist, um die Blechtafeln bequem unterzuführen zu können, etwas Holz wegzunehmen, so daß die zu biegenden Blechtafeln zwischen dem Eisen und dem Holze $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{4}$ Zoll weit eingeschoben werden können. Die Zapfen der untern Walze sind so lang, daß an jeder Seite eine Kurbel oder ein Drehkreuz daran befestigt werden kann.

Nimmt man nun eine Tafel Blech, steckt solche in die unter dem Eisen c befindliche Ausbuchtung und dreht die Kurbel nach der Richtung d Fig. 3 so lange um, bis sie zwischen beiden Walzen ganz durchgegangen ist, so wird die Blechtafel zu einem gleichförmigen runden Rohr gebogen seyn und sich auf der untern Walze be-

finden. Hebt man darauf die Walze mit dem Rohr aus dem Einschnitten, so läßt sich Lehteres von der Walze abschleiden. Bei etwas starkem Bleche ist es ratsam, die Tofeln zuerst an einer Seite 2 — 3 Zoll durchzuwalzen, so daß sie die Form von Fig. 4 bekommen. Man zieht das Blech, ohne die Walze aus den Einschnitten zu nehmen, aus der Ausbühlung und steckt das andere noch gerade Ende hinein unter das Eisen c, dreht dann wie vorher und erhält dann auf diese Art ein vollständig rundes Rohr, dessen Löth- und Nietstrichen dicht auf einander passen.

Um halbkreisförmige Rinnen von Weißblech zur Wasserabführung von Dächern zu fertigen, wendet man eine andere höchst einfache Vorrichtung an. Diese offenen Rinnen erhalten an ihren stehenden Rändern eine Verstärkung durch umgebogene kreisförmige Leisten, ungefähr wie Fig. 10 a. Sind die Bleche nach dieser Figur gleichförmig gebogen, so werden die einzelnen Bleche an den Seitenrändern in einander geschoben und zusammengelöthet, wodurch Rinnen von beliebiger Länge gebildet werden können. Die Vorrichtung zum Biegen dieser Bleche besteht aus einem Stück festen Holzes, Fig. 5. Bei b befindet sich ein der Länge nach durchgehendes rundes Loch, welches nach oben hin durch einen Schlig geöffnet ist. Um dieses Loch ober die Ausbühlung genau und gerade machen zu können, läßt man das Holz aus zwei Theilen bestehen und verbindet solche mittelst Holzschrauben. Ein anderer Haupttheil besteht in einem $\frac{1}{4}$ Zoll dicken Stahl draht a, Fig. 6, so daß solcher in runder Öffnung des Holzes gesteckt ringsum noch den Raum für eine Blechdicke frei läßt. Dieser Draht hat an einem Ende einen Absatz und einen vierkantigen Zapfen, auf dem eine Kurbel f mittelst einer Mutterschraube festgehalten wird. Längs des ganzen Stahldrahts ist $1\frac{1}{2}$ Linie tief nach der Dicke der Blechtafel eine Vertiefung eingeschnitten, wie solches Fig. 6 zeigt. An der einen Seite des Holzes Fig. 5 ist ein Blech e mit einem Loch von der Weite des Stahldrahts befestigt, dessen Zweck nach-

träglich erläutert werden soll. So ist nun die Vorrichtung zum Gebrauch fertig, und man verfährt dabei auf folgende Weise.

Das Holz wird mittelst des Absatzes d in einen Schraubstock festgespannt. Darauf schiebt man den Stahldraht in die Ausbühlung a, so daß die Vertiefung in dem Drahte nach oben gerichtet ist. Dann nimmt man eine Tafel Blech i und drückt solche in die Vertiefung des Drahtes ein, wie dies in einem größeren Maßstabe Fig. 7 zeigt, hält das Blech mit der einen Hand in dem Einschnitte des Drahtes fest und dreht mit der andern Hand mittelst der Kurbel f Fig. 5 die Drahtstange langsam nach der Richtung des Pfeils um, wodurch das Blech die Form wie Fig. 8 erhält. Bevor der Draht aus dem umgebogenen Theile des Bleches gezogen wird, ist das Blech auf der halbrunden Form des Holzes g Fig. 7, wie die punktirte Linie h zeigt, niedergebogen, wodurch die Rinne ihre halbe Vollendung erhält. Der Draht wird nun herausgezogen, und ist mit dem Bleche e der Zweck verbunden, daß die gebogene Blechtafel an den Stahldraht fest sich anlegen kann. Das Herausziehen des Drahtes aus der Öffnung des Holzes a geschieht auf der einen und das Herausnehmen der Blechtafel auf der andern Seite des Holzes Fig. 5. Ist die eine Kante gebogen, wodurch das Blech die Form Fig. 9 bekommen hat, so folgt die Biegung der andern Kante a auf dieselbe Weise, und hat darauf die Blechtafel die Form Fig. 10, welche bei allen zu biegenden Blechtafeln ganz die nämliche wird. Um lange Rinnen zu bilden, hat man deshalb nur nöthig, die erforderliche Anzahl so gebogener Bleche zusammen zu stecken, und da die Löthungen genau ohne alle weitere Richten auf einander passen, das Löthen auf die gewöhnliche Weise mittelst des Löthkolbens vorzunehmen.

Abgesehen von der Geschwindigkeit, mit welcher die vorbeschriebene Anfertigung geschieht, indem ein Mann mit dieser Vorrichtung eben so viel in einer bestimmten Zeit zu fertigen vermag, als drei Arbeiter aus freier

Dann in derselben Zeit, so haben die Bleimit verfertigten Rinnen auch den Vorzug von besserer Gleichförmigkeit und Glätte, als die aus freier Hand angefertigten.

Bei Röhren von dünnem Weißblech, namentlich solchen, welche einem äußeren oder inneren Drucke ausgesetzt sind, ist es zweckmäßig, solche gegen das leichte Zusammendrücken durch aufgelöthete Wulstringe an den Enden, ähnlich wie bei a, a, a Fig. 11, zu schützen. Wollte man in dieser Weise Wulstringe an gewöhnlichen Dachtraufrohren anbringen, was sehr zweckmäßig wäre, so würde dieß die Anschaffungskosten solcher Röhren bedeutend erhöhen. Der Glaschner verfertigt vielerlei Arbeiten, wo solche Wulstringe oder sonstige Verstärkungen zur Verstärkung der Ranten angebracht werden müssen, daher die hier weiter zu beschreibende Maschine Fig. 12 zur schnellen Anfertigung solcher Ringe als ein höchst nützlich Werkzeug für denselben erscheint. Mit dieser Maschine lassen sich alle Arten von Ringverzierungen ohne alle Lötung auf ganz einfache und nicht kostspielige Weise zu Stande bringen.

Die Maschine besteht aus einem in einem dicken Holze befestigten starken Eisen, geschnitten nach a Fig. 12. Dieses Eisen hat zwei Löcher, das eine bei c und das andere bei b. Das erstere, ähnlich dem Loche in jedem Schmiedeambos, hat den Zweck, ein Gefenk mit einem Zapfen aufzunehmen und festzuhalten. Das zweite Loch bei b dient, um einen Führer d mittelst einer Schraube e befestigen zu können. Dieser Führer hat an seinem vorderen Ende ein aufrecht gehendes viereckiges Loch, in welchem ein schlebbares Eisen f, welches viereckig und senkrecht auf das darunter befindliche Gefenk gerichtet ist, sich befindet. Man gibt dem Gefenk auf seiner Oberfläche die erhabene Form, welche der Wulst ring erhalten soll, und dem schlebbaren Eisen f an seinem unteren Ende dieselbe Form vertieft, so daß die genannten Theile in der Art auf einander passen, daß dabei für eine Bleidicke Raum gelassen ist, wie dieß Fig. 12 deutlich zeigt. Wird nun ein zusammengelöthetes

Rohr nach der Lage, welche die punktirten Linien h angeben, zwischen das Gefenk und das obere schlebbare Stück gebracht und mit einem Hammer i leicht auf das schlebbare Stück f geschlagen, während mit der andern Hand, in welcher man das Rohrstück festhält, dasselbe während des Schlagens zugleich langsam umgedreht wird, so wird sich nach und nach ein hoher Wulst ring bilden, welcher ganz die Form der auf dem Gefenk angebrachten Figur erhält. Da die Röhren gewöhnlich in einander gesteckt werden, so ist der Ring nur an einem Ende vor jedem Rohrstück anzubringen. Die auf vorbeschriebene Art angefertigten Röhren sind sehr dauerhaft und werden deshalb immer häufiger angewendet.

Es soll nun die Fabrikation der Röhren für Oefen, Kamine u. dgl. Schwarzblech, welche meistens der Schlosser anfertigt, beschrieben werden. Bei der gewöhnlichen Verfertigungsart von Ofenrohren wird die zu biegende Blechtafel in einen, 1 — 2 Zoll gebogen, ten Schraubstock gebracht und darin der ganzen Länge nach krumm gebogen, welches selbst bei der größten Fertigkeit des Arbeiters immer eine schlecht runde und ungleiche Oberfläche gibt. Ist auf diese Art das Blech zu einem Rohre zusammengebogen, so werden mehrere Eisenringe von der Weite, welche das Rohr erhalten soll, darauf getrieben, das Rohr darnach auf einen Rohraumbos gebracht, alle Unebenheiten ausgehämert und so gerichtet, daß das Blech an die Eisenringe sich überall anlegt. Gewöhnlich werden diese Röhren in der Nähe der Kante in ihrer ganzen Länge zusammen genietet. Diese vorbeschriebene Art, Röhren zu machen, ist aber eine langsame und dabei unvollkommene Arbeit, weshalb die Mittheilung und Verbreitung einer Maschine, mit welcher schneller, vollkommener und dabei wohlfeiler gearbeitet werden kann, angemessen zu seyn scheint. Die zu beschreibende Maschine ist bei unter Fig. 1 beschriebenen in der Hauptsache ähnlich und unterscheidet sich nur dadurch, daß sie für ihren Zweck viel stärker gebaut werden muß und auf andere Art anzuwenden ist.

Die Röhren, welche damit gemacht werden, bedürfen weder des Eßens, noch des Nießens, sondern sind an beiden Zuganten mit Falzen versehen, welche gut versehen, welche gut auf einander gerichtet die Röhren dichter zusammen halten, als das Nieten. Man verfährt dabei auf folgende Weise. Die untere Walze wird, wie in Fig. 20, so eingelegt, daß die Züge oder Ausbühlung, welche zwischen dem aufgeschraubten Eisen und dem Holz der Walzen gebildet ist, nach oben steht. Wird nun eine Tafel mit einer Kante in die Züge der unteren Walze, wie in Fig. 13, gesteckt, und diese Walze nach der Richtung des Pfeils umgedreht, so wölbt sich die Blechtafel gegen die obere Walze stemmen und bei fortgesetztem Umdrehen der unteren Walze das Blech an der Kante des Eisens umbiegen. Man setzt das Drehen der Walze so lange fort, bis die Umbiegung des Blechs vollständig ist und das auf der unteren Walze aufgeschraubte Eisen senkrecht unter der Mitte der oberen Walze, wie Fig. 14 zeigt, sich befindet. Ist dieses geschehen, so drückt man die Tafel Blech, während solche noch zwischen den beiden Walzen steckt, von unten nach oben in der Richtung des Pfeils und wieder rückwärts, wodurch es möglich wird, die Blechtafel in der Form wie Fig. 15 herauszunehmen. Darauf wendet man solche um und steckt sie mit der dem gebogenen Falz entgegengesetzten Kante so in die Züge der unteren Walze, daß der erste Falz nach der Walze bingerichtet ist, wie Fig. 16 näher zeigt. Wird nun die untere Walze vorwärts nach der Richtung des Pfeils gedreht, so wölbt sich das Blech an dieser Kante, wie bei der vorhergegangenen, an dem Eisen der unteren Walze umbiegen, und mit dem gebogenen Rande zwischen beiden Walzen durchgehen, wobei nicht zu befürchten ist, daß, da solche einen halben Zoll Zwischenraum haben, der erst gebogene Rand sich zusammenbrückt. Nachdem wie die untere Walze, um welche die Blechtafel aufgewickelt ist, herausgenommen, das Blech, laut Fig. 17, zu einem Rohre geformt, von der Walze abgezogen und mit den Händen zusammengeedrückt, so daß die unter Fig. 18 bezeichneten Falzen in einander kom-

men, und, mittelst der Federkraft des Bleches, vollständig zusammen halten. Zur gänzlichen Vollendung der Röhren sind nun noch die Falzen dicht auf einander zu richten, um das Auseinanderweichen derselben zu verhindern. Hierzu dient ein durch Fig. 19 im Durchschnitt bezeichnetes, 4 — 5 Fuß langes, circa 3 Zoll dickes Eisen oder Gußrohr. Auf der oberen Seite ist daselbe mit einer Vertiefung a nach der ganzen Länge versehen, welche so breit ist, als die umgebogenen Blechfalzen, und so tief als 3 Dicken des Bleches. Dieses Eisen mit der Vertiefung a ist entweder an einem oder auch an beiden Enden solide befestigt, doch so, daß das zu richtende Rohr leicht darauf geschoben und davon weggenommen werden kann. Wegen der Leichtigkeit ist deshalb eine Gußeiseneröhre für diesen Zweck vorzuziehen. Das Rohr b legt man mit seinen in einander gebrachten Falzen in die Vertiefung a, und diese Blechfalzen schlägt man zuerst mit einem hölzernen, dann aber mit einem eisernen Hammer, der ganzen Röhrenlänge nach, nieder, wie die Fig. 19 deutlich macht. Zur größeren Sicherheit gegen das Auseinanderpressen bei dem Zusammenstecken von mehreren Rohrstücken ist es zweckmäßig, einen Niet an jedem Ende durch die Falze zu machen.

Diese Art Röhren zu fabriciren geht sehr schnell, so daß $\frac{1}{2}$ der Zeit gegen die gewöhnliche Art von Röhren mit Nieten erspart wird. Die Güte gewinnt ebenfalls dabei sehr, indem die Züge der ganzen Länge nach gleich dicht verbunden ist und kein Rauch, wie bei den zusammengenieteten Röhren, durchdringen kann. Fig. 20 zeigt eine von uns construirte complete Maschine, welche in einem größeren Etablissement schon mehrere Jahre im Gebrauch ist und ganz ihrem Zwecke entspricht.

a ist die untere Walze mit dem aufgeschraubten Eisenstab, d ein an der eisernen Welle der Walze angebrachtes Drehkreuz, welches hiebei bessere Dienste leistet, als eine Kurbel; c ist die obere Walze und f das Rohr von Gußeisen mit der Vertiefung, auf welchem die angebognen Falzen niedergesetzt werden. Dieses

Noch liegt in den an den beiden Seiten des Gefäßes b, b, b angebrachten Einschnitten, aus welchen sich's sehr leicht heben läßt. An dieser Maschine können zwei Arbeiter zugleich angestellt werden, wovon der Eine die Balge an die Bleche biegt, der andere auf der entgegengesetzten Seite die gebogenen Rohrböcher zusammenbringt und die Balgen verbindet. Alle Theile der Maschine können von einem Holzarbeiter und einem Schlosser hergestellt werden, müssen aber stark und gut gemacht seyn. Für den Fall, daß auf dieser Maschine Röhren zum Zusammenkleben verfertigt werden sollen, ist es nöthig, die untere Balge umzukehren, so daß das Drehkreuz auf die linke Seite kommt, und wird diese Maschine beim Biegen der Bleche ebenfalls eine große Erleichterung gewähren.

Ueber das Dämpfen des Holzes.

Von Professor Brecht in Hohenheim.

(Aus dem Wochenblatte für Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel Nr. 3 S. 17.)

Alles Holz enthält, selbst nach der sorgfältigsten Austrocknung, stets noch eine Menge verdichteter Säftebestandtheile. Diese besitzen unter Anderem die nachtheilige Eigenschaft, daß sie aus der Luft immer wieder mit begierde Feuchtigkeit anziehen und dadurch ein Aufquellen des Holzes veranlassen. Kann nun das Holz dem Verstreben, zu quellen oder sich auszudehnen, nicht in allen seinen Theilen ungehindert folgen, so wirkt es sich, d. h. es zieht sich krumm oder verändert seine Form auf irgend eine Weise. Es ist daher für die Verarbeitung des Holzes sehr wichtig, aus demselben die Säftebestandtheile und damit auch die Ursache des Aufquellens und Werfens zu entfernen. Eine Behandlung, die auf die Entfernung der Säfte gerichtet ist, nennt man das Auslaugen oder Auslösen. Man

kann dieß auf dreierlei Weise bewirken: mit kaltem Wasser, mit siedendem Wasser und mit Dampf. Das Auslaugen mittelst Einfeuchten des Holzes in fließendes Wasser geht nur sehr langsam von Statten und erfordert bei größeren Stücken zuweilen 2 — 3 Jahre, weil das Wasser in 4 — 6 Monaten kaum einige Zoll tief eindringt und auch nach dem Eindringen nicht leicht wechselt. Das Auslaugen mit siedendem Wasser oder das Auslösen wirkt schon weit besser, es ist aber nur bei kleineren Holzstücken anwendbar.

Am wirksamsten ist das Auslaugen mit Wasserdampf oder das Dämpfen des Holzes, weil der Dampf in die Zwischenräume des Holzes leichter eindringt und kräftiger auf die Auflösung der Säfte wirkt, als das Wasser. Man bedient sich hiezu des nachbeschriebenen Apparats: Zur Entwicklung des Dampfes hat man einen Dampfkessel, dessen Durchmesser, wenn er rund ist, 3' und dessen Höhe gleichfalls 3' betragen kann. Das Ausgangsrohr für den Dampf ist mit einem Hahnen zu versehen, um nach Erforderniß die Menge des austretenden Dampfes reguliren zu können. Zum Einlegen des Holzes ist ein mit dem Kessel durch das Ausgangsrohr in Verbindung stehender Dampfkasten nöthig; dieser ist aus 3" dicken eigenen oder tannenen Dielen, die mittelst Ruth und Feder mit einander verbunden sind, zusammengefügelt und mit eisernen Bändern eingefügt, welche letztere durch Schrauben angezogen werden können, um alle Fugen möglichst dampfticht zu verschließen. Der Kasten ist länglich viereckig und seine Größe richtet sich nach der des Kessels. Bei den oben angenommenen Dimensionen des letztern kann der Kasten 12' lang, 5' breit und 6' hoch gemacht werden. An beiden Enden ist zum Einbringen des Holzes eine starke, mit Schrauben zu befestigende Thüre angebracht. Damit diese um so fester verschlossen werden kann, bringt man zwischen die Thüre und den Kasten Böcke von Hanf oder Werg, welche durch das Anziehen der Schrauben so gepreßt werden, daß kein Dampf entweichen kann. Der Dampfkasten ruht auf Bänken von

Monatwerk und ist unten und oben mit einem Hahn versehen. Der untere dient zum Ablassen der sich sammelnden Flüssigkeit, der obere zum Ausströmen des Dampfes, wenn es nöthig ist.

Der auf solche Weise construirte Dampfkasten wird sofort mit Holz so dicht wie möglich gefüllt und verschlossen. In den ersten 3 — 6 Stunden, in welchen der Dampf in den Kasten einströmt, fließt das Wasser, welches sich durch Abkühlung des Dampfes im Kasten bildet, nur lauwarm aus dem Abzugsbahn. Erst nach 12 — 15 Stunden, wenn das Holz erwärmt ist, fließt das Wasser heiß ab und ist schon etwas trüb und schleimig. Von der 30sten bis 60sten Stunde des Prozesses an wird der Abfluß immer mehr schleimig und trüb, und verbreitet, besonders wenn Nadelholz ausgelaugt wird, einen starken durchdringenden Geruch. Von der 60sten bis 80sten Stunde an wird der Geruch immer schärfer, saurer und so durchdringend, daß er zum Husten reizt. Das abfließende Wasser wird hierauf nach und nach wieder heller und zuletzt frostkalt, jedoch nicht ganz farblos. Es ist dieses ein Zeichen, daß das Auslaugen beendet ist. Man kann darüber auch durch Eintauchen von Lackmuspapier eine Probe anstellen; wird nämlich dieses von der Flüssigkeit stark roth gefärbt, so kann man annehmen, daß alle schleimigen Theile aus dem Holz entfernt sind.

Das ausgelaugte Holz wird nun aus dem Kasten genommen und alsbald zum vollständigen Austrocknen gebracht. Man bewirkt die Austrocknung entweder in freier Luft oder in einer besonders geeigneten Trockenkammer. Das Trocknen in freier Luft geschieht, indem man das Holz an einem vor Regen geschützten luftigen Ort auf die gewöhnliche Weise, d. h. durch Unterlegen oder Stäbe getrennt, auflegt. Ein schädliches Aufreißen ist nicht zu befürchten und auch kleine Risse lassen sich gänzlich verhüten, wenn man auf die Hienseiten dickerer Holzstücke Papier aufleimt. Die Austrocknung geschieht nach vorwärts und erfolgt im Laufe

einiger Monate eben so vollständig, als bei ungedämpftem Holz in einigen Jahren.

Schneller und vollständiger erreicht man den Zweck durch besondere Trockenkammern; diese sind wegen der Feuergefahr gewölbt und mit einem besondern Feuerkanal versehen, der unter dem Boden hinläuft und mit eisernen Platten bedeckt ist. Das zu trocknende Holz wird so dicht wie möglich eingepackt, wobei es auf die schmale Kante gelegt und dünne Holzstücke, wie z. B. Bretter, durch zwischengelegte Stäbchen von einander getrennt werden. In den ersten 3 Tagen erwärmt man das Trockengeßöble auf 20 — 30° R., später aber bis zu 50 — 60°. Die aus dem Holz entstehenden Dünste ziehen durch eine in den Schornstein führende mit einer Klappe beliebig zu verschließende Oeffnung ab, während gleichzeitig durch einen Schieber an der Eingangsthüre frische kalte Luft einströmt. Eine Vereinigung beider Trocknungsmethoden in der Art, daß man zuerst das Holz einige Zeit an der Luft trocknen läßt und dann erst in die Trockenkammer bringt, hält man wegen der damit verbundenen bedeutenden Ersparniß an Feuerungsmaterial für das Zweckmäßige.

Das vollkommen ausgetrocknete Holz zeichnet sich aus durch seine Leichtigkeit, durch den hellen Klang, den es beim Anschlagen mit dem Fingerringel von sich gibt, und dadurch, daß es sich in dünne Späne gehobelt, leicht zerreiben läßt. Durch den Auslaugungsproceß erleidet das Holz folgende vortheilhafte Veränderungen in seiner physischen Beschaffenheit.

- 1) Die Farbe des Holzes wird in Folge des Dämpfens durchaus dunkler, als sie vor der Behandlung war. So wird z. B. das Tannen- und Fichtenholz bräunlichgelb, das Birkenholz röthlichbraun, das Eichenholz nußbraun, das Buchenholz schwarzbraun u. s. w. Aber nicht nur das reife Holz, sondern auch der Splint erhält eine schöne dunkle Farbe und man hat bei Holzarten, welche Herzholz und Splint von

verschiedener Farbe besitzen, nicht nöthig, den letzteren wegzuhauen oder zu beizen.

- 2) Das gedämpfte Holz ist um 5 — 10 Procent leichter, als auf gewöhnliche Weise behandeltes Holz.

- 3) Es zieht aus der Luft viel weniger Feuchtigkeit an, als gewöhnliches trockenes Holz, und ist daher dem Aufquellen, Schwinden, Werfen und Aufreißen gar nicht oder doch nur in sehr geringem Maasse unterworfen. Diese Eigenschaft verleiht dem gedämpften Holz ganz vorzüglichen Werth für Wagner- und Tischlerarbeiten und besonders auch zu musikalischen Instrumenten. Die erstgenannten erhalten sich dadurch bei jedem Wechsel der Temperatur und der Feuchtigkeit der Luft eine lange Reihe von Jahren hindurch ganz unverändert, und letztere, besonders Saiteninstrumente aus 'gedämpftem' Holz gefertigt, besitzen einen weit reineren Ton und sind dem Verschlimmen nicht unterworfen.

- 4) Das ausgelaugte Holz wird nicht vom Trockenmoder, Schwämmen und Würmern angegriffen, weil die Saftbestandtheile, welche durch ihre Gährung die Zerstörung veranlassen, aus demselben entfernt sind, und nichts mehr als die reine Holzfasern übrig ist.

- 5) Zum Zerbrechen erfordert das ausgelaugte Holz eine um den 10ten bis 4ten Theil größere Kraft, biegt sich dabel durchschnittlich eben so stark und bricht mit splitterigem Bruch.

- 6) Durch die Wasserdämpfe wird das Holz so erweicht, daß man es im warmen Zustand in

jede beliebige Krümmung biegen kann, in welcher es dann auch nach dem Erkalten verbleibt. Diese Eigenschaft läßt sich mit vielem Vortheil anwenden, um die gekrümmten Wagnerböyer, z. B. Kabselgen zu formen, welche dadurch eine weit größere Festigkeit und Dauer erhalten, als wenn sie auf gewöhnliche Weise aus geraden Holzstücken mit großem Holzverlust und mit Durchschneidung der Längensfasern ausgehauen werden.

Die hier geschilderten Vorzüge des gedämpften Holzes, gegenüber von dem auf gewöhnliche Weise getrockneten, sind schon vielfältig*) erprobt und gerühmt worden, und es ist zum Verwundern, daß nicht allgem. einer von diesem trefflichen Verbesserungsmittel des Holzes Gebrauch gemacht wird. Der Holzaufwand für das Dämpfen würde sich bei feineren Wagner- und Tischlerarbeiten und noch mehr bei musikalischen Instrumenten durch die größere Solidität und Dauer der Arbeit gewiß hinreichend lohnen.

*) In Wien besteht schon seit 1816 eine eigene Anstalt zum Dämpfen des Holzes, welche von dem Eigenthümer derselben, Hrn. Streicher, in Dingle's polytechnischem Journal Bd. 26 S. 199 beschrieben worden ist. Auch in Mendelssohn's polst. Archiv 1830 S. 330 werden sehr günstige Erfahrungen über das Dämpfen des Holzes aus Frankreich und Italien mitgetheilt.

Verzeichniß der

Nadel-Fabrikanten in Schwabach, welche alle S. 39 aufgeführten Nadelsorten fabriciren und in jeder beliebigen Quantität vorrätzig haben.

(Als Nachtrag zu den S. 30 mitgetheilten Aufsatze über den Stand des Nadelgewerbes in Schwabach.)

Namen der Nadelfabrikanten.	Geschäfts-Firma.	Zeichen.
Conrad Schmauser,	Leonh. Schmauser.	Hahn.
Georg Schmauser,	Georg Schmauser.	Schneider.
J. Leonhard Knöllinger,	Joh. Christoph Griefß et Knöllinger.	Engel.
J. Adam Knoellinger,	Joh. Gg. Knöllinger.	Messer und Gabel.
J. Ad. Knoellinger,	Joh. Ad. Knoellinger.	Zwei Hirsche.
Jacob Krauß,	Gg. Contr. Lindmann.	Buch.
Thomas Herbst,	Joh. Georg Deisinger.	Kamm und Kelsch.
Joh. Jacob Städtler,	Mich. Krenspurger et Städtler.	Löwen mit Krone.
Johann Stephan Jacobi,	G. J. Jacobi.	Fortuna.
Georg Michael Jacobi,	G. J. Jacobi.	Maria mit dem Kind.
Christian Vollemeuths,	J. S. Vollemeuths.	Balken.
Matth. Dippold,	Christian Dippold.	2 Schlüssel.
Georg Uhl,	Conrad Uhl.	Viola.
Joh. Martin Stahliwig,	Johann Martin Stahliwig.	Strauß.
Joh. Paul Stahliwig,	Joseph Vetter et Joh. Matz. Griefß.	Kameel.
Andreas Schmidt,	Joh. David Schmidt.	Drei Könige.
Michael Krenspurger,	Georg Krenspurger.	Mohr.
Frd. Wilh. Feigmann,	J. Feigmann.	Schlange.
J. Leonhard Frank,	J. Thomas Frank.	Zwei Hühner.
Joh. Georg Weizold,	Joh. Georg Weizold.	Kreuz.
Joh. Christoph Maperthöfer,	Joh. Thomas Maperthöfer.	Kitter St. Georg.
J. Peter Winter,	Joh. Peter Winter.	Weintraube.
J. Georg Dippold,	J. Georg Dippold.	Hahn.
Andreas Bauer,	Andreas Bauer.	Kanone.
Johann Daniel Kretsch,	Johann Adam Kretsch.	Zwei Fische.
Joh. Adam Wagner,	Joh. Georg Wagner.	Zwei Lieger.

Namen der Nadelfabrikanten.	Geschäfts-Firma.	Zeichen.
Simon Städtler, Heinrich Eisentraut, W. E. Vogelkreuther, J. E. Arnspurger, Peter Herr, Georg Kießling, Georg David Bepold, J. Christ. Bepold, J. Leonh. Kleininger, J. Daniel Kneüllinger, Heinrich Mepnhöfer, Joh. Martin Stahlwipf, Friedr. Städtler,	Jacob Städtler. Heinr. Eisentraut. Joh. Math. Vogelkreuther. J. E. Arnspurger. Eggerer C. Herr. Georg Kießling. Georg David Bepold. Joh. Christ. Kündinger. Joh. Leonhard Kleininger. J. Daniel Kneüllinger. Heinrich Mepnhöfer. Joh. David Stahlwipf. Carl. Friedr. Lechner.	Brennendes Herz. Zwei fliegende Greifen. Drei Kronen. Schwert. Eichhorn. Zwei Bienenkörbe. Doppelte Tabakspfeife. Elephant. Sonne. Korbeerfranz. Adler mit zwei Köpfen. Schwan. Schloßfeger.
Georg Obörfer, Joh. Conrad Obermeyer,	Joh. Chr. Schmidt der ältere und Sohn. Joh. Conrad Obermeyer.	Meerweibchen.
Johann Paulus Hoffmann, G. Th. Austerweyer, J. E. Raßenmeier,	K r a m m a d l e r. Johann Paulus Hoffmann. G. Th. Austerweyer. J. E. Raßenmeier.	Löwen. Zwei wilde Männer. Auge Gottes.

Ueber Schwefelsäure-Fabrikation ohne Salpeter hat Dr. Hard in München an die Wühlhauser Industriegesellschaft ein neues Verfahren mitgetheilt, welches in einer Verbrennung des Schwefels über Wasser in Sauerstoffgas, das dazu aus Braunkstein erzeugt wird, besteht. Dr. Kestner-Rigas hat darüber erklärt, „combien ce procédé était peu rationnel et peu „économique dans son application.“ (Bulletin de la Société industrielle Nr. 62 S. 55.)

Ueber neue Vorschriften für Färber und Rattendrucker,

welche von C. Leuch in Nürnberg verkauft werden, hat Dr. Heinr. Schlumberger der Industrie-Gesellschaft in Wühlhausen vorgetragen, „que ces procédés sont plus ou moins fallacieux.“ (Bulletin Nr. 62 S. 179.)

Gemeinnützige Mittheilungen und Bekanntmachungen.

Verfertigung geätzter Schablonen aus Messingblech.

Mitgetheilt von Hrn. Prof. Schneider in Braunschweig.
(Aus den Mittheilungen des Gewerbevereins für das König-
reich Hannover 1839 20ste Heft. S. 446.)

Folgende Methode zur Herstellung von Schablonen für Schriften auf Karten, Etiketten u. s. w. scheint wenig bekannt zu seyn, und verdient deshalb, so wie aus dem Grunde, weil sie außerordentlich leicht ausführbar ist und sehr gute Resultate gibt, weiter verbreitet zu werden.

Man wählt zu solchen Schablonen sehr dünnes Messingblech, welches jedoch nicht gar zu dünn seyn darf, damit es sich beim Gebrauche gehörig steif hält. Um die entsprechende Dicke etwas näher zu bezeichnen, kann man sie etwa der eines gewöhnlichen Schreibpapiers gleich setzen. Die Größe des Blechstückes richtet sich nach der auszuführenden Schrift oder Zeichnung, und muß in Länge und Breite wenigstens 1 Zoll mehr betragen, als die äußersten Gränzen der Zeichnung vortreten. Das Blech wird, um es vorzubereiten, zuerst gerbnet und mit Bimsstein abgeschliffen, dann mit dem gewöhnlichen Aetzgrunde*) der Kupferstecher überzogen. Auf dem letztern entwirft man die Zeichnung, was am schnellsten durch das bekannte Pauken oder Durchkopiren geschieht, gerade so wie in der Kupferstecherkunst. Ist die Zeichnung fertig, so werden die Umrisse derselben mit einer Nadel durch den Aetzgrund eingezeichnet, damit die reine Metallfläche erscheint.

Um das Durchätzen zu bewerkstelligen, wird also verfahren: Man biegt ringsum die Ränder des Blechs $\frac{1}{2}$ bis 1 Zoll hoch rechtwinkelig auf, so daß aus der

Platte ein niedriges Kästchen entsteht. Dieses dient nicht nur dazu, die Säure (das Aetzwasser) aufzunehmen, sondern muß auch vermöge seiner hohen Gestalt im Stande seyn, auf dem Wasser zu schwimmen. Man setzt nämlich das Kästchen in ein mit Wasser gefülltes Gefäß, in welchem es richtig horizontal schwimmen muß, damit die hernach eingegossene Säure den radirten Boden überall gleich hoch bedeckt. Als Aetzwasser gebraucht man rauchende Salpetersäure, mit einer gehörigen Menge reinen Wassers verdünnt, welche etwa einen halben Zoll hoch in dem Kästchen stehen muß. Man kann den Boden innerhalb des aufgebogenen Randes mit einer $\frac{1}{2}$ Zoll hohen Wacheinfassung versehen, welche man ganz nahe an den Gränzen der radirten Zeichnung zc. herumlegt, um dadurch den Raum zu verkleinern, welcher die Säure aufnimmt, und also an letzterer zu sparen. Die Säure wird hineingegossen, wenn das Kästchen schwimmt, und man muß Sorge tragen, nicht zu viel hineinzuschütten, damit das Kästchen nicht untergeht, sondern mit seinem Rande noch 1 bis 2 Linien hoch über der Oberfläche des Wassers bleibt. Das Aetzwasser darf nicht zu schwach seyn; sonst dauert das Ätzen länger, und die Züge fallen nicht sehr rein aus, weil sie unterfressen werden. Auch darf es nicht zu stark seyn. Zwei Theile rauchender Salpetersäure und Ein Theil Wasser (dem Maße nach) ist ein dem Zwecke ganz gut entsprechendes Mischungsverhältniß.

Das Durchätzen geht außerordentlich schnell von Statten, und ist in 5 bis 10 Minuten (je nach der Dicke des Blechs und der Stärke der Säure) beendet. Man erkennt diesen Zeitpunkt daran, daß Luftblasen außerhalb des Randes auf der Oberfläche des Wassers sich zeigen. Sobald die Säure durchgefressen hat, hört natürlich ihre Wirkung auf, und gerade hierdurch erreicht man die große Schärfe der Schablonen, welche bei gehöriger Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit im Ma-

*) S. Runft- und Gewerbeblatt 1836 S. 444.

nipaliren fast nur eine geringe Nacharbeit erfordern. Je mehr Stellen durchgedrückt sind, desto mehr Wasser bringt ein, oder vielmehr das Räßchen sinkt immer tiefer und tiefer in das Wasser; bis es endlich untergehen würde. Dabei nimmt in demselben Maße die Wirkung der Säure ab. Sollten einige Stellen zu wenig angegriffen seyn, was man sehr leicht beobachtet, so kann man dadurch, daß man ungeleimtes Papier unter den Boden des Räßchens bringt, das rasche Eindringen des Wassers etwas verhindern, und so das Räßchen länger schwimmend erhalten, wodurch die noch nicht ausgeätzten Stellen noch weiter angegriffen werden. Oder aber man bearbeitet, durch Wiederholung des Verfahrens, alle zu wenig geätzten Stellen noch ein Mal, indem man diese Stellen mit einem Wachbrande besonders einschließt, und mit Säure übergießt. Dabei muß natürlich das Räßchen schwimmend erhalten werden. Wenn das Räßchen gut schwimmt, also der Boden mit der darauf befindlichen Zeichnung richtig horizontal liegt und nicht verbogen ist; so greift die Säure alle radirten Stellen fast gleich gut an, und ätzt sie gleichzeitig durch. Einzelne feine Züge werden jedoch nicht so gut angegriffen, was aber keinen Schaden bringt. Auch braucht man nicht eben gar zu ängstlich darauf zu sehen, daß der Boden horizontal schwimme und vollkommen flach sey; es genügt, wenn nur keine Stellen vorkommen, wo die Säure um 1 oder 2 Linien weniger hoch steht. Die Säure frisst die radirten Striche dermaßen durch, daß man die wulstigen denselben eingeschlossnen Blechtheile äußerst leicht mit einer Spitze herauslösen kann, und ohne weitere Nacharbeit die Umrisse ganz rein zu erscheinen pflegen.

Nachdem auf beschriebene Weise die Aetzung gehörig vor sich gegangen ist, reinigt man das Räßchen von der Säure, schaffet den etwa angewendeten Wachbrand weg, biegt die Ränder des Bleches wieder flach, und ebnet die Platte. Adann löst man mit einem spitzen Instrumente die losgeätzten Blechtheile vorsichtig heraus, und schneidet, wo dieß nicht angeht, mit der

Spitze eines Federmessers nach. Ueberhaupt blist man mit dem Federmesser überall, wo es nöthig ist, nach, um die Umrisse vollständig und rein zu erhalten, was gar keine Schwierigkeit darbietet.

Die Anwendung solcher Schablonen ist mannichfach. Da sie sehr dünn sind, so können sie leicht um Köhren oder Gläser gebogen werden, und gestalten so mit der größten Bequemlichkeit die Vorfertigung von Gießketten. Zum Zeichnen der Wäße mit der bekannten chemischen Tinte aus Silberauflösung sind sie sehr geeignet. Tinte und Tusche müssen gehörig verdickt und mit einem sehr steifen Pinsel wie gewöhnlich durchgestrichen werden.

Braunkohlengewinnung in Kurhessen.

(Polst. Centralblatt 1840 S. 80.)

Im Jahre 1837 wurden in Kurhessen von 19 Braunkohlenwerken 316,365⁷/₁₀ Maasß Braunkohlen gefördert und dafür 81035 Thlr. 21 Gr. 10 Hlr. gewonnen; es wurden dabei 81382¹/₂ Cubiff. Erubenholz aufgewendet, welche im Forstjäh, Hauersohn und Fuhrlohn 5629 Thlr. 17 Gr. kosteten (durchschnittlich a Cubiff. 1 Gr. 10,56 Hlr.). Mit einem Cubiffuß Erubenholz wurden daher 38,87 c¹/₂ Kohlen im Durchschnitte gewonnen. 15 Maasß Kohlen sind im Rupeeßekt mit einer Klafter Holz gleich zu rechnen, und es wurden daher durch die geförderten Kohlen 21901 Klafter Holz ersetzt. — Im Jahre 1838 wurden von 22 Kohlenwerken mit 45 Angestellten und 928 Arbeitern 455580,1 Maasß Kohle im Werthe von 180574 Thlr. 16 Gr. 12 Hlr. gewonnen und 136664,5 c¹/₂ Erubenholz im Werthe von 11547 Thlr. 23 Gr. 12 Hlr. aufgewendet; ausserdem in einem Forststeden mit 1 Beamten und 6 Arbeitern 794000 St. Torf im Werthe von 557 Thlr. 12 Gr. gewonnen. Daher wurden auf jeden Cubiffuß

Grubenholz 32,93 c' Kohlen gewonnen. Durch diese Kohlenfindung wurden 28395 Klafter Holz ersetzt. — Unter den Kohlenwerken ist das größte der Habischtswald; denn dasselbe lieferte 1837 88774 Maass im Werthe von 31736 Thlr. 21 Gr. 8 Hlr. und 1838 mit 6 Beamten und 196 Arbeitern 114415 Maass im Werthe von 43200 Thlr. 21 Gr. 8 Hlr.; nach demselben kommt der Meißner, welcher 1837: 43658 Maass für 8185 Thlr. 21 Gr. und 1838: mit 9 Beamten und 175 Arbeitern 64760 Maass für 12742 Thlr. 18 Gr. lieferte.

Ueber die in Brüggen bei Biersen in Rhein-Preussen errichtete mechanische Seidenweberei.

(Polytechn. Centralblatt 1840 S. 8.)

Dieses Etablissement ist das erste dieser Art auf dem Continente und widerlegt die so oft ausgesprochene Meinung, daß man bei der Weberei glatter seidener Stoffe sich der Maschinen mit Vortheil nicht bedienen könne, da man durch deren Hülfe nicht allein mit gleicher Zeit viel mehr Stoff, sondern auch denselben viel regelmäßiger zu produciren vermag, als der geübteste Arbeiter auf seinem gewöhnlichen Stuhle.

Der von einem Amerikaner erfundene mechanische Webstuhl, welcher in Frankreich privilegirt wurde und längere Zeit in Paris aufgestellt war, hat alle die über Maschinenweberei gehegten Zweifel beseitigt, und derselbe Webstuhl mit noch einigen wesentlichen Verbesserungen arbeitet jetzt in dem Brüggener Etablissement, das von einem aus Leipzig gebürtigen jungen Kaufmann, Hänel von Cronenthal, geleitet, unter der Hiema Plaghoff et Hänel besteht.

Wenn man bisher den mechanischen Webstuhl auf Seidenweberei nicht angewendet, ja sogar die Möglich-

keit einer solchen Anwendung leugnete, so mag wohl der Grund davon theils in einem Vorurtheile, theils aber auch in mehreren gänzlich verunglückten Versuchen gelegen haben, welche von Fabrikanten in Angnon und in der Schweiz bei unzulänglicher Kenntniß der wesentlichsten Eigenthümlichkeiten des Stuhles gemacht worden sind; da nun der Gefeuder, ohne eine mit dem Stuhle vertraute Person in Paris zu lassen, nach Amerika zurückgekehrt war, so konnte man sich keine Belehrung über das Wesen derselben verschaffen.

Der Stuhl selbst ist, mit Ausnahme der Lade und des Baumes, von Eisen, hat eine geringe Tiefe und Höhe, und eine Pferdekraft ist hinreichend, wenigstens 15 Stühle in Bewegung zu setzen; dabei ist es völlig gleich, ob der Stoff schmal oder breit gemacht wird. Die gewöhnliche Schuhzahl ist 110 bis 115 in der Minute, und da die Maschine gleich stillsteht, wenn kein Schuß mehr auf der Spule ist, so hat der Arbeiter seine Aufmerksamkeit nur auf etwaige Fehler der Kette zu richten. Die Schußzahl wird durch eine Feder regulirt, und da die Kette sich in denselben Verhältniß vom hinteren Baume abwickelt, als der gewöhnliche Stoff sich auf dem vordern Baume aufwindet, so bleibt dieselbe stets in gleicher Spannung; es kommt daher auch das Reißen von Kettenfäden hier weit seltener vor als auf einem gewöhnlichen Stuhle. Von einem Grobdraples kann ein Arbeiter mittelst der Maschine in einem Tage leicht 9 bis 10 Etab, von Grobdraples 14 bis 15 Etab fertigen, so daß ein Stück zu weben nur wenige Tage erfordert, und man erhält einen regelmäßiger und fehlerfreier gearbeiteten Stoff, als es bei der gewöhnlichen Weberei der Fall ist. Diese zeiteersparende Leistung verdient um so mehr Berücksichtigung, da wir in einer Periode leben, wo für fast alle Verrichtungen viel kürzere Verrichtungszeiten als früher gefordert werden.

Jedenfalls aber erfordert die Seide, welche auf dem mechanischen Webstuhle verwendet wird, eine sorgfältigere Vorbereitung, besseres Säubern der Kette u. s. w.

als bisher für nöthig erachtet wurde. Ob künftig ein Arbeiter zwei Stähle zugleich wird beaufschlägtigen können, wird die Erfahrung lehren; doch ist nicht zu zweifeln, daß es gelingen und dadurch eine wesentliche Ersparniß erzielt werde.

Es ist in mehr als einer Beziehung diesem Establishment das beste Geheiß zu wünschen, denn nur durch die mittels mechanischer Hülfe erlangten Vortheile ist es möglich, in leichten Stoffen, welche wegen geringerer Arbeitslöhne am wohlfeilsten aus der Schweiz oder von Javazege bezogen werden, mit den Fabriken dieser Gegenden zu concurriren und die Fabrication vieler zum Theil bedeutenden Artikel in unser deutsches Vaterland zu verpflanzen.

Ueber wasserdichten Hanfsitz und seine Anwendung zum Dachdecken u. s. w.

(Polytechn. Centralblatt 1840 S. 10.)

Unter der großen Masse von Erzeugnissen einer raffinierten Industrie, welche die letzte Ausstellung in Paris gebracht hat, zeichnet sich eine neue Erfindung vorzüglich aus. Es ist dies eine unter dem Namen Chanvre imperméable in das Publikum gebrachte Zubereitungsart des Hanfes, welche von einem Herrn Marasuzi di Aguirre herrührt, der seine Fabrik in Niederlage in Paris (Rue de Richelieu Nr. 67) hat.

Man sollte kaum glauben, einer wie vielfältigen Verwendung dieses Hanfpräparat fähig zu sein, das eigentlich aus nichts Anderem besteht, als aus den Fasern des Hanfes, welche, nachdem man sie einer Temperatur von 50 — 75° R. aussetzte, gedörrt und gegen den Einfluß der Temperatur unempfindlich gemacht sind, gewissermaßen verölt und mit fetten, harzigen oder bituminösen Substanzen unter einander verbunden werden. Auf diese Weise ist es gelungen, demselben

jeden beliebigen Grad von Diegbarkeit und Härte, von dem des Leders bis zu dem des Holzes, zu geben, und ihn in jede beliebige Form zu bringen. So steht nun dieser Hanfsitz als ein Surrogat des Leders, des Steingutes, des Messingbleches, des Holzes, der Ziegel und des Schiefers da, denn die ausgestellten vortheilhaftesten Gegenstände aus diesem Producte waren: Feuerzimer, Galotie, Wasserleitungsböden, Zelleisen, Huthäfen, Blumenvasen, Waschkübeln, Wassertöpfe, Schüsseln, Flaschen, Becher und Dachdeckungsplatten.

Wir haben oben angedeutet, daß dieser Hanfsitz das Holz in vielen Punkten ersetzen werde, und wir fügen hinzu, daß er daselbe bald theilweise verdrängen dürfte. Da er nämlich durch die Einwirkung der Feuchtigkeit eben so wenig als von der Hitze verändert wird, da er ferner die schönsten Ornamente mit der größten Leichtigkeit aufnimmt, so wird er von großer Wichtigkeit für die inneren Decorationen der Gemächer und selbst für die äußeren der Gebäude. Die verzerrten Zugsplatten lassen sich in jeder beliebigen Größe und Gestalt erzeugen, und eine Haupteigenschaft dieses Hanfsitzes ist die, daß er jeden Körper, den er deckt, vor Feuchtigkeit schützt. — Wenden wir uns zur Anwendung dieses Hanfsitzes zur Dachdeckung, so werden wir finden, daß diese Verwendung die folgenreichste und bedeutendste sein dürfte. Jeder weiß, wie sehr die Ziegel die Dachstühle belasten, wie Schiefer zerbrechlich und selbst feuergefährlich ist, und wie andere Dachdeckungsmaterialien andere Liebelstände herbeiführen. Der Hanfsitz, weich und leicht, zieht keine Feuchtigkeit an, leidet weniger von Frost und Hitze als irgend ein anderer Stoff, schmiegt sich jeder beliebigen Form an, und, einmal beschädigt, ist er mit wenigen Umständen wieder auszubessern. Ausser dem Allen aber gewährt er, wegen des ausnehmend leichten Dachstuhles, mit dem man bei seiner Verwendung ausreicht, das wohlfeilste Dach. Die Dachbedeckung von Hanfsitz kann grau, roth oder schwarz dargestellt werden, und will man sie noch fester machen, so kann man sie, ohne son-

derliche Preiserhöhung, mit einer ganz dünnen Metallplatte unterlegen. Die Art und Weise der Legung variiert nach Art der Dächer. Man hat mit diesem Deckungsmateriale in dem vorigen Jahre in Frankreich bereits bedeutende Versuche gemacht, und deren Erfolg hat gezeigt, daß man sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht habe, denn die bis jetzt damit gedeckten Dächer haben noch keine merklichen Veränderungen erlitten, mindestens nicht mehr als die mit den gewöhnlichen Polonceau'schen Leinwandplatten belegten.

Auch als Tafeln für die Zeichnungen der Strafen hat man seit einem Jahre in Paris diese Platten verwendet, und dieselben haben bis jetzt noch ganz ihre ursprüngliche Schönheit und ihren Glanz erhalten. In Kurzem soll deren Anwendung zu diesem Zwecke in großer Ausdehnung eingeführt werden.

Ueber Leinöl und Leinölfirniß,

von J. Kiebig.

(Annalen der Chemie und Pharmacie. Januar 1849
S. 110 — 113.)

Auf der Eigenschaft des Leinöls, an der Luft nach und nach in eine nicht klebrige, zähe, glänzende Materie verwandelt zu werden, beruht die wichtige Anwendung desselben in den Gewerben und der Malerei. Die Schnelligkeit, mit welcher diese Veränderung, das sogenannte Trocknen des Leinöls, vor sich geht, ist zum Theil abhängig von dem Alter desselben; frisches Leinöl bedarf hiezu einer längern Zeit, als altes abgelagertes Leinöl. Sie kann bekanntlich ausnehmend beschleunigt werden, wenn man das Leinöl vor seiner Anwendung entweder für sich oder mit Blei- oder Zinkoxyd zum Sieden erhitzt; es erhält in diesem Zustande den Namen Leinölfirniß. Der Leinölfirniß ist mehr oder weniger gefärbt, dickflüssiger als das Oel, aus dem er be-

reitet wurde; er trocknet in gewöhnlicher Temperatur auf Glasplatten in 24 Stunden zu einem vollkommen spiegelglänzenden, nicht klebenden Ueberzuge, während das Leinöl 8—10 Tage bedarf, um die nämliche Veränderung zu erleiden.

Die Veränderungen, welche das Leinöl erfährt, um in Firniß überzugehen, sind sehr wenig untersucht; nach der gewöhnlichsten Ansicht erfährt es durch das Bleioxyd eine partielle Reduction. Das Oel nimmt Sauerstoff und Bleioxyd auf, und es durchläuft auf diese Weise während der Darstellung des Firnisses einen Theil der Veränderungen, die es erst in längerer Zeit an der Luft erleidet. Diese Meinung ist nach einigen Versuchen, die der Verf. über Zinnfirnissbereitung angestellt hat, nicht begründet; es scheint im Gegentheil, als ob der Uebergang des Leinöls in Firniß auf der Entfernung von Materien beruhe, welche sich der Oxydation entziehen, indem sie sie verlangsamen oder verhindern.

Das gekochte reine und das bleioxydhaltige Leinöl trocknen beide an der Luft mit Leichtigkeit aus, aber das letztere scheint diese Eigenschaft in bei weitem höheren Grade zu besitzen. Dies ist, wie der Verf. glaubt, eine Täuschung, insofern sich die Verwitterung auf den Zustand der Klebrigkeit bezieht, den beide, in dünnen Lagen der Luft ausgesetzt, annehmen. Das bleioxydhaltige gekochte Leinöl ist dickflüssiger und enthält eine feste Verbindung gelöst, deren Abscheidung natürlicher Weise das sich verbindende Oel klebriger macht, als dies bei dem reinen gekochten Leinöl stattfindet.

Man sollte glauben, daß die Bildung des Firnisses auf einer Verseifung oder einer Zersetzung des Oelzuckers beruhe, welche in dem einen Falle durch das Bleioxyd, in dem andern durch die hohe Temperatur bewirkt werde. Diese Meinung schien dadurch gerechtfertigt zu werden, daß auf 100° erhitztes und mit Bleiglätte gemengtes Leinöl, durch das man eine Stunde lang die Dämpfe von siedendem Wasser streichen ließ, in einen vorzüglichen Firniß verwandelt war, der an

der Luft schnell und leicht trocknete und nur wenig gefärbt war. Allein als man ein Gemenge von Leinöl mit Bleiglätte und Wasser längere Zeit stehen ließ, erhielt man eine dickflüssige Masse, welche an der Luft sehr schwer trocknete und lange Zeit schmierig und salbenartig blieb. Um jeden Zweifel wegzuräumen, wurde Leinöl mit Aepfeli vollkommen in Seife verwandelt, und die gebildete Oelsäure durch Salzsäure wieder abgeschieden. Die Oelsäure aus Leinölsäure besitzt die Beschaffenheit eines dickflüssigen Oels, welches bei 10 bis 12° kryallinisch gerinnt; von den abgeseihten festen Theilen in etwas höherer Temperatur abfiltrirt, erhielt man etwa $\frac{1}{4}$ des Oels, eines weissen festen Körpers, der sich in heissem Weingeiste leicht löste und daraus nach Art der Magarsäure in feinen Nadeln kryallisirte. Die flüssige Oelsäure trocknete an der Luft nicht schneller wie Leinöl aus, sie löste in der Wärme eine große Menge Bleiorpd auf und erstarre damit gefärbt zu einer pfasterartigen Masse. Wurde nun soviel Bleiorpd darin gelöst, daß sie ihre flüssige Beschaffenheit nach dem Erkalten noch beibehielt, so bekam man eine in ihren Eigenschaften mit dem Leinöl, was man mehrere Stunden lang mit Wasser und Bleiglätte gekocht hatte, identische Verbindung, nämlich feinen Zitrn.

Wenn man Leinöl mit Bleiessig durch Schütteln bei gewöhnlicher Temperatur sorgfältig mengt und die Mischung durch Ruhe wieder klar werden läßt, so scheidet sich ein weißer, trüber, bleiorpdhaltiger Schlamm in Menge ab, und das darüber schwimmende Oel ist in vorzellischen Zitrn verwandelt; es besitzt eine weingelbe Farbe, trocknet in dünnen Lagen in 24 Stunden vollkommen aus und enthält 4 — 5 pCt. Bleiorpd in Auflösung. Zur Darstellung im Großen sind folgende Verhältnisse vortheilhaft: Man übergießt in einer Glasche 1 Pfund Bleizucker mit 5 Pfund Regenwasser, und setzt, wenn die Auflösung vollendet ist, 1 Pfund sehr fein geriebene Bleiglätte zu; durch Stehen an einem mäßig warmen Orte und häufiges Umschütteln beschleunigt man die Auflösung der Bleiglätte; sie ist als voll-

endet anzusehen, wenn keine sichtbaren Flocken darin mehr bemerkbar sind, es entsteht hierbei ein blendend weißer Bodensatz, den man in der Flüssigkeit lassen oder davon abfiltriren kann. Die Auflösung läßt sich durch Erhitzen zum Sieden in einer Viertelsaube bewerkstelligen; ohne alle Anwendung von Wärme muß man die Mischung mehrere Tage stehen lassen.

Die erhaltene Auflösung dient zur Darstellung von 20 Pfund Zitrn, sie wird mit ihrem gleichem Maasse Regenwasser verdünnt, und nach und nach, unter häufigem Umschütteln, zu 20 Pfund Leinöl gegossen, in welchem man vorher 1 Pfund sehr fein geriebene Bleiglätte aufs sorgfältigste vertheilt hat. Wenn man die Verührung der Bleiauflösung mit dem Oele durch öfteres Umschütteln drei bis viermal erneuert und das Gemenge alsdann an einem warmen Orte klären läßt, so hat man den klaren weingelben Zitrn über der wasserhaltigen Flüssigkeit schwimmend, in welcher, wie bemerkt, ein weißer Schlamm in großer Menge vertheilt ist. Die wässrige Flüssigkeit, wenn sie durch Filtriren geklärt ist, enthält die unveränderte Menge Bleizucker, den man ursprünglich genommen hat; sie kann bei allen folgenden Bereitungen anstatt der frischen Lösung von Bleizucker in Wasser angewendet werden, nachdem man in derselben wieder 1 Pfund Bleizucker gelöst hat.

Um den Zitrn wasserhell zu haben, ist es nöthig, ihn durch grobes Filzpapier oder Baumwolle zu filtriren, wodurch er von einem feinen weissen Schlamme getrennt wird, der sich durch Ruhe nur langsam daraus absetzt. Durch Aussetzen an das Sonnenlicht kann man ihn bleichen. Will man bleiorpdfreien Zitrn haben, so darf man eine Portion davon nur mit etwas verdünnter Schwefelsäure schütteln und ruhig hinstellen, so scheidet sich schwefelsaures Bleiorpd und über demselben der bleifreie Zitrn wasserhell und in reinem Zustande ab.

Ueber die Ausdehnung der Oele.

Von Preissler.

(Polyt. Centralblatt 1840 S. 287.)

Der Verf. macht auf einen bisher wenig beachteten, aber keineswegs unwichtigen Gegenstand aufmerksam, nämlich auf die Ausdehnung der Oele durch die Wärme, welche bedeutend genug ist, um sehr bemerkliche Maassdifferenzen hervorzubringen. Sie beträgt für Leinöl und Baumöl für jeden Grad C. $\frac{1}{1200}$ des Volumens. 1200 Maß bei einer Temp. von -5° im Winter gekauften Oeles werden also im Sommer bei $+25^{\circ}$ 1230 Maß ausmachen. Daraus gehen zwei praktische Regeln hervor: 1) In der Kälte die Oelfässer nie ganz anzufüllen, da sie sonst im Sommer sprengen oder Oel durchdringen lassen würden; 2) daß es vorthellhafter ist, im Winter Oel einzukaufen und im Sommer zu verkaufen, als umgekehrt, indem man auf diese Art schon durch die bloße Volumenermehrung 1 bis 2 pCt. Gewinn erlangen kann.

Die Frage hat aber auch gerichtliche Wichtigkeit in Bezug auf Zollsachen. Dem Verf. ist in Rouen der Fall vorgekommen, daß die Zollbehörde sich am 27. März in einer Deiniederlage von der Anwesenheit von 1689 Hektol. Oel überzeugete; nach Angabe der Inhaber wurden bis zum 14. Juli 2543 Hektol. dazu gekauft. Eine Untersuchung der Zollbehörde ergab aber an diesem Tage, daß nicht 4232, sondern 4280 Hektol. auf dem Lager waren. Es wurden also 48 Hektol. als durch Zollbetrug eingebraucht angesehen, während doch diese Maassvermehrung allein durch einen mittlern Temperaturunterschied von 14° zwischen der Zeit des Einkaufs und dem 14. Juli erklärt werden konnte und mußte.

Durch diesen Fall veranlaßt, hat sich der Verfasser bemüht, auch für andere Oele den Ausdehnungsco-

efficienten zu finden. Das beste und einfachste Mittel dazu ist, in eine gute, genau nach Hunderttheilen graduirte Thermometerröhre eine Portion des Oeles zu bringen, die Röhre in schmelzendes Eis zu tauchen und den Punkt der Scala zu bemerken, bis zu welchem sich das Oel zusammenzieht, darauf aber das Eis völlig schmelzen zu lassen und langsam bis zum Kochen zu erwärmen, worauf man sich den Stand des Oeles wieder annimmt. Gesezt nun, das Oel hätte bei 0° (im schmelzenden Eise) bis zum 50sten Theilstriche (vom Boden der Röhre an) gestanden, bei 100° (im kochenden Wasser) aber den 55ten Theilstrich erreicht, so beträgt die Ausdehnung für jeden Grad C. $\frac{1}{1200} = \frac{1}{20}$ Grad, d. h. $\frac{1}{1200}$ desjenigen Volumens, welches das ganze Oel bei 0° einnahm. $\frac{1}{1200}$ ist also der Ausdehnungs-Coefficient dieses Oeles.

Auf diese Art wurden für folgende Oele folgende Coefficienten gefunden:

Baumöl	$\frac{1}{1200}$
Leinöl	$\frac{1}{1200}$
Rüböl	$\frac{1}{1200}$
Rußöl	$\frac{1}{1200}$
Wassersichtbran	$\frac{1}{1200}$
Kindollanöl	$\frac{1}{1200}$

Um also zu finden, um den wievielfachen Theil seines Volumens eine bestimmte Menge Oel sich durch einen bestimmten Temperaturunterschied ausdehne, ist das Volumen des Oeles, von welchem man ausgeht, mit dem Nenner des dem Oele zugehörigen Coefficienten zu dividiren und mit der den Temperaturunterschied angehenden Anzahl Grade C. zu multipliciren.

Es wäre zu wünschen, daß auch für andere Oele die Coefficienten ermittelt würden, und daß die Zollbehörden diesem Gegenstande die geeignete Aufmerksamkeit widmeten.

*) 1 Hektoliter = 11 bayer. Eimer.

Vorzüglicher Buchbinderlack.

Von X. Weigand.

(Frankfurter Gewerbsfreund 1830 S. 139.)

Die nachstehende Vorschrift für einen Buchbinderslack machen wir aus dem Grunde bekannt, weil dieselbe, wie uns bekannt geworden ist, besonders abgedruckt und verschlossen an die Gewerbetreibenden als ein Geheimmittel versendet und für theures Geld an denselben verkauft wird, obgleich dieser Lack lange bekannt ist.

Zugleich können wir beifügen, daß nachstehende Vorschrift umständlicher und sicherer ist, als man sie in den feilgebotenen Recepten finden kann.

In Paris wird längst ein guter Buchbinderlack verkauft, welcher in neuerer Zeit auch Eingang in Deutschland gefunden hat, dessen Bereitungsweise aber Geheimniß ist. Ich wurde von verschiedenen Seiten aufgefordert, diesen Buchbinderlack zu untersuchen, und dessen Bereitungsart auszumitteln. Nach vielfältigen Versuchen ist es mir gelungen, die Vorzüge dieses Pariser Lackes in allen seinen Eigenschaften vollkommen zu erreichen. Nachstehend die Bereitungsweise:

Zwölf Unzen Gummi, Lacc. in tabulis (Schellack), eine halbe Drachme Campher und eben so viel fein zerriebenen Kaffinader-Zucker werden in 6 Pfund 80procentigen Weingeist im Wasserbade aufgelöst, die erkaltete Auflösung durch Föschpapier filtrirt, und die filtrirte Flüssigkeit in einer Retorte auf die Hälfte ihres Volumens reducirt, und der noch warmen Flüssigkeit eine Drachme Oleum aeth. Cassiae beigemischt.

Nach vollständigen Erkalten wird dieser Lack einer Prüfung unterworfen. Eine Prisse Baumwolle wird mit einigen Tropfen dieser Flüssigkeit imprägnirt und hiemit über Bücherücken und Deckel gestrichen. In zwei Minuten muß im Sommer der Weingeist verdunstet und

der Lack vollkommen trocken seyn; im Winter nimmt man die Ofenwärme zu Hülfe. Hat der Lack noch nicht hinreichenden Glanz, so wird dieses Bestreichen noch einmal wiederholt, wobei zu bemerken ist, daß das zweite Mal die Bestreichung nicht in derselben Richtung, sondern über das Kreuz vorgenommen, und überhaupt für eine gleichförmige, nicht zu dicke Ueberstreichung gesorgt werden muß, wozu ein geschickter Arbeiter sehr schnell die nöthige Fertigkeit erlangt. Ich finde für nöthig, diese Handgriffe etwas umständlich anzugeben, da mir schon Handwerker vorgekommen sind, welche mit dem besten Buchbinderlack den gewünschten Glanz nicht zu Stande bringen konnten, während eine kleine Unterweisung hinreichend war, den kleinen Kunstgriff sich zu eigen zu machen. — Ein gut bereiteter Buchbinderlack muß noch braun, in einer Pfundflasche nur am Rande durchscheinend, im Lutzenglas aber vollkommen hell und durchsichtig seyn, und die Consistenz des Mandelöls besitzen. Ist er dünner, so hat sich entweder das Gummilack nicht rein aufgelöst, oder der Weingeist hatte die nöthige Stärke nicht, oder auch das Gummilack war von schlechter Beschaffenheit; in allen diesen Fällen muß noch so lange abgedampft werden, bis die angegebene Consistenz erreicht ist.

Die kleine Quantität von Campher und Zucker ist nothwendig, um eine gleichförmige Uebertragung zu bewerkstelligen und die nöthige Geschmeidigkeit zu geben, das Oleum Cassiae aber, um den übeln Camphergeruch zu verdecken, und dem Geruchorgane einigen Genuß zu verschaffen, da dergleichen Bücher mehrere Monate lang einen angenehmen Geruch verbreiten, was bei den genußsüchtigen Pariseren sehr berücksichtigt wird.

Ich hoffe durch die Veröffentlichung dieser Bereitungsweise manchen Techniker einen angenehmen Dienst zu erweisen.

Noch muß bemerkt werden, daß Leder, welches noch gar keine Appretur erhalten hat, keinen Glanz annimmt.

Wasserfirniß über frische Oelgemälde.

(Frankfurter Gewerbfreund 1839 S. 48.)

Nimm 5 Loth Coloquinten, löse solche mit 48 Loth Wasser bis zur Hälfte eintrüben, löse in dieser Auflösung 8 Loth des reinsten und weißesten arabischen Gummiß und 4 Loth des feinsten weißen Zuckers, ohne solches wieder auf das Feuer zu bringen, auf, und setze dann noch 1 Loth guten Spiritus hinzu. Durch ruhiges Stehen wird dieser Firniß geklärt. Durch ihn werden die Mägen abgehalten; übrigens läßt er sich auch leicht mittelst eines weichen Schwammes und Wasser wieder entfernen, den neuen Gemälden aber gibt er ein schönes Lüßte*).

Steinkitt.

(Frankfurter Gewerbfreund 1839 S. 80.)

Ein Pfund Wachs, 1 Pfund Harz, 4 Loth Hammerschlag und 4 Loth Ziegelmehl (Ziegelsaub) werden in einen Topf gethan und geschmolzen; zugleich werden in einem andern Topfe 8 Loth Schwefel geschmolzen und dieser dem Uebrigen beigemischt, und so das Ganze noch eine Viertelstunde auf gelindem Feuer, bei öfterem Umrühren warm erhalten. Hierauf wird die ganze Masse in kaltes Wasser geschüttet und mit den Händen noch recht tüchtig geknetet. — Um Steine, Wäsen, Wästen und dgl. damit zu kitten, erwärmt man so viel, als man nöthig hat, bestreicht die ebenfalls erwärmten Tugen und poßt sie gut an einander.

Neapelsgelb.

(Frankfurter Gewerbfreund 1839 S. 49.)

Zur Darstellung dieser in der Oelmalerei so allgermein gebräuchlichen Malerfarbe gibt Brunner im Journ. f. prakt. Chem. Bd. X. S. 196 folgende Vorschriften:

*) Auf der Rückseite der Gemälde der Coloquinten-Kisub für sich gebraucht, ist derselbe ein vorzügliches Schutzmittel gegen Wotten und Wanzen. A. d. R.

Man calcinirt eine Mischung von 1 Theil reinem Brechweinstein, 2 Theile salpetersaurem Bleiorpd und 4 Th. trockenem Kochsalz zwei Stunden lang in einem heißen Ziegel. Eine mittlere Rothglühbige ist hinreichend, um das Salz zum Schmelzen zu bringen. Das Produkt, antimonisches Bleiorpd, wird durch Waschen vom Kochsalz befreit, und die Farbe ist fertig. — Oder man glüht eine Legirung aus gleichen Theilen Antimon und Blei, fein gepulvert mit 1½ Th. Salpeter und 3 Th. Kochsalz. Letzteres Verfahren ist nicht ganz so sicher, aber wohlfeiler als das erstere.

Kurze Lebensskizze

von dem

königl. bayer. Salinen-Kunstmeister in Reichenhall

Herrn Karl Reichenbach,

geboren den 9. Juli 1768, gestorben den 25. April 1840.

Der am 25. April 1840 in München an einer Lungen-Entzündung verstorben königl. bayer. Salinen-Kunstmeister Karl Reichenbach wurde am 9. Juli 1768 zu Durlach (im Großherzogthume Baden) geboren, und war der Sohn des vor 19½ Jahren dahier verstorbenen F. v. Oberstlieutenants der Artillerie Christoph von Reichenbach und der noch früher verstorbenen Helena Pfetsch.

Erzogen wurde er in Mannheim, wohin sein Vater frühzeitig einen Ruf als kurfürstl. pfälz-bayerischer Stuchbohrmeister erhalten hatte.

Dortselbst besuchte er auch die höhern Schulen. Bereits mit dem 24ten Lebensjahre übernahm er den Dienst seines Vaters, welcher inzwischen eine anderweitige ehrenvolle Verwendung erhalten hatte. Drei Jahre später, nämlich im Jahre 1795 wurde er als definitiver kurfürstl. Stuchbohrmeister in Mannheim angestellt, und bald darauf verbeirathete er sich auch.

Im Jahre 1801 trat dessen Versetzung in gleicher Eigenschaft nach München ein. Die Periode seines

schönsten aber auch mühevollsten amtlichen und öffentlichen Wirkens beginnt mit dem Jahre 1807.

In diesem und den beiden folgenden Jahren wurde nämlich die berühmte königl. Soolenleitung von Reichenhall nach Rosenheim theils verändert, größtentheils aber ganz neu angelegt, wobei viele sehr künstliche Soolenhebemaschinen von dem als Mechanikus weltberühmten Bruder desselben, dem schon vor 14 Jahren dahier verlebten kgl. b. Direktor und Vorstand des Ministerial-Baubureaus Ritter Georg v. Reichenbach hergestellt wurden. Bei diesem Geschäfte leistete Karl Reichenbach die ausgezeichnetsten Dienste, indem unter seiner unmittelbaren Leitung alle Maschinentheile in der Kunst- oder Maschinen-Werkstätte zu Reichenhall angefertigt worden sind.

Nach Vollendung dieser großartigen und ganz entsprechenden Anlage ist er auch als kgl. Salinen-Kunstmeister in Reichenhall Befehl der Beaussichtigung und guten Erhaltung der neu aufgestellten Maschinen und der Beforgung des Salinen-Maschinenwesens überhaupt angestellt worden, und zugleich als seinem früheren Dienstverhältnisse bei der königl. Artillerie getreten.

In den Jahren 1816 und 1817, wo die Aufgabe vorlag, die drei vorwärts liegenden Salinen Reichenhall, Traunstein und Rosenheim schiffungsfähig zu bestreuen, und sonach auch anhaltend mit dem erforderlichen Soolenbedarfe zu decken, leistete er dieselben Dienste, wie in den Jahren 1807 bis 1810, bei der Errichtung der wegen ihrer in hohem Grade großartigen und zweckmäßigen Wassersäulen-Maschinen allbekannten königl. Soolenleitung von Berchtesgaden nach Reichenhall, nach deren Vollendung er nun mit der goldenen Civil-Medaille belohnt wurde.

Vor 8 Jahren traf ihn das Unglück, bei einer Dienstreise umgeworfen zu werden, wobei er eine so schwere Kopfverletzung erlitt, daß er sich seit jener Zeit nie mehr vollkommen erholen konnte, und in Folge dessen auch vor 5 Jahren nach zuvor noch eifrigem

Brandunglück, welches vom 8. auf den 9. November 1834 die Saline und einen großen Theil der Stadt Reichenhall in Asche legte, durch die Gnade Sr. Maj. des Königs in den Ruhestand versetzt wurde.

Nach seiner Quiescirung zog er hierher, wo er sich in den ersten Jahren verhältnißmäßig wohl befand, aber durch den Verlust eines hoffnungsvollen Sohnes und eines eben solchen Enkels, welche beide die polytechnische Lehranstalt dahier mit entsprechenden Fortschritten besuchten, in kurzen Zeitabständen eine harte Prüfung bestand.

Als er sich aber acht Tage vor seinem Tode eine Verkältung und dadurch zunächst eine Lungenentzündung zuzog, eslag er endlich trotz der sorgfältigsten Pflege von Seite seines Arztes und seiner Hinterlassenen, ohne daß er besonders zu leiden hatte.

Seine noch am Leben befindlichen 5 Söhne und 2 Töchter sind bereits erwachsen und sämmtlich versorgt, während seine Geschwister alle vor ihm dahin geschieden sind.

Mit Recht wird der Name Reichenbach in Bayern vorzugsweise, dann auch in andern Ländern, wohin die eben so sinnreichen, als durch ihre solide Construction besonders hervorragenden Wassersäulen-Maschinen späterhin verpflanzt wurden, immerhin ein höchst gefeierter bleiben, und in der Geschichte der Technik und Mechanik einen Platz unter ihren ausgezeichnetsten Pägern einnehmen, weil die Wassersäulen-Maschinen an solchen Orten, wo die Drennstoffe einen besonders hohen Werth besitzen, und dagegen hinreichende Wasserkraft mit Gefäll vorhanden ist, den bestconstruirten Dampf- und Rad-Maschinen weit vorzuziehen sind.

München den 29. April 1840.

Bekanntmachung von Privilegien-Beschreibungen.

B e s c h r e i b u n g

einer

von dem bürgerlichen Tischlermeister Leon-
hard Mengele in München, ganz neu
erfindenen Linir-Maschine;

worauf sich derselbe ein Privilegium auf fünf Jahre
ertheilen ließ.

Fig. 1 und 2.

- 1) Der ganze Werkstisch, welcher im Quadrate
ABCD 48 Schuh beträgt.

In der Mitte derselben befindet sich eine Öff-
nung MNOP, welcher Raum ebenfalls im
Quadrate 24 Schuh enthält, und in welchem
sich der Arbeiter befindet.

Nr. 1 bezeichnet die Stelle eines Reißbret-
tes nebst der Rahme x, auf welcher das zu li-
nirnde Papier groß oder klein — je nach Be-
darf durch die 4 hölzernen Leisten aa, bb, cc, dd
und wie in Fig. 2 der Rückseite des Reißbret-
tes ersichtlich ist, durch einen eisernen Ziehba-
cken ee, welcher einen festen Winkel bildet,
dann 4 Rollen ff, gg, hh, ii und 4 Seilen
kk, ll, mm, nn festgespannt wird, und wel-
ches auf der auf dem Werkstische angebrachten
Eisenbahn ss läuft.

Die Buchstaben ef in Nr. 1 bezeichnen die
kleinere Farbwalze, unter welcher der Cylinder
mit den nach Bedarf enthaltenen messingnen
Kistritz-Rädern (siehe Nr. 5 gh) angebracht ist.

Der Buchstabe i in Nr. 1 bezeichnet die ei-
serne Querslange, welche durch einen messing-
nen Hebel die eiserne Gabel hält, an der so-

wohl die oben erwähnte Farbwalze wie der Cy-
linder befestigt wird.

Der Buchstabe k in Nr. 1 bezeichnet eine
Stahlfeder, welche, nachdem das Reißbret nebst
der Rahme x durch den Cylinder und die Walze
ef bereits durchgeschoben ist, die ganze Vorrich-
tung so empor hebt, daß die Walze und der
Cylinder in der Höhe bleiben.

- 2) Der Arbeiter befindet sich, wie schon gesagt, in
dem Mittelraum MNOP und schiebt, nachdem
die Farbwalze nach Erforderniß mit Farbe ge-
dünkt, und der Cylinder mit den zur Arbeit be-
nöthigten Rädern befestigt ist, das Reißbret un-
ter sanftem Handdruck auf die Vorbereitung, im-
mer und zwar stets von der Rechten zur Linken
vorwärts durch den Cylinder durch, wo es dann
in Nr. 2 auf der Eisenbahn ss aufkömmt. —
Hier angekommen wird die Rahme x aufge-
schlagen und in dieser horizontalen Stellung
ruhend belassen; dagegen wird in Nr. 2 das
Reißbret mit der dort befindlichen Rahme y
bedeckt, und von da auf der Eisenbahn auf die
nämliche Weise wie von Nr. 1 in 2, auch in
Nr. 3 gebracht, wo dann, wenn die Rahme
y abgenommen wird, der Bogen vollkommen
linirt erscheint.
- 3) So wie durch die beschriebene Vorrichtung auf
einer Ecke des Werkstisches gearbeitet wurde,
wird von der Rechten zur Linken fortsahrend,
auf dem ganzen Werkstische seinem vollen Um-
fange nach fortgearbeitet, und kann mithin
- 4) im Falle, daß ungleiche Arbeiten, wie z. B. ein-
fachlinirtes Schulpapier, Notenpapier, doppelt-
linirtes Schulpapier und Handlungsbücher ge-

fertigt werden sollen — jeder Artikel gesondert — an den vorhandenen 4 Ecken des Werksches gleichzeitig mit 4 Reißbretter linirt werden, wodurch sich die Behauptung mit Goldenz rechtfertigt, daß auf der von mir erfundenen im Königreiche Bayern noch nicht bestehenden Einir-Maschine gerade viermal mehr Arbeit geliefert werden kann, als die seither bestehenden Einir-Maschinen zu liefern vermöchten.

Diese Maschine hat vor allen Andern den Vorrang, weil

- 1) alle seither bestandenen Einir-Maschinen nur mit einem Cylindrer arbeiteten, während meine Maschine 8 Cylindrer zugleich in Bewegung setzt, mithin von mir wenigstens 4 Mal so viel geleistet wird, als alle andern dersel Anstalten produciren können.
- 2) Ist mir durch die Construction meiner Maschine die Möglichkeit gegeben, bei Handlungs-Büchern als andern tabellarischen Arbeiten sowohl die senkrechtestehenden wie die Querslinien auf einmal ziehen zu können, — ein Umstand von großer Bedeutung, der bei den sämmtlich bestehenden Maschinen schwer vermisht wird, weil solche noch immer genöthigt sind, entweder zuerst die Quer- und dann die senkrechtestehenden, oder zuerst die senkrechtestehenden und dann die Querslinien zu ziehen, wobei durch die doppelte Einlegung des Papiers nicht nur allein sehr viel an Zeit verloren geht, sondern auch der Verrückung des Papiers wegen, bei weitem nicht mit der Accurateste gearbeitet wird, wie dieß bei mir, ohne Herausnahme des Papiers aus der Kasse, im rechten Winkel fortarbeitend ungestört geschehen kann.
- 3) Bin ich durch die getroffene Vorrichtung in den Stand gesetzt, 4 verschiedene Arbeiten

auf einer Maschine und zu gleicher Zeit vollenden zu können, z. B. 1 Reiß einfach Schul-Papier, 1 Reiß doppelt Schulpapier, 1 Reiß Notenspapier und 1 Reiß Handlungsbücher. Diese vierfache Anfertigung zu gleicher Zeit jeder Gattung im Einzelnen auf einer Maschine dürfte bis dato noch keiner Einir-Anstalt weder im In- noch im Auslande gelungen seyn.

- 4) Wird mir durch den Umstand, daß ich auf einer Maschine gerade so viel leistete, was seither nur durch 4 Maschinen erzielt wurde, der Vortheil eingeräumt, beinahe um die Hälfte der Preise zur größten Zufriedenheit das Publikum bedienen zu können.

Beschreibung des

verbesserten Dekatirens und Appretirens wol-
lener Tücher und alter Kleider durch Vervoll-
kommnung der Dekatir-Maschine und durch
die dem Wasser gegebene zweckgemäße Eigen-
schaft, dann der Zeichnung der Dekatir-Ma-
schine selbst, wodurch der mechanische Druck
nicht mehr von einem Punkte aus, sondern
ganz gleichförmig vertheilt ist;

worans Friedrich Marks, Tuchschereergeselle in
München, sich nach gesetzlicher Vorschrift für den Zeit-
raum auf acht Jahre ein Privilegium ertheilen ließ.

Fig. A.

Ansicht der Dekatir-Maschine.

a. Dekatir-Cylindrer,

- b. Raum zum Aufrollen des Tuches,
- c. Pressdeckel,
- d. Schraub-Vorrichtung, bestehend aus einem Ringe von Schmiedeisen zum Anziehen der Pressdeckel und zur Bewirkung des mechanischen Druckes auf das Tuch — als Verbesserung,
- e. Dampfleitungsröhre aus Kupfer,
- f. Gestell der Maschine von Holz angefertigt,
- g. Schraubvorrichtung mit einem Einriß aus Metall zur Verbindung des Dampfleitungsröhres mit dem
- h. Dampfkeßel, welcher aus Schmiedeisen angefertigt ist,
- i. Krähnen zum Öffnen und Sperren des Dampfkeßels aus Metall,
- k. Sicherheits-Ventil,
- l. Öffnung mit einem Krähnen aus Metall und einem Trichter von Kupfer zum Einfüllen des Dampfkeßels,
- m. Herd,
- n. Schürer,
- o. Aschenloch,
- p. Rauchabzug.

Fig. B.

Längenschnitt der verbesserten Dekativ-Maschine.

Theile aus der vorstehenden Figur A., welche sich in der Längenschnitt sichtbar darstellen.

- c. Pressdeckel,
- d. Schraubvorrichtung, welche als Verbesserung der am 27. September 1835 vorgelegten Maschine erdient, und die in der Beschreibung vom 3. August d. J. abgezeichneten Vortheile gewährt,
- e. Dampfleitungsröhre,

- f. Gestell der Maschine,
- g. Schraubvorrichtung zur Verbindung des Dampfleitungsröhres mit
- q u } als Einriß zur Verbindung,
- r } als Einriß zur Verbindung,
- t. die Schrauben zum Anziehen der Pressvorrichtung, wie sie in Fig. D vorkommen — als abermalige Verbesserung,
- y. Schornsteine der Pressdeckel, wie sie in Fig. E vorkommen.

Fig. C.

Längendurchschnitt der verbesserten Dekativ-Maschine.

- a. Dekativ-Zylinder,
- b. Raum zum Aufrollen des Tuches,
- c. Pressdeckel,
- d. Schraubvorrichtung,
- e. Dampfleitungsröhre,
- f. Gestell der Maschine,
- r. Einriß zur Verbindung des Dampfleitungsröhres,
- s. verzinkte Eisenstange zur Befestigung des Dekativ-Zylinders zum gleichförmigen Widerstand des Druckes der Presse.

Fig. D.

Schraubvorrichtung in Fig. A. lit. d.

- t. Schraube aus Eisen zum Anziehen der Pressvorrichtung, welche aus
- a. acht eisernen Felgen besteht, und durch
- v. sieben Schornsteine zu einem Ring verbunden sind,
- w. Schlüssel zum Anziehen der Schraube t.

Fig. E.

Ansicht der Oberseite des Dekativ-Zylinders und der Pressdeckel.

- a. Dekativ-Zylinder aus verzinktem Kupfer, im

Durchmesser 3 Schuhe, in der Länge 6 Schuhe,

- c. die Hälfte des Pressdeckels, welcher von Holz angefertigt ist,
- e. Dampfsleitungsröhre,
- x. Oberfläche des Dekatir: Zylinders, der durchlöcheret ist, um die Dämpfe durchzulassen,
- y. aus verzinnem Eisen gefertigte Scharniere des Pressdeckels, damit sich dieser gleich anlegt,
- z. schiefe Fläche des Pressdeckels, wie sich dieselben übereinanderlegen, um keine Falten hervorzubringen.

Fig. F.

Vorrichtung zur Sperrung der Oeffnungen des Dekatir: Zylinders, wenn schmales Tuch dekatiert wird — aus verzinnem Kupfer angefertigt.

Fig. G.

Verbindung der verzinneten Eisenstangen, die den Dekatir: Zylinder gegen den Druck der Presse verwahren.

Fig. H.

Grundriß der Dekatir-Maschine.

- aa. Gefäß derselben,
- bb. Hebd des Dampfkessels.

Verfahren bei dem verbesserten Dekatiren.

Der Dampfkessel wird mit Wasser, dann 1 Procent Löwenöl und 2 Procent Weingeist gefüllt, und dem Ofen Feuer gegeben. — Während das Wasser in dem Dampfkessel zum Kochen gebracht wird, umwindet man den Dekatir: Zylinder allereerst mit grobem Leinwand zweimal, und dann wieder zweimal mit einem groben Tuch oder Loden. — Nun wird das zu dekatiende Tuch aufgerollt — dieses geschieht zur Verpar-

cung von Arbeitern auf einem besonders vorgerichteten Tisch, von welchem eine eigene genaue Zeichnung anliegt.

Nun wird wieder zweimal grobes Tuch oder Loden aufgerollt; sollte aber das zu dekatiende Tuch den Raum zwischen der Pressvorrichtung nicht ganz ausfüllen, so wird von dem groben Tuche so lange aufgerollt, bis es den Raum vollkommen ausfüllt.

Jetzt wird der Dekatir: Zylinder an den Dampfkessel gescheubt, und so lange Dämpfe eingelassen, bis das Tuch davon ganz durchdrungen ist — nun wird die Presse angetrieben, und nach Verhältnis der Quantität des Tuches — ist es nämlich grob — ohngefähr eine kleine halbe Stunde — ist es fein, nur etwa eine Viertelstunde — die Dämpfe im Zylinder gelassen, die Dampfsleitung endlich unterbrochen und das Tuch abgenommen.

Durch die verbesserte Pressvorrichtung wird der mechanische Druck auf die ganze Oberfläche des Pressdeckels verteilt, wodurch auch der Glanz, der in Verbindung mit den Dämpfen durch den Druck erzeugt wird, nothwendig ganz gleichmäßig erscheinen muß.

Verfahren bei dem verbesserten Appretiren der Kleider.

Beim Appretiren der Kleider eeluge ich dieselben allereerst vom Schmutz und den Flecken, indem ich sie mit einem Gemische aus

- 3 Theilen Natron: Seife und
- 1 Theil Oefengalle

im destillirten Wasser wasche — ich reibe sie dann wieder mit destillirtem Wasser durch Karten an, und bringe sie, noch vom Wasser theilend, in eine gewöhnliche Buchbinder: Presse mit breiten Pressdeckeln, worin ich sie zwölf Stunden lang so steck, als es mit einer solchen Presse möglich ist, gepreßt stehen lasse.

Durch das destillirte Wasser bleibt das Tuch mild und weich, die Farben werden durch dasselbe wieder

lebhaft, durch das Pressen aber legen sich die aufgerissenen Fasern so an die Fäden wieder an, daß die apretirten Kleider nach dem Scheeren, Strichgeben und Dekatiren einen schönen Glanz, und das Aussehen wie vollkommen neu erhalten.

Bei dem Dekatiren dieser Kleider verfahre ich auf folgende Weise:

Auf einem groben Tuche oder Loden, welcher auf dem Tische, der zum Dekatiren des Tuches vorgerichtet ist, eben so, wie ein zu dekotirendes Tuch ausgebreitet ist, lege ich theilweise die Stücke der Kleider, und rolle sie dann auf dem Dekatir-Rollender, und verfahre dann auf dieselbe Weise, wie bei dem Tuche.

Der Tisch besteht

- a. aus dem Tischblatte aus Eichenholz, 2 Zoll dick, 6 Schuhe breit, wie der Zylinder lang ist, und 8 Schuhe lang,
- b. Gestell aus Holz,
- c. Riste aus Holz zum Niederschrauben des aufzurollenden Tuches durch
- d. die 2 Schraubzwingen.

Das destillierte Wasser verschaffe ich mir, indem ich an den Einriß meines Dampfkessels, wenn das Dekatiren beendigt ist, eine gewöhnliche Kältevorrichtung anbringe, weil im Kessel ohnehin noch Dämpfe geliefert werden, und also mit sehr wenigem Brennstoffe destilliertes Wasser erhalten werden kann.

Vereitungsweise und Anwendung des

von dem Apotheker Dr. Walburger in
München erfundenen Lederlackfirnisses,

worauf sich derselbe am 10. November 1836 ein Patent auf fünf Jahre ertheilen ließ.

- 8 Theile hellgelber Schellack,
- 8 „ weißes Glas,
- 1 „ Damara Harz, sämmtlich gröblich gepulvert,
- 4 „ reiner Terpentin,
- 2 „ Ricinus-Öel,
- 1 „ salzsaurer, Eisenorybhaltender, Alkohol,
- 1 „ Galläpfel-Alkohol,
- 36 „ Weingeist von 0,840 specifischem Gewichte

werden in einem gläsernen Kolben gebracht, dieser wird in ein 36° Réaumur nicht übersteigendes Wasserbad acht Tage lang gestellt, und die Mischung öfters mit einem Glasstabe umgerührt, sodann durch ein Tuch geseiht.

Man setzt nun noch 2 Theile ganz feinen Rienruß hinzu, mischt die Masse recht gut und trägt den Lack mit einem weichen Borstenpinsel auf das Leder bei starker Sonnenhitze oder am Feuer auf, so daß er recht schnell abtrocknet.

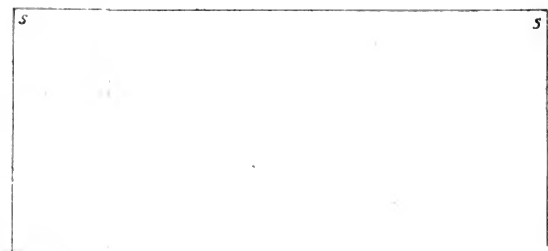
Er muß gut verkorkt aufbewahrt werden.

An f e l l u n g s : G e s u c h .

Ein junger Mann, welcher mehrere Jahre die gründliche Praxis der Bandfabrikation in der Schweiz und in Frankreich erlernt, auch längere Zeit als Werkführer vorgestanden ist, sucht ein ähnliches Engagement, entweder in einer Seiden-Stoff-, Band-, Knopf- oder Posamentier-Fabrik, ist auch befähigt, solche von Grund aus zu errichten und mit allen nöthigen Maschinen zu versehen, oder in einer Handlung gleichen Geschäftes, indem derselbe auch den Einkauf und Verkauf versteht.

VORALPEN





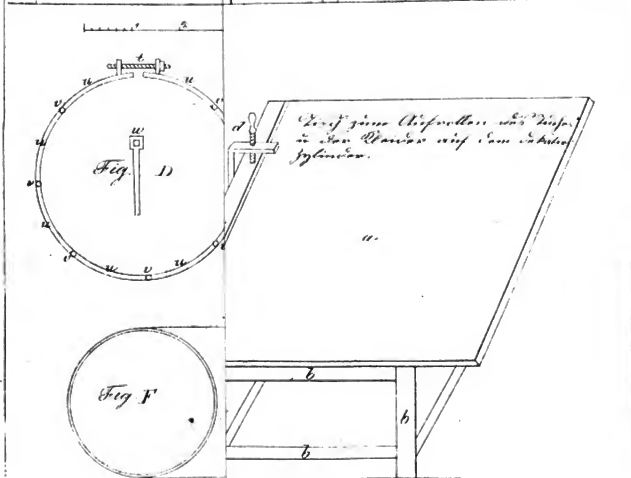
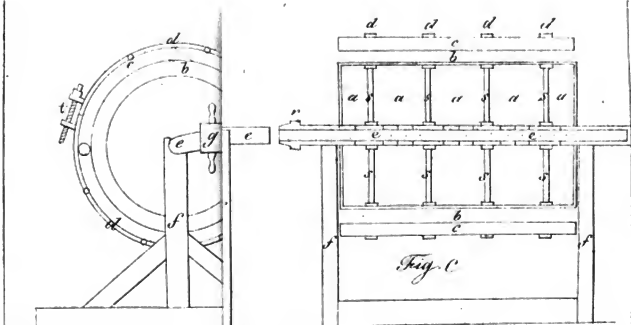
14-00000 10 100000 100000 100000

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARY

Am. u. New York 1840



Kunst u. Gewerbeblatt 1890



*Zeit zum Aufstellen des Tisches
in der Wand auf dem Boden
gezeichnet.*

Kunst- und Gewerbe-Blatt

des polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern.

Sechszwanzigster Jahrgang.

Monat Juni 1840.

Verhandlungen des Vereines.

In den fünf Sitzungen, welche vom 29. April bis 27. Mai inclusive in dem Central-Verwaltungs-Ausschusse stattgefunden haben, wurden vorzugsweise nachstehende Gegenstände in Beratung gezogen und zur Erledigung gebracht:

1) Das königl. Ministerium des Innern verlangte:

- a) die Einholung der Rechnung über Reparaturkosten à 15 fl. an einem Jaquard-Webstuhl, welcher dem Webermeister Stoller in Freising für schwebhafteren Betrieb seines Gewerbes von höchster Stelle angeschafft worden ist;
- b) nähere Aufschlüsse über die Mengen Rohstoffe, welche erforderlich sind, das Wasser vor dem Gefrieren in strenger Winterkälte zu schützen;
- c) die Beurtheilung und Bekanntmachung mehrerer Gewerbsprivilegien-Beschreibungen;
- d) Gutachten über den Werth und die Ausfuhrbarkeit einer von einem Privaten anempfohlenen Methode, metallene Gegenstände zu glätten und dadurch vor Oxidation zu schützen.

2) Daselbe königl. Ministerium theilt mit:

- a) die Liquidmachung des jährlichen Zuschusses pr. 500 fl. zur Herausgabe des Vereinsblattes;
- b) die Unmöglichkeit des Erzielens entsprechender Resultate für die Herausgabe des Beiblattes „Gemeinnützige Mittheilungen“ (S. 233).

3) An das gedachte königl. Ministerium wurde Bericht erstattet:

- a) über die von A. Notschmann in Martensfeld in Vorschlag gebrachten mechanischen Erfindungen (S. 234);
- b) über sämmtliche sub No. 1 bezeichneten Gegenstände mit Ausnahme des unter lit. d angeführten.

4) Der königl. General-Bergwerks- und Salinen-Administrator Lit. Herr v. Wagner übersendet Stelle aus Manufaktur zu Versuchen bezüglich ihrer Tragkraft, für deren Abführung eine Commission von Sachverständigen ernannt wurde.

5) Das königl. Landgericht Reichenhall fragt an, ob und was dem Central-Verwaltungs-Ausschusse über die Anwendung der S. 367 J. 1839 des Kunst- und Gewerbeblattes beschriebenen englischen Verdemethode bekannt geworden sey,

worauf demselben geantwortet werden mußte, daß hierüber bisher noch nichts zur Kenntniß des Ausschusses gelangt sey, weil die Verber größtentheils die Kosten für die damit verbundene Abänderung in dem bis jetzt üblichen Verfahren scheuen.

- 6) Dem Töpfer Ignaz Wurmbocker in Landau wurde das erbetene Zeugniß über die von ihm eingesendeten Thonwaaren ertheilt, worunter feuerfeste Schmelzriegel waren, welche, wenn sie von gleicher Beschaffenheit fernerhin dargestellt werden, einen nicht unbedeutenden Absatz finden können.

- 7) Dem Hrn. Wiedermann und Kessig wurde ihrem Ansuchen zur Folge ein Zeugniß über den von ihnen dargestellten trefflichen Cement-Stahl nach vorausgegangener Prüfung desselben ausgestellt.

- 8) Dem hiesigen Graveur Hrn. Samson Sturmband wurde über die vollständige Einrichtung und den zweckmäßigen Betrieb seines Geschäftes das erbetene Zeugniß auf den Vortrag einer hierfür abgeordneten Commission aus Sachverständigen ertheilt.

- 9) Der Oeconomiebesitzer Steven Graf zu Frauenholz, Landgerichts Wasserburg, sendete verschiedene theils gebrannte theils ungebrannte Thonwaaren mit und ohne Glasur ein, welche er aus einem auf seinem Besitzthume aufgefundenen Thone darstellte; — zu deren Prüfung der Verwaltungsrath Ausschuß eine Commission von Sachverständigen ernannte.

- 10) Hr. Conservator Dr. Streubel machte in der 18ten Sitzung am 20. Mal ausführliche Mittheilung über die Coopersche galvanische Batterie, bei welcher statt Platin oder Kupfer nur Kohle den einen Elektromotor bildet. Diese Batterie soll in chemischer und in elektromagnetischer Beziehung außerordentliches leisten.

- 11) Als ordentliche Mitglieder sind dem Vereine beigetreten:

1. Hr. Ludw. Drion, Hüttenwerks-Director in Schönan, Land-Commisß. Pirnaisens.
2. Hr. K. Eberhard, Kaufmann in Speyer.
3. Hr. Samson Sturmband, Graveur in München.

Abhandlungen und Aufsätze.

Ueber die am häufigsten in den Gewerken gebrauchten Aräometer.

Mit dem Namen Aräometer bezeichnet man in der weitesten Bedeutung verschiedene Werkzeuge und Instrumente, mit welchen die relative Dichtigkeit, mithin das spezifische Gewicht flüssiger und fester Körper ausgemittelt wird; in engerer Bedeutung heißt man Aräometer nur die zur Bestimmung der Dichtigkeit der flüssigkeiten gebrauchten Senkwaagen, deren Construction auf dem physischen Erfahrungssatze beruht, daß ein schwimmender Körper in einer leichteren flüssigkeit tiefer einsinkt, als in einer schwereren. Obgleich die Aräometer allgemein bekannt sind, so sind doch den meisten Gewerbsleuten nicht alle Umstände bekannt, welche man beim Gebrauche derselben zu beobachten hat, um ein sicheres Resultat zu erhalten, noch viel weniger ist jeder Gewerbsmann mit den Mitteln versehen, die bei verschiedenen Aräometern gebrauchten Zahlenverhältnisse schnell mit einander vergleichen zu können; so spricht der eine von Graden von Beaume, der andere von Richter, der dritte von Tralles, und einer versteht den andern nicht, oft zum gegenseitigen großen Nachtheil. Bei dem allgemein bekannten großen Gebrauche der Aräometer und den erwähnten Verhältnissen wird es den

gewerbetreibenden Lesern dieser Zeitschrift gewiß willkommen seyn, hierüber eine kurze Erörterung und Erläuterung zu erhalten. Wir handeln daher

- 1) von dem specifischen Gewichte der Flüssigkeiten überhaupt, und
- 2) von dem Gebrauche der am häufigsten vorkommenden Aräometer.

a) Von dem specifischen Gewichte der Flüssigkeiten überhaupt.

Bekanntlich versteht man unter dem specifischen Gewichte eines Körpers im Allgemeinen und einer Flüssigkeit insbesondere das Gewicht eines gleichen Volumens derselben im Verhältniß zum Gewichte des reinen Wassers, das als Einheit angenommen ist. Wenn z. B. ein Decimalkubikzoll Wasser (bei einer bestimmten Temperatur) 0.04439 Pfunde oder 1.4166 Loth wiegt und ein Kubikzoll einer andern Flüssigkeit (bei derselben Temperatur) ein Gewicht von 2.8332 Loth hat, so ist das specifische Gewicht der letztern $\frac{2.8332}{1.4166} = 2$.

Das specifische Gewicht der Flüssigkeiten läßt sich nun auf eine zweifache Weise direct finden, wenn man

- 1) gleiche Mengen der Flüssigkeiten in einem Glase wiegt, oder
- 2) den Verlust bestimmt, den ein Körper durch Eintauchen in Wasser und in den zu untersuchenden Flüssigkeiten erleidet. —

Nachdem von dem ersten Verfahren schon Seite 235 des vorigen Jahrganges gehandelt worden ist, so erwähnen wir hier nur des zweiten Verfahrens. Dieses besteht darin, daß man einen festen Körper, der schwerer als Wasser ist, z. B. ein gut vergoldetes Messinggewicht in Wasser und in die zu untersuchende Flüssigkeit mittelst der hydrostatischen Waage senkt, in welchem Falle sich die specifischen Gewichte, wie die Zahlen verhalten, um welche der eingetauchte Körper in den Flüssigkeiten weniger wiegt. Z. B. ein solches Messing-

gewicht, welches an der Luft 840 Gran wiegt^{*)}, verliere im reinen Wasser 100, in einer Salzsole 120 Gran, so ist das specifische Gewicht der letztern 1.2.

Eine hydrostatische Waage ist eine gewöhnliche aber feine Waage mit einem Häkchen an der untern Seite einer Waagschale.

Diese Art der Ausmittlung des specifischen Gewichtes verdient den Vorzug vor der ersten bei allen schäumenden und gähernden Flüssigkeiten, bei welchen man bei der ersten Methode nicht leicht vermeiden kann, daß Luftblasen im Gläschen zurückbleiben.

Bei der Bestimmung des specifischen Gewichtes ist die Berücksichtigung der Temperatur von der größten Wichtigkeit; denn da die Flüssigkeiten durch die Wärme ausgedehnt werden, so wiegt dasselbe Volumen einer Flüssigkeit um so weniger, je wärmer sie ist. Man hat in dieser Beziehung eigene Formeln, um die Größe der Ausdehnung der Flüssigkeiten und das entsprechende Gewicht der Flüssigkeiten zu berechnen. So z. B. beträgt die Ausdehnung des Wassers für jeden Grad Réaumur 0.0005825 und für jeden Grad Celsius 0.000466.

Die Ausdehnung berechnet sich nun nach folgenden der Formel: $C' = C (1 + 3 K \Delta)$ oder die Zusammenziehung nach der Formel $C' = C (1 - 3 K \Delta)$. Nun hat das Wasser noch das merkwürdige, von allen übrigen Flüssigkeiten abweichende Verhalten, daß es nicht bei 0 R, sondern bei 3 R am dichtesten ist und bei 0° u. 60° R. denselben Raum einnimmt. Da man nun vorgeschlagen hat, bei allen Berechnungen des specifischen Gewichtes der Flüssigkeiten die Dichtigkeit des Wassers

^{*)} Das Verhalten der Körper, daß sie in der Luft (ebenso wie im Wasser) so viel an Gewicht verlieren, als ein gleiches Volumen Luft wiegt, und die daraus hervorgehende Accretion des absoluten Gewichtes möchte bei den technischen Operationen wohl ohne Nachtheil unberücksichtigt bleiben können.

bei 3° R. als Einheit anzunehmen, so kommen diese Reductionen sehr häufig vor sowohl dem Volumen als dem Gewichte nach. Es frage sich z. B., wieviel 1 Kubikfuß Wasser bei 20° R. wiege, wenn der Kubikfuß bei 3° R. 44.39 Pfunde wiegt? Um dieses zu erfahren, muß man die Ausdehnung des Wassers von 3° R. bis 20° R. berechnen, und zwar nach der Formel $C' = C (1 + 3 K \Delta)$, wobei K die Ausdehnung für einen Grad des Thermometers, C den gegebenen Raum, C' den zu suchenden Raum, und Δ die Temperatur-Differenz bezeichnet, um welche der Körper erwärmt wird. — Also $\Delta = 20 - 3 = 17$.

$$3 K \Delta = 3 \times 0.000466 \times 17 = 0.029766$$

$$C = 1 (1 + 0.023766)$$

$$C = 1.023766.$$

In dem Verhältniß der Ausdehnung nimmt das spezifische Gewicht ab, mithin ist das spezifische Gewicht des Wassers bei 20° R. $\frac{1.000000}{1.023766} = 0.976$, und der Kubikfuß wiegt bei dieser Temperatur 43.324 Pfunde.

Es giebt endlich noch ein Verfahren, das spezifische Gewicht von Flüssigkeiten zu finden, nämlich, daß man die Gewichte sucht, welche ein Körper braucht, um in Wasser und in der zu untersuchenden Flüssigkeit bis auf den selben Punkt einzutauchen. Z. B. ein Körper tauche in der zu suchenden Flüssigkeit bei einer Belastung von 560 Gran bis zu demselben Punkte ein, wo er in Wasser nur 530 Gran braucht, so verhalten sich die spezifischen Gewichte wie diese Zahlen also:

$$530 : 560 = 1 : x = \frac{560}{530} = 1.056.$$

Hierauf beruhen die Aräometer von Fahrenheit, Nicholson*) und Guyton de Morveau, wie die Abbildungen 1. 2. 3. veranschaulichen. —

Das Aräometer von Nicholson, welches z. B. 450

Gran wiegt, sinke in Wasser bis m ein, wenn noch 115.4 Gran zugelegt werden; in einem Weingeiste dürfen aber nur 51.9 Gran zugelegt werden, um bis m einzusenken, mithin verhalten sich die spezifischen Gewichte

$$\begin{aligned} 450 + 115.4 : 450 + 51.9 &= 1 : x \\ &= \frac{501.9}{565.4} = 0.8827. \end{aligned}$$

Diese Aräometer haben zwar den Vortheil, daß man eine eigene Waage nicht braucht, um das spezifische Gewicht einer Flüssigkeit zu finden; immer aber sind Gewichte notwendig, und die Operation ist langsamer als bei den Instrumenten, welche sogleich werden erwähnt werden.

b) Von den am häufigsten gebrauchten Aräometern.

Da es bei den meisten gewerblichen Operationen sehr beschwerlich fallen würde, wenn man das spezifische Gewicht der Flüssigkeiten auf die bisher beschriebene Weise bestimmen müßte, so hat man zur Erleichterung der Arbeit die Aräometer eingeführt, um durch diese die Dichtigkeit der Flüssigkeit, ohne einer Wägung zu bedürfen, in einer Scala ablesen zu können.

Diese Instrumente können in eigentliche Aräometer, Aräoscope und Hydrometer oder auch Hydroscope eingetheilt werden. — Alle diese Instrumente können unter dem gemeinschaftlichen Namen Gravimeter zusammengefaßt werden. —

Alle deraartigen Instrumente sind senkrecht schwimmende Glas- (oder Metall-) Röhren von einem bestimmten und gleichbleibenden Gewichte, welche in einer Flüssigkeit um so tiefer sich einsenken, je leichter dieselbe ist, und so umgekehrt. Da der Grad der Einsenkung in einem bestimmten Verhältnisse zum spezifischen Gewichte der Flüssigkeit steht, so kann die Größe der Einsenkung als ein Maß des spezifischen Gewichtes oder der Dichtigkeit überhaupt gebraucht werden.

*) Vom Erfinder Hydrometer genannt.

aa) Von den eigentlichen Kräometern.

Eigentliche Kräometer nenne ich diejenigen Instrumente, an welchen man durch die angebrachte Scala das spezifische Gewicht der Flüssigkeit unmittelbar ablesen kann. Die Konstruktion dieser Kräometer ist schwierig, daher sie kostspielige Instrumente sind. Da bei den meisten gewerblich-technischen Operationen nicht so sehr das spezifische Gewicht der Flüssigkeit als vielmehr der Wassergehalt oder auch umgekehrt die Menge der in Wasser aufgelösten Substanz zu wissen wünschenswerth ist, so sind diese Instrumente nicht in den Gebrauch gekommen; unterdessen da man bei den meisten Auflösungen die den spezifischen Gewichten entsprechende Zusammensetzung berechnet und in Tabellen zusammengestellt hat, so bleibt für genaue Versuche die Bestimmung des spezifischen Gewichtes immer der sicherste Weg; nur ist diese nicht mit Sentwagen, sondern nach den oben angegebenen Methoden vorzunehmen. —

Dass bei allen diesen Berechnungen nur immer die Auflösung einer Substanz in Wasser zu Grunde gelegt wird, ist wohl einleuchtend; so z. B. hat man Tabellen, um den Wassergehalt aus dem spezifischen Gewichte der Flüssigkeiten bei Laugen, Säuren, Salzen, Ölen u. c. zu sehen. Ist die Flüssigkeit nicht rein, enthält z. B. eine Kalilauge außer dem Kali noch andere Salze als Salz, und schwefelsaures Kali u. c., so wird das in der Tabelle berechnete Resultat um so mehr abweichend, je unreiner die Flüssigkeit ist.

Ich habe beispielsweise eine solche Procenten-Tabelle für Zucker Seite 9 und 10 des Jahrgangs 1835 dieser Zeitschrift mitgetheilt, und so hat man ähnliche Berechnungen für die am häufigsten gebrauchten Säuren, Alkalien und Salze u. c., welche in den Lehrbüchern der Chemie zusammengestellt sind; so findet man im Handbuch der Chemie von E. Wm. 3te Auflage von 1827 die Berechnungen für Schwefelsäure (Vitreolöl) S. 309 der Abth. A. des I. Bd. Salzsäure (Salzgeist) „ 385 „ „ „ „ „ „ Salpeters. (Schreibwasser) 437 „ „ „ „ „ „

Ammoniakflüssigkeit	S. 452 der Abth. A. des I. Bd.
Kalklauge	„ 525 „ „ B. „ „ „
milde Kalilauge	„ 530 „ „ B. „ „ „

Solche Tabellen finden sich in der technischen Chemie von Prechtl, in dessen technischer Encyclopädie und andern chemisch-technischen Lehrbüchern. Jeder rationelle Gewerbbmann wird sich die Berechnungen für jene Flüssigkeiten verschaffen, welche er bei seinen Operationen notwendigig hat.

bb) Von den Kräoscopen.

Hierher rechne ich alle diejenigen Sentwagen, bei welchen man die spezifischen Gewichte an der Scala nicht ablesen kann, welche daher die Dichtigkeit der Flüssigkeit nicht messen, d. h. in einem bestimmten Zahlen-Verhältnisse ausdrücken, sondern nur die relative Dichtigkeit approximativ anzeigen, daher ich diese Instrumente Aräoscope nenne. In diese Klasse gehören die Kräometer von Baumé, Coetier, Richtee u. c.

Dass am meisten gebrauchte Kräometer ist das von Baumé. Er wählte als feste Punkte reines Wasser und eine Salzauflösung, welche 15 Procent Kochsalz enthält*, theilte diese Abstände in 15 Theile und trug diese Theile in beliebiger Anzahl abwärts auf, so dass auf diese Weise eine Sentwaage für Flüssigkeiten, welche schwerer als Wasser sind, construiert war.

Für Flüssigkeiten, welche leichter als Wasser sind, wählte er reines Wasser und eine Salzsäure von 1 Th. Kochsalz und 9 Theilen Wasser, bezeichnete die Punkte des Einsenkens mit 10 und 0, theilte den Raum in 10 gleiche Theile und trug noch 40 solcher Theile auf das übrige Ende der Scala auf, wie die Zeichnung 4 und 5 zeigt. Als Temperatur giebt Baumé die mittlere

*) Eine solche Auflösung erhält man, wenn man 3 Th. reines Kochsalz in 17 Th. reinen Wasser auflöst. Denn wenn in 20 Th. Lösung 3 Th. Salz enthalten sind, so finden sich in 100 Th. der Seele 15 Pfund Salz.

Temperatur der Luft an. Aus der Vergleichung beider ergibt sich, daß bei dem ersten Aräoscop der Dichtigkeitspunkt des Wassers auf 0°, bei dem letzteren auf 10° falle, und es haben daher einige Gelehrte angethan, den Dichtigkeitsgrad des Wassers überhaupt auf 0° zu setzen und dann gleiche Grade über und unter diesem Punkte zu wählen, welcher Vorschlag nur von der Pharmacopoea Batavia 1805 angenommen wurde, daher dieses Beaumé'sche Aräoscop holländisches Aräometer genannt wird. —

Dem ersten Anschein nach sollte man glauben, daß das Aräometer von Beaumé ein eigentliches Salometer sey, d. h. eine Senkwaage, durch welche der Salzgehalt einer Salzlösung gemessen werden könne; allein dieses ist nicht der Fall, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Stärke der Einsenkung eines festen Körpers in einer Flüssigkeit nicht proportional ist der Menge der aufgelösten festen Substanzen, so daß eigentlich nur dem Punkt 15 wirklich eine Salzfoote von 15 Gewichtstheilen entspricht. Für alle übrigen Flüssigkeiten, sie mögen schwerer oder leichter seyn, giebt das Beaumé'sche Aräoscop weder eine Angabe des specifischen Gewichtes noch des Wassergehaltes.

Wenn ich z. B. von einer Schwefelsäure von 20° B. oder einem Brantwein von 20° B. spreche, so bezeichnen diese Ausdrücke, daß eine Schwefelsäure von 20° B. dichter als eine von 10° B. sey, und daß ein Brantwein von 20° B. mehr Alkohol enthalte, als einer von 10° B.; allein welches specifische Gewicht diese Flüssigkeiten haben, und welcher Gehalt diesen entspreche, ist durch Angabe nach den Graden von Beaumé durchaus nicht bezeichnet. Deswegen haben es einige Gelehrte unternommen, die specifischen Gewichte für die Grade des Aräoscop's von Beaumé zu berechnen. Allein diese Berechnungen stimmen durchaus nicht überein. Ich habe Seite 11 des Jahrgangs 1835 des Kunst- und Gewerbedblattes eine solche Berechnung mitgetheilt, wie sie in den Anfangsgründen der Physik von Schol³ bekannt gemacht wurde. In den neuesten Zeiten hat Herr Mor-

rosseau auch eine Vergleichung der Gradzahlen des Aräometers von Beaumé mit den specifischen Gewichten bekannt gemacht*).

Die anhängende Tabelle zeigt eine Vergleichung der bekannten Aräometerscalen, welche aus dem Handwörterbuch der Chemie von Dr. J. Viebig und Dr. J. Poggenbörfer entnommen ist. —

cc) Von den Hydrometern.

Hydrometer nenne ich alle Senkwaagen, durch welche das Procenten-Verhältniß eines in Wasser aufgelösten flüssigen oder festen Körpers angezeigt oder gemessen wird. Dieser gehören die Procenten-Aräometer für Kochsalz, Säuren, Alkalien, Zucker, Alkohol etc., welche verschiedene Namen erhalten haben. Im Allgemeinen hat man solche Hydrometer für leichtere und schwerere Flüssigkeiten.

a) Von den Hydrometern für Flüssigkeiten, welche leichter als Wasser sind.

Die wichtigste Flüssigkeit, welche in diese Klasse gehört, ist der Alkohol, der sich wie bekannt, in allen Verhältnissen mit Wasser mischt und in diesen Mischungen Weingeist und Brantwein genannt wird. Da der Werth des Brantweins und Weingeistes im gegebenen Verhältnisse zum Alkoholgehalte steht, so ist es natürlich von großer Wichtigkeit, diesen Gehalt immer genau zu kennen, und die Senkwaagen, wodurch der Gehalt an einer Scala abgelesen werden könne, werden Alkoholometer genannt. — Daß diese Instrumente, wenn sie richtig konstruirt sind, die größte Bequemlichkeit darbieten, unterliegt wohl keinem Zweifel; denn wenn z. B. der bayer. Feiner Brantwein von 20° A. 8 fl. kostet und für jeden Grad Beaumé 30 kr. geboten wird, so weiß kein Brantweinbrenner, ob es vorthellhaft oder nicht vorthellhaft sey, einen Brantwein nach höheren Graden zu bereiten und zu verkaufen. Dieses ist aber bei Procenten-Aräometern sehr leicht zu

*) Journ. de Pharmacie Vol. XIV. p. 488.

beurtheilen. Denn ein Brantwein von 20° B. oder 0.9333 sp. Gewicht zeigt am Alkoholometer von Tralles 49½ Prozent Alkohol dem Volumen nach, mithin enthält der bayer. Eimer à 60 Maß circa 30 Maß Alkohol, und die Maß wird zu 16 fr. bezahlt. Ein Brantwein von 22° B., der im vorliegenden Preisfeste um 9 fl. pr. Eimer bezahlt wird, zeigt am Alkoholometer von Tralles 54 pEt., mithin enthält der bayer. Eimer 32½ Maß, und die Maß wird zu 16½ fr. bezahlt. — Werden z. B. für jeden Grad über 20° B. 24 fr. bezahlt, so erhält der Verkäufer für einen Brantwein von 25° B. zwar um 2 fl. mehr, allein er weiß nicht, ob er gegen den Verkauf von 20° B. im Vortheil oder Nachtheil ist. Ein Brantwein von 25° B. hat 61½ pEt. nach Tralles; der bayer. Eimer hält daher 36.9 oder in gerader Zahl 37 Maß Alkohol, so daß für 37 Maß 10 fl., also für die Maß 16½ fr. bezahlt werden, wozu noch bei weiten Entfernungen die Ersparung der Transportkosten kömmt. —

Nicht bloß beim Verkauf von Brantwein, sondern bei der Fabrikation desselben und bei der Weingeistfabrikation giebt ein solches Procent-Aräometer die sichersten Anhaltspunkte. — Man hat in dieser Beziehung 2 Abtheilungen von Alkoholometern, nämlich solche, welche nach den Gewichtstheilen, und solche, welche nach den Raumbtheilen der Mischungen von Alkohol und Wasser construirt sind; zu ersteren Abtheilung gehört das von Richter und Löring, zu zweiten das Alkoholometer von Tralles und Weisner.

Ich habe Seite 73 des Jahrganges 1835 dieser Zeitschrift die Berechnungen mitgetheilt, nach welchen der Alkoholgehalt einer jeden Flüssigkeit sowohl dem Gewichte als dem Volumen nach mit dem gewöhnlichen Aräoscope von Beaumé oder Weß schnell gefunden werden kann und habe diese Berechnungen Seite 555 des Jahrganges 1838 für den Verbrauch noch dequemer eingerichtet. Diese Berechnungen stimmen mit den Angaben in andern Schriften nicht genau überein;

unterdessen liegt der Grund dieser Abweichungen in den unvermeidlichen Verhältnissen dieser Instrumente, von welchen schon gesprochen worden ist; auch sind diese Abweichungen meistens so unbedeutend, daß sie beim gewerblichen Gebrauche ohne Einfluß sind.

Es wolle z. B. Jemand wissen, ob es vorthellhaft sei, aus Stärke oder einer stärkehaltiger Substanz Brantwein zu brennen. Nach den genauen Versuchen geben 100 Pfund Stärke 55 Pfund Alkohol, also 100 Weingeist von 55 Prozent Alkohol, und es läßt sich nach der Seite 555 des Jahrganges 1835 gegebenen Tabelle sehr leicht berechnen, wieviel Maß Brantwein von jedem Grade die 55 Pfund Alkohol geben. Man wolle z. B. wissen, wieviel Maß Brantwein von 20° B. die 55 Pfund Alkohol oder 100 Pfund Stärke geben. — Eine Maß Brantwein von 20° B. enthält 23.8 Loth Alkohol, mithin geben 100 Pfund Stärke $\frac{55 \times 32}{23.8} = 73$ Maß. Ob nun durch

die Einnahme für 73 Maß Brantwein von 20° B. die Auslage für Ankauf der Stärke, Kosten der Bereitung gedeckt werden, entscheidet der ökonomische Calcul. — Eben so bilden diese Berechnungen die beste und einzige Controle für die Güte des Fabrikationsverfahrens und Zweckmäßigkeit der Apparate. — Es wolle Jemand aus Runkelrüben oder dem Safte derselben Brantwein brennen. Da das Pfund Zucker $\frac{1}{2}$ Pfund Alkohol giebt, so sollen aus dem Centner Rüben sovielle Maß Brantwein von solcher Stärke erhalten werden, daß dieselben genau die Hälfte an Alkohol des Zuckergehaltes der Rüben enthalten. Man habe ermittelt, daß die Rüben 10 pEt. Zucker enthalten, so soll jeder Centner Rüben 5 Pfund Alkohol oder $\frac{5 \times 32}{23.8} = 6\frac{1}{2}$ Maß Brantwein von 20° B. geben, wenn die Fabrikationsmethode zweckmäßig ist. — Wie man beim Gebrauche aller dieser Instrumente die Abweichungen der Temperatur berechnen könne, habe ich Seite 75 des Jahrganges 1835 gezeigt. —

β) Von den Hydrometern für Flüssigkeiten, welche schwerer als Wasser sind.

Wenn feste oder flüssige Substanzen, welche schwerer als Wasser sind, in Wasser aufgelöst werden, so erhält man Flüssigkeiten, die schwerer als Wasser sind, und deren spezifisches Gewicht um so größer wird, je mehr das Wasser aufgelöste Substanzen enthält. (Nur die Auflösung der Essigsäure in Wasser macht hiervon eine Ausnahme.) Die Krädometergrade oder die denselben entsprechenden spezifischen Gewichte drücken nur aus, daß eine Flüssigkeit um so weniger einer Substanz aufgelöst enthält, je geringer das spezifische Gewicht ist. Soll aber die Quantität der aufgelösten Substanz in Prozenten (oder in andern Zahlenverhältnissen) angegeben werden, so muß man entweder eigene Prozenten-Krädometer oder Hydrometer besitzen, oder mit Tabellen versehen seyn, in welchen der Wassergehalt für jeden Grad des Krädoskops oder der spezifischen Gewichte angegeben ist. Da man bisher noch keine 2 Körper kennt, deren Löslichkeit im Wasser für alle Temperaturen gleich ist, so geht daraus hervor, daß man für jeden auflösbaren Körper ein eigenes Prozenten-Krädometer brauchen würde. Für einzelne sehr häufig vorkommende Flüssigkeiten hat man vielfach solche Prozenten-Krädometer konstruirt, als für Kochsalz, Zucker &c.; allein da die Construction solcher Instrumente sehr schwierig ist und daher dieselben sehr kostspielig sind, so bedient man sich in den meisten Fällen der allgemeinen Krädoskope, welche nur in Beziehung der Größe der Scala für verschiedene Flüssigkeiten besonders modificirt sind, und man spricht von Säurer, Laugen-, Zuckervagen &c. ohngeachtet alle diese Instrumente nur das Beaumé-

sche oder Beck'sche Krädoskop sind, und daher keine Procente der aufgelösten Substanz ausdrücken. Will Je-
mond mit diesem Krädoskop den Gehalt einer Flüssigkeit, d. h. die Menge, des aufgelösten Körpers z. B. der Säure, des Alkali, des Zuckers &c. erfahren, so muß er sich der entsprechenden Berechnungen bedienen, die entweder nach dem spezifischen Gewichte oder nach Krädometergraden gegeben sind. Es fragt sich z. B. wieviel Zucker ein Syrup von 30° B. aufgelöst enthalte. Da die Seite 10 des Jahrgangs 1835 mitgetheilte Berechnung nach dem spezifischen Gewichte gegeben ist, so muß allererst das dem 30° B. entsprechende spezifische Gewicht gesucht werden. Dieser entspricht ein spezifisches Gewicht von 1.2727 und dieser Zahl ein Zuckergehalt von 57 in 100 Theilen. — Daß man auf der Scala des Krädoskops auch die entsprechenden Prozentenzahlen verzeichnen und daher das Krädoskop in ein Prozenten-Krädometer, aber nur für eine Flüssigkeit verwandeln könne, ist einleuchtend. Ebenso ist es klar, daß solche Prozenten-Krädometer für Flüssigkeiten nicht konstruirt werden können, welche mehrere Substanzen aufgelöst enthalten, und die Unrichtigkeit solcher Wagen wird um so größer, je mehr die Substanzen in ihrem spezifischen Gewichte abweichend sind. Für Flüssigkeiten, welche Körper aufgelöst enthalten, die theils leichter, theils schwerer als Wasser sind, also für Bier, Wein &c. Krädometer nach den bisher erwähnten Grundrissen konstruiren wollen, oder solche nach diesen Grundrissen konstruirtes Bier- und Weinwagen anzuwenden, ist ein Zeichen des Unkenntniß in den Prinzipien der Krädometer.

Kräometer für Flüssigkeiten, welche schwerer als Wasser sind.

Grade	D a u m é			Holländi: schs Kräometer	V e c t	Grade	D a u m é			Holländi: schs Kräometer	V e c t
	nach		Vohnenber: ger				nach		Vohnenber: ger		
	Delegnnes b. + 10° N.	Francœur b. + 10° N.					Delegnnes b. + 10° N.	Francœur b. + 10° N.			
0	1,0000	1,0000	1,000	1,000	1,0000	30	1,3861	1,3451	1,336	1,372	1,2977
1	1,0072	1,0066	1,007	1,007	1,0050	40	1,3900	1,3571	1,347	1,384	1,3077
2	1,0145	1,0133	1,013	1,014	1,0110	41	1,4141	1,3604	1,350	1,398	1,3178
3	1,0210	1,0201	1,020	1,022	1,0180	42	1,4285	1,3818	1,371	1,412	1,3281
4	1,0294	1,0270	1,027	1,029	1,0241	43	1,4433	1,3945	1,384	1,426	1,3386
5	1,0370	1,0340	1,033	1,036	1,0303	44	1,4583	1,4074	1,396	1,440	1,3492
6	1,0448	1,0411	1,040	1,044	1,0366	45	1,4735	1,4206	1,480	1,454	1,3600
7	1,0526	1,0483	1,047	1,052	1,0420	46	1,4893	1,4330		1,470	1,3710
8	1,0606	1,0556	1,055	1,060	1,0474	47	1,5053	1,4470		1,485	1,3821
9	1,0687	1,0630	1,062	1,067	1,0530	48	1,5217	1,4615		1,501	1,3934
10	1,0769	1,0704	1,069	1,075	1,0585	49	1,5384	1,4758		1,516	1,4050
11	1,0853	1,0780	1,077	1,083	1,0642	50	1,5555	1,4902		1,532	1,4167
12	1,0937	1,0857	1,084	1,091	1,0700	51	1,5730	1,5051		1,549	1,4286
13	1,1023	1,0935	1,092	1,100	1,0828	52	1,5909	1,5200		1,566	1,4407
14	1,1111	1,1014	1,099	1,106	1,0897	53	1,6092	1,5353		1,583	1,4530
15	1,1200	1,1095	1,107	1,116	1,0968	54	1,6279	1,5510		1,601	1,4655
16	1,1290	1,1176	1,115	1,125	1,1030	55	1,6471	1,5671		1,618	1,4783
17	1,1382	1,1250	1,123	1,134	1,1111	56	1,6667	1,5833		1,637	1,4912
18	1,1475	1,1343	1,132	1,143	1,1184	57	1,6868	1,6000		1,656	1,5044
19	1,1570	1,1428	1,140	1,152	1,1258	58	1,7074	1,6170		1,676	1,5179
20	1,1666	1,1515	1,148	1,161	1,1333	59	1,7285	1,6344		1,695	1,5315
21	1,1764	1,1603	1,157	1,171	1,1400	60	1,7501	1,6522		1,714	1,5454
22	1,1864	1,1692	1,166	1,180	1,1466	61	1,7722	1,6705		1,733	1,5596
23	1,1965	1,1783	1,174	1,190	1,1535	62	1,7950	1,6880		1,758	1,5741
24	1,2068	1,1875	1,183	1,199	1,1604	63	1,8184	1,7070		1,779	1,5888
25	1,2173	1,1968	1,192	1,210	1,1724	64	1,8425	1,7273		1,801	1,6038
26	1,2280	1,2063	1,201	1,221	1,1806	65	1,8669	1,7471		1,823	1,6190
27	1,2380	1,2160	1,211	1,231	1,1888	66	1,9022	1,7674		1,847	1,6346
28	1,2490	1,2253	1,220	1,242	1,1972	67	1,9180	1,7882		1,872	1,6505
29	1,2612	1,2358	1,230	1,252	1,2057	68	1,9447	1,8095		1,897	1,6667
30	1,2727	1,2450	1,239	1,261	1,2143	69	1,9721	1,8313		1,921	1,6832
31	1,2844	1,2562	1,249	1,275	1,2230	70	2,0003	1,8537		1,946	1,7000
32	1,2962	1,2667	1,260	1,286	1,2319	71		1,8765		1,974	1,7172
33	1,3083	1,2773	1,270	1,298	1,2409	72		1,9000		2,002	1,7347
34	1,3207	1,2881	1,281	1,309	1,2500	73		1,9241		2,031	1,7526
35	1,3333	1,2992	1,291	1,321	1,2597	74		1,9487		2,060	1,7708
36	1,3461	1,3103	1,302	1,334	1,2687	75		1,9704		2,087	1,7895
37	1,3592	1,3217	1,313	1,346	1,2782	76		2,0000			1,8085
38	1,3725	1,3333	1,325	1,359	1,2879						

Aräometer für Flüssigkeiten, welche leichter als Wasser sind.

Grade	Baumé nach		Cartier nach		Verd	Grade	Baumé nach		Cartier nach		Verd
	Delegens nach		Delegens nach				Delegens nach		Delegens nach		
	bei 10° R.	bei 10° R.	bei 10° R.	bei 10° R.			bei 10° R.	bei 10° R.	bei 10° R.	bei 10° R.	
0					1,0000	38	0,8334	0,8391	0,8258	0,8336	0,8173
1					0,9941	39	0,8285	0,8343	0,8205	0,8286	0,8133
2					0,9883	40	0,8236	0,8295	0,8153		0,8095
3					0,9826	41	0,8188	0,8246	0,8101		0,8061
4					0,9770	42	0,8141	0,8202	0,8050		0,8018
5					0,9714	43	0,8094	0,8156	0,8000		0,7981
6					0,9659	44	0,8047	0,8111			0,7944
7					0,9604	45	0,8001	0,8066			0,7907
8					0,9550	46	0,7956	0,8022			0,7871
9					0,9497	47	0,7911	0,7978			0,7834
10	1,0000	1,0000			0,9444	48	0,7866	0,7935			0,7799
11	0,9929	0,9932	1,0000		0,9392	49	0,7823	0,7892			0,7763
12	0,9859	0,9865	0,9922		0,9340	50	0,7779	0,7849			0,7727
13	0,9790	0,9799	0,9846		0,9289	51		0,7807			0,7692
14	0,9722	0,9733	0,9771	0,9764	0,9239	52		0,7766			0,7658
15	0,9655	0,9666	0,9697	0,9695	0,9189	53		0,7725			0,7623
16	0,9589	0,9605	0,9624	0,9627	0,9139	54		0,7684			0,7589
17	0,9524	0,9542	0,9552	0,9560	0,9090	55		0,7643			0,7556
18	0,9460	0,9480	0,9481	0,9493	0,9042	56		0,7604			0,7522
19	0,9396	0,9420	0,9412	0,9427	0,8994	57		0,7565			0,7489
20	0,9333	0,9359	0,9343	0,9363	0,8947	58		0,7526			0,7456
21	0,9272	0,9300	0,9275	0,9299	0,8900	59		0,7487			0,7423
22	0,9211	0,9241	0,9208	0,9237	0,8854	60		0,7449			0,7391
23	0,9151	0,9183	0,9143	0,9175	0,8808						
24	0,9091	0,9125	0,9078	0,9114	0,8762						
25	0,9033	0,9068	0,9014	0,9054	0,8717						
26	0,8975	0,9012	0,8951	0,8994	0,8673						
27	0,8918	0,8957	0,8889	0,8935	0,8629						
28	0,8861	0,8902	0,8827	0,8877	0,8585						
29	0,8806	0,8848	0,8767	0,8820	0,8542						
30	0,8751	0,8795	0,8707	0,8763	0,8500						
31	0,8696	0,8742	0,8649	0,8707	0,8457						
32	0,8643	0,8690	0,8599	0,8652	0,8415						
33	0,8590	0,8639	0,8533	0,8593	0,8374						
34	0,8537	0,8588	0,8477	0,8545	0,8333						
35	0,8486	0,8538	0,8421	0,8491	0,8292						
36	0,8435	0,8488	0,8366	0,8439	0,8252						
37	0,8384	0,8439	0,8312	0,8387	0,8212						

Ueber die Prüfung des Essigs auf seinen Gehalt an Essigsäure.

Die Essigsäurefabrikation nimmt so sehr überhand, daß es den Fabrikanten wie dem Publikum daran gelegen seyn muß, Mittel zu besitzen, durch welche die Menge der Essigsäure in den verschiedenen käuflichen Essigsorten sicher bestimmt werden kann. Es ist zwar der Essig nicht bloß ein Gemisch von Wasser und Essigsäure, sondern er enthält immer noch fremdartige Beimischungen, je nachdem er aus Branntwein, Wein, Bier, Malz, Obst, Honig oder Syrup bereitet worden ist, und diese natürlichen Beimischungen können demnach seyn, etwas ungesetzter Weingeist, Weinsäure, Kleeber, Eiweißstoff, Schleim, Stärkemehl, Gerbstoff, selbst einige Salze, die theils in den zur Essigbereitung angewendeten Materialien theils in dem dazu gebrauchten Wasser enthalten waren.

Es ist einleuchtend, daß diese Beimischungen auf den Geschmack des Essigs einen Einfluß haben, und daß manche Essigsorten auch bei gleichem Gehalt an Essigsäure bloß des besseren Geschmacks wegen in den Haushaltungen den Vorzug erhalten, wie dieß bei den Weins- und Obst-Essigen der Fall ist, die ein angenehmeres Aroma besitzen. Immerhin ist aber doch die Essigsäure derjenige Bestandtheil im Essig, wodurch dieser zu allen seinen Anwendungen vorzugsweise geeignet wird, und nach deren relativen Menge der innere Werth und der Preis eines Essigs bestimmt werden kann. Die schwächeren Sorten enthalten nach Otto zwischen 2—4 Procente, die stärkeren zwischen 4—6 pCt., und die stärksten zwischen 6—8 pCt. von der concentrirtesten Essigsäure (Essigsäurehydrat).

Könnte man die Essigsäure in den Essigen durch das Einsinken von Centwaagen (Ärömeter) bestimmen, wie man den Alkohol (wasserfreien Weingeist) in den Branntwein- und Weingeistsorten durch die bekannten

Branntweinwaagen und sicherer noch durch die Alkoholometer bestimmt; so wäre dadurch freilich das einfachste Mittel dargeboten, womit man die Essige ihrem wahren Werthe nach beurtheilen könnte. Das ist aber unmöglich, und diese Unmöglichkeit ist begründet in einem eigenthümlichen Verhalten der Essigsäure zum Wasser und dann in den fremdartigen natürlichen Beimischungen, welche auf das Ärömeter wirken; denn

- 1) die concentrirteste und reinste Essigsäure, welche man darzustellen vermag, zeigt an Baumé's Ärömeter 9° ($= 1,063$ spec. Gew.). Vermischt man diese mit 29,6 pCt. Wasser, so hat diese Säure 11° ($= 1,0791$ spec. Gew.), woraus eine Verdichtung des Wassers zu entnehmen ist, da durch diesen Wassereinsatz die concentrirteste Säure um zwei Grade nach Baumé schwerer geworden ist. Setzt man nach der angegebenen Wassermenge nun weiter noch mehr Wasser zu, so wirkt die mehr als 29,6 pCt. betragende Wassermenge wieder verdünnend auf die Säure ein, und letztere zeigt, nachdem man nach und nach 107,5 pCt. Wasser zugemischt hat, wieder 9° B ($= 1,063$ spec. Gew.), wie im concentrirtesten Zustande. Endlich bei sehr starken Verdünnungen der Essigsäure mit Wasser werden die Grad-Unterschiede so unbedeutend, daß die sorgfältigst dargehaltenen Instrumente dieselben kaum anzeigen könnten; da eine verdünnte Säure, welche 3 pCt. Essigsäure enthält, ein spezifisches Gewicht von 1,005 besitzt und 0,988° Baumé, eine solche aber mit der doppelten Menge Essigsäure, d. i. mit 6 pCt. ein spezifisches Gewicht von 1,009 hat, und 1,001° Baumé anzeigen würde, und somit zwischen der 3- und 6procentigen Essigsäure ein Ärömeter ein Grad-Unterschied von 1000 Baumé's Graden sich ergebe, — ein Unterschied, der wohl durch Rechnung gefunden, aber an der Scala nicht mehr wahrgenommen werden kann.

2) Ausser diesem eigenthümlichen Verhalten der Essigsäure zum Wasser, wodurch die Anwendung eines Aräometers bei der Essiguntersuchung unzulässig wird, sind auch noch jene oben erwähnten Substanzen in Betrachtung zu ziehen, welche in den künstlichen Essigen nothwendig vorhanden sind; denn diese vermehren das specifische Gewicht eben so wie die Essigsäure, und ein Essig, der eine große Menge von solchen Substanzen oder wenig Essigsäure enthält, wird am Aräometer eben so viel Gewichte anzeigen, d. h. scheinbar eben so stark sein, als ein Essig, der viel Essigsäure und wenig von den fremdartigen Substanzen in sich führt.

Da demnach eine Centwaage zur Essiguntersuchung nicht gebraucht werden kann, so benutzt man, wie Otto in seinem vortreflichen Lehrbuche der Essigfabrikation (Braunschweig 1840) auf nachstehende Art beschreibt, allgemein als Bestimmungsmittel des Säuregehalts des Essigs die Sättigungs Capacität desselben, weil diese in geradem Verhältnisse zu jenem steht.

Zwei Klassen von Körpern, nämlich die Säuren und die Basen charakterisiren sich gegenseitig dadurch, daß sie beim Zusammentreffen ihre Eigenschaften gegenseitig verulchten, sich, wie man sagt, neutralisiren oder sättigen.

Die Säuren z. B. färben im aufgelösten Zustand die blaue Lakmussfarbe roth, setzt man dann eine gewisse Menge einer Base hinzu, so kommt die blaue Farbe wieder zum Vorschein. Die Menge der zur Wiederherstellung der blauen Farbe erforderlichen Base ist abhängig von der Menge der vorhandenen Säure, und sie ist für jede Säure genau bekannt.

Färbt man daher einen Essig durch etwas Lakmusrath, so kann man aus der Menge der zur Wiederherstellung der blauen Farbe erforderlichen Base die Menge der Essigsäure berechnen, die in dem Essig enthalten ist.

Die Frage ist nun, welche Base am geeignetsten zu dieser Prüfung ist. Man benutzt sehr allgemein das Koh-

len saure Kali, da die Kohlen säure bei einiger Vorsicht nicht hinderlich ist, und daselbe vor dem reinen Kali viele Vorzüge besitzt.

Im Allgemeinen wird also die Prüfung auf folgende Weise ausgeführt werden: man wägt eine gewisse Menge des Essigs ab, wirft in denselben ein Stück Lakmuspapier und fügt unter gelinder Erwärmung des Essigs so lange kohlen saures Kali hinzu, bis die rothe Farbe des Lakmuspapiers*) eben wieder in die blaue Farbe umgeändert ist; aus der Quantität des hiezu nöthigen kohlen sauren Kalis berechnet man die Menge der Essigsäure, wie gleich weiter gezeigt werden wird.

Das kohlen saure Kali muß aus der Apothek unter dem Namen „kohlen saures Kali aus Weinstein“ (Sal tartari) gekauft werden, und man muß dasselbe in einem trockenen, gut verkorkten Glase aufbewahren, da es aus der Luft Feuchtigkeit anzieht.

Vor der Prüfung setzt man das Gefäß mit dem kohlen sauren Kali auf einer Waage ins Gleichgewicht; was es nach beendeter Prüfung an Gewicht verloren hat, ist das Gewicht des verbrauchten kohlen sauren Kalis.

100 Gran kohlen saures Kali neutralisiren genau 87 Gran der concentrirtesten Essigsäure.

Angenommen, man habe 4 Loth (960 Gran**) eines Essigs zur Prüfung abgemogen; das Glas mit dem kohlen sauren Kali auf der Waage ins Gleichgewicht gebracht, und nach beendetem Versuche gefunden, daß dasselbe 60 Gran an Gewicht verloren habe, so waren 60 Gran kohlen saures Kali erforderlich, um die

*) Das Lakmuspapier wird leicht auf folgende Weise bereitet. Man übergießt 1 Loth Lakmus mit einigen Lothen warmen Wassers, läßt es einige Stunden stehen und bestricht mit der blauen Tinctur mittelst eines Pinsels oder Federbarts feines Weispapier einmal, nämlich so oft, bis es hellblau gefärbt erscheint. Nach dem Trocknen wird es in Streifen geschnitten und ist dann zum Gebrauch fertig.

**) Ein Loth = 340 Gran, 1 Quentchen also = 60 Gran.

Essigsäure in 4 Loth Essig zu neutralisiren. — Da nun 100 Gran kohlensaures Kali 87 Gran Essigsäure anzeigen, so zeigen die 60 Gran kohlensaures Kali $52\frac{2}{3}$ Gran davon an ($100 : 87 = 60 : 52\frac{2}{3}$). Diese $52\frac{2}{3}$ Gran Essigsäure sind in den 960 Gran Essig enthalten, und es enthalten 100 Gran Essig also $5\frac{1}{10}$ Gr. ($960 : 52.2 = 100 : 5.4$). Der Essig enthält also $5\frac{1}{10}$ pCt. Essigsäure. Es ist dieß die Stärke des gewöhnlichen Branntweinessigs.

Fassen wir diese Verhältnisse näher ins Auge, so ergibt sich, daß 11 Gran kohlensaures Kali bei Anwendung von 4 L. Essig stets 1 pCt. Essigsäure anzeigen, und Otto ratet daher, stets diese Menge von Essig zur Prüfung zu verwenden; die verbrauchten Grane kohlensauren Kali's durch 11 dividirt, geben den Procentgehalt des Essigs an Essigsäure.

Erfordern hiernach 4 Loth eines Essigs 49.5 Gran kohlensaures Kali, so enthält derselbe $\frac{49.5}{11} = 4.5$ ($4\frac{1}{2}$) pCt. Essigsäure, erfordern dieselben 69 Gran kohlensaures Kali, so ist der Säuregehalt $\frac{69}{11} = 6.3$ (über $6\frac{1}{4}$) pCt.

Wenn eine größere genaue Tarierwaage zu Gebote steht, der wird nach dem Mitteltheilen mittelst des kohlensauren Kali's leicht und genau den Gehalt an Essigsäure im Essig bestimmen können.

Erleichterungen der Operation lassen sich mehrere finden. So kann man sich in dem Gefäße, in welchem man die 4 Loth Essig ablegt, den Stand der Flüssigkeit durch einen Zeigstich am Glase bezeichnen, wonach man dann das Gefäß bei jedem Versuche stets bis zu diesem Punkte füllt, und so das Wägen vermeidet. Zweckmäßig ist es in diesem Fall, das Gefäß nicht sehr weit, sondern lieber eng und hoch zu nehmen, damit man beim Messen keinen beträchtlichen Fehler begehen kann. Eine Glasröhre vom Mechanikus hiezu angefertigt ist am geeignetsten.

Ferner kann man das kohlensaure Kali in Wasser lösen und ebenfalls messen. Man nehme z. B. auf 11 Quentchen ($2\frac{1}{2}$ Loth) des vollkommen trockenen kohlensauren Kali's (ich erwähne noch einmal, daß es aus Weinstein bereitetes seyn muß), 49 Quentchen ($12\frac{1}{2}$ Loth) Wasser, wo dann jedes Quentchen (60 Gr.) dieser Auflösung 11 Gran des kohlensauren Kali's enthält. Man lasse sich nun vom Mechanikus ein Röhrchen machen, welches ganz angefüllt oder bis zu einem bemerkten Punkte genau 60 Gran dieser Lösung faßt, und jedes solches Maas derselben muß dann in den 4 Loth Essig 1 pCt. Essigsäure anzeigen. Zur größtten Genauigkeit kann man noch das kleine Röhrchen in 4 gleiche Theile graduiren lassen, um Viertelprocente noch genau bestimmen zu können. — Sollte man z. B. zur Sättigung 5 Maas und den vierten Theil des Maases an Kalilösung bedurft, so enthält der Essig $5\frac{1}{4}$ pCt. Essigsäure.

Das Gefäß, in welchem man die Sättigung des Essigs vornimmt, muß geräumig seyn, weil starkes Aufschäumen dabei Statt findet, auch muß man dasselbe, wie schon erwähnt, erwärmen können; eine Ockerasse oder ein Becherglas, die man in warmes Wasser stellen kann, sind dazu anwendbar. Noch zweckmäßiger ist es aber, eine Glasröhre von ungefähr 1 Zoll Weite und ungefähr 12 Zoll Länge zu nehmen, in dieser den Punkt durch einen Zeigstich zu bemerken, bis zu welchem sie 4 Loth Essig faßt, und nun die Sättigung in dieser Röhre selbst auszuführen*). Durch Einstellen in heißes Wasser ist der Essig dann zu erwärmen, weshalb die Röhre nur zugeblasen, nicht mit einem Fuße versehen seyn darf.

*) Zwei Maß, das eine für 4 Loth Essig, das zweite für ein Quentchen der erwärmten Kalilösung werden bei dem Mechaniker nicht über einen Gulden kosten, und jeder Mechaniker wird dieselben nach dem Mitteltheilen leicht anfertigen können. D. t. o.

Im Jahre 1838 kamen mir 12 verschiedene Essigsorten zur chemischen Untersuchung zu, die nach der vorstehenden Weise auf ihren Essigsäuregehalt geprüft wurden, und deren Resultate in Vergleichung mit den Preisen zeigen, daß für die Taxierung dieser Waare gewisse Normen gegeben werden düßten.

Essig	4 Lothe desfeiben sättigten kohlenfaures Kalk	entleerten schin an Essigsäure	und kostete pr. Maß
Neo. 1	42 Ocan	3,8 Procent	4 fr.
„ 2	45 „	4,09 „	4 „
„ 3	50 „	4,5 „	6 „
„ 4	50 „	4,5 „	4 „
„ 5	47 „	4,2 „	4 „
„ 6	42 „	3,8 „	5 „
„ 7	40 „	3,6 „	3 „
„ 8	51 „	4,6 „	6 „
„ 9	44 „	4,0 „	3 „
„ 10	44 „	4,0 „	2 „
„ 11	68 „	6,1 „	8 „
„ 12	74 „	6,7 „	12 „

Weit einfacher geschieht die Ausmittlung des Säuregehaltes mit Otto's Acetimeter, welches in dem oben erwähnten Werke über Essigsäurefabrication so deutlich beschrieben ist, daß es von jedem Mechaniker angefertigt werden kann, und auf Tafel I. abgebildet ist.

Daselbe besteht aus einer einen halben Zoll weiten und 12 Zoll langen Glasröhre, die an dem einen Ende offen und an dem anderen zugeschmolzen ist.

Die gleich zu beschreibenden Theilungen werden auf demselben mittelst Diamant bezeichnet.

Bis an den Punkt a faßt das Instrument 1 Gramm Wasser.

Der Raum zwischen a und b faßt genau 10 Grammen (100 Decigrammen) Wasser bei 13° R.

Die Räume zwischen b und c, c und d, d und e u. s. w. fassen jeder 2,030 Gr. (208 Centigrammen) Wasser von derselben Temperatur, deren Volumen dem Volumen von 2,07 Gr. Ammoniakflüssigkeit von 1,369 pCt. Ammoniakgehalt gleich ist. 2,07 Gr. von dieser Ammoniakflüssigkeit sind nämlich gerade erforderlich, um 1 Decigramm concentrirter Essigsäure (Eisessig) zu neutralisiren.

Diese letzten Räume, nämlich zwischen b und c, c und d u. s. w., werden noch jeder in 4 Theile getheilt, und man bezeichnet sie nach der Abbildung mit 1, 2, 3 u. s. w. Sie zeigen die Procente an Essigsäure an.

Um mit diesem Acetimeter einen Essig zu prüfen, füllt man den Raum bis a mit Lackmustinktur, die man sich zu diesem Zwecke aus 1 Quentchen Lohwurz und 4 Loth Wasser bereitet.

Dann gießt man vorsichtig und genau bis b von dem zu prüfenden Essig, welcher nun mit der Lackmustinktur eine rothe Flüssigkeit bildet.

Nun setzt man von der Proberflüssigkeit (wie schon erwähnt, einer Ammoniakflüssigkeit von 1,369 pCt. Gehalt an Ammoniak) allmählich so viel hinzu, bis nach dem Umschütteln die rothe Farbe der Flüssigkeit sich eben wieder in Blau umändert. — Der Stand der Flüssigkeit in der Röhre nach beendetem Versuche ergibt den Gehalt an Essigsäure in Procenten. Hätte man z. B. bis g von der Proberflüssigkeit aufgeben müssen, um die blaue Farbe wieder herzustellen, so enthält der Essig $4\frac{1}{2}$ Procent Essigsäure.

Um genaue Resultate mit diesem übrigens sehr leicht zu behandelnden Instrumente zu erhalten, ist es erforderlich, daß man bei dem Einlegen der verschiedenen Flüssigkeiten vorsichtig zu Werke gehe; man gieße stets nicht auf einmal bis an den vorgezeichneten Strich, sondern bleibe immer etwas darunter, und warte dann ab, bis die an den Glaswänden haftende Flüssigkeit herabgelaufen ist.

Besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt ist noch bei dem Zugeben der Probestlüssigkeit nothwendig. Nach dem Zugeben einer Portion derselben verschließe man die Oeffnung der Röhre mit dem Daumen, und kehre dann dieselbe einigemal um, damit die Probestlüssigkeit sich mit dem Essig gehörig mische, was man an der Gleichzeitigkeit der Färbung gleich erkennt; dann ziehe man den Daumen von der Oeffnung aus die Weise ab, daß man die an denselben haftende Flüssigkeit an dem Rande der Röhre wiebee abstreicht. Anfangs braucht man mit dem Zusehen der Probestlüssigkeit nicht sehr ängstlich zu seyn, sobald aber die hellrothe Farbe anfängt dunkler zu werden, darf man nur sehr geringe Quantitäten auf einmal zugeben, damit man nicht inehe zusetzt, als zur Wiederherstellung der blauen Farbe eben erforderlich ist.

Hat man sehr starke Essige zu prüfen, welche mehr Procente enthalten, als auf den Instrumenten bemerkt sind (was indeß wohl nur sehr selten der Fall seyn dürfte), so kann man dasselbe doch anwenden, wenn man den Raum zwischen a und b durch einen Punkt β in zwei Theile theilen läßt. Man füllt dann bis β mit dem zu prüfenden Essige, und ergänzt das bis b noch fehlende Wasser. Es leuchtet ein, daß, wenn man nun die Prüfung mit der Probestlüssigkeit vornimmt, die erhaltenen Procente mit 2 multiplicirt den wahren Gehalt des Essigs an Essigsäure anzeigen.

Hat man im Gegentheil nur sehr schwache Essige zu untersuchen, so kann man die Probestlüssigkeit mit einem gleichen Gewichte Wassers verdünnen, wo dann

bei der Prüfung 2 Grade des Aetimeters 1 Procent Essigsäure anzeigen werden.

So leicht und sicher man mit diesem Aetimeter den Gehalt an Essigsäure ausmitteln kann, so sehr ist, wie leicht einzusehen, dessen Sicherheit von der Genauigkeit abhängig, mit welcher die Probestlüssigkeit dargestellt worden ist.

Um diese Darstellung zu erleichtern, hat Otto folgende Tabelle berechnet:

Ammoniakflüssigkeit		Um 1000 Theile der Probestlüssigkeit von 1,369 Proc. Ammoniakgehalt darzustellen sind erforderlich:	
welche in 100 an Ammoniak enthält	setzt ein specifisches Gewicht von	an Ammoniakflüssigkeit	an Wasser
12,000	0,9517	114,09	886,03
11,875	0,9521	115,3	884,7
11,750	0,9526	116,5	883,5
11,625	0,9531	117,8	882,2
11,500	0,9536	119,0	881,0
11,375	0,9540	120,0	880,0
11,250	0,9545	121,7	878,3
11,125	0,9550	123,0	877,0
11,000	0,9555	124,5	875,5
10,954	0,9556	125,0	875,0
10,875	0,9559	126,0	874,0
10,750	0,9564	127,3	872,7
10,625	0,9569	129,0	871,0
10,500	0,9574	130,4	869,6
10,375	0,9578	132,0	868,0
10,250	0,9583	133,5	866,5
10,125	0,9588	135,0	865,0
10,000	0,9593	137,0	863,0
9,875	0,9597	138,6	861,4
9,750	0,9602	140,4	859,0
9,625	0,9607	142,3	857,5
9,500	0,9612	144,0	856,0
9,375	0,9616	146,0	854,0
9,250	0,9621	148,0	852,0
9,125	0,9626	150,0	850,0
9,000	0,9631	152,0	848,0
8,875	0,9636	154,0	846,0
8,750	0,9641	156,4	843,6
8,625	0,9645	159,7	841,3
8,500	0,9650	161,0	839,0
8,375	0,9654	163,5	836,5

Weichte in 100 an Ammoniak enthält	zeigt ein spe- cificches Ge- wicht von	um 1000 Theile der Probeflüs- sigkeit von 1,369 Proc. Ammo- niakgehalt darzustellen sind erforderlich:	
		an Ammono- niakflüssigkeit	an Wasser
8,250	0,9659	166,0	834,0
8,125	0,9664	168,3	831,5
8,000	0,9669	171,0	829,0
7,875	0,9673	173,8	826,2
7,750	0,9678	176,6	823,4
7,625	0,9682	179,3	820,5
7,500	0,9688	182,3	817,3
7,375	0,9692	185,6	814,4
7,250	0,9697	188,8	811,2
7,125	0,9703	192,0	801,0
7,000	0,9707	195,6	804,4
6,875	0,9711	199,0	801,0
6,750	0,9716	202,8	797,2
6,625	0,9721	206,6	793,4
6,500	0,9726	210,6	789,4
6,375	0,9730	214,7	785,3
6,250	0,9735	219,0	781,0
6,125	0,9740	223,3	776,3
6,000	0,9745	228,0	772,0
5,875	0,9749	233,0	767,0
5,750	0,9754	238,0	762,0
5,625	0,9759	243,4	756,6
5,500	0,9764	249,0	751,0
5,375	0,9768	254,7	745,3
5,250	0,9773	260,5	739,4
5,125	0,9778	267,0	733,0
5,000	0,9783	273,8	726,2

Der Gebrauch dieser Tabelle ergibt sich fast von selbst. Man kauft aus einer Apotheke oder von Dro-
guisten Ammoniakflüssigkeit (Salmiakgeist, Salmiakspiri-
tus), und läßt sich das spezifische Gewicht derselben
ganz genau bei einer Temperatur von 15° R. er-
mitteln. Davon hängt die Genauigkeit des ganzen
Prüfungsverfahrens ab, deshalb darf man sich auf die
gewöhnlichen Angaben, z. B. in den Preiscouranten,
durchaus nicht verlassen.

Angenommen, das spezifische Gewicht sei zu 0,971
gefunden, so sucht man diese Zahl oder die ihr nächst
kommende in der zweiten Spalte der Tabelle auf; man

findet daneben in der ersten Spalte, daß diese Ammo-
niakflüssigkeit 6,875 Procent Ammoniak enthält, die
dritte und vierte Spalte zeigen an, daß von derselben
199 Theile (Quentchen) mit 801 Theilen (Quentchen)
Wasser zu vermischen hat, um die Probeflüssigkeit von
1,369 Procent Ammoniakgehalt darzustellen.

Man kann sich auch in dem Falle, daß die einmal
nach dem spec. Gew. der Ammoniakflüssigkeit gemischte
Probeflüssigkeit fast verbraucht ist, eine andere Quanti-
tät der letzteren bereiten, ohne das spec. Gew. einer
künstlichen Ammoniakflüssigkeit zu kennen, nämlich auf
folgende Weise.

Sobald die Probeflüssigkeit, die man sich am
zweckmäßigsten gleich mit dem Instrumente von dem
Mechaniker hat anfertigen, oder aber die man sich in
einer Apotheke nach vorstehender Tabelle hat mischen lassen,
und die zur Unterscheidung die Normalprobeflüs-
sigkeit genannt werden soll, fast verbraucht ist, kauft man
aus einer Apotheke oder von einem Droguisten eine
beliebige Menge, etwa 1 Pfund Ammoniakflüssigkeit;
das spec. Gew. derselben braucht gar nicht bestimmt zu
werden; man mischt nun dieselbe mit 4 Theilen, also
im genannten Falle mit 4 Pfund Regenwassers oder
destillirten Wassers. Mit dieser Mischung prüfe man
nun im Aëtimeter einen Essig, dessen Säuregehalt man
vorher ganz genau durch die Normalprobeflüssigkeit
ausgemittelt, wie wollen annehmen zu 5 Procent, ge-
funden hat.

Zeigt auch diese Mischung den Gehalt an Essig-
säure genau zu 5 Procent an, so besitzt dieselbe die
Stärke der Normalprobeflüssigkeit, und sie ist als Pro-
beflüssigkeit sofort anwendbar. Nur selten aber wird
dieser Fall eintreten; in der Regel wird sie den Säure-
gehalt des Essigs zu gering angeben, was dann den
Verweis liefert, daß sie zu viel Ammoniak ent-
hält, also noch mit Wasser verdünnt werden muß, um
die Probeflüssigkeit darzustellen.

In welchem Verhältnisse diese Verdünnung vorzu-

nehmen sey, erfieht man leicht aus der Anzahl von Procenten, welche diese Mischung anzeigt. Gesezt, sie gäbe den Gehalt des obigen Essigs nur zu $4\frac{1}{2}$ Proc. an, statt zu 5 Procent, wie es die richtige Probestüssigkeit thut, so ist natürlich in $4\frac{1}{2}$ Theilen derselben gerade so viel Ammoniak, als in 5 Theilen der letzteren enthalten, und man muß auf $4\frac{1}{2}$ Theile noch $\frac{1}{2}$ Theil Wasser zugeben, also z. B. auf $4\frac{1}{2}$ Pfund derselben noch $\frac{1}{2}$ Pfund Wasser. Oder hätte die Normalflüssigkeit im Essige $4\frac{1}{2}$ pEt. Säure gezeigt, die Mischung aus 1 Ammoniak und 4 Wasser aber nur $3\frac{1}{2}$ pEt., so müßten $3\frac{1}{2}$ Pfund derselben mit $1\frac{1}{2}$ Pfund Wasser verdünnt werden ($4\frac{1}{2}$ weniger $3\frac{1}{2} = 1\frac{1}{2}$), um eine Flüssigkeit zu geben, die wie die Normalflüssigkeit den Gehalt in diesem Essige auch zu $4\frac{1}{2}$ pEt. anzeigt, daher mit dieser gleich stark seyn muß.

Sollte die bereitete Mischung den Gehalt an Essigsäure höher angeben, als die Normalprobestüssigkeit, was indeß nur selten der Fall seyn wird, so ist dieselbe schwächer, man muß dann noch Ammoniak zugeben und den Versuch von Neuem beginnen.

Uebrigens läßt sich diese Normalprobestüssigkeit am einfachsten mit einem Aërometer darstellen, an dessen Scala die specifischen Gewichte angegeben sind, wie sie der Mechanikus Rath dahier (Kindermarkt No. 6) darstellt, der auch Otto's Aëtimeter aufsetzt.

Obgleich ohne alle Ausnahme die Anwendung der Ammoniakflüssigkeit vor der Anwendung des kohlensauren Kali's bedeutende Vorzüge besitzt, so hat Otto doch noch das erwähnte Aëtimeter auch für das kohlensaure Kali anwendbar zu machen gesucht.

Wenn man sich 8 Quentchen (2 Loth) von dem früher erwähnten reinen, kohlensauren Kali aus Weinstein in 144 Quentchen Wasser auflöst, so erhält man eine Flüssigkeit, die mit der Ammoniakprobestüssigkeit fast ganz gleiche Sättigungscapacität besitzt*) und die

man daher statt derselben zur Prüfung benutzen kann. Die Darstellung dieser Probestüssigkeit ist viel leichter, aber die Prüfung damit erfordert mehr Aufmerksamkeit, weil die entweichende Kohlensäure heftiges Aufschäumen verursacht; man darf nur wenig davon auf einmal in das Aëtimeter zu dem Essig geben, und durch vorsichtiges Bewegen die Mischung mit dem Essig langsam vor sich gehen lassen. Einige Versuche lassen am besten die nöthigen Vorsichtsmaßregeln erkennen. Durch Einsetzen in warmes Wasser muß auch hier der Essig erwärmt werden.

Ich kann mir wohl denken, daß Manche meiner Leser schon eher, als sie das Ende der Beschreibung von Otto's Aëtimeter erreicht haben, mit Neugierde an die Prüfungsmittel gedacht haben, womit man wohl den spanischen Pfeffer, den Galgant, die Aronwurzel, den Bernstein, die Paradieskörner, die Kesteralbäeren und dergleichen scharfe Körper, dann die Schwefelsäure u. s. w. in den Essigen ausmittle; denn es geht hinein mit den Essigen, wie mit den Vieren, — man überfiehet aus Haß in dem Aufspüren der Verfälschungsmittel den wahren Gehalt, den dieselben Produkte haben sollen, und stellt sich so an, als hätte man nur mit verfälschten Vieren und mit verfälschten Essigen zu thun. Es ist wahr, daß den Essigen manchmal von obigen scharfen Zusätzen beigegeben wird, aber vor Allem hat man auf den wahren Gehalt an Essigsäure zu sehen, und daraus wird sich dann im Vergleiche mit dem Geschmache, einigen chemischen Reactionen, worüber ich ein andermal zu schreiben gedenke, und dann auch im Vergleiche mit dem Preise eines Essigs ergeben, ob man gegen denselben einen gegründeten Verdacht erheben könne.

Rfr.

tigung von 0,100 Grammen Essigsäure erforderlich. 2,19 Gramme dieser Lösung nehmen aber den Raum von 3,08 Grammen Wasser ein, weil ihr spec. Gew. größer als das des Wassers ist.

*) 2,19 Gramme dieser Lösung enthalten nämlich 0,115 Gramme kohlensaures Kali, und diese sind zur Sätti-

Gemeinnützige Mittheilungen und Bekanntmachungen.

Ueber die Fabrication der transparenten Oblaten.

Die Fabrication der transparenten und Relief-Oblaten, worin sich besonders die Fabrik von J. F. Henl et Comp. in Berlin, Leipziger StraÙe Nr. 75, rühmlichst hervorgethan hat, wird in neuester Zeit so schwunghaft betrieben, daß die Verfertigung der Teig-Oblaten dadurch ganz verdrängt zu werden scheint, oder nur auf den beschränkten Absatz für die Bureau's zurückgewiesen wird. Es mag daher unsern Lesern nicht unwillkommen seyn, wenn wir die unständliche Darstellungsdart derselben aus dem polytechnischen Archiv No. 16 S. 127 hier mittheilen.

Das wohlfeilste Material zur Bereitung der Gelatine, welche sich zu transparenten Oblaten eignet, sind die thierischen Knochen.

Hausenblase ist zu theuer, und die anderen Leimsorten eignen sich deswegen nicht hierzu, weil ihre Galerte nicht die Klebefähigkeit hat, wie die der Knochen. Man muß daher sehr wohl den Unterschied erkennen, zwischen Leimen und Kleben.

Ein guter Leim wird für Holzwaaren ein vorzügliches Bindemittel seyn, aber zur Verwendung als Oblate leistet er keinesweges die nöthigen Dienste.

Der gute Leder- oder Fellschleim, angefeuchtet, saugt das Wasser auf, aber er hat noch immer die Fähigkeit mehr aufzunehmen, ohne dadurch die Eigenschaft zu erlangen, bei gewöhnlicher Temperatur sich dem Körper anzufügen oder anzusaugen, welchen er zusammenzuhalten soll, mit einem Worte, die Oblaten-Gelatine muß nicht die Eigenschaft eines guten Leims, sondern die des Gummii arabicum angenommen haben, ohne gerade die Elasticität des ersten zu entbehren. Die Löslichkeit und das Durchsichtige, gleich dem Glase, ge-

statten es, die Gelatine mit allen laßenden wie deckenden Farben zu verbinden, wodurch es möglich wird, den Oblaten eine bei weitem größere Farbenmännigfaltigkeit und Mäandring zu geben.

Zur Bereitung der Gelatine wählt man weisse, markfreie und nicht zu alte Knochen aus, wäscht diese in hölzernen Gefäßen vollkommen rein, indem man wiederholt frisches Wasser zufließen und das benutzte ablaufen läßt, und verkleinert dieselben noch durch Zerschlagen in gleich große Stücke.

In Häßern oder noch besser in geräumigen Stein-töpfen werden die zertheilerten und gewaschenen Knochen mit concentrirter Salzsäure, welche vorher mit dem gleichen Gewichte reinen Wassers versetzt worden, übergoßen, so daß solche ganz von der Flüssigkeit bedeckt werden. In gewöhnlicher Temperatur überläßt man die Knochen so lange der Einwirkung der Säure (wo bei man kein anderes Hülfsmittel anwendet, als öfteres Ab- und Wiederaufgessen derselben, ohne die Knochen einer etwaigen festigen Veräbrung durch Umwenden mit Hölzern oder dergleichen auszufehen), bis diese ihre möglichste Wirkung ausgeübt hat, h. mit dem, in den Knochen enthaltenen phosphorsauren Kalk sich gesättigt hat. Man vermeidet darum das Einwirken einer zu starken Säure, wie die Anwendung einer höheren Temperatur als die der gewöhnlichen Atmosphäre, um die Gelatine hierdurch nicht einer Zersetzung zu unterwerfen, welche für die Beschaffenheit der zu erzielenden Masse nur nachtheilig werden kann. Man bemerkt bei diesem Verfahren, daß die äußere Form der Knochen nicht verändert wird, doch macht sich durch das Anfüllen derselben die Extraction der erdigen Substanz, nämlich des phosphorsauren Kalks, bald wahrnehmbar. Es ist ferner nicht nöthig, daß man mit einem Male, durch etwa größeren Zusatz von Säure, die Knochen vollkommen ausziehe, sondern im Gegentheile ist es

zweckmäßig, dies theilweise zu bewerkstelligen, weil man auf diese Weise sicherer operirt und ein reineres Product erlangt. Sobald man die aufsteigende Einwirkung der Säure nicht mehr wahrnimmt, wird dieselbe entfernt, und kann die Flüssigkeit, wo die Gelegenheit sich dazu darbietet, zu verschiedenem Zweck benutzt werden. Zur Fabrication des Phosphors eignet sich diese ganz vorzüglich und wird auch dazu an einigen Orten verwendet. Ferner erhält man durch Niederschlagen mit Kreide oder einem kohlensauren Alkali daraus einen weissen Körper, der sich als Verbindungsmittel für verschiedene Farben eignet.

Die von der Säure befreiten Knochen werden so gleich mit möglichst kaltem Wasser übergossen, ebenfalls mit der Vorkehrung, daß dieselben dabei nicht gewaltsam durch einander geworfen werden, was man so lange wiederholt, bis das Wasser ein hinein gehaltenes blaues Lakmuspapier nicht mehr, oder doch nur sehr schwach röthet. Am zweckmäßigsten geschieht dies in einem hölzernen Gefäß, welches unten mit einem Zapfen versehen ist, und oben ein Sieb enthält, auf welches das frische Wasser fließt, welches man so lange zuströmen läßt, bis das ablaufende die verlangten Eigenschaften angenommen hat.

Die gewaschenen Knochen werden in einen kupfernen Kessel gethan, der mit einem Deckel und Rohr versehen ist, und aus zweckmäßigsten durch Dämpfe geheizt werden kann, da über freiem Feuer keine so schöne Gelatine erzielt wird, wie überhaupt die Einrichtung dieses Apparats derjenigen sehr ähnlich ist, welche die Zuckersiederereien beim Raffiniren anwenden.

Arbeitet man nur ganz im Kleinen, so wird es allerdings nicht nöthig seyn, sich besonders complicirter Vorrichtungen zu bedienen, und der einigermaßen gewandte Arbeiter sieht hierbei bald jeden Vortheil ab.

Ob bei Trennung der Gallerte von den noch unzersehten Knochen mehr oder weniger oder gar kein Wasserzusaß zu machen sey, wird eine kleine Probe sehr bald lehren. Man nimmt zu dem Ende etwas von

den gewaschenen und extrahirten Knochen in einen Löf-
fel, erhitzt denselben behutsam über einer Spirituslampe, und läßt von der schmelzenden Gallerte etwas auf ein kaltes Glas- oder Porzellangefäß tropfen. Nach der Erstarrung und Erstarrung wird man aus der mehr oder minder festen Beschaffenheit der Masse sogleich beurtheilen, ob man weiter abgudampfen hat, oder etwa einen Wasserzusaß machen muß.

Es ist darum nöthig, einen Deckel mit einem Rohr, aus welchem die Wasserdämpfe ausströmen, zu haben, oder das Concentriren unter einem leeren Raum (vacuum), wie in den Zuckerraffinerien, zu bewerkstelligen, damit die Bildung einer Haut auf der Gelatine vermieden werde.

Ist die Concentration der Gelatine bis zu dem gewünschten Punkte gediehen, so schreitet man zum Filtriren derselben. Es ist dies eine Arbeit, welcher sich unsre Leimsfabrikanten sehr selten oder wohl gar nicht unterziehen, und die doch in so manchem Betracht von so wesentlichem Nutzen ist. Das Filtrum besteht aus einem hölzernen Cylindrer oder Fuß, welches mit einem Deckel verschlossen werden kann. Etwa in der Mitte dieses Fasses innerhalb ist ein hölzerner Rand befestigt, auf welchem ein Rahmen ruht, der mit einem flanelle-
Tuch überspannt ist. Die Jugen des Rahmens, wo er die Wände des Fasses berührt, werden mit loser Baumwolle verstopft. Das Fuß hat dicht unten über dem Boden einen Zapfen zum Ablassen des Filtrats. Bevor man das Filtriren unternimmt, werden heiße Wasserdämpfe in das Fuß geleitet, oder durch siedendes Wasser das flanelle Filtrum wie die Wände des Fasses dergestalt beneht, daß der Apparat im Innern eine möglichst hohe Temperatur annimmt. Man bringt man die Gelatine so heiß wie möglich und anfangs nicht in einem zu großen Quantum, damit sich der Rahmen nach und nach fülle, auf das Filtrum und schließt den Apparat durch den Deckel. Das Verdecken desselben ist deswegen unumgänglich nöthig, weil, wenn man dies unterlässe, die sinkende Temperatur die Gelatine erstarr-

ren machen, bevor dieselbe das Filtrum gänzlich passirt, oder sich eine dicke Haut bilden würde, welches im Verfolg der Arbeit sehr hinderlich wäre. Durch das Zudecken wird aber Welches vermieden. Die aussteigenden Wasserdämpfe wenden nicht allein das Entstehen einer Haut ab, sondern tragen auch zur Erhaltung einer höhern Temperatur bei.

Die filtrirte Gelatine wird nun durch den Zapfen in Steintöpfe abgelassen, die man wohl zudeckt. In diesen Töpfen, wenn man für diesen Zweck nicht einen anderen und größeren Apparat construiren will, muß sich das Filtrate klären, zu welchem Ende man dieselben an einem geeigneten Orte einer Temperatur von 40 — 50° R. Wärme aussetzt und während 5 — 6 Stunden stehen läßt. Haben sich die noch durch das Filtrum hindurchgedrängten Unreinigkeiten zu Boden gesetzt, so bringt man die Gefäße in eine möglichst kalte Temperatur und läßt die Gallerte vollständig erstarren. Die Töpfe oder die sonst hierzu beliebigen Gefäße haben eine konische Form, und hierdurch wird es möglich, die erstarrte Gelatine, ohne solche zu zerreißen, herauszunehmen.

Mittels eines Messers oder eingespannten Drahts löst man den Bodensatz, so weit es nöthig ist, ab, und theilt das Ganze in kleinere Partien, die man wiederum in Tafeln schneidet und auf Rehen trocknen kann. Das Trocknen der Gelatine ist denselben Bedingungen unterworfen wie der Fischleime, wenn gleich ihr Salzgehalt und die salzsaure Verbindung, in welche ein kleiner Theil derselben eingegangen, dazu beiträgt, daß durch einen ungünstigen Zustand der Atmosphäre weniger schnell die Fäulniß eintritt. Im Allgemeinen sind die Anstalten, welche die Leinsfabriken, die im Großen arbeiten, zum Trocknen ihres Fabrikats benutzen, sehr ungenügend. Man hängt ganz von der Jahreszeit und von der Witterung ab. Die Gelatine erfordert zuerst eine niedrige Temperatur, um zu erstarren und ferner auszutrocknen, bedarf sie einer etwas bewegten, trocknen Luft und keiner zu starken Wärme. Den Sonnenstrahlen

in der warmen Jahreszeit direct ausgesetzt, würde sie flüssig werden und von den Dorden ablaufen, weshalb man sie in einen schattigen, bedeckten und doch luftigen Raum bringen muß.

Es wäre demnach noch eine Aufgabe für die Fabrikation der Gelatine im Großen, eine zweckmäßige Trockenanstalt zu erfinden, deren Anwendung jedoch das Fabrikat nicht vertheuern dürfte. (Schluß.)

Ueber die ausschließlich privilegirte Kopfnägelfabrik von J. Doskal zu Herzogenburg bei St. Pölten in Oestreich.

(Aus Görke's Aug. Bauzeitung Bd. IV. S. 332.)

Die Nägel sind für den praktischen Architekten eine Sache von so großer Wichtigkeit, und es sind, da die Handarbeit dieselben trotz des großen Verbrauches dennoch immer kostspielig genug macht, so vielfache Versuche unternommen worden, dieselben durch Anwendung von Maschinen bei deren Anfertigung zu billigeren Preisen und dennoch besser herzustellen, daß wir es für angemessen halten, das bauende Publikum auf ein Institut aufmerksam zu machen, das sich schon einige Jahre hindurch mit seinem Fabrikate den gerechten Beifall aller Dorer erworben hat, welche Gelegenheit hatten, dasselbe anzuwenden.

Es ist dies die Kopfnägelfabrik von J. Doskal in Herzogenburg; ihr jetziger Besitzer hat die ursprüngliche Erfindung der sehr scharfsinnig combinirten Maschinen, durch welche die Nägel gefertigt werden und die von dem bei der k. k. Münze in Wien angestellten, eben so kenntnißreichen als genialen Ingenieur Wenrm herührt, durch praktischen Ueberblick und Sachkenntniß geleitet, nach und nach so sehr verbessert, daß das jetzt durch dieselben erzeugte Produkt kaum noch etwas zu wünschen übrig lassen dürfte.

Die Nägel, von denen in Fig. 1 — 3 auf Taf. II. der größte und kleinste dargestellt ist, werden in sieben Sorten von verschiedener Größe, von 2½ bis 3½ Zoll Wiener Maß vorliegend, gefertigt, haben sogenannte zweilappige Köpfe und sind an zwei Seiten, fast ihrer ganzen Länge nach, feilenartig geschöpft, wodurch sich das Holz so zu sagen an dieselben ansaugt und durch die vermehrte Friction eine weit größere Haltbarkeit erlangt wird, als die den gewöhnlichen, glatt geschmiedeten Nägeln. An den Spitzen sind jene Nägel sehr weich und zum Ummieten eingerichtet, während sie dennoch steif genug sind, um, wie Versuche dies mehrfach bewiesen haben, in jede weiche Holzart eingeschlagen werden zu können, ohne daß es des Vorbohrers bedürfte. Bemerkenswerth dürfte es sein, daß der Preis dieser Nägel den der geschmiedeten nicht übersteigt, während der Verlust im Laufe der Arbeit bei jenen kaum den fünfzehnten Theil so groß ist, als bei diesen.

Zur Fabrication selbst, die ganz auf kaltem Wege geschieht, ist eine Combination vier verschiedener Maschinen erforderlich, von denen die eine den Nagel aus einer flachen Schiene des besten Steiermärker Eisens schneidet, und die drei andern denselben vollenden, d. h. den Kopf schneiden, ausziehen und den Schaft schrägen. Ein solches System von vier Maschinen bedarf zu seiner Bedienung eines einzigen erwachsenen Tagewerkes und vier Hilfsarbeiter, welche allenfalls Kinder von 12 bis 14 Jahren seyn können. Ein Schlossergeist ist erforderlich, um zwei zu einander gehörige Systeme, von denen eines immer die Reserve bildet, um beim Nachschärfen und etwaigen Reparaturen den Betrieb nicht zu stören, zu überwachen, die Instrumente, mit denen die Maschinen arbeiten, wenn sie stumpf werden, zu schleifen, zu repariren und an die Stelle der unbrauchbaren neue zu verfertigen. Zwei Maschinensysteme bedürfen zu ihrem Betriebe nur einer einzigen Pferdekraft und sind dann geeignet, auch die größte Sorte Nägel zu liefern.

Mit welcher Schnelligkeit die Maschinen arbeiten, möge folgender Ueberblick zeigen. So viele Umdre-

hungen das Schwungrad der Maschine in einer Minute macht, so viele wirkende Momente bietet dieselbe zur Fabrication dar, und da die durchschnittliche Zahl dieser Rotationen in der Minute 45 beträgt, so äußert jede einzelne Maschine ihren Effect an 45 Nägeln, so daß das ganze System eben so viele Nägel in einer Minute macht. Rechnet man nun den Tag zu 13½ Arbeitsstunden und bringt davon ¼ für Zeitverschumnis u. s. w. in Abrechnung, so werden von jedem Maschinensystem

in der Minute mindestens	30 St. Nägel,
in der Stunde	1800 „ „
in einem Tage	24300 „ „
in einem Jahre	7290000 „ „

vollendet werden können. Daß diese Annahme nicht zu hoch sey, bekräftigen amtliche Erhebungen, denen zu Folge in 5 Minuten 272 Stück Nägel, also in einer Minute über 54 Stück, wirklich ausgearbeitet worden sind. — Der Eisenverlust beträgt etwa 5 pCt., und der Abfall der Nägelschienen, etwa ½, wird von dem Hüttenwerke mit ½ des Einkaufspreises vergütet.

Dem Vernehmen nach ist der Patentbesitzer auch jetzt noch, wie vor zwei Jahren, erbötig, sein Fabricationsgeheimniß denjenigen Fabricanten im Auslande, denen daran gelegen seyn sollte, diesen Betriebszweig in ihrem Vaterlande auszubreiten, unter billigen Bedingungen abzutreten*).

Ueber die Bereitung des Königswassers.

Das Königswasser wird von vielen Gewerbetreibenden zum Auflösen von Metallen u. s. w. gebraucht, und Jeder derselben weiß, daß man es durch Zusammenmischen von Salzsäure (Salzgeist) und Salpetersäure (Scheidwasser) erhält, aber keiner weiß bestimmt anzu-

*) Bei uns ist der kgl. Kammerer Frhr. v. Krtter in Gichpofen dafür seit einem Jahre patentirt. Kunst- und Gewerbeblatt 1839 S. 767.

geben, wie viel er von der einen und von der andern Säure nehmen muß; sondern die Erfahrung hat sie darüber gelehrt, daß sie die beiden Säuren fast jedesmal in einem andern Verhältnisse mischen müssen, wenn sie ein gehörig wirksames Königswasser erhalten sollen, und vielen, die immer ihr gewisses Verhältniß von der einen und der andern Säure dazu nehmen, ist bekannt, daß sie bald ein wirksames bald ein schwaches Königswasser bei den nämlichen Mengen von Salz- und Salpetersäure erhalten.

Dieses Mißverhältniß gründet sich auf die verschiedene Stärke beider Säuren, welche nicht immer gleich im Handel vorkommen. Es ist daher erforderlich, daß man die beiden künstlichen Säuren jedesmal mit einer Centwaage, auf deren Scala die specifischen Gewichte angegeben sind, und zu deren Verfertigung ich dem Mechanikus Rath dahier (Mindermarkt Nr. 6) Anleitung gegeben habe, prüfe, und dann die beiden Säuren, wenn man ihre specifischen Gewichte ausgemittelt hat, in dem Gewichtsverhältnisse mit einander mische, wie nachstehende aus Plessl's Encyclopädie B. 7 S. 117 entnommene Tabelle angibt:

Auf 100 Theile Salzsäure von fol- gendem specifischem Gewichte	Salpetersäure von spec. Gewichte					
	1.40	1.35	1.30	1.25	1.20	1.15
1.20	108	126	150	178	218	284
1.18	94	108	130	154	190	246
1.16	82	96	114	136	168	218
1.14	72	84	100	118	146	190
1.12	62	72	86	102	126	162
1.10	52	60	72	86	106	136

Zindet z. B. ein Metallarbeiter auf diese Weise das specifische Gewicht seiner eingekauften Salzsäure

= 1,20 und daß der Salpetersäure = 1,30; so muß er von der ersteren 100 Loth, von der letzteren 150 Loth oder auf 1 Loth Salzgeist $1\frac{1}{2}$ Loth Scheidewasser nehmen, um Königswasser zu erhalten.

Beide Säuren müssen in einem solchen Verhältnisse gemischt werden, daß sie sich gegenseitig vollständig in Chlor und salpetrige Säure zersetzen, wenn sie ganz genüßt werden sollen; und dies geschieht, wenn man nach dieser Anleitung verfährt. Ein Ueberschuß von der einen oder der andern Säure nützt nichts, sondern geht für den Metallarbeiter geradezu verloren.

Rfr.

Verbesserungen in der Fabrikation von Knöpfen. Von E. M. Jaquin in London.

(Aus Dingle's polit. Journ. B. LXXV. S. 29.)

Meine Erfindung betrifft die Verzierung der mit Seide oder einem andern Gewebe überzogenen Knöpfe mit erhabenen gepressten Figuren oder Mustern, diese mögen auf den bereits vollendeten Knöpfen, oder vorläufig auf den zum Ueberziehen der Knöpfe bestimmten Zeuge angebracht werden. Das Pressen erhabener Muster auf Papier, Seidenzeug und andere Fabricate mittelst entsprechender Model ist zur Genüge bekannt, und ich nehme es deshalb auch nur in sofern in Anspruch, als es zur Verzierung der Knopfüberzüge benutzt wird.

Es ist klar, daß, wenn man dem zum Ueberziehen der Knöpfe verwendeten, erhabenen gepressten Seidenzeug oder sonstigen Gewebe keine weitere Zubereitung geben würde, die Schönheit des auf sie gepressten Musters sehr schnell durch die Abnutzung und durch die auf sie wirkende Feuchtigkeit Schaden leiden würde. Aus letzterem Grunde ist es auch wünschenswerth, daß der Kitt oder die Masse, womit man das Muster halt-

bar zu machen beabsichtigt, so viel als möglich wasserdicht und wasserbeständig sep. Ich wende deshalb zu diesem Zwecke vorzugsweise eine Auflösung von Schellack in Aether oder in Weingeist an, indem diese nicht nur den Zeug wasserdicht macht, sondern ihn auch in einen Zustand versetzt, in welchem sich das Muster, das in entsprechenden Modellen erhaben auf ihn gepreßt worden, weit länger auf ihm erhält.

Die nach einem Verfahren zu behandelnden Knöpfe Ueberzüge können entweder zum Ueberziehen der Knöpfe mit biegsamen Oehren oder Stielen, wie sie nach dem Patente des Hrn. V. Sanders und des Hrn. Aston in Birmingham fabricirt, verwendet werden, oder man kann sie über andere beliebig geformte Knöpfe nähen oder anderweitig befestigen. Denn meine Erfindung betrifft keineswegs die Zusammensetzung der einzelnen Theile eines Knopfes, sondern lediglich die Verzierung derselben mit erhabenen Mustern.

Meiner Fabrications-Methode gemäß werden nun in einer Schwingenpresse oder auf irgend andere Weise kreisrunde Stücke von der zum Ueberziehen einer bestimmten Art von Knöpfen geeigneten Größe aus Holz, Leinwand oder einem andern Gewebe ausgeschlagen. Auf den Rücken dieser kreisrunden Stücke befestige ich mit Hülfe des oben angegebenen Kittes oder eines andern sachdienlichen Materials eine Papierscheibe, welche bloß die Größe der vordern Fläche des Knopfes haben darf. Nachdem der Kitt trocken geworden, eignen sich die Zeugstücke zum Pressen, welches mit geeigneten Modellen zu geschehen hat. Soll z. B. in die Mitte des Knopfes eine Rose oder eine andere Blume kommen, so muß diese in die Mitte des Modells auf dieselbe Weise gravirt seyn, auf welche man die zum Pressen metallener Knöpfe bestimmten Model zu graviren pflegt. Sehr gut finde ich es dabei, wenn die untere Seite des Punnens oder des obern Modells aufgeteilt oder rauh gemacht wird, damit, wenn in dem untern Model ein kreisrundes Stück Knopfschappendeckel, der bekanntlich aus mehreren mit einander verbundenen Papierlagen

besteht, hinaufgeschraubt wird, dasselbe sich an den Punnens festbänge, und also gewissermaßen zu dem Model werde, damit der präparirte Seiden- oder andere Zeug in den ausgegravirten Model eingepreßt wird. Model dieser Art werden sich viel besser bewähren und nicht so leicht in den Zeug schneiden, wie metallene Punnens. Mit diesen Modellen nun werden die ausgeschlittenen Zeugstücke erhaben gepreßt, wobei vorzüglich darauf zu sehen ist, daß das Muster so viel als möglich in deren Mitte fällt. Nach dem Pressen muß der Rücken der Stücke mit Kitt von der oben angegebenen Art ausgefüllt werden, wodurch den Knöpfen noch größere Festigkeit und Dauerhaftigkeit gegeben wird.

Die auf solche Weise vollendeten Knopfschappendeckel können mittelst Modellen und unter Anwendung von Druck oder durch Nähen mit Nadeln zu Knöpfen verarbeitet werden. In ersterem Falle müssen die Model solche Ausbuchtungen haben, daß das auf die Knopfschappendeckel gepreßte Muster keinen Schaden durch sie leidet.

Wenn die Knöpfe fertig gemacht werden sollen, bevor das Muster auf sie gepreßt wird, so lege ich zunächst auf den Ueberzug eine Scheibe Knopfschappendeckel, die vorher gut mit dem angegebenen Kitt überzogen und nach Auftragung des Kittes getrocknet worden seyn muß. Nachdem der Ueberzug und diese Scheibe in den Model gelegt und auch noch die übrigen zur Bildung des Knopfes nöthigen Theile in denselben gebracht worden, und nachdem die Vereinigung aller dieser Theile mittelst Anwendung von Druck auf bekannte Weise geschehen, bringe ich den Knopf in einen andern Model, in welchem das gewünschte Muster auf ihn gepreßt wird. Dieser Model soll so weit entfernt seyn, daß der Arbeiter die Hand auf ihm zu ruhen vermag, wobei die Erwärmung am besten mit einem kleinen regulirbaren Gaslichte geschieht. Das Pressen selbst geschieht auf gewöhnliche Weiser, indem ein Punnens den Knopf in die Matrize eindrückt. Die Wärme wirkt diesen Prozeß fördern und bewirken, daß der Kitt sich fest mit dem Ueberzuge verbindet, ihn wasserdicht macht,

und ihn in einen Zustand versetzt, in welchem sich das Muster weit länger auf ihm erhält.

Ueber die Darstellung des venetianischen Estrich's.

Es ist schon öfters die Frage, wie wohl der venetianische Estrich (Terrazzo) dargestellt werden könne, an uns ergangen, die wir hier durch Mittheilung einer aus Precht's Encyclopädie Bd. 8 S. 87 entnommenen Vorschrift für dessen Darstellung beantworten.

Es dient dazu der Kalkmörtel sowohl aus gemeinen, wie auch aus thonhaltigen (hydraulischem) Kalk. Zu diesem Behufe wird zuerst eine Lage aus nußgroßen Stücken Dach- oder Mauerziegeln oder Kalkstein mit $\frac{1}{2}$ des Umfanges Kalkbrei 3 Zoll dick ausgebreitet; diese Unterlage wird mittelst eines Schlägels einige Tage hinter einander zusammen geschlagen, dann auf dieselbe, bevor sie ganz trocken wird, eine zweite Lage von 2 Zoll Dicke (Dede, Coperta), gegeben, welche ebenfalls aus den erwähnten Bruchstücken besteht, die jedoch kleiner und durch ein Sieb von höchstens $\frac{1}{2}$ Zoll Oeffnungen gereitert sind, mit gebranntem Kalk (1 Theil auf 2 Theile Broden) zu einem Mörtel verbunden. Man läßt diese Schichte einige Zeit ruhen und schlägt sie dann gleichfalls fest. Zuletzt kommt noch eine Schichte von $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{4}$ Zoll Dicke, halb aus Kalksteinlaub, halb aus gebranntem Kalk (mit Wasser zu Mörtel verbunden) bestehend. Sie wird mit einer Kelle aufgetragen, und darauf die Saat (Semina) aus kleinen Marmorstücken von verschiedener Grösse und Farbe gelegt und gehörig eingebrückt. Sie wird dann einige Zeit hindurch Morgens und Abends mit einem schaufelartigen Eisen geschlagen, bis die Masse ganz hart geworden, worauf sie mit Wasser und einem Schleif-

stein abgeschliffen wird. Nach völliger Austrocknung der Masse gibt man ihr die Politur, indem die Fläche zuerst mit feinem Sande und einem Steine, dann mit Bimsstein abgeschliffen wird. Risse werden mit einem Zement aus reinem Ziegelsaub und Kalk verschmiert und mit dem Schleifstein gebueht. Zuletzt wird der Boden mit einem nassen Lappen abgewaschen, und nach dem Trocknen mit Leinöl eingerieben.

Ein sehr zweckmäßiges Verfahren, Rostflecke aus Weißzeug zu beseitigen.

(Frankf. Gewerbr. 1840 Nr. 21 S. 336.)

Eines der besten Mittel zur Beseitigung der Rostflecke aus Weißzeug ist eine schwache Auflösung von Zinnchlorür (sogenanntem Zinnsalze); die fleckige Waare wird darin fast augenblicklich entfärbt. Jedenfalls muß sie nachher mit vielem Wasser ausgewaschen werden, um das auflösbliche Eisensalz wegzuspülen, welches durch die Einwirkung des Zinnsalzes auf das basisch-schwefelsaure Eisenoxyd entstand.

Die Klee säure ist bekanntlich ebenfalls zu diesem Zwecke anwendbar; nicht so bekannt ist aber, daß ihre oft laugsame Wirkung bei Gegenwart von metallischen Zinn auffallend beschleunigt und verstärkt wird. Wenn man nämlich in einen ganz reinen zinnernen Kessel das durch Eisenoxyd verunreinigte und gehörig befeuchtete Weißzeug bringt und darin mit einer concentrirten Auflösung von Klee säure versetzt, so werden die gelben Flecke schnell und vollständig verschwinden.

Wenn sehr viel Weißzeug von Rostflecken zu reinigen ist, kommt die Anwendung der Klee säure zu hoch zu stehen; das Zinnsalz ist aber nicht nur eben so wirksam, sondern auch wenig kostspielig.

Bekanntmachung von Privilegien-Beschreibungen.

B e s c h r e i b u n g

der

W e b e s S c h i e t s

und der dazu gehörigen

S p u h l s o d e r T r e i b m a s c h i n e *),

worauf sich Ch. Wilh. Schönherr in Schneeberg in Sachsen am 17. October 1836 ein Privilegium auf zehn Jahre ertheilen ließ.

(Mit 4 Zol. Abbildungen.)

B e s c h r e i b u n g d e r W e b m a s c h i n e.

Zol. I. Fig. 1 ist die vordere, Fig. 2 die Seiten-Ansicht meiner Webmaschine.

Das Gestell, überhaupt alle Theile, welche als Gestell dienen, sind mit V bezeichnet.

Gleiche Gegenstände beider Ansichten sind mit gleichen Buchstaben bezeichnet.

q ist die Kurbel oder die Hauptwelle, wodurch die Maschine in Bewegung gesetzt wird.

M sind die Geschirrlügel; sie hängen durch die Rollen LL von den Federn KK ab und stehen mit den excentrischen Scheiben PP in Verbindung durch Hebel ee, Riemen ii und Rollen dd. Diese excentrischen Scheiben werden von der Hauptwelle durch Kammräder mit umgetrieben und so die Geschirrlügel in Bewegung gesetzt.

G ist die Lade; sie greift mit ihren Stelzen bei III in die Läger VV und steht oben durch die Rie-

nne nn, Rollen hh, ferner durch den mit Frictionsscheibe versehenen Hebel l, mit der excentrischen Scheibe m in Verbindung, so daß durch den Umtrieb dieser, die Lade an das Gewebe herangezogen wird. Daß sie schnell genug zurück, d. h. nach dem Geschirte sich bewegt, ist sie mit den Federn II in Verbindung gebracht.

a ist der Schützen (mit der Schuß-Bobbine) er wird bewegt mittelst der Sättel ff. Diese stehen nämlich durch Riemen s, Rolle o, durch den mit Frictionsscheibe versehenen Hebel g mit der excentrischen Scheibe z in Verbindung, so daß durch den Umtrieb dieser, die Sättel genöthigt werden, den Schützen sich einander zuzuschnellen. NN ist der Theil, welcher vermöge der Feder e den Schützen fängt (Schützenfänger). (Eine speciellere Erklärung über den Schützen und dessen Bewegung erfolgt weiter unten.)

A ist die Welle, von der die Werste (oder Kette) sich abwindet. Dieses Abwinden bewirkt der Druck des Blattes an das Gewebe. Daß die Werste von der Welle mit gleichmäßigem Widerstand hergegeben werde, gleitet dieselbe mit ihren beiden Enden in Bändern DD, die von Metall sind. Die Friction dieses Gleitens kann mittelst Federn E, die an beiden Seiten für die Welle angebracht sind, vermehrt oder vermindert werden, so daß das Gewebe nach Bedarf dicht oder dünn hergestellt werden kann. Die Welle B zieht und windet das Gewebe auf sich, indem sie von der Werstewelle mittelst Riemen CC an ihren beiden Enden durch Friction getrieben wird. Sie wird von den Hebeln FF so gehalten, daß sie in diesen beiden Riemen sich anlegt. Diese Friction kann durch vermehrten oder verminderten Druck der Welle gegen ihre Riemen so regulirt werden, daß das Gewebe in beliebiger Spannung sich aufwindet.

*) Siehe Kunst- und Gewerbeblatt 1938 S. 46.

Um die in der vordern Ansicht zu schauenden Theile alle deutlicher darzustellen, ist das Gewebe und die Werkze nicht mit versinnlicht; beides muß so breit als das Blatt und Gefähr angeeignet, hinzugeeignet werden.

Auf Fol. II. ist die Construction des Schützen und wie derselbe bewegt wird, specieller herausgestellt. In Fig. 4 a erscheint dieser Schützen von der obern Ansicht, in Fig. 5 rr zeigt er, der Länge nach durchgeschnitten, seine Ansätze oder Einschnitte, womit ihn die Sättel einander aufstoßen, welche Ansätze oder Einschnitte auch in der obern Ansicht punktiert sind. v (Fig. 4) ist sein Bauch, womit ihn der Schützenfänger (N) außer Schwingung setzt.

Auf derselben Abbildung zeigt sich noch unter dem Schützen specieller eine der Bahnen, mittelst deren die Sättel sich horizontal bewegen und wie dessen Zugriemen S durch die Schützenbahn den Weg nach unten haben; (zu welcher Anschauung in Fig. 5 das Schützenbahnrück zum Theil als ausgebrochen dargestellt ist).

Diese beiden Figuren (4 und 5) zeigen auch, wie das Blatt konstruiert und wie es mit der Lade durch Schrauben so verbunden ist, daß es mit seinem obern Bund frei steht.

In Fig. 4 derselben Abbildung zeigt n n, h h, das Princip, nach welchem der Lade die Bewegung mitgetheilt wird, von der obern Ansicht (so weit als diese zur vollkommenen Anschauung noch nöthig geblieben). Dieses Fol. zeigt zugleich Fig. 6, wie zur Bewegung der Gefährflügel statt der Rollen, auch Winkelhebel angewendet werden, so daß diese Flügel mit abnehmen den Widerstand sich nach unten gleiten lassen.

Dasselbe Folium zeigt noch in Fig. 1, 2 und 3 eine Art Gewebeauspanner, den ich statt der gewöhnlichen Sperrruthe oder Spannsabz anwende. Derselbe wird durch die Maschine K ist zum Fortrücken oder Weitergreifen, zum Ausspannen des Gewebes, genöthigt. V ist das Gefäß, h ist das Blatt, a das Gewebe, c c sind die Zangen, welche das Gewebe halten. Sie

sind nämlich durch die Stangen n n n und Hebel S mit dem Hebel d in Verbindung, so daß dieser, von der excentrischen Scheibe e und vermöge der Feder g bewegt, genannte Zangen nöthigt, das Gewebe während dessen Fortrücken von Zeit zu Zeit auf's Neue zu ergreifen und auszuspannen oder breiten zu halten. Statt dieser stumpfen Zangen können auch solche mit Zähnen angewendet werden.

Um mit einer rotirenden Welle mehrere Maschinen zu treiben, bringe ich auf jede Hauptwelle derselben eine Scheibe, wie Fol. IV. Fig. 7 und Fig. 8 zeigt. q ist die Hauptwelle, R ist die Scheibe. (Um ihren Mechanismus, wodurch sie nicht nur als Trieb, sondern auch als Vordrücke (Rolle) dient, deutlicher zu zeigen, ist sie als durchsichtig dargestellt.) Der Angriff o ist durch m mit der Hauptwelle verbunden. Die Triebseiche mit ihrem Greifhebel p treibt mittelst genannten Angriffes die Hauptwelle, wodurch die Maschine in Thätigkeit gesetzt wird. Der Stift r ist im Gefäß, seiner Länge nach schiebbar. Um die Scheibe zu veranlassen, daß sie sich drehe ohne die Maschine zu treiben, wird genannter Stift so zu dem Greifhebel p geschoben, daß dieser an genannten Stift stoßend, den Angriff verläßt und sich in den Hebelhaken n einlegt. So dreht sich die Scheibe ohne die Maschine zu treiben. Wird aber genannter Hebelhaken so gedrückt, daß er den Greifhebel wieder verläßt, was durch Berührung mit einem Finger geschehen kann, so wird die Maschine augenblicklich wieder mit der Scheibe umgetrieben: indem ihr Greifhebel den Angriff o wieder ergreift (wie die Abbildung zeigt). Die Feder z drückt auf den Greifhebel p die Feder V auf den Hebelhaken n, so daß beide Hebel ihren Zweck prompt erfüllen. Noch ist zu erwähnen, wie die Maschine augenblicklich in Stillstand kommt, im Fall der Schützen durch einen Fehler in der Weeße aufgehalten wird. Dies ist ganz einfach: nämlich im Fall der Schützen zurückgeblieben, hat sein Fänger N faumt dessen Arm S vermöge der Feder e, die Stellung, wodurch, wie aus der Abbil-

dung zu sehen, mit der Bewegung der Lade gegen das Gewebe der Stift r so geschoben wird, daß die Maschine, wie oben erklärt, in Stillstand kömmt. So lange hingegen der Schützen nicht gehemmt wird, drängt derselbe vermöge seines Baues genannten Fädenger so, daß dessen Arm s während der Bewegung der Lade unter dem Stift r vorbeigeht.

Diese meine Maschine kann auch zur Fertigung mehrerer Breiten von Geweben zugleich, oder auch zur Bandfabrikation benützt werden. Ich darf nur, um dies zu erzielen, die erforderliche Anzahl Schützen anbringen und die Wirkung der angezeigten Principien vervielfältigen.

Um glatte Körper herzustellen, bewege ich alle das zu erforderlichen Geschierflügel nach der angezeigten Methode.

Beschreibung meiner Schlichtmaschine oder

Kettenfertigungsmaschine.

Fol. III. zeigt diese Maschine abgebildet. Fig. 1 von oben, Fig. 2 von der Seite gesehen. V ist das Gestell.

Gleiche Gegenstände in beiden Ansichten sind mit gleichen Buchstaben bezeichnet.

Das Garn zur Webste auf den mit a bezeichneten Spulen geht von denselben durch den Kamm b zwischen die beiden Walzen c c. Die untere dieser Walzen erhält aus dem Gefäß x dem Garn die zum Leimen oder Schlichten nöthige Substanz nach bekannter Art mit. Das Garn, so aus diesen Walzen kommend, und mit den Bürsten d d geglättet, läuft durch den unten näher beschriebenen Mechanismus m und den Kamm f in schmäleren Reihen auf die Welle g. Durch das Umdrehen einer der Wellen e e, werden nämlich mittelst Riemens die Walzen zum Streichen des Gar-

nes bewegt und zugleich auch, durch die Verbindungs, theile o und q die Welle g umgetrieben, so daß die Maschine in Thätigkeit ist. Letztgenannter Kamm f läßt sich so drehen, daß das Garn oder die Fadenzahl mehr oder weniger concentrirt durchgeleitet werden kann. Der eben erwähnte Mechanismus dient, während der Arbeit das etwaige Brechen von Fäden anzuzeigen. Die Theile, welche mittelst Oehren an den Fäden hängen, sind in der Welle m beweglich. Weicht ein Faden, so fällt der daran hängende Theil herab auf die gefurchte Welle p, wie diese Abbildung zeigt. Da diese Welle durch den Riemens r umgetrieben wird und die Welle m mit dem Arm n sich in die Jacken o einlegen läßt, so ist einzusehen, daß der Bruch eines Fadens angezeigt wird.

Um Webste glatter und fester zu machen, wird die Substanz zum Leimen oder Schlichten besonders mit Wärme unterhalten, was nach der angezeigten Art durch Flammen s oder sonst auf eine Weise geschehen kann. —

Um Webste zu breiteren Geweben herzustellen, werden eine hineinziehende Zahl so geschlichteter Partien neben einander auf die Welle g geleitet. Zu diesem Behufe kann das Gestell mit der Welle g oder der andere Theil der Maschine auf der Bahn k k seitwärts geschoben werden.

Bei diesen Nebeneinanderleiten der zur Breite der Webste erforderlichen Partien wird jede derselben, bevor sie abgeschnitten wird, mit dem Kamm h aufgefaßt, und dann beide auf der Welle einseitigen befestigt, wie bei h gezeigt ist. Diese Kämme dienen also: dann zum Leiten beim Uebertragen sämtlicher Partien auf die Webemaschine. —

Diese Art des Uebertragens ist auf Fol. IV. Fig. 3 von oben, Fig. 4 von der Seite zu sehen. V ist das Gestell, g ist die Welle mit den Fadenpartien c c c c c, h h h h h sind die oben gedachten Kämme, A ist die Welle von der Webemaschine, worauf sämtliche Par-

tien gewunden werden. Das Gewicht m erschwert mittelst des Riemen s den Gang der Welle g, so daß die Kette stroff übertragen wird.

Genannte Rämme zum Aufsaßen und Uebertragen der Fadenpartien lassen sich an dem Theil, von dem sie sämmtlich zu einem Raum gehalten werden, so drehen und versetzen, daß die Fadenpartien oder Werften mehr oder weniger concentrirt durchgeleitet werden können. —

Um das Gespinnst, wovon die Werfte oder das Gewebe gemacht werden soll, auf Spulen oder Wellen zu bringen, wende ich folgende Spulmaschinen (oder Treibmaschinen) an.

Auf Fol. IV. ist das Bild dieser Maschine, um das Garn auf Spulen zu bringen.

Fig. 5 ist die vordere, Fig. 6 die Seiten-Ansicht derselben.

V ist das Gestell.

Die Spulen h h werden umgetrieben, indem sie mit dem sich aufwindenden Garn auf der rotirenden Welle c aufliegen.

aa ist das Garn auf Winden.

Die schneckenartige Welle e, durch einen Riemen mit der Welle c verbunden, bewegt den Fadenführer d mit Hilfe des an ihm hängenden Gewichts f. Daß die Spulen mit ihrer Zunahme an Garn sich heben, werden sie mit ihren Zapfen von Hebeln gehalten, wie die Abbildung zeigt. (Fig. 5.)

Um das Garn der Schlichtmaschine zu übergeben, wende ich auch eine andere Spul- oder Treibmaschine an. Fig. IV. zeigt diese Art Maschine in Fig. 1. von der obern, in Fig. 2 von der Seiten-Ansicht. V ist das Gestell derselben. IV ist eine Welle, auf die mittelst der Welle p und q das Garn aufgetrieben wird; es kommt von den Strähnen aa, den Röhren h h, oder den Spulen cc. Daß es fester und equaler auf

diese Welle kömmt, drückt der Gewichtshebel t t mit der Walze g auf dasselbe. Durch den Kamm d und mittelst der Welle o werden die Fäden zu einer Reihe geleitet. nn sind eine Art Leeren (Öffnungen), wodurch die Fäden gehen; diese Leeren sind beweglich. Bei vorkommenden Knoten oder solchen Unebenheiten, die zu groß sind, um durch die Leeren (Öffnungen) zu gehen, werden diese mit ihren Aufsätzen an die gesuchte Welle p gezogen (wie die Abbildung zeigt), und auf diese Art zeigt die Maschine die Knoten u. s. w. an, damit sie ausgebrochen werden können.

r ist ein Mechanismus, wodurch, wie bei der Schlichtmaschine, die Maschine das Brechen von Fäden anzeigt. Die Oehren, welche an Fäden hängen und in der Welle r beweglich sind, fallen in Folge des Fadenbrechens auf die gesuchte Welle p, wie die Abbildung zeigt, wodurch die Welle r, wie einzusehen ist, genöthigt wird, mit ihrem Arm s genannte Welle p außer Umtrieb zu setzen. So zeigt die Maschine das Brechen von Fäden an.

Die Hebel z z, welche auf dem Garn der Spulen aufliegen, bewirken, daß dieselben die Fäden mit gleichem Widerstand ablassen.

Das Garn auf der Welle w wird auf die Schlichtmaschine gebracht, wie dessen Abbildung (w Fol. III.) in punktirten Linien zeigt.

Im Vergleich mit den bisher bekannten Weber-, Schlicht-, Spul-, Treib- oder Scheer-Maschinen ergiebt sich durch meine oben beschriebene Erfindung folgende erhebliche Vortheile:

- a) sanfte und sichere Bewegungen;
- b) angemessener Ertheilung der Schnelligkeit der Bewegungen;
- c) Ersparung an Triebkraft, Reparatur und Mäße;

- d) Ersparung an Anlagen, Betriebs- und Unterhaltungskosten;
- e) die Vortheile, daß meine Maschinen, um dieselben zur Fertigung jeder beliebigen Breite von Geweben einzurichten, nur die Veränderung der Länge, ihrer einfachsten Theile verlangen;
- f) alle Arten Gespinnte von Baum- oder thierischer Wolle, von Seide oder Leinen, in allen Feinheiten, selbst auf diejenigen verschiedenen Gespinnte, welche bisher der Schwierigkeit wegen nur mit Handspinnen von den gewandtesten Meisterhänden zu verweben waren, bedeutend schneller, sicherer und besser verweben zu können, auch die feinsten Tibets und Muls nicht ausgenommen;
- g) überhaupt die Weberei mit der Maschinenspinnerei des Inn- und Auslandes auf eine gleichmäßige Stufe der Vollkommenheit zu bringen, so daß Beide fortan Hand in Hand gehen.

Das, was ich in meiner oben beschriebenen Webemaschine als mein Eigenthum besonders in Anspruch nehme, besteht darin:

- a) Jeder Geschirrwügel hängt von Federn und von Winkelhebel ab.
- b) Zur Erzeugung der Bewegung für die Lade wend ich eine excentrische Scheibe und einen mit Frictions-Rolle versehenen Hebel, an.
- c) Die Lade wird an das Gewebe herangezogen, mittelst Achsen und Zugstangen, die vorne beim Gewebe angebracht sind.
- d) Die Bewegung für den Schützen erzeuge ich mittelst einer excentrischen Scheibe und eines Hebels, der mit Frictions-Rolle versehen ist.

- e) Die Riemenscheibe zum Treiben der Maschine benutze ich auch als Loopscheibe (Rolle) durch Federn und Hebel, die an dieser Scheibe angebracht sind.
- f) Die Achsen der excentrischen Scheiben, der Rollen, Wellen, Räder und Hebel zur Erzeugung der Bewegungen, stehen oder liegen mit der Breite der Maschine mehr quer als parallel.
- g) Auch diejenigen Achsen, welche zum Ziehen der Lade und Geschirrwügel mit den Zugstangen oder Bändern in Verbindung stehen, stehen oder liegen mit der Breite der Maschine mehr quer als parallel.
- h) Um dem Schützen die Bewegung mitzutheilen, gebe ich denselben besondere Ansätze oder Einschnitte, die sich zwischen seinen äußersten Spitzen, überhaupt aber innerhalb seiner Masse befinden, d. h. diese Ansätze oder Einschnitte befinden sich tiefer in dem Schützen als diejenigen seiner Flächen, mit welchen er zwischen beiden Enden eines geraden Lineals mit denselben in Verührung gebracht werden kann.
- i) Die Bahnen, durch welche die Sättel sich horizontal bewegen, sind unterhalb des Schützens angebracht.
- k) Die Schützenbahn hat Ausschnitte, wodurch die Riemen zum Ziehen der Sättel freien Spielraum haben.
- l) Das Blatt hat außer seinen Bunden einen Angriff, womit es durch Schrauben, Keile, überhaupt durch allgemein bekannte Befestigungsmittel, so mit der Lade verbunden ist, daß es mit seinem oberen Bund, d. h. oberhalb der Werste frei stehen kann.
- m) Die Schwingungsgelenke und Angriffspunkte an der Lade sind innerhalb der Breite des Gewebes und der Werste angebracht.

- n) Die Bewegung der Werftenwelle hemme ich mittelst metallener Bänder und vermehre diese Hemmung durch Federn.
- o) Die Hemmung und Regulirung der Bewegung eben genannter Welle wird an beiden ihrer Enden nach gleicher Art bewirkt.
- p) Die Welle zur Aufnahme des Gewebes bewege ich durch Friction.
- q) Genannte Welle zur Aufnahme des Gewebes wird an beiden ihrer Enden nach gleicher Art dirigirt.
- r) Auch lasse ich meinen Gewebeauspanner (Spannstab, Sperrruthe) mittelst Hebel durch die Maschine selbst fortsetzen.

Das, was ich in meiner Schlicht- und der dazu gehörigen Spul- oder Treibmaschine als mein Eigenthum besonders in Anspruch nehme, besteht darin:

a.

Die Masse, womit die Fäden geleimt oder zum Schlichten getränkt werden, unterhalte ich besonders mit Wärme.

b.

Zum Streichen der Fäden treibt eine oder es treiben mehrere Wellen die Bürsten um sich herum.

c.

Die geschlichtete Fadenpartie wird mittelst eines Kamms concentrirt, d. h. in schmalere Streifen geleitet.

d.

Dieser Kamm ist so zum Stellen eingerichtet, daß genannte Fadenreihen zu beliebiger Breite geleitet werden können.

e.

Ich schlichte die Werste particeemweis und leite diese Particeen neben einander auf eine Welle.

f.

Ich setze die Fäden mittelst beweglicher Dreh- oder Anhänger in Verbindung, die vermöge ihrer Elastizität oder vermöge ihrer Schwere das Brechen ihrer Fäden anzeigen.

g.

Das Garn lasse ich auch oft, jeden Faden einzeln von einer Spule kommend, in die Schlicht-Maschine laufen.

h.

Um den Lauf der Spulen durch Friction zu hemmen, lasse ich auf dem Garn derselben Hebel als Gewichte auflegen.

Meine Principien der Spul- oder Treib-Maschine sind folgende:

a.

Um die Reher oder die Strähne auf Spulen zu bringen, lasse ich dieselben mit dem sich aufspulenden Garn auf einer rotirenden Welle aufliegen.

b.

Mitunter winde ich auch die Fäden einer Anzahl Reher oder die einer Anzahl Strähne auf eine Welle.

c.

Die sich aufwindenden Fäden lasse ich durch eine Art beweglicher Leeren laufen, die die Knöpfe oder sonstige am Garn befindlichen Vorstände anzeigen.

d.

Auch setze ich die sich aufwindenden Fäden mit einer Art beweglicher Dreh- oder Hacken in Ver-

bindung, die vermöge der Elasticität oder vermöge der Schwere die Brüche der Fäden anzeigen.

e.

Die geschlitzten Fadenpartieen werden mittelst Rämmer aufgenommen, um sie geregelt auf die Webemaschine zu bringen.

f.

Um die geschlitzten oder geleimten Werste auf die Webemaschine zu bringen, wird ein Raum angewendet, der aus einer Anzahl Rämmer besteht, deren jeder besonders so verlegt und bewegt werden kann, daß die Fadenzahl der Werste mehr oder weniger concentrirt werden kann.

B e s c h r e i b u n g

der

Vorrichtung und des Verfahrens zum Rösien des Rauchtobaks, des beiliegenden Risses und Merkmale der Verbesserung;

worauf sich die Tabakfabrikanten Joh. Georg und Joh. David Westkemper in Nürnberg am 21. Februar 1837 ein Privilegium auf zehn Jahre ertheilen ließen.

A. Ansicht der Maschinen von Vornen.

- 1) Mauerwerk und Schornstein;
- 2) Cylinder von Kupfer;
- 3) Feuerung;
- 4) Aschenbehälter.

B. Seiten-Ansicht des Kamins.

- 1) Mauerwerk des Schornsteins;
- 2) Riemenscheibe;
- 3) Zapfenlage.

C. U r u n d r i ß.

- 1) Der Cylinder;
- 2) Zapfenlager;
- 3) Riemenscheibe;
- 4) Riemen;
- 5) Welle mit Drilling;
- 6) Kammrad mit Pferdezug;
- 7) Kamin.

D. U r u n d r i ß.

- 1) Cylinder;
- 2) Feuerung;
- 3) Zapfenlager;
- 4) Riemenscheibe;
- 5) Schornstein.

Die bisherigen Röstvorrichtungen bestehen aus eisernen, steinernen oder kupfernen Platten unter denen die Feuerung sich befindet; der Rauchtobak wird auf die Platten gebracht und so lange durch Menschenhände gewendet, bis derselbe trocken ist. Dieses Verfahren ist sehr beschwerlich für Menschen, weil selbige durch die Dünste starker Tabake sehr leiden und nicht im Stande sind diese so zu wenden, wie es eigentlich seyn sollte. Das Wesentliche unserer Erfindung besteht nur darin, daß der Tabak in metallene Cylinder gebracht wird, welche über dem Feuer durch Pferdekräfte in Bewegung gesetzt werden, so daß der Arbeiter nur das Ein- und Ausleeren zu besorgen hat und von den entweichenden Exudatzen des Tobaks gar nicht leidet. Der Tabak selbst erhält damit eine wesentliche Verbesserung, weil durch die unaufhörliche Bewegung die Entweichung der narkotischen Stoffe sehr befördert und derselbe viel milder im Rauchen wird.

Beschreibung mit Zeichnung

für die

Verbesserung an den Perkussions-Hand-
Feuergewehren,

worauf Christian Rehböcker, Gewehrfabrikant in
München am 6. März 1837 ein vierjähriges Pri-
vilegium erhielt.

- 1) Das Schloß ist nicht an der Seite des Schafte, sondern an der Dastül angebracht, die zugleich die Schloßplatte formirt.
- 2) Beide Schloßer haben 12 Stücke als Haupttheile und die Sicherheit 5 Stücke.
- 3) Zur Einschränkung des Pulverschmuges und zur Verhinderung des Percussionsleuderns der Kapselfplitter, so wie das von der Kapsel erzeugten und den Augen schädlichen Rauches ist eine Feuerkammer angebracht.
- 4) Die Sicherheit ist so construct, daß es sich nur durch den Andruck des Abzuges — und sonst in keinem Falle — aufsperrern kann.
- 5) Für beide Schloßer ist nur Ein Abdrücker, womit man den linken oder rechten Lauf zuersch, oder beide nacheinander mit der größten Geschwindigkeit und ohne irgend eine Vorbereitung loschließen kann.
- 6) Die übrige Construction des Schloßes ergibt sich aus der beiliegenden Zeichnung des Schloßes selbst nach seinen einzelnen Theilen, als:

S c h l o ß t h e i l e .

- aa Dastül und zugleich Schloßplatte,
bb der Hahn,
cc Mittelstück vom Schloß,
dd Schlagfeder,
ee Stangenfeder,
ff Haltungs-Stange.

S i c h e r h e i t t h e i l e .

- gg Aufschluß,
hh Abdruckstange,
ii Eindruckfeder.

A b d r ü c k e r t h e i l e .

- kk Abzugplatte,
ll Abzugstück,
mm Drehstück,
nn Druckfeder,
oo Wechselfstück,
pp Kettenkeru.

qq Patentschrauben.

R Das Schloß in seiner Zusammenstellung
sammt Abzug und Patentschraube.

S Dasselbe von der obern Ansicht.

Behandlung und Verfahrungsart, sowohl ein-
als mehrfarbig en relief, mit oder ohne
Goldgrund auf Sammt zu drucken,

worauf Theodor Escherich, Etuists-, Portefeuille- und
Cartonage-Arbeiter in München am 24. März 1837
sich ein Privilegium auf fünf Jahre ertheilen ließ.

Die Behandlung und Verfahrungsart des Sammts
golddruckens erfordert eine genaue Aufmerksamkeit und
Pünktlichkeit, und wurde nur durch die unermüdetsten,
mit vielen und großen Kosten verbundenen Versuche und
mit besonderem Fleiße auf den hohen Grad der Voll-
kommenheit gebracht, in welchem sie der Unterzeichnete
zu liefern im Stande ist.

- 1) Zuerst wird der Sammt mit gutem, dünnen
Leim aufgezogen; er muß aber ganz gleich über-

fahren werden, weil sonst, wenn der Leim zu dick aufgetragen ist, beim Ausdrücken der Stangen der Leim durchschlägt. Sodann läßt man

- 2) den aufgezoogenen Sammt 24 Stunden liegen, daß er ganz austrocknen kann, um ebenfals nicht die Gefahr zu leiden, daß es durchschlägt: sodann beginnt das Drucken. Man läßt die Stangen stark zischend heiß werden, welche dann, sorgfältig aufgelegt, in einer großen Spindel-presse von einer Pferdekraft stark zugepreßt werden. Läßt man sie nur 2 Minuten darin, so ist das Dessin fest niedergepreßt, und eben dadurch möglich gemacht, dasselbe in Gold zu drucken. Zu diesem Zwecke bereite man sich einen Puder von trockenem Eiseis aus 6 Eicern, 4 Quent Mastix und 1½ Quent Gummi Arab. Dieses vermengt reibe man so fein, als nur immer möglich, und thut ihn in eine runde Wäsche, welche von einer Seite mit doppeltem Flor bespannt ist, wo sich der Puder leicht durchschlägt: er darf nicht zu dick und nicht zu dünn aufgetragen werden, sondern der zu druckende Gegenstand muß damit gleich einem starken Mehlstaube bedeckt seyn. Ist dies geschehen, so überfährt man die zischend heiße Stange mit einem, mit Baumöl gebrängten, Wäschchen, und nimmt dann das Gold auf die Stange. Diese muß mit einem glatten Ballen von Baumwolle fest angebrückt werden, so daß alle Oeffnungen in der Stange ganz offen sind, damit das Gold, wenn es auf den Sammt gebracht wird, nicht reißen kann. Nachdem dieses mit besonderer Aufmerksamkeit geschehen, legt man die Stange genau in das Vorgebrachte und preßt sie fest ein, soviel eine Mannskraft in einer gewöhnlichen großen Spindel-presse vermag, und nimmt nach ½ Minute das Ganze wieder heraus. Neuerdings hat der Unterselgnete mit bedeutendem Vortheile und Ersparung an Zeit und

Kraft dieses in der Art verbessert; daß derselbe zu obengenanntem Zwecke eine nach seinen eigenen Angaben bestimmte und vom Mechanikus Manhard in München zur Ausführung gedachte Presse von Gussisen bedäht, deren Spindelmechanismus mittelst hydraulischer Kraft in Bewegung gesetzt wird, welches insonderheit zur Vervollkommenung des Golddrucks auf Sammt wesentlich beiträgt, indem durch die Anwendung der dadurch gebotenen stärkeren Kraft die Gegenstände nicht nur schneller herausgenommen werden können, sondern auch insbesondere das Gold an Schußpelt bedeutend gewinn, und misstrif der, durch diese Vorrichtung möglich gemachten Erödernung der Oberplatte, die Anwendung dieser Kunst auf größere Gegenstände z. B. Meubelzeuge bewerkstelliget werden kann, was bei der früheren Einrichtung immer nur sehr mangelhaft geschehen konnte.

- 3) Sodann nimmt man eine ganz reiche Sammtbüste, und kehrt sowohl den überflüssigen Puder, als auch das Gold hinweg. Das in der Vertiefung liegende Gold sßt nun fest. Nach jedesmaligem Drucken muß die Stange fleißig mit einer schwarzen Wachsenkoble abgerieben werden, um zu verhüten, daß sich nicht etwa ein kleiner Theil des Puders an die Stange ansehe.
- 4) Dasselbe Verfahren, wie sub No. 1 wird angewandt bei der Sammtgolddruckerei en relief in verschiedenen Farben. Man läßt es 12 Stunden stehen, und drückt sodann mit der gewählten Stange, welche vorher zischend heiß gemacht worden. Ist das Ganze gedruckt, so schneidet man leicht jene Theile, welche in andere Farben ausgelegt werden sollen, heraus, und setzt nach dem dadurch gegebenen Muster die andere gewählte Farbe wieder hinein. Desabsichtigt man, die verschiedensten Theile besonders erhaben erscheinen zu lassen, so wird der zum

Anstößen bestimmte Raum nach dem ersten Vor-
drücken mit Kleister sorgfältig zu Boden gesetzt,
12 Stunden, beßahs des Trockenverdens, aus-
gesetzt, und sodann die andere Farbe aufgesetzt.
Ist dieses geschehen, so werden wieder 12 Stun-
den wegen des Trocknens ausgesetzt, und sodann
zum Zweitemale die Stangen in das Vorge-
druckte gepreßt, um die genauere Verbindung
der Farben zu bewerkstelligen, wo man sodann
die erforderliche Farbenschwärzung auftragen kann.
Alsdann trägt man den sub No. 2 bezeichneten
Puder gleichfalls wie dort auf, und drückt
die Stange, nachdem man vorher mit derselben
das Gold aufgenommen hat, fälschend heiß ge-
nau in das Vorgedruckte. Das weitere Ver-
fahren ist sodann dasselbe, wie sub No. 2.

- 5) Soll das Gold sich gediegener und reiner repes-
sentiren, so trägt man noch einmal Gold auf
die Stange und drückt es zum zweiten Male in
das Vorgedruckte, jedoch ohne Puders, da der
erste noch hinreichend ist.
- 6) Soll auf Sammt ganz blind gepreßt werden,
so nimmt man statt des dünnen Leins zum Auf-
kleben einen dicken, nicht ganz frischen Kleister,
läßt es 6 Stunden stehen, so daß es noch ein
wenig Feuchtigkeit besitzt, und drückt sodann die
glühend heiße Stange mit der großen Presse
darauf, welche man schon nach 2 Minuten wie-
der abnehmen kann.
- 7) Während der Bearbeitung der Sammtfachen muß
man immer eine Unterlage von Sammt haben,
da der Druck auf Sammt ohne diese Unterlage
Spiegel verursacht. Sammt auf Sammt be-
seitiget jedoch diesen Uebelstand.

Privilegien

wurden ertheilt:

unterm 6. Mai 1839 dem Glasermeister Jo-
seph Weittenhiller, aus Eichstätt, auf seine
Erfindung eines Kunstwagens zur Selbstbewe-
gung für den Zeitraum von fünfzehn Jahren;

unterm 10. Jänner l. J. dem Gold- und Sil-
berarbeiter, Georg Dausmann, aus Littmo-
ning, auf die von demselben erfundene Maschine
zur schnelleren, schöneren und wohlfeileren Ver-
fertigung von massiven silbernen und goldenen
Hals- und Schnürketten, für den Zeitraum von
zehn Jahren;

unterm 2. Februar l. J. dem bürgerlichen Kist-
lermeister Franz Kon. Försner, zu München,
auf dessen eigenhümliches Verfahren bei Ver-
fertigung der mit Holls unterlegten Dussarbei-
ten, für den Zeitraum von fünf Jahren;

unterm 12. Februar l. J. dem Oberländer Mar-
tin Luß, aus Speyer, auf dessen Erfindung be-
züglich einer Verbesserung der Backstein-Zer-
kations-Maschinen, für den Zeitraum von zehn
Jahren;

unterm 16. Februar l. J. dem Tischnermeister
Anton Steigenberger, von München, auf
dessen eigenhümliches Verfahren bei Anfer-
tigung lederner Hute und Kofferkästen ohne Naht,
für den Zeitraum von fünf Jahren;

unterm selben Tage dem Herrschaftsgerichtsrathe
Dr. Redenbacher, zu Pappenheim, auf des-
sen Erfindung einer haltbaren Färbung des li-
thographischen Steines (auch Solenhofer-Pap-
penheimer- Langenaltshaimer- Eischkädter u. Ma-
mor oder Kalkschiefer genannt) mittelst chemi-
scher Behandlung desselben in Dachsteinen, Ge-
steinen, Tischplatten und anderen architektoni-

schen Zwecken, für den Zeitraum von fünfzehn Jahren;

unterm 25. Februar l. J. dem Seifen- und Lichterfabrikanten, Georg Andreas Bertram Klingenstein, zu Nürnberg, auf dessen Erfindung von Lichtern aus gepresstem Talge, für den Zeitraum von drei Jahren;

unterm 27. Februar l. J. dem Posaumentler Ernst Jengel und dem Kaufmann Leonhard Gebhard, zu Nürnberg, auf deren Erfindung eines Stresses von Gummi-elasticum zum Aufstreichen von Eisen, Blei, Holz und Stein, für den Zeitraum von drei Jahren;

unterm 28. Februar l. J. dem Freiherrn Ferdinand v. Schöller, zu Augsburg, auf dessen Erfindung eines eigenthümlichen Verfahrens aus animalischen und vegetabilischen Oelen feste Seife zu bereiten, für den Zeitraum von fünf Jahren;

unterm 10. März l. J. dem Lampenfabrikanten Karl Maxold, aus München, auf dessen Verbesserung der Lampen (unter der Benennung: dynamischer Lampen), für den Zeitraum von drei Jahren;

unterm 15. März l. J. dem Eleven der kgl. Akademie der bildenden Künste zu München, Joseph Michel, aus Frauenreuth, auf dessen Erfindung einer steinähnlichen Masse, welche hauptsächlich aus Papier zusammengesetzt wird, für den Zeitraum von 10 Jahren; und

unterm 28. März l. J. dem Musik-Instrumentenmacher, Benedikt Pentenrieder, zu München, auf dessen eigenthümliches Verfahren bei der Fertigung von Clarinetten, Flöten und Oboen, für den Zeitraum von fünf Jahren;

(vide Reg. Bl. Nr. 14 de dato 24. Apr. 1840.)

unterm 17. Jänner l. J., dem kiedsc. königl. Polizeikommissär Dr. Huber, zu München, auf dessen eigenthümliches Verfahren bei Erzeugung von Weingeistliqueurs u. vermitteltst eines Kosten-Destillir-Apparates für den Zeitraum von sechs Jahren;

unterm 18. Jänner l. J., dem Auguste Frédéric-Louis Viessé de Marmont, Maréchal, Duc et Pair de France, auf dessen Erfindung bezüglich einer verbesserten Einrichtung der Hochöfen für den Zeitraum von fünf Jahren;

und

unterm 26. Jänner l. J., dem königl. preussischen Regierungs-Bau-Conducteur Carl August Kühnel, zu Berlin, auf dessen Erfindung bezüglich der Verfertigung von Maschinen zum Netzen von Ketten, für den Zeitraum von sieben Jahren;

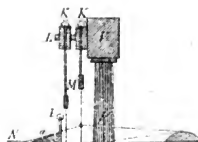
(vid. Reg. Bl. No. 18 de dato 22. Mai 1840.)

unterm 28. Jänner l. J., dem Mechanikus Carl Noth, aus Zweibrücken, auf seine Erfindung bezüglich einer neu construirten Buchdrucker-Presse, für den Zeitraum von 10 Jahren.

(vid. Reg. Bl. Nr. 19 de dato 6. Juni 1840.)

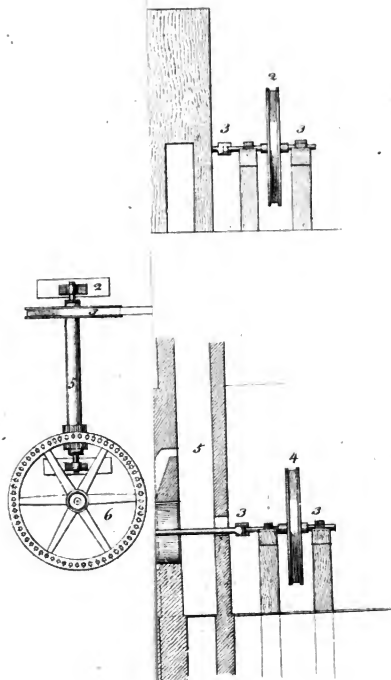
Tab 1

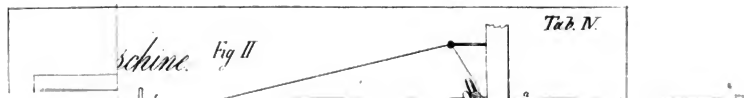
Fig II



Taf. II.

kes.





R u n f t = u n d G e w e r b e = B l a t t

des polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern.

Sechszwanzigster Jahrgang.

Monat Juli 1840.

Verhandlungen des Vereines.

In den Sitzungen vom 10. Juni bis 1. Juli inclusive wurden vorzugsweise nachstehende Gegenstände in dem Central-Verwaltungs-Ausschusse verhandelt:

- 1) Das königl. Ministerium des Innern verlangte Aufschlüsse:
 - a) über die Anschaffungskosten von Spinn- und Kardtschmashchinen für Schafwolle, unter Namhaftmachung der mit der Herstellung derselben vertrauten Mechaniker;
 - b) über eine zur Befamtmachung amhergeforderte Beschreibung eines Gewerbs-Privilegiums;
 - c) über die in neuerer Zeit gesammelten Erfahrungen bezüglich der zweckmäßigsten Feuerungs-Einrichtungen. Diese sämtlichen hohen Aufträge fanden durch Berichterstattung alsbald ihre Erledigung.
- 2) Die königl. General-Zoll-Administration stellte Anfrage über die Verwendbarkeit des Steinöles zum Vermischen mit solchem Baumöl, welches zum Fabrikgebrauch bestimmt ist, und deshalb mit einer geringen Menge eines süchtigen geruchvollen Oeles (bisher Terpentindöl) versetzt

werden muß, um es ausschließlich der angegebenen Anwendung wegen der in diesem Falle damit verbundenen Zollbegünstigung zuzuwenden, wonach sogleich das Beigefugte genehmigt wurde.

- 3) Der königl. Regierung von Niederbayern wurden die gewünschten Aufschlüsse über einige Zweifel eines Verbermeister bezügl. der mechanischen Bearbeitung der Häute beim Verben erteilt.
- 4) Der Lokal-Gewerbs-Verein in Darmstadt trat mit dem diesseitigen polytechnischen Vereins unter Vorlage seines ersten Jahresberichtes in Verbindung.
- 5) Mehrere Gewerbs-Privilegien-Beschreibungen wurden beurtheilt, viele Anfragen von Mitgliedern und einige innere Angelegenheiten des Ausschusses wurden berathen und ihrer Erledigung zugeführt.
- 6) Als ordentliche Mitglieder sind dem polytechnischen Vereins beigetreten:
 - 1) Der königl. General-Zoll-Administrator Hr. R. Deyer dahier;
 - 2) Hr. R. Schörg, bürgerl. Schlossermeister dahier.

Abhandlungen und Aufsätze.

Ueber die industriellen Anstalten in Gmund bei Tegernsee.

Von Prof. Desbarger.

Man hat schon viel von den Anstalten in Gmund gesprochen, aber immer noch hat das Publikum eigentlich keine Vorstellung darüber, sondern wie nur irgend eine bestimmte Vorstellung sich bilden will, muß sehr zerstreute und unzusammenhängende Aeußerungen von großentheils nicht Sachkundigen und bloß neugierigen Reisenden zusammenstellen und ergänzen. Ich benütze eine mir dargebotene Gelegenheit, Gmund mit seinen Einrichtungen ganz und genau zu sehen, und glaube, daß ein Bericht über diesen Gegenstand vielen annehm sein wird.

Ueber die Lage von Gmund ist nichts zu sagen, und im Allgemeinen ist bekannt, daß dort eine Glaspinnerei und eine Maschinenwerkstätte errichtet sind, daß diese Anstalten von Manhardt und Drossbach geleitet werden, nach daß diese mit Erich und Gebrüder v. Kuebörfer verbunden sind. Der Ruf hat ausgegagt, daß die Spinnmaschinen vollkommener seien als die englischen, und daß in der Werkstätte mit dem Grade der Vollendung gearbeitet werde, den man seit Reichensbach von einem bayerischen Atelier erwartet. Weiter gehen die bloß verbreiteten Nachrichten nicht. Für den Leser im Allgemeinen, so wie für den Freund des Vaterlandes und der Industrie ist aber gewiß ein Rückblick auf die Entstehung dieser Anstalten so interessant als die Beschreibung ihres gegenwärtigen Zustandes.

Die Baumwollspinnmaschinen waren ganz zu ihrer Vollkommenheit gebracht, als man noch immer höchst unvollkommene Versuche mit Glaspinnerei machte. Aber die Aufgabe war einmal da, Glas zu haufen auf Maschinen zu verspinnen, wie Baumwolle, weil vorausgesehen war,

daß das Resultat dem bei der Baumwolle erhaltenen analog sein werde. Auch der große Preis, welchen Napoleon für die Erfindung vollkommener Spinnmaschinen ausgesetzt hatte, brachte viele zum Nachdenken über diesen Gegenstand. Es scheint, daß man schon damals in England oder Schottland anfing, sich mit dieser Aufgabe zu beschäftigen. In unserm Vaterlande selbst hatte Reichensbach auf Kosten des Hrn. v. Utschneider eine zusammenhängende Reihe von Versuchen gemacht, und einen Spinnapparat hergestellt, der sich wohl noch, wiewohl in verhältnißmäßigem Zustande, in dem mannigfaltigen Nachlasse des verunglückten Utschniders finden wird. Dann trat eine Periode von vielen Jahren ein, während welcher von Glaspinnmaschinen nicht mehr öffentlich die Rede war, weil man an der Lösung des Problems im Allgemeinen verzweifelte. Die wiederholten unvollkommenen Versuche Hofes beachten zwar bei uns die Sache von Zeit zu Zeit wieder ins Gedächtniß, aber sie leisteten nicht mehr, als daß sie die Erinnerung an eine schwierige Aufgabe erweckten. In der Stille aber, und zwischen ihren vier Wänden schienen scharfsinnige Köpfe den Gegenstand fortwährend bearbeitet zu haben. Ganz unvermuthet hörte man von Spinnmaschinen in England, die jede Erwartung übertreffen, und es kam nun auch Maschinengarn durch den Handel nach Deutschland. Die Maschinen kannte man noch nicht, und die englische Originale nach Deutschland und Frankreich kamen, hörte man nur sehr unbestimmt, man habe an den Feinspinnmaschinen das Princip der Drossbachs so viel möglich beibehalten, und das Gespinnst laufe durch warmes Wasser. Von den vorarbeitenden Maschinen wußte man gar nichts.

Ohngedachte um die nämliche Zeit verbreitete sich in unserm Lande das Gerücht, Manhardt und Drossbach seien im Besitze einer Spinnrichtung, die jeden Wunsch zu erfüllen scheine, und deren Vorn in jeder Beziehung den Vergleich mit dem englischen aushalte. Dieses Gerücht war allerdings auf die Wahrheit gegründet, aber genau konnte doch niemand Auskunft ge-

den. Drosbach, Vater und Sohn waren unter denen, die sich in der Stille mit der Aufgabe der Spinnmaschinen beschäftigten. Die ersten Versuche mögen wohl auch unbefriedigend genug ausgefallen seyn, aber nach und nach kamen sie doch dahin, schönes Garn zu erhalten. Was nun aber aus der Erfindung geworden seyn möchte, das weiß kein Mensch zu sagen. Der Vater war durch seinen Beruf als Baubeamter auf ein ganz anderes Feld der Thätigkeit hingewiesen, und der Sohn ohne Aussicht, ohne eigentliches Vermögen, und vermög seiner Studien eigentlich auch dem Vausache zugewendet. So lernte beide der bekannte Mechanikus Manhardt kennen, der als Besucher nach einem gefährlichen Wagensturz, im Hause Drosbachs Pflege fand. In dieser Zeit wurde Manhardt mit der Erfindung der Spinnmaschine bekannt, deren Werth und Nutzen er gar wohl zu beurtheilen verstand. Die weiteren Versuche, die sich der Vollkommenheit immer mehr näherten, wurden nun von Drosbach junior und Manhardt in der Werkstätte des letzteren zu München vorgenommen. Ob bei diesen Arbeiten Manhardt viel oder wenig zur Vollkommenheit beigetragen, ist völlig unbekannt. Wenn er aber auch dabei gar kein weiteres Verdienst hat, als daß er diese wichtige Erfindung aus dem Dunkel gezogen, in welchem sie sonst noch lange geblieben seyn möchte, und ihr seine Werkstätte, wo mit der größten Präcision gearbeitet wird, zum Wohnsitz angewiesen hat, so bleibt er doch rühmlich in diese Geschichte verflochten, als der erste, der die Sache gewürdigt und voran zu bringen bestrebt war. Mit den Brüdern v. Ruedorfer war Manhardt schon länger bekannt und in Verbindung. Er suchte nun auch dieselben für die Drosbach'sche Erfindung zu interessiren. Dieses gelang in zunehmendem Maße, denn die Spinnmaschine empfahl sich, so zu sagen, selbst. Die Brüder v. Ruedorfer hatten der verschiedenen Gelegenheiten dem Mechanikus Manhardt gesagt, daß sie als Banquiers mit ihm als bloßen Mechanikus nicht wohl in einer Geschäftsverbindung bleiben könnten, daß aber, wenn er etwas wüßte, daß zu einem großartigen

Fabrikationsbetrieb geeignet wäre, die Sache sich ganz anders gestalten würde. Als einen solchen Gegenstand zeigte sich die Spinnerei allmählich in einem klaren Lichte.

Manhardt erhielt den Auftrag, den eisernen Dachstuhl für die Walsalla zu bauen. Da wurde auch die Lokalität in Gmund als ganz geeignet, erworben. Manhardt ist in dieser Gegend zu Hause und kannte Ort und Menschen genau. Der ganze Platz, den jetzt die Gebäude einnehmen, war mit Wald bedeckt, und das Thal selbst ist nicht viel breiter, als das wilde Flußbett der Mangfall. Die dort erlangte Wasserkraft ist sehr beträchtlich und constant. Die ganze gegenwärtige Anlage ist zwar noch lange kein Serrain, aber sie ist zweckmäßig und noch einer ansehnlichen Ausdehnung fähig.

Unterdessen reisten einer der Brüder Ruedorfer und Drosbach nach England, um ihre Fortschritte mit denen der Engländer vergleichen zu können. Am wichtigsten scheint ihre Bekanntschaft mit Lawson in Leeds gewesen zu seyn. Dieser Mann hatte sich lange und fast ausschließlich mit der Flachspinnerei beschäftigt, und betrieb selbst eine beträchtliche Spinnerei, und hat eine große Werkstätte für Erbauung von Spinnmaschinen in Gang. In einem der Gespräche mit den beiden Fremden äußerte er sich gegen Drosbach, daß er eigentlich nicht ganz Recht habe, sich vorzugsweise mit der Bewegung und Geschwindigkeit der Spindeln zu befassen, sondern daß es fast noch wichtiger wäre, die Maschinen selbst auf das Minimum des Raumes zu bringen, den sie nothwendig und unumgänglich einnehmen müssen. Der Drosbach'sche Spinnstuhl nahm viel Platz ein, so wie auch der englische. Man kann von dem englischen sagen, es seyen zwei Maschinen auf einem gemeinschaftlichen Gestelle. Diese Aufgabe beschäftigte nun Drosbach, und bei seiner Rückkunft nach Vapern wurde sogleich sein neuer Spinnstuhl gebaut, der bei gleicher Länge mit einem englischen kaum den fünften Theil der Breite hat. Die

Anordnung der einzelnen Theile der Maschine war vollständig verändert und neu, die Mittheilung der Bewegung von den früheren ganz verschieden, und vieles in vertikalen Ebenen aufgestellt, was früher horizontal oder schief stand. Diese Veränderungen bezogen sich auf den Zeispinn- und Vorspinn-Stuhl. Nun versügte sich Larsson selbst nach Gmund, und nahm von diesen wesentlichen Verbesserungen Einsicht. Von diesem Zeitpunkt an muß die Anstalt in Gmund als förmlich constituiert betrachtet werden.

Zwischen den Herren Erich und Gebrüder von Kuedorfer einer Seits und Drosbach und Manhardt von der andern, war schon lange vor der Ankunft Larsson's ein Gesellschaftsvertrag geschlossen. Larsson war aber von den Vorzügen der Drosbach'schen Einrichtung so vollkommen überzeugt, daß er mit den oben genannten Contrahenten noch einen besondern Vertrag schloß, in Folge dessen er in England für die vereinigte Königreiche auf die Drosbach'sche Erfindung ein Patent auf seine Kosten aber für die ganze Gesellschaft nahm. Eine solche Anerkennung ist wohl das kompetenteste Urtheil über den Werth der neuen Maschinen. Seit jener Zeit sind noch mehrere Verabladungen mit großen Unternehmern in verschiedenen Ländern geschlossen worden, welche alle, obwohl sie sehr natürlich im kaufmännischen Interesse der Contrahenten lagen, doch eben so viele vollkommen kompetente Urtheile über den Werth und die Vorzüge der neuen Maschinen bilden, weil die fremden Contrahenten die englischen alle kannten, ja meistens selbst besaßen, also zu dem neuen Contract durch nichts bezwogen werden konnten, als durch den selbstständigen Vorzug der Maschinen in Gmund. Es ist einem Vaper gewiß nicht zu verdenken, wenn er auf diese Sache mit einigem Stolz blickt, denn die Glaszspinnerei ist nicht bloß für Vapern speciell sehr wichtig, sondern die Glaszspinnerei durch Maschinen wird ganz gewiß in nicht langer Zeit für die ganze civilisirte Welt wenigstens eben so wichtig und folgenreich, als es bisher die Dammvollspinnerei geworden ist.

Nach diesem kurzen Ueberblick der Entstehung der Anstalten in Gmund kann man nun sie selbst betrachten. Das Bett der Rangfall ist durch einen Uferbau geregelt und lebend gemacht. Da der Fluß so nahe an seinem Austritte aus dem Tegernsee denkt, wie, so hat man fast ununterbrochen ganz klares Wasser, weil jeder schlammige Niederschlag in See bleibt. Dieser Umstand ist für die Erhaltung der Wassergewinne und der Räder nicht ohne Wichtigkeit. Die Differenz zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasserstand beträgt in Jahresfrist kaum einen Fuß, weil das nahe oberhalb liegende Seebett die Anschwellung durch Gebirgswasser auf eine sehr große Fläche vertheilt. Man ist deswegen bei der Anlage von Gerinnen und Rädern durch keinen jener Uebelstände gehindert, die sonst den sehr variablen Stand von freien Flüssen begleiten. Der mittlere Wasserstand ist hier bald ermittelt, und da die Abweichungen von demselben durch Ueberschreitung und Darunterbleiben nur klein sind, so fällt es dem Ingenieur leicht, Constructionen vorzunehmen, bei welchen die mechanische Arbeit nur in sehr engen Grenzen oscillirt. Gegenwärtig ist noch ein sehr großer Ueberschuß an unbenützter Wasserkraft vorhanden, weil zu dem Betriebe der Werke, wie sie jetzt sind, bei weitem nicht die ganze Kraft erfordert wird. Es ist also noch Gelegenheit vorhanden, den Anstalten eine weit größere Ausdehnung zu geben, als jetzt nöthig ist. Diesen ursprünglich ganz wilden Winkel hatte früher schon Manhardt mit vieler Sachkenntniß angeseht.

Die Gebäude stehen auf beiden Ufern des Flusses. Auf dem linken Ufer sind sämmtliche Fabrikgebäude mit dem für sie bereitgestellten Gerinne. Auf dem rechten Ufer steht das Wirtschaftshaus, die nothwendigen Oekonomiegebäude und ein noch nicht ganz vollendeter Garten. Die Verblabung ist durch eine gleichfalls neue, breite Brücke hergestellt. Die Gebäude auf dem linken Ufer sind das Glashaus mit einem Cypoloofen, die Hammerwerkstätte, eine große Kopienremise, in welcher zuvor der eiserne Dachstuhl der Malpalla sich befand,

und endlich das Gebäude, welches die Werkstätte und die Spinnerei enthält.

Die Gießerei macht eigentlich einen Theil der Maschinenfabrik aus, und enthält ausser dem Cypoloofen noch einen gewöhnlichen Ofen für Messingguss. Das Gebläse ist nur einstellbar und provisorisch ein Balzgebläse, bis die Werkstätte selbst sich das beschlossene Cylindergebläse gebaut hat. Die gegenwärtig gelieferten Gusswaaren bestehen in lauter Maschinentheilen, nämlich Rädern, herzförmigen Platten, allen Theilen der Gestelle u. s. w. Formerei und Guss sind nun sehr gut, und ein ganz besonderer Vorzug dafür besteht wohl darin, daß Drossach nun alle seine Spindeln gießt, was, so viel bekannt ist, vor ihm noch Niemand gethan hat, weil man dem Guss Eisen nicht die Federkraft zutraute, um in so kleinen Querschnitten, als die Spindeln in allen ihren Theilen darbieten, und bei ihrer sehr großen Umdrehungsgeschwindigkeit, noch die Sicherheit und Dauer zu gewähren, welche von ihnen nothwendig gefordert werden müssen.

Die Hammereschmiede ist ganz von Manhardt eingerichtet. Das Hammerrad hat nichts besonderes, es ist ein sehr stark gebautes Rad im Kropfgerinne. Die Hammerwelle ist von Eichenholz, und ein ausgezeichnet schönes Stück. Die Daumen, mit welchen die Hammer gehoben werden, weichen in ihrer Construction vortheilhafter von den gewöhnlichen ab. Sie befinden sich zwischen zwei starken Eisenfingern, und bilden so mit diesen eine Art Laterne, bei welcher die Daumen die Triebsteden sind. Die Presse liegt schief. Der Kopf des Glatthammers geht in einem Parallelogramm, so daß er bei jeder Erhebung, und also auch bei jeder Dicke des untergehaltenen Eisens parallel mit dem Ambos auffällt. Es ist das schönste und stärkste Eichenholz zu allen aufrecht stehenden und liegenden Theilen verwendet, es ist alles noch ganz neu, und mit Präcision gearbeitet, und doch bemerkt man selbst jetzt schon den Uebelstand der mit Schwanzhämmer in hölzernem Gestelle unzerrennlich verbunden ist, nämlich bei jedem

Hub zittern die senkrechten Säulen. Solch ein Hammer muß nämlich so betrachtet werden, als bestünde er aus zwei Stücken, von der Drehungsaxe bis zum Schwerpunkt des Kopfes und von der Drehungsaxe bis zum Berührungspunkt des Schwanzes mit den Daumen und der Presse. Für den vorderen Theil fällt das Centrum der Percussion nahe an den Schwerpunkt des Kopfes, überhaupt in den Kopf, wenn die Helmsstücke von Holz sind. Wenn daher der Hammer niederfällt, so leidet durch seinen Streich das ganze Helmsstück keine Erschütterung. Wenn aber der Hammer gehoben wird, so bewirkt die Trägheit des Kopfes, daß er der Bewegung des Helmsstücks nicht augenblicklich folgt, der Helm wird also gebogen. Aber noch viel früher, als sich dieser wieder gerade stellen, und die permanente Spannung annehmen kann, die das Gewicht des Kopfes veranlaßt, ist schon die Presse erreicht. Nun wird augenblicklich die Elasticität des Helmes in entgegengesetzter Richtung in Anspruch genommen; die Trägheit des Kopfes verhindert wieder ein augenblickliches Mitgehen, und es erfolgt ein heftiger Stoß auf die Drehungsaxe, der sich den senkrechten hölzernen Säulen mittheilt. Dieser Stoß, der sich bei jedem Hub wiederholt, bringt die Holztheile aus ihrem festen Verband und Schluß, und nimmt also an Wirkksamkeit immer zu. Daß dieser Uebelstand zerstörend wirkt, ist leicht zu sehen, und an alten, ausgelaufenen Hammerwerken schwingt sich bei jedem Hub sogar die Daumenwelle sammt dem Wasserrade. Dem hier beschriebenen Uebelstande läßt sich auf keine andere Weise begegnen, als daß man das ganze Gestelle von Guss Eisen macht, denn die Wirkung des beschriebenen Stoßes läßt sich nur dadurch unschädlich machen, daß der Stoß auf eine viel zu große Masse ausgeübt wird, als daß diese in Bewegung gerathen könnte.

Noch ist hier an der Welle des Hammerades bleibend eine Bremse angebracht, wie Pronp's Baum, sie hat aber hier nicht die Bestimmung, die Kraft des Wasserrades zu messen, sondern nach dem Wunsch und Ver-

bürfsnisse des Schmelzes die Umlaufgeschwindigkeit des Rades zu mäßigen oder fast augenblicklich ganz aufzuheben. Der an der Bremse angebrachte Hebel euidet in einem horizontalen Zustritt der Bügel. Wenn man auf diesen tritt, bringt man das Wasserrad, ohne die Schüdenöffnung geändert zu haben, sogleich zum Stillstand. Diese Vorrichtung ist hier für die Bedürfnisse des arbeitenden Schmelzes, sie ist aber auch jeden Augenblick zu benützen, um die Kraft des Rades bei jeder Schüdenöffnung, also bei jedem Zustuß des Wassers, mit Genauigkeit zu erfahen. Es läßt sich also auch sehr genau die Kraft erfahen, die ein gegebener Hammer für seinen zweckmäßigen Betrieb nöthig hat. Bei der Arbeit unter dem Hammer sind immer zwei Mann beschäftigt; der eine ist der eigentliche Schmid und behandelt das Eisen; der andere aber hat nach dem Commando des ersten drei Hebelenden zu bedienen, nämlich den Aufzug und Schluß der Schüpe; die Krücke am Hammerhebel und die Bremse an der Daumenwelle. Ueberdeus ist nicht zu vergessen, daß hier ein ausgezeichneter Schmid functionirt.

In den nämlichen Raum, in welchem sich die Hämmer befinden, reicht noch die Welle eines zweiten Rades. An dieser Welle steckt ein großer Schleifstein, auch wied durch die nämliche Welle mittels einer Stange das Gebläse unter dem Dachraum betrieben, und ein Ventilator, oder eigentlich Windzubringer, wenn der Gussfen in Gang ist. Das Brüllen dieses Ventilators ist in ewigen Richtungen auf eine halbe Stunde weit hörbar.

Vetrennt von diesem Gebäude aber in unmittelbarer Nähe desselben steht ein größeres, und mit dem Erdgeschosß zweistöckiges Haus, in welchem die Maschinenfabrik und die Spinnerei sich befinden. Im Erdgeschosß ist auch eine große Schreinerwerkstätte, in welcher die Modelle für das Gießhaus gemacht werden. Beim Eintritt in dieses Gebäude, vorzüglich aber im oberen Stockwerk, ist man überrascht durch die großen lichten Räume, welche für die einzelnen Arbeiten be-

stimmt sind. Hier ist überall Bewegung, und wenn der Ausdruck nur legend gangbar wäre, so könnte man sagen, hier ist mechanisches Leben. Bei der Menge von Transmissionen, denen man allenthalben begegnet, geht man gern der Quelle aller dieser Bewegungen nach, und gelangt so zum Wasserrade, das alles in diesem Hause treibt. Dieses Rad ist von bedeutender Größe nach allen Dimensionen. An diesem Rade sind zwei Einrichtungen sogleich als höchst zweckmäßig auffallend. Bei dem bedeutenden Gewichte des Rades könnte Niemand für die Dauer des Wellbaums bügen, wenn auf die gewöhnliche Weise die Verbindung zwischen dem Kranz und dem Wellbaum hergestellt wäre, nämlich durch starke Arme, die den größten Theil des Gewichtes auf die Nuten des Wellbaumes bringen. Hier hingegen sind gar keine Arme im gewöhnlichen Sinne, sondern es ist eine Verspeigung von Schmelzeisen angebracht, und das Gewicht des Rades auf die beiden Wellzapfen und ihre Anwellen gleich vertheilt und hinausgebracht. Der ganze Eindeß zwischen diesen Speichen leidet vom Rade keinen Druck, und ist mit nichts beschwert, als mit seinem eigenen Gewichte; jeder der beiden Wellzapfen aber trägt das halbe Gewicht des Rades. Diesen Druck haben die Anwellen anzuhalten, und die Wirkung der Reibung an diesen Stellen ist das erste Hinderniß, das überwunden werden muß, und den Ruhezustand verkleinert. Der zweite auffallende Umstand ist die Art der Verspeigung. Bei der gewöhnlichen Einrichtung, selbst bei den größten Rädern, äußert sich am Wellbaum eine Tendenz zur Torsion, welche unter den nothwendigen Umständen einen außerordentlichen Wellbaum sehr wohl zum Bruche bringen kann. Dieser gefährliche Umstand ist hier durch die Art der Verspeigung vermieden. Die Speichen sind dünne Eisensätze, die zum Theil in der Richtung der Radien und zum Theil in einer der Bewegung des Rades entgegen gesetzten, schiefen Richtung angebracht sind. Die Speichen für sich allein betrachtet, sind zu schwach, das Gewicht des Rades zu tragen. Sie würden sich einbiegen. Der Kranz ist also mit dem Wellbaum

durch diese Speichen durch Verspannung verbunden. Wenn also auch eine Tendenz zur Torsion übrig bleibt, so verwandelt sich diese bloß in eine Tendenz, die Speichen zu strecken, und da die Anzahl dieser letztern nicht klein ist, so wird die Wirkung der angegebenen Tendenz eigentlich aufgehoben. Die Schaufelung des Rades ist nicht eben so zu empfinden. Die Schaufeln sind Sackschaufln, und das Rad gleit bei seinem Umlauf sehr viel Wasser einwärts gegen den Grindel aus. Dieses Begießen des Wellbaums bringt zwar an und für sich keinen Schaden, erleichtert aber im Winter die Bildung des Eises, und ist überhaupt ein äußeres Kennzeichen einer fehlerhaften Schaufelung. Wenn nämlich die Richtung des arbeitenden Wasserstrahles während seinem Durchgang durch das Rad um einen ganzen Halbkreis gewendet wird, wie es die Theorie der unterschiedlichen Räder verlangt, so fällt kein Wasser auf den Wellbaum. Nun kann man zwar die angegebene Wendung des Strahles in der Praxis nie erreichen, aber sich derselben doch nähern, und je mehr man sich derselben nähert, desto näher kommt die Leistung des Rades der ganzen Kraft des Wassers selbst. Es ist wahrscheinlich, daß das Rad nicht mehr als 40 Procent der Wasserkraft giebt, aber für den Betrieb der Maschinen reicht dies hin, und es ist hier überhaupt noch keine Ursache vorhanden, Kraft zu sparen. Die Bildung des Eises im Winter wird hier durch Zulassen von Wasserdampf verhindert. Witten auf der Länge der Schaufeln befindet sich ein breiter, gußeiserner Zahnkranz, dessen Durchmesser also dem des Rades gleich ist, und welcher nun die Bewegung des Rades ins Innere des Gebäudes überträgt. Daß der Zahnkranz auf der Mitte des Rades ist, ist für das Wasserrad selbst sehr vorteilhaft, denn sein Wellbaum braucht auf keiner Seite verlängert oder fortgesetzt zu werden, und da auf der inneren Seite des Rades gerade auch von der Mitte aus die schiefen Streden angebracht sind, welche den Druck auf die Wellzapfen hinaufbringen, so wird auch der Druck, den der Eingriff des Zahnkranzes verursacht, auf der Mitte weg auf die Enden

des Wellbaums gebracht, so daß dieses Rad in Bezug auf seine Belastung vollkommen symmetrisch ist. Doch ist diese vorteilhafte Einrichtung nicht ganz ohne Nachtheil. Es bewegt sich nämlich jetzt Gußeisen auf Gußeisen, und zwar mit keiner andern Schmiere als dem Wasser, das der Zahnkranz aus dem Gerinne heraufbringt, in dem er sich zugleich mit den Schaufeln des Rades bewegt. Hier ist man also nicht Herr über die Schmiere, und die Verminderung der Reibung. Das Wasser ist für das Gußeisen die schlechteste Schmiere von allen. Man kann das Verhältniß der Reibung zum Druck durch eine fleißig unterhaltene Schmiere aus Schweinfett und Graphit auf 5 Procent herunter bringen, während dasselbe Verhältniß beim Wasser 31 Procent ausmacht. Bei der Einrichtung des hiesigen Rades kann man also die Reibung an den Wellzapfen und Anwellen auf den geringen Betrag von 5 Pfund auf den Centner des Druckes reduciren, während sie beim Eingriff des Zahnringes 31 Pfund auf den Centner des Druckes ausmacht, und also gerade nochmal so groß ist, als wenn gar keine Schmiere vorhanden wäre, sondern sich bloß Gußeisen auf Gußeisen bewegte ohne Dazwischenkunft irgend eines Mediums. Dieser Uebelstand ist überall unvermeidlich, wo die Verzahnung am Wasserrade selbst angebracht ist; er findet sich auch in Mäulchen an der Walzmühle, wo das Rad mit zwei Zahnkränzen ins Wasser taucht. Hier in Gmund braucht man noch nicht darauf zu achten, weil man noch keine Ursache hat, Kraft zu sparen.

Im Erdgeschosse befindet sich auch der Dampfkessel, welcher gegenwärtig noch nicht alle seine Bestimmungen zu erfüllen hat, sondern nur erst den Dampf zur Heizung der Wassertöpfe an den Spinnspindeln liefert. Wenn die ganze Einrichtung einmal vollendet ist, wird der Dienst dieses Dampfkessels weitläufiger und mehrseitiger. Jetzt liefert er auch im Winter den nöthigen Dampf in die Radstube, um das Ansetzen von Eis zu verhindern.

In der Werthstube der Maschinenfabrik sind außer

den Vorrichtungen und Werkzeugen, die man auch in andern guten mechanischen Werkstätten findet, einige Maschinen merkwürdig, welche Drosbach und Natterer in England angekauft haben, und welche sehr viel zur Vollkommenheit der Arbeiten beitragen. Es befinden sich auch Arbeitsmaschinen aus der Schweiz hier, z. B. eine Räder Schneidmaschine, welche nach vorgegebener Theilung die Zähne an Rädern ausschneidet und abrundet. Diese Maschine ist so schön geordnet, als die englischen, aber sie ist nicht, wie die Engländer sagen, self-acting, sondern muß immer bedient werden, d. h. sie macht bloß sehr genau ihren Einschnitt in den Rand des Rades, muß aber mit der Hand gestellt werden, um den folgenden zu machen, also um die Dicke des Zahnes hervorzubringen. Herr Drosbach ist damit beschäftigt, diese Maschine selbst arbeitend zu machen. Sie hat übrigens für die Anstalt nicht mehr die Wichtigkeit, die sie ursprünglich besaß; denn seitdem die Gießerei und Formerei in Ordnung sind, werden alle Modelle für Räder, die oft gegossen werden müssen, von Messing hergestellt. Die Maschine hat also die messingnen Modelle zu schneiden, die Räder selbst aber werden schon verzahnt gegossen. Ausser diesen wird nur zuweilen ein einzelnes Rad geschnitten.

Unter den englischen Maschinen sind die zwei schönsten eine Bohrmaschine (Drilling machine) und eine Weißblechmaschine (Planing machine), beide von Wisthorpe in Manchester. Beide Maschinen sind im eigentlichen Sinne selbstarbeitend (self-acting), und ihre Leistung darf buchstäblich für unübertrefflich angegeben werden. Beim Anblick solcher Maschinen fühlt man die Ueberlegenheit der englischen Industrie, und es läge etwas sehr Niedererschlagendes darin, wenn man sie nicht gerade in einer Werkstätte sähe, welche die Engländer selbst unter ihre vorzüglichsten zählen würden, und wenn man nicht bedächte, daß uns zwar die Engländer einen großen Vorsprung abgewonnen haben, daß aber die große Entfaltung ihrer Industrie selbst noch sehr jung ist, und nicht viel über die Wirkksamkeit von James

Watt hinausreicht. In diesem Umfange liegt eine große Ermuthigung für Deutschland, das größer ist als England, ein gleicheres Volk enthält und den Unterricht ganz gleich verbreitet.

Endlich kommt man zur Spinnerei selbst. Man sieht unter Weges noch einen englischen Feinspinnstuhl unthätig stehen, und kann so leichter einen Vergleich anstellen; es erfolgt auch einige Ueberraschung, wenn man unmittelbar nach dem breiten englischen Stuhl den schwächlichen Drosbach'schen erblickt. Die Thätigkeit Drosbach's hat sich bisher größtentheils auf den Feinspinn- und Feinspinnstuhl bezogen, und diese beiden Musterröhre stehen hier durch zwei eiserne Bogen verbunden, so daß zwischen ihnen ein Gang offen ist. Es ist hier wohl zu bemerken, daß das Princip des Spinners immer und überall dasselbe ist, und daß alle Erfindungen sich auf die Anordnung und Gestalt der arbeitenden Theile beziehen. Man kann sagen, die Erfinder der Spinnmaschinen haben den Vorgang der Handspinnerei am Rade aufs genaueste studirt, in einzelne elementare Operationen zerlegt, und jede solche Operation einem eigenen Maschinentheile zugewiesen. Diese Auftheilung ist freilich sehr ungleich ausgefallen, je nachdem die einzelne Operation leichter oder schwieriger zu verrichten ist. Um sich eine getreue Vorstellung machen zu können, muß man den Weg der Erfinder selbst in Gedanken gehen. Beim Handspinnen am Rade wird vor allem ein geschälfelter Floss gebraucht. Von diesem Momente an betrachte man nun die Sache. Die erste Operation ist, den Kocken anzulegen. Dieses muß nun eine Maschine thun, und muß es vollkommen thun als die Menschenhand, weil die nachfolgenden Maschinen als vernunftlose Wesen keinen vorangegangenen Fehler compensiren können. Dieses Geschäft verrichten die Auflegmaschinen und Bandmaschinen. Diese Maschinen liefern keinen Kocken, d. h. sie wickeln den Floss nicht auf irgend einen Spindel auf, sondern sie liefern lockere, sehr homogene Bänder, in welchen die Flossfasern möglichst parallel liegen, und

lassen diese in cylindrische Röhren von Weißblech nieder-
gleiten Statt des Rockens der Spinnerei hat man also
diese Bänder, die ohne allen Vergleich vollkommener
sind, als irgend ein Rocken. Beim Handspinnen wird
nun aus dem Rocken mit dem Zeigefinger und Dau-
men der linken Hand ein Büschel Fasern herausgezo-
gen, der einen Garnfaden geben soll. Diese einfache
Operation muß durch eine besondere Maschine verrich-
tet werden, und diese Maschinen sind zweierlei Vor-
spinnmaschinen oder Vorkastspühle. Auch dieses muß voll-
kommen geschehen, als mit der Hand, weil die nach-
folgende Maschine einen Fehler, der hier begangen wird,
nicht mehr verbessern kann. Es geschieht übrigens ganz
genau, was beim Handspinnen geschieht; die linke Hand
zieht nicht nur einen Büschel Fasern heraus, sondern
das umlaufende Rad dreht schon diesen Büschel zu ei-
nem lockeren, dicken Faden. Gerade dieses thut der
Vorspinnstuhl, er verwandelt die ihm dargelegten Bän-
der in einen lockeren, dicken, wenig gedrehten Faden.
Bei der Handspinnerei faßt nun der Daumen und Zei-
gefing der rechten Hand in einiger Entfernung von
der Linken den Faden, und streckt ihn bis auf den ge-
hörigen Durchmesser; auch wechseln wohl beide Hände,
und streichen abwechselnd am Faden. Für diese Ope-
ration ist wieder eine eigene Maschine erforderlich, und
diese ist der Feinspinnstuhl. Die Spuhlen des Vorge-
spinnstoffs sind zu oberst aufgesteckt, von ihnen weg geht
der lockere Faden durch heißes Wasser, und aus diesem
durch die Streckwalzen auf die Spuhlen der Feinspin-
nerei. Statt der menschlichen Finger sind die Streck-
walzen vorhanden, welche abwechselnd von Holz und
Weißblech sind. Im heißen Wasser wird der Vegeta-
bilische Leim, oder vielmehr Gummi, der an der Pflan-
zenfaser ist, erweicht und beinahe flüssig, und nur das
durch ist es möglich, die einzelnen Fasern vor einander
weg zu ziehen, ohne sie abzureißen, und nur dadurch
also ist es möglich, einen fest geschlossenen Faden von
überall gleichem Durchmesser und gleicher Drehung her-
zustellen. Wenn man schon im Allgemeinen zugeben
muß, daß die Maschinenarbeit eine Nachahmung und

dann eine Verbesserung derjenigen Arbeit ist, die der
Mensch mit der Hand verrichtet, wenn sie nur gleich-
förmig ist, und nicht stets das Urtheil des denkenden
Wesens braucht, daß also alle Erfindungen in dieser
Sphäre, sie mögen betreffen, was sie wollen, denselben
Gang zu gehen haben, so muß man doch auch zugeste-
hen, daß die Analyse einer tausendmal geschehenen Ar-
beit, und ihre Auflösung in elementare und ganz ein-
förmige Vorrichtungen eine gleiche Operation ist, zu
welcher immer nicht viele Menschen Talent, Neigung
und Vorbereitung besitzen; auch zeigt die Erfahrung,
daß keine Erfindung gleich anfangs vollkommen war.
So gieng es auch mit der Flossspinnerei, und sie
würde wahrscheinlich noch nicht in ihrer gegenwärtigen
Gestalt vorhanden seyn, wenn nicht die Baumwollen-
spinnerei vorausgegangen wäre. In den Dachräumen
der hiesigen Anstalt steht noch der alte, ursprüngliche
Spinnstuhl Drosbach's, der dem gegenwärtigen gar
nicht einmal mehr ähnlich steht. Der gegenwärtige ist
also hervorgegangen, nicht durch eignes Nachdenken
und Forschen ausschließlich allein, sondern auch eben so
sehr aus der Vergleichung eigener Erfindung mit frem-
der, und aus der Bestrebung, geinachte Einwendungen
zu widerlegen, oder aus ihnen Nutzen und eigne Ver-
besserung zu ziehen.

Durch die Operation des Hechelns, die in der obig-
en Betrachtung voraus gesetzt worden ist, erhält man
aber nicht bloß Floss, sondern auch Werg. Auch dies-
ses muß versponnen werden. Das Werg braucht aber
weit mehr Vorbereitung, als der Floss, denn die Fas-
sen des Werges sind zerstückelt untereinander. Es muß
also zuerst auf irgend eine Weise entwirrt, und dann
wie der Floss versponnen werden. Man braucht zu
diesem Zweck zwei verschiedene Card: oder Krafma-
schinen, die Wattmaschine und Streckwecke; dann erst
kommen die Vorspinn- und Feinspinn-Maschinen. Neu
hat man den denselben Faden, wie vom Floss, nur
von minderer Feinheit.

Aber der Floss muß vor allem geschäpelt seyn.

Diese Arbeit kann man nun nicht mehr der Hand überlassen, nachdem jede folgende durch ein System von Maschinen geschieht, und gerade das Hächeln eine Operation ist, bei welcher die Ausscheidung zwischen Glasch und Werg vor sich geht, und die also einen bedeutenden Einfluß auf das ganze Spinngeschäft hat. Zur ganzen Einrichtung einer Spinnerei ist also nöthig, daß man den Glasch so empfangen kann, wie er von der Mühle kommt. Man braucht daher eigene Maschinen zum Brechen, zum Hächeln und Absondern des Wergs und zum Schwingen. Wenn aber der Glasch diese Operationen durchgegangen hat, so geht jeder Büschel hinten und vorne abnehmend in ein spitziges Ende aus. In diesem Zustande ist er für die Maschinen unbrauchbar. Man würde nur wellenförmige Lagen erhalten. Es ist deswegen noch eine Maschine vorhanden, die den Büschel zu beiden Seiten der Mitte, und nicht weit von derselben faßt, und durch zwei eigenthümlich verzahnte Räder ganz in der Mitte abreißt. Die beiden Hälften werden nun verkehrt übereinander gelegt, und nur in diesem Zustande kann er von den Maschinen verarbeitet werden. Auch ist es nur auf diese Weise möglich, Wurzel und Spitz-Enden gehörig zu vermischen.

Von den vorbereitenden Maschinen sind hier noch manche die rein englischen, und unter diesen die Hächelmaschine. Obwohl nun diese mit vielem Scharfsinne zusammengesetzt, und mehr eine Kamm- als Hächelmaschine ist, so läßt doch diese gerade am meisten zu wünschen übrig. Sie hat auch beim Betriebe einer größten Spinnerei das Unangenehme, daß sie im ganzen System aller Maschinen die einzige ist, die körperliche Kraft erfordert, und also zu ihrer Bedienung erwachsene Menschen braucht, wobei noch überdies die unthätigen und un bequem arbeiten. Alle übrigen Vorrichtungen sind in Bezug auf körperliche Anstrengung so kindisch leicht, und gehen so ganz ohne alle Eile vor sich, daß sie wahre Faulenzerie für Erwachsene, und eine eben angemessene Beschäftigung für Mädchen sind, die

die Schule verlassen, und zu Hause mitunter wirklich harte Arbeit verrichten. Da nun die Hächelmaschine von einem durchgreifenden Einfluß auf die ganze Fabrikation des Garnes ist, so ist schon seit einiger Zeit Droßbach damit beschäftigt, eine ganz neue Hächelmaschine zu erbauen. Ich habe das Modell gesehen, und bin vollkommen überzeugt, daß der Zweck ganz und gar erreicht wird. Von einer Kraftanwendung von Seite der Arbeiterin ist hier gar keine Rede mehr, auch scheint es, daß die Operation des gewöhnlichen Hächelns genauer studirt, und in elementare Verrichtungen aufgelöst wurde, als bei dem englischen System. Gelingt das Ganze, wie es vorliegt, und wozu nicht zu zweifeln ist, so scheint mir diese Erfindung fast eben so wichtig, als die Verbesserung des Spinnstuhles, denn sie erleichtert die Verarbeitung von ordinärem Glasch, was in unserm Lande noch lange von sehr bedeutender Wichtigkeit bleiben wird.

Einen noch genaueren Begriff von allen hier vor kommenden Maschinen zu geben, ist ohne Zeichnungen nicht wohl möglich, und man wird diese seiner Zeit erhalten, wenn die in verschiedenen Ländern genommenen Patente veröffentlicht werden. Ich wende mich daher nun zu einigen einzelnen Betrachtungen und auch Einwürfen, die von einigen gemacht werden, welche die Maschinen nicht mit eigenen Augen gesehen haben. Am öftesten hört man den Vorwurf, daß die Droßbach'schen Stühle viel zu wenig Breite haben, um den gehörigen Grad von Standfestigkeit zu besorgen. Die Droßbach'schen Stühle haben in der That nur eine sehr geringe Breite, welche selbst mit den vorschpringenden Theilen des Fußes noch lange nicht zwei Fuß ausmacht. Ihre Höhe beträgt etwa fünf Fuß, und die Länge richtet sich nach der Zahl der Spindel-paare, die ein Stuhl enthalten soll. Der Einwurf wäre also nicht ohne Gewicht, wenn die beweglichen Theile des Stuhles großen Erschütterungen, und die ganze Maschine Angriffen in horizontaler Richtung ausgesetzt wären. Beides ist aber nicht der Fall. Man könnte also bei

dem bedeutenden Gewichte der Maschine mit denselben Stabilität sich zufrieden geben, welche eine Mauer von den nämlichen Dimensionen und von dem nämlichen Gewichte haben würde, um so mehr, da an der Maschine die einzelnen Theile des Gewichtes so vertheilt sind, daß der Schwerpunkt unter der halben Höhe der Maschine sich befinden muß. Wenn man aber auch annimmt, daß diese Stühle nie auf einem eigentlich festen Boden, sondern immer auf Holz stehen, wobei Schwankungen allerdings möglich werden, so giebt es doch mehr als ein Mittel, dem Einfluß dieser bloßen Möglichkeit vorzubeugen. Es hindert nichts, den Fuß der Maschinen mit den Balken des Gebäudes zu verschrauben, oder den unteren Theil schwerer zu machen, um den Schwerpunkt tiefer zu legen, oder zwei Stühle an ihren obersten Theilen mit Bögen zu verbinden, welche den Gang zwischen denselben frei lassen, wie er ohne dieselben ist. Wenn aber in einer Fabrik einmal mehrere tausend Spindeln thätig sind, so wird man wohl auf das ungeheure Gewicht der Maschinen schon beim Bau des Hauses und bei der Einstellung der Lokalitäten Rücksicht nehmen, und somit scheint mir die Einwendung ihre ganze Wichtigkeit zu verlieren. Der englische Stuhl enthält auch Spindelpaare, die sich aber in einer Entfernung von mehr als vier Fuß einander gegenübersehen, er besteht also wirklich aus zwei gleichen Maschinen mit einfachen Spindelbeisen, deren Gestelle verbunden sind. Hier ist Raum verschwendet, und zwar gerade der horizontale Raum, der nicht bloß immer bezuht werden muß, sondern immer theurer ist, als der verticale. An dem englischen Stuhl liegen die Spindeln schief, was zur Vergrößerung der horizontalen Dimensionen beiträgt. Drossbach hat seine Spindeln ganz beiderseitig aufgestellt, und die gegenüberstehenden, die ein Paar bilden, einander so nahe gerückt, daß sie sich nur mit ihren Federn ausweichen können. Es sind dadurch die vier Fuß der englischen Maschinen bei Drossbach bis auf ungefähr vier Zoll herabgekommen, und durch diese Distanz, ist die Breite des Stuhles bedingt. Aber hier kann man nicht mehr sa-

gen, man habe zwei Maschinen mit einfachen Spindelbeisen vor sich, denn die Spindelpaare, die sich gegenüber stehen, gehören wirklich nur zu einem einzigen System. Für jede Spindel ist zwar ein besonderer Spuhlen mit Vorgespinnsitz aufgesetzt, aber ihre Fäden alle gehen durch einen gemeinschaftlichen Troge mit heißem Wasser, treten aus diesem zu beiden Seiten aus, aber die Fäden jedes gegenüberstehenden Paares gehen nun gemeinschaftlich durch dieselben Streckwalzen, und begeben sich beim Austritt aus diesen zu ihren respectiven Spindeln. Auch wird jedes Spindelpaar gemeinschaftlich umgedreht. Die zwei Spindeln eines Paares sind also an drei Stellen in dieckter Verbindung, nämlich am Wassertrog, an den Walzen und am Triebwerk. Wollte man dem Stuhl eine größere Breite geben, so müßte entweder das Gestell allein breiter gemacht, oder die eben aufgezählten wesentlichen Vortheile aufgegeben werden. Man braucht nur einen einzigen Wassertrog und das System der Streckwalzen auch nur einmal. Beim englischen Stuhl muß man beides doppelt haben. Der englische Stuhl ist eigentlich nur mit einfachen Spindelbeisen versehen, und der Rücken von zwei Stühlen an einander befestigt.

Der Weg, den das Vorgespinnsitz vom Austritt aus dem Troge bis zum Eintritt zwischen die Walzen zurückzulegen hat, ist darum nicht gleichgiltig, weil bei einem weiten Weg der Faden sich abkühlt, und der Gummi wieder erhärtet, oder wenigstens jähre wird. Dieser Weg oder diese Distanz ist wieder nicht an allen Spinnmaschinen gleich lang. Man hat über die Grenzen seiner nothwendigen Länge wohl nie Versuche angestellt, sondern sich nur an die Beobachtung gehalten, daß dieser Weg überhaupt nur kurz seyn soll; aber Differenzen von ein Paar Zoll sind sicher von keinem merklichen Einfluß. Die Temperatur des Wassers im Troge ist von stärkerem Einfluß, und wenn es nicht warm genug ist, tritt ein öftres Abreißen der Fäden zwischen den Walzen ein. Man hat behauptet, an den Drossbach'schen Maschinen seyen die Walzen zu weit

vom Troge entfernt. Diese Behauptung könnte aber sicher nur von Personen, die den Spinnstuhl nicht in seiner Arbeit gesehen haben. Jene Distanz ist überhaupt nicht groß, und wenn man quer über den Stuhl hinsteht, so daß die Reihe der Fäden sich deckt, so bemerkt man zuweilen noch Spuren von Dampf, der von den Fäden nahe an den Walzen aufsteigt. Es ist also sicher die Temperatur nicht so erniedrigt, daß ein Zäherwerden des Gummi zu befürchten wäre; und überdies darf man ja nur den Faden beobachten, wie er durch die Walzen geht, und bis er den Hals der Spindel erreicht. Wenn auf diesen Punkt eine Einwendung zu gründen ist, so betrifft sie den englischen Stuhl gemeinlich mit dem Drosbach'schen; an beiden ist nämlich immer nur ein kurzes Stück des Vorgespinnses im warmen Wasser und verweilt nicht lange dort. Man möchte sich wundern, daß die Erweichung so schnell vor sich geht. Man kann annehmen, daß es besser wäre, wenn die Spuhlen mit dem Vorgespinnsse unter dem Deckel des Troges aufgelegt wären, weil dann der Faden von dem aufsteigenden Dampfe getroffen würde, und der darauffolgende Durchgang durch das heiße Wasser in jedem Falle wirksam genug wird, und das Wasser den überflüssigen, frei gewordenen Gummi in sich aufnimmt. Bei der gegenwärtigen Gestalt des Troges ist dieser Versuch nicht zu machen, und es ist zweifelhaft, ob die bisher erhaltenen Resultate nicht schon so vollkommen sind, daß der Versuch überhaupt unterbleibt; es müßte nur jemand den Einfall zum Gegenstande eines besondern Patentes machen wollen.

Die aufrechte Stellung der Spindeln ist nicht bloß raumparend, sondern auch bloß mechanisch betrachtet, vortheilhaft. Es ist hier leichter möglich, das Schwingen und Zittern zu vermeiden, als bei einer schiefen Stellung. Schwingungen können dem Gespinnsse schädlich werden, und tragen auf alle Fälle viel zur Verschönerung der Maschinen bei. Aber ein anderer Punkt, über den die Theorie sich deutlich vernehmen läßt, besteht darin, daß das Gewicht der Spindeln keineswegs

gleichgültig ist. Das Gewicht der Spindeln hat einen Einfluß auf die Differenz der Geschwindigkeit, mit welcher Spindel und Spuhlen umlaufen, und dadurch, ohneachtet aller für diesen Zweck construirten Vorrichtungen, auch Einfluß auf die Dehnung des Fadens und sein Aufwinden auf die Spuhlen. Ob hierin das vortheilhafteste Verhältniß bereits erreicht ist, kann weder behauptet noch verneint werden. Das Trägheitsmoment der Spindel ist constant, hingegen ist das Trägheitsmoment der Spuhlen variabel, bei den leeren Spuhlen am kleinsten, und bei den vollen am größten. Die Umlaufgeschwindigkeit der Spuhlen wird durch eine schwache Bremse gemäßigt, die bloß in einer dünnen Schnur und einem ganz geringen Gewichte besteht. Die Wirkung dieser Bremse ist gleichförmig, und die Verzögerung, die sie hervorbringt, wird daher desto unwirksamer, je mehr sich die Spuhlen füllen. Die Spuhlen werden immer nur durch Friction bewegt, und ihre Geschwindigkeit hängt also von der Geschwindigkeit der Spindel, ihrem eigenen Gewichte, dem Reibungscoefficienten, und überdies von der Stärke der Bremse ab. Unter diesen vier Bestimmungsstücken ist nur eines variabel, nämlich das Gewicht. So wie aber ihr Gewicht zunimmt, wächst auch ihr Durchmesser, da die Vergrößerung des Gewichts nur von dem aufgewundenen Garne herrührt. Es wird daher ohne sehr künstliche Vorrichtungen mit Centrifugalregulatoren nie möglich sein, die Geschwindigkeit der Spulen absolut und unabhängig zu reguliren. Die Spindeln selbst werden gleichfalls durch Friction bewegt; hier soll aber ein wirkliches Abwickeln gleicher Theile der sich berührenden Peripherien statt finden, und die Spindeln sollen weder vorausseilen noch zurückbleiben. Hier ist also ihr Gewicht von Einfluß, der Reibungscoefficient und der Druck, oder die Festigkeit der Berührung. Bei der Construction ist man aber am meisten über das Gewicht Herr, und um also den verlangten Erfolg sicher zu stellen, sollte das nöthige Gewicht der Spindeln gemessen werden. Man hat es wirklich nicht ermittelt, aber man sieht aus dem Erfolge, daß die Differenz

zwischen der zufälligen Wirklichkeit und der theoretischen Forderung unbedeutend ist.

Man fragt sich noch, welche Kraft nöthig ist, um eine gegebene Spinnerei zu treiben. In Gmund läßt sich dieses nicht gut ermitteln, da die Spinnerei nur klein ist, und das Wasserrad alle Maschinen der Weckstätte und die Spinnerei treibt, und zwar alles durch einzelne Transmissionen. Man pflegt bei Spinnereien die Kraft so anzugeben, daß man sagt, wie viele Spindeln auf die Pferdekraft kommen, alle vorarbeitenden Maschinen schon mit eingerechnet. Wie ist eine einzige Weckstreckrechnung einer Flachspinnerei in Frankreich bekannt, wo die Arbeit des Wasserrades, das nur die Spinnerei zu treiben hat, richtig und genau berechnet ist. Dort treffen im günstigsten Falle nur 90 Spindeln auf die einzelne Pferdekraft. Ich glaube, daß bei der Drosbach'schen Einrichtung eine weit größere Menge auf die Pferdekraft kommt. Wenn man bei der Einrichtung einer größeren Spinnerei recht vorsichtig in Bezug auf die Transmissionen ist, welche ohne Weiteres die meiste Kraft absorbiren, so glaube ich, daß man immerhin 150 Spindeln auf eine Pferdekraft ansetzen darf. Trotz aller Verbesserungen aber sieht man doch, um wie viel mehr Kraft zu einer Flachspinnerei gehört, als zu einer Baumwollspinnerei von gleich viel Spindeln.

Es herrscht gegenwärtig eine Art Enthusiasmus für Flachspinnereien, so daß viele von den kleineren Industriellen und von den Besitzern sehr mäßiger Summen Geldes mit dem Vorzuge umgehen, Spinnereien zu errichten. Diese Tendenz könnte den Unternehmern leicht schädlich werden; es läßt sich nämlich dieses Geschäft im Kleinen nicht mehr mit Nutzen treiben. Die Einrichtung einer Spinnerei mit Maschinen, die Gebäude, der Ankauf einer Wasserkraft kosten so viel Geld, daß nur erst bei einer gewissen Größe der Unternehmung ausser der notwendigen Verzinsung jenes Geldes auch noch eine Rente zu fließen anfängt. Ich glaube nicht, daß eine Spinnerei mit weniger als 500 Spin-

deln mit Nutzen betrieben werden kann; wird sie noch kleiner, so erhält man nur mehr eine bloße Mannsnahrung, und endlich bei weiterer Reduction verfiel sie unter die Gegenstände eines bizarren Luxus, der bloßen Liebhaberei, die viel kostet, aber keinen Ertrag giebt. Um diese Ueberzeugung zu begründen, lege ich hier zwei Preisübersichten dar. Die erste ist von den Herren Bruder und Döbels in Waldkirch bei Freiburg, und giebt wohl das kleinste Assortiment, das noch gewinnbringend in Gang gesetzt werden kann.

Allgemeine Maschinen.

1 Schneidemaschine . . .	400 fl.
1 Häufelmaschine . . .	900 „

Maschinen zum Spinnen von langem Flach.

1 Streckstuhl zu 2 Bändern . .	1200 „
6 doppelte Laminiers . . .	4800 „
4 Vorspinnmaschinen zu 16 Spindeln	3600 „
3 Spinnmaschinen zu 120 Spindeln, jede Spindel zu 18 fl. . .	6480 „

Maschinen zum Spinnen von Berg.

1 Vorlade . . .	2500 „
1 Feinrade . . .	2500 „
2 Kardengarnituren . . .	3000 „
4 Laminiers zu 4 Bändern jede .	2400 „
2 Vorspinnmaschinen . . .	1400 „
1 Spinnmaschine zu 120 Spindeln	2160 „

Summe 31340 fl.

In dieser Summe kommt aber noch die Herstellung des Gebäudes, der Ankauf des Wassers, die Herstellung des Wasserbettes, des Rades und aller Transmissionen. Alles dieses stellt man um 40,000 fl. nicht her, und man sieht, daß die Einrichtung selbst einer so kleinen Spinnerei schon eine Summe von 70,000 fl. übersteigt, ehe sie noch ein Loth Woll geliefert hat.

Folgendes ist eine Zusammenstellung der Einrichtungskosten einer großen Spinnerei von 10,000 Spindeln, nämlich 6000 für Flach und 4000 für Berg, nach den Preisangaben verschiedener Maschinenfabriken. Es ist dabei ein Ueberschuß von No. 2 bis No. 60 nach eng-

lischer Scala angenommen. Die mit * bezeichneten Ansätze betreffen Maschinen, welche die bezeichneten Werksstätten entweder gar nicht oder nach einem geringeren Systeme aufzuführen. Es sind deswegen dafür die Preise von Emund gesetzt.

A. Reinigungsmaschinen.

	Fairbairn	Röschlin	Schlumberger	Göcher	Emund
2 Brechmaschinen	500*	500*	635	500*	500
2 Schwingmaschinen	480*	480*	470	480*	480
2 Abschneidmaschinen (selbst thätige)	800*	800*	749	800*	800
4 Häckelmaschinen nach Fairbairn	5760	5600*	5600*	5680	5600

B. Vorspinnmaschinen für Flach.

9 Anlegmaschinen (Spreaders, screw-spiral-system)	9872	13478	12636	11340	9000
5 Bandmaschinen (2 ⁴ Drawings) 20 Köpfe zu 2 Bändern	11580	15912	15912	14400	13000
9 Bandmaschinen (3 ⁴ Drawings) 27 Köpfe zu 2 Bändern	15649	30326	21481	19440	17550
9 Lockenmaschinen zu 162 Spindeln	24494	68024	36392	30780	30780
8 Lockenmaschinen mit Regulator, 144 Spindeln	29520*		30326	29520	29520

C. Vorspinnmaschinen für Berg.

8 Vorkaden mit Garnitur	19704	24013	24710	22400	24000
10 Fein Karden mit Garnitur	24630	32016	30888	28000	30000
4 Wattmaschinen	756	936	1030	920	900
5 Streckwerke, 20 Köpfe (Screw-spiral-system)	10080	12000*	12000*	12620	12000
6 Streckwerke (2 ⁴ Drawing) 24 Köpfe	12096	14400*	14400*	15120	14400
5 Lockenmaschinen, 100 Koving Spindeln	12600	17720	17750	15800	16000
5 Lockenmaschinen, 100 Koving Spindeln mit Regulator	17500*	17720	21294	17000	17500

D. Feinspinnmaschinen.

6000 Feinspindeln für Flach	82800	122148	126744	106900	90000
4000 Feinspindeln für Berg	57600	84240	84240	76000	64000
Summe	335621 fl.	460313 fl.	451057 fl.	437000 fl.	376030 fl.

Bei Fairbairn sind noch 50 pCt. anzuschlagen wegen der Ausfuhr

167811
503432 fl.

Aus diesem Confect sind zwei Dinge sogleich zu sehen, nämlich, welche große Summen zur Errichtung bedeutender Spinnereien gehören, und dann wie schwer mit den Engländern zu concurreniren wäre, wenn nicht das Verbot der Maschinenausfuhr bestünde, denn nur durch die Schmuggelprämie werden die englischen Maschinen theurer als alle andern. Die Maschinenfabriken auf dem Continente würden zum Theil gar nicht entstanden seyn, wenn nicht die englische Gesetzgebung in diesem Punkte noch alten Vorurtheilen huldigte.

Nach allem nun, was bisher gesagt ist, sieht man wohl, daß die Anstalt in Ummund nicht als Spinnerei betrachtet werden darf, sondern lediglich als Spinnmaschinenfabrik. Die dort bestehende Spinnerei ist nur ein Muster für die vergleichenden Vorzüge der neuen Maschinen und keine selbstständige Anstalt. Dem Vernehmen nach will aber die Gesellschaft nun eine größere Spinnerei in München selbst errichten, wo es weder an Wasserkraft, noch an arbeitenden Händen fehlt.

Bericht über die Selligues'sche Leuchtgas-Erzeugung*).

(Im Auszuge aus den Comptes rendus des Séances de l'Académie des Sciences, du 1. Juin 1840.)

Die Akademie hat die Hrn. Thénard, D'Arcet und Dumas beauftragt, über eine Abhandlung des Hrn. Selligues Vortrag zu erstatten, welche sich sowohl auf die Destillation der Schieferarten als auf die Anwendung der daraus gewonnenen Oele zur Leuchtgas-Vereitung nach einer eigenthümlichen Methode erstreckt; und wir theilen hier auszugswise dasjenige, was Hr. Dumas als Berichterstatter über diese in gegenwärtiger Zeit auch bei uns sehr beachtenswerth gewordene Sache vorgetragen hat, unsern Lesern mit. Hr. Sel-

lignie benützt den im Departement de Saône-et-Loire zwischen Autun und dem Canal du Centre vorkommenden bitumalösen Schiefer, und hat schon jetzt drei Werke zur Ausbringung der Oele aus demselben gegründet, das Eine zu Saint-Léger du Bois im Canton d'Epignac, das Andere zu Surmoulin im Canton d'Autun, und das dritte zu Igornay im Canton de Charosse.

In diesen Werken unterwirft man die bitumalösen Schiefer der Destillation in eingeschlossenen Räumen, wodurch flüchtige Oele, die dem Wesen nach aus verschiedenen Kohlenwasserstoff-Verbindungen bestehen, gewonnen, und eine festflüssige Masse im Rückstande erhalten wird, die als Entfärbungs- oder Desinfektions-Mittel gebraucht werden könnte, bis jetzt aber nicht benützt wird. Die brennbaren Gase, welche während der Destillation der Schiefer sich entwickeln, werden in den Feuerraum geleitet, und da als Brennmaterial benützt.

Die Schiefer von Autun sind in ihrem Bitumen-Gehalte sehr verschieden. Diejenigen, welche bei der Destillation weniger als 6 Gewichtsprocente Oel liefern, werden verworfen; die, welche gewöhnlich verarbeitet werden, geben 10 Procente. Nicht selten findet man aber auch Massen, die 20, 25 und auch 50 Procente an flüchtigen Producten gewinnen lassen. Die Production der Oele, welche durch die trockene Destillation aus dem Bitumen (Erdbarz) der Schiefer erzeugt werden und beinahe drei Viertel vom Gewichte desselben erreichen, beträgt für den Tag in zwei Gewerken 1400 Kilogrammen (2500 bayer. Handels-Pfund) und diese bestehen

aus 498 (also 35,5 pEt.) eines leichten Oeles von 0,766 bis 0,810 spec. Gewichte, und dieses ist es, welches man zur Gas-Erzeugung anwendet;

362 eines weniger flüchtigen Oeles, welches zur Lampenbeleuchtung benützt werden kann;

168 einer fetten Materie, die 12 pEt. Paraffin enthält; und

242 Theer.

1270.

*) Siehe Kunst- und Gewerbeblatt 1839 S. 83—89.

Unter diesen verschiedenen Substanzen, zu deren Erzeugung die besonders für die Ausführung der trocknen Destillation im Großen so vortheilhafte eingerichteten Öfen des Hrn. Selligues wesentlich mitwirken, ist das leichteste und flüchtigste Oel für den gegebenen Zweck am wichtigsten, obgleich alle übrigen Producte technisch verwendet werden.

Man ist seit langer Zeit der Meinung, daß die Leuchtkraft des Leuchtgases hauptsächlich von den flüchtigen Dämpfen abhängt, welche das in jenem Oase vorwaltende und wenig gekohlte Wasserstoffgas begleiten, und dies wird durch die Resultate des Selligues'schen Verfahrens bewiesen. Mehrere Versuche, die sich mit diesem Gegenstande befaßt, haben hingegen angenommen, daß das Kohlenoxydgas in dem Leuchtgase immer schädlich sey, weil es bei seiner Verbrennung nur eine schwache Hitze entwickelt und durch eine Temperaturverminderung auch den Glanz der Flamme vermindert. Diese letztere Ansicht wird durch das Selligues'sche Verfahren widerlegt. Die Bestätigung der einen und die Widerlegung der anderen Ansicht sind vom Standpunkte der Theorie aus die zwei wesentlichen Punkte, worauf sich die von Selligues eingeführten Modifikationen bei der Leuchtgas-Fabrikation stützen.

Diesen zur Folge werden drei senkrecht stehende Röhren in einem Ofen von neuer und sehr sinnreicher Einrichtung bis zur Vortheilhaftigkeit erhibt. Die erste und zweite enthalten Kohle, welche in dem Maße, als sie verschwindet, wieder ersetzt wird, was von fünf zu fünf Stunden geschieht. Die Röhre ist bestimmt, das Wasser zu zerlegen, welches man in einem ununterbrochenen sehr dünnen "Strahle in die erste Röhre leitet, wo es sich unter diesen Umständen in Wasserstoffgas, Kohlenäure und Kohlenoxydgas umwandelt. Da aber die Kohlenäure ein unvollkommenes Product ist, so leitet man die in der ersten Röhre erzeugten Gasarten

in die zweite, wo jene Kohlenäure durch die vorhandene glühende Kohle zur Aufnahme von Kohlenstoff genöthigt und in Kohlenoxydgas verwandelt wird. Durch die Einrichtung des Ofens ist diese Röhre die heißeste von allen dreien, und geeignet, die Kohlenäure in der besagten Weise vollständig zu zerlegen.

Die dritte Röhre ist mit eisernen Ketten angefüllt, die zum Zwecke haben, den durchströmenden Gasarten und Dämpfen eine große Oberfläche von glühendem Metalle darzubieten, und die Wärme auf eine gleiche und rasche Weise unter denselben zu verbreiten. In diese Röhre strömt von einer Seite das Gasgemenge aus den beiden vorhergehenden, von einer andern das Schieferöl in einem sehr dünnen Strahle ein. Letzteres wird hier in sehr flüchtige Producte zerlegt, und gelangt mit den übrigen, die als Vohsel dienen, in einer Kühlevorrichtung, wo das angesetzt gebliebenes Oel und der Wasserdampf, welcher auf gleiche Weise der Zersetzung Widerstand geleistet hat, sich verdichten. Dies ist auch die ganze Reinigung, welche das auf diese Art bereitete Leuchtgas erfordert. Von der Kühlevorrichtung tritt daher auch das Gas unmittelbar in den Gasometer.

Läßt man 4 Litres Wasser und 5 Litres Schieferöle jede Stunde in den Apparat treten, so erhält man in 20 Arbeitsstunden 210,000 Litres Gas, welches zur Beleuchtung tauglich ist; sohin aus den für jede Stunde verwendeten Flüssigkeiten 10,510 Litres Leuchtgas. — Bemerkenswerth ist auch noch, daß sich auf den Ketten-Gliedern in der Röhre kein kohliges Theile absetzen. Ein Brenner, dessen Leuchtkraft 1½ Mal stärker als die einer Carcel-Lampe ist, verzehret von diesem Gas 105 — 120 Litres in der Stunde. Ueberdies versiert dieses so erzeugte Leuchtgas bei einer langen Leitung in den Röhren, so wie bei flacker Abkühlung nichts an seinen Eigenschaften; denn 8000 Meter (27410½ bayer. Fuß) von dem Gas-Reservoir entfernt brennt das Gas mit noch reinerer Flamme (?!), als

an der Ausmündung am Gasometer selbst, und bis auf 25° C. unter dem Gefrierpunkte abgekühlt, verliert es nicht merklich an seiner Leuchtkraft.

Da reiner dieses Gas keinen Schwefel enthält, so ist es auch nicht mit dem unangenehmen Geruch des kohligen, den das gewöhnliche Leuchtgas besitzt, und es lassen sich zur Verbreitung der Helligkeit auch Metallspiegel anwenden, auf welche der Schwefelwasserstoff in anderen Leuchtgasen nachtheilig einwirkt. Bringt man daher an einem Brenner einen solchen parabolischen Spiegel an, so kann man auf 80 Meter (274 1/2 bauer. Fuß) ein Licht verbreiten, wobei man Druckstufen von mittlerer Größe lesen kann. (?!)

Dieses so einfache und wenig kostspielige Verfahren des Hrn. Selligue, welches man in einem eben so wohlfeilen als kleinen Apparate ausführen kann, wird in der königlichen Buchdruckerei, und jetzt auch zu Vatinogles, dann zu Dijon, so wie auch in einigen anderen Städten angewendet.

Kfr.

Z u s a m m.

Wir theilen uns, der vorstehenden nach dem Originalen verfaßten Darstellung noch jene Mittheilungen beizufügen, die Hr. Dingler (siehe dessen Journal zweites Juli-Heft S. 141) von Hrn. Cronvelle, Civilingenieur in Paris erhalten hat, welcher sich bisher vorzugsweise mit der Leuchtgasfabrikation nach Selligue's Methode beschäftigte. Sie lauten im Wesentlichen, wie folgt:

„Durch die Fabrikation und Verwendung von wenigstens 20 Millionen Cubitfuß Leuchtgas ist es nun außer Zweifel gesetzt, daß 1 Kilogr. Schieferöl in Selligue's Apparat 65 Cubitfuß eines Gases liefert, dessen Leuchtkraft mehr als doppelt so groß ist wie diejenige, welche nach dem gewöhnlichen Verfahren die Oele zu zerlegen gewonnen werden könnten, d. h. 1 Kilogr. Schieferöl, welches nach Selligue's Verfahren in 65 Cubitfuß Leuchtgas verwandelt wird, liefert eine Summe Lichts, welche wenigstens zweimal so groß ist, wie

die aus einem Kilogr. Oel bei der Zersetzung desselben nach der alten Methode möglicherweise zu gewinnende.“

„Treibt man die Gaserzeugung aus einem Kilogr. Oel (mittelfst Wasser) bis auf 220 Endfuß, also zu weit, so erhält man in Summa aus jedem Kilogr. Oel eine Gesamtquantität Licht, welche größer ist, als die dasselbe Kilogr. Oel, in bloß 65 Cubitfuß Leuchtgas (Wassergas) verwandelt, liefert, obgleich allerdings die respective Leuchtkraft des Gases immer geringer wird, je mehr Gas mit derselben Menge Oel durch Wasserdampf producirt wird. Das Kohlenoxydgas scheint folglich die Leuchtkraft des Wassergases zu erhöhen, ohne Zweifel, weil es bei seiner Verbrennung mehr Wärme entwickelt.“

„Nach der Analyse Pelligors, dem Adjunkt des Prof. Dumas, besteht das neue Leuchtgas in 99 Raumtheilen, aus:

Kohlenoxydgas	28
Kohlenwasserstoffarten	56
Freiem Wasserstoffgas	15
	<hr/> 99

„Die Dichtigkeit des Gases fand er = 0,65, was ziemlich mit der nach der Analyse berechneten übereinstimmt.“

„Wegen die von Dingler früher geäußerte Vermuthung, daß bisweilen durch Verbindung von unzersetztem Wasserdampf mit Oeldampf im dritten Cylinder des neuen Gasapparates das von Da re entbedte gasförmige Kohlenwasserstoffhydrat erzeugt werden dürfte, führt Cronvelle folgende Thatsache, als damit in Widerspruch stehend, an: „Wenn man den Oelzufluß bei einem in Thätigkeit befindlichen Selligue'schen Apparat unterbricht, ohne den Wasserstrom oder Wasserdampfstrom abzusperrern, so erhält man weder Kohlensture noch Wasserdampf, sondern Kohlenoxydgas und Wasserstoffgas, welches letztere nur sehr wenig Kohlenstoff enthält.“

„Hinsichtlich der Zusammenfassung des sogenannten Wassergases, sagt Cronvelle, ist wenigstens so viel:

gewiß, daß es kein bloßes Gemisch von Wasserstoff und Oeldampf, welches seine Leuchtkraft in der Kälte verlieren könnte, sondern vielmehr eine chemische Verbindung ist, die in der Rothglühhitze zwischen zwei Substanzen erfolgt, wovon sich die eine im statu nascente befindet; denn wenn man das Wassergas auf 18° C. erkältet, setzt es gar nichts ab und verliert auch nichts von seinen Eigenschaften.“

„Für diese Ansicht spricht auch ein Versuch, den ich mehrmals wiederholt habe: wenn man nämlich die Retorten des Selliguer'schen Apparates zu stark erhitzt, hört die Verbindung zwischen den zwei Substanzen augenblicklich auf; das in den Apparat gelassene Oel wird durchaus nicht mehr zersetzt, sondern destillirt bloß über und verdichtet sich vollständig in dem Kühl-Apparate. Das Gas besteht dann aus nicht leuchtendem Wasserstoff, mit Kohlenoxyd vermischt. Sobald die Temperatur der Retorten aber wieder auf die Rothglühhitze fällt, findet die chemische Verbindung statt, alles Oel wird zersetzt und durch das Gas fortgeführt; letzteres setzt in dem Kühlapparate fast gar nichts mehr ab und liefert eine weiße und glänzende Flamme.“

„Daß man nach Selliguer's Verfahren ein ganz reines und mit glänzendem Lichte brennendes Leuchtgas erhält, wird selbst von den eifrigsten Gegnern desselben, den Stein Kohlengas-Fabrikanten zugegeben; auch hat die Erfahrung gelehrt, daß Selliguer's Gasapparat von verlässigen Arbeitern mit derselben Regelmäßigkeit und Sicherheit wie die alten Gasapparate dirigirt werden kann.“

Versuche über die bindende Kraft des Leimes auf Holz;

von Karl Karmarsch.

(Aus den Hannö. Mittheilungen Bief. 20. S. 434.)

Zur Veranstaltung dieser Versuche ließ Karmarsch aus fünf verschiedenen Holzarten von der gewöhnlichen lufttrocknen Beschaffenheit Stücke anfertigen, welche die

Gestalt eines genau rechtwinkligen und quadratischen Prisma von $\frac{1}{2}$ Zoll Seite besaßen. Die eine Grundfläche dieses Prisma (welche sonach $\frac{1}{4}$ Zoll betrug) wurde völlig rechtwinklig gegen die Seitenflächen glatt abgehobelt und mit der eben so zubereiteten Grund- oder Endfläche eines zweiten gleichen Stückes, unter Beobachtung aller praktischen Vorschriften, zusammengeleimt. Das zweite Ende eines jeden Stückes war so ausgearbeitet, daß es einen auf allen vier Seiten $\frac{1}{2}$ Zoll weit vorspringenden Kopf bildete. Der prismatische Theil war an jedem Stücke 3 Zoll, der dickere Kopf $1\frac{1}{2}$ Zoll lang. Die geleimten Hölzer hatten mit hin an ihrem mittlern, genau $\frac{1}{2}$ Zoll breiten und eben so dicken Theile, in dessen Mitte die Leimfuge sich befand, eine Länge von 6 Zoll, und boten an jedem Ende einen Kopf dar, der das bequeme Einspannen in die Zangen des Zerreißungsapparates gestattete. Letzterer bestand aus einem einarmigen eisernen Hebel, an welchem eine Waagschale zur Aufnahme von Gewichten hing. Vermöge der Einrichtung des Ganzen und namentlich auch der Befestigungsangen konnte man sicher seyn, daß jedesmal der Zug der zerreißenden Kraft rechtwinklig gegen die Leimfläche wirkte. Das Aufsteigen der Gewichte geschah langsam und vorsichtig, in kleinen Abtheilungen, und mit gehörigen Pausen. Das Gewicht des Hebels sammt Nebentheilen ward auf die erforderliche Weise in Rechnung gebracht.

Die geprißten Holzstücke waren sämmtlich mehrere Tage vor den Zerreißungsversuchen geleimt. Einige derselben waren so ausgearbeitet, daß in der Leimfuge Hirnholz an Hirnholz stieß, andere dagegen so, daß Querholz an Querholz lag, und bei diesen fand wieder der Unterschied statt, daß die Richtung der Fasern auf den zwei zusammengeleimten Flächen theils parallel, theils rechtwinklig gekreuzt war, um auch den etwa hieraus hervorgehenden Einfluß auf die Bindkraft des Leims kennen zu lernen.

In der hier folgenden Tabelle sind die Resultate der Zerreißungsversuche, und zwar für einen Quadrat Zoll geleimter Fläche, aufgestellt.

Zerreißende Kraft für 1 bayer. □ Zoll
Gläse in bayerischen Pfunden.

Holzart.	Hirn an Hirn geleimt.	Huerholz an Huerholz geleimt. Mit paralle- len Fasern.	Mit sich kreuz- enden Fasern.
Kothbuchen	1674 $\frac{1}{10}$	692 $\frac{1}{10}$	814 $\frac{1}{2}$
	2094 $\frac{1}{10}$	916	1510 $\frac{1}{10}$
	1661 $\frac{1}{10}$		737 $\frac{1}{10}$
	1056 $\frac{1}{10}$		
Weißbuchen	1392	825	783 $\frac{1}{2}$
	1160 $\frac{1}{2}$	835	709 $\frac{1}{2}$
	1056 $\frac{1}{2}$		814 $\frac{1}{2}$
	1464 $\frac{1}{2}$		
Eichen	895 $\frac{1}{2}$	668	629 $\frac{1}{2}$
	814 $\frac{1}{2}$	710 $\frac{1}{2}$	594 $\frac{1}{2}$
	1699 $\frac{1}{2}$	591 $\frac{1}{2}$	584 $\frac{1}{2}$
	929 $\frac{1}{2}$		
Tannen	1422 $\frac{1}{2}$	615 $\frac{1}{2}$	468 $\frac{1}{10}$
	1709 $\frac{1}{2}$	521	562 $\frac{1}{2}$
	1056 $\frac{1}{10}$	636 $\frac{1}{2}$	517 $\frac{1}{10}$
	1381 $\frac{1}{10}$		
	1515 $\frac{1}{2}$	1174 $\frac{1}{2}$	227 $\frac{1}{2}$
	1076 $\frac{1}{2}$	203 $\frac{1}{2}$	233 $\frac{1}{2}$
	1134 $\frac{1}{2}$	355 $\frac{1}{2}$	206 $\frac{1}{2}$
	1013 $\frac{1}{10}$		

Bei den Versuchen mit Querholz geschah es öf-
ters, daß das Holz selbst und nicht die Leimfuge
geriße; diese Fälle sind durch das Zeichen * bemerkt
und geben den Beweis, daß nicht selten der Quer-Zu-
sammenhang des Holzes geringer ist, als die Binde-
kraft des Leims.

Folgerungen, welche sich bei Betrachtung des In-
haltes dieser Tabelle ergeben:

- 1) Die Bindekraft des Leims zwischen zwei Hirn-
flächen des Holzes ist bedeutend größer, als zwi-
schen zwei Flächen von Querholz; ohne Zwei-
fel, weil der Leim in die am Hirn offen aus-
gehenden Poren der Holzmasse besser eindringt.

- 2) Bei auf einander geleimten Flächen von Quer-
holz scheint (wie sich in der That leicht begrei-
fen läßt) für die Bindekraft des Leims kein Un-
terschied daraus hervorzugehen, ob die Fasern
parallel oder gekreuzt liegen.

- 3) Ergibt sich, daß die Bindekraft des Leims zwi-
schen Querholz und Querholz um dieselbe Größe
herumschwankt, durch welche die Querschnitts-
zeit des Holzes, d. h. sein Widerstand gegen
Zerreißung in einer auf die Fasern rechtwinke-
ligen Richtung, ausgedrückt wird.

- 4) Die Bindekraft des Leims auf verschiedenen
Holzarten ist nicht ganz gleich und namentlich
zwischen Querholz bedeutend verschieden.

- 5) Die Bindekraft für 1 □ Zoll Gläse von Hirn
an Hirn ergibt sich, wenn man dabei die mit
† bezeichneten Versuche (deren auffallend geringe
Resultate eine schlechte Leimung mit Sicherheit
voraussetzen lassen) außer Acht läßt, im Durch-
schnitt folgendermaßen:

Kothbuchen	1584	bayer. Pfund.
Weißbuchen	1268 $\frac{1}{2}$	" "
Eichen	879 $\frac{1}{2}$	" "
Tannen	1281 $\frac{1}{2}$	" "
	1102	" "

- 6) Bei Prüfung des Mittels für die Bindekraft des
Leims zwischen Querholz und Querholz
können (zufolge des schon unter 2 Bemerkten)
die vorletzte und letzte Spalte der Tabelle ver-
eignet benutzt werden. Dabei ist man wieder
berechtigt, die mit † bezeichneten Versuche un-
terschiedlich zu lassen. Was die Fälle betrifft,
wo nach Ausgabe des Zeichens * das Holz
zerfällt, so müßte eigentlich eine grö-
ßere Zahl als die gefundene angesetzt werden,
indem der Leim noch dieser Kraft widerstan-
den hat und erst bei einer gesteigerten Gewalt
nachgegeben haben würde. Jedoch scheint —

bei der Ungewißheit, wie viel diese Steigerung noch hätte betragen müssen, und da sie (nach der Vergleichung mit den anderen Resultaten zu urtheilen) nicht eben bedeutend sein dürfte — am angemessensten, die mit * bemerkten Resultate unverändert in die Rechnung einzuführen. Versüßet man diesen Betrachtungen gemäß, so erhält man für die Bindekraft des Leims zwischen Quersholz, auf 1 □ Zoll Fläche folgende Mittelwerthe:

Bei Rothbuchen	790	bayer. Pfd.
„ Weißbuchen	703½	„ „
„ Ahorn	631½	„ „
„ Eichen	553½	„ „
„ Tannen	241½	„ „

Diese sowie die unter 5 berechneten Mittelzahlen können natürlich nur als Annäherungen zur Wahrheit gelten, da so ungemeln viel auf die Güte und Zubereitungsart des Leims, das Verfahren und die größere oder geringere Sorgfalt beim Leimen, die individuelle Beschaffenheit der geleimten Holzstücke (hinsichtlich Alter, Trockenheit u. s. w.), die Temperatur und den Feuchtigkeitzustand der Atmosphäre u. s. w. ankommt.

Ueber die Auerfestigkeit der Holzarten (in dem oben erklärten Sinne) geben diejenigen in der Tabelle enthaltenen Zahlen Aufschuß, welchen das Zeichen * vorgelegt ist. Diesemnach gerath 1 □ Zoll Fläche, bei einem rechtwinklig gegen die Faser wirkenden Zuge,

Rothbuchenholz	748½	bayer. Pfd.
Weißbuchenholz	820	„ „
Ahornholz	672½	„ „
Eichenholz	552½	„ „
Tannenholz	269½	„ „

Von diesen Resultaten möchten inbeßten die auf Eichen- und Tannenholz bezüglichen wenig Vertrauen verdienen, da die Ergebnisse der einzelnen Versuche zu sehr von einander abwichen.

Ueber ein einfaches, praktisches Verfahren, künstliche Milch mittelst eines geeigneten Galaktometers (Milchmessers) auf einen Gehalt an Wasser zu prüfen.

Die nicht seltenen Verfälschungen der gewöhnlichsten Nahrungsmittel und auch anderer auf die Gesundheit der Menschen einwirkenden Zubereitungen veranlassen alleorts Forschungen nach leicht ausführbaren Prüfungsmitteln, nach Probiterversahren, wodurch man entweder Gehalt oder Reinheit und Güte der Victualien und auch mancher Luxus-Artikel zu bestimmen und ihren wahren Werth oder ihre Schädlichkeit bezustimmen im Stande ist. In größeren Städten wird diesem Bedürfnisse heut zu Tage auch allenthalben durch Aufstellung eigener obrigkeitlich autorisirter Chemiker abgeholfen, welches eine höchst nachahmungswürdige Einrichtung ist, da ein solcher Chemiker durch die häufig sich wiederholenden Untersuchungen derselben Art eine Gewandtheit in der Behandlung und Beurtheilung seiner Objecte erlangt, welche die Ausbildung der Nachschleife in hohem Grade erleichtert.

Vor einiger Zeit hat man in Frankfurt (siehe Frankfurter Gewerbesfreund 1840 Nr. 1) mit der Ausmiltelung eines sicheren Milchmessers (Galaktometers) sich beschäftigt, worüber auch wir schon früher Untersuchungen angestellt haben. Es hat sich dort ergeben, daß dazu wohl am einfachsten eine Senkwaage zu gebrauchen wäre, und das Baumé'sche Galaktometer, dessen man sich hiezu am häufigsten bedient, sich auch vollkommen eignen würde, wenn die specifischen Gewichte der Milch und des Wassers, welcher letzteres als das nächste Verfälschungsmittel zu betrachten ist, eine bedeutendere Verschiedenheit zeigten, als dieß in der Wirklichkeit der Fall ist. Bekannt ist nämlich, daß das specifische Gewicht der Milch, wenn man dasjenige des reinen, destillirten Wassers = 1 setzt, im Mittel = 1.03 ist, wovon man sich auch dort überzeuge hat.

Für diese kleine Differenz der specifischen Gewichte beider Flüssigkeiten mußte daher der Baumé'sche Milchmesser bei dem kleinen Volumen, in dem er gewöhnlich ausgeführt ist, viel zu unempfindlich und daher unbrauchbar sein. Man richtete daher seine Aufmerksamkeit zunächst auf eine Prüfung der Milch mittelst chemischer Mittel. Eine nähere Untersuchung aller derartigen Mittel, durch welche der Butter- und Käsestoff ausgeschieden werden und die Menge dieser ausgeschiedenen Körper einen vergleichenden Maßstab für die Güte der Milch liefern sollte, zeigte jedoch bald, daß dieselben für eine leichte, praktische Handhabung nicht wohl geeignet seien. Man sah sich daher genöthigt, das Princip der Galaktopometer oder Milchwaagen wieder aufzugreifen, und da die Ursache der Untauglichkeit des Baumé'schen Instrumentes nachgewiesen war, so fragte man sich, ob die Ursache nicht aufgehoben und beseitigt werden könne. Nun erlaubte aber das bekannte physikalische Gesetz, daß ein fester Körper beim Einsinken in eine Flüssigkeit so viel von seinem absoluten Gewichte verliert, als ein seinem Volumen gleich großes Volumen der Flüssigkeit wiegt, die Folgerung, daß eine Senkwaage um so empfindlicher sein müsse, als der in die Flüssigkeit eintauchende Theil den zur Scala bestimmten hervorragenden Theil an Volumen übertrifft. Man vereinigte sich daher dahin, nach einer neuen Angabe und mit Berücksichtigung dieses Umstandes des ein Galaktopometer von Silber in geeigneter Form und Größe anfertigen zu lassen, um mit demselben specielle Versuche anzustellen. Zu dem Ende suchte man sich auf zuverlässigem Wege unversälfte Milch von 11 verschiedenen Rührn im Alter von 5 bis 18 Jahren zu verschaffen. Aus diesen 11 verschiedenen Milchsorten wurde eine Normalmilch in der Art hergestellt, daß man ein gleich großes Volumen von jeder derselben zusammenzog. In diese Normalmilch wurde das Galaktopometer bei einer Temperatur von $+ 15^{\circ}$ R. eingetaucht, und auf diese Weise der Nullpunkt des Instrumentes, der einer reinen, unversälfte Milch entspricht, gefunden. Indem man hierauf der Milch 5

Procent destillirtes Wasser von gleicher Temperatur zusetzte und dieselbe gut umrührte, um eine innige Vereinigung beider Flüssigkeiten zu bewerkstelligen, konnte durch ein abermaliges Einsinken des Galaktopometers derjenige Theilstrich aufgefunden werden, bis zu welchem das Instrument bei 5 Procent Wassergehalt der Milch einsinken muß. Auf gleiche Weise wurden auch diejenigen Stellen auf der Scala bezeichnet, die einem Wassergehalt von 10, 15 und 20 Procent entsprechen. Für eine noch weiter gehende Eintheilung reichte die 6 Zoll lange Scala nicht mehr aus. Obwohl man sich auf diese Weise durch den Augenschein von der großen Empfindlichkeit des neuen Instrumentes überzeugt hatte, so gewährte es doch noch eine neue Befriedigung, als man aus directen Versuchen über das specifische Gewicht der Milch bei verschiedenen Wassergehalten mittelst eines gut gearbeiteten Picnometers er sah, daß durch Zusatz von 25 Procent Wasser das specifische Gewicht der Milch nur um 0,006 abnehme, während sich diese Veränderung an dem neu construirten Galaktopometer sehr auffallend und bemerkbar macht.

Zur Ermittlung des verschiedenen Rahmgehaltes in den 11 verschiedenen vorhin genannten Milchsorten, füllte man mit einer jeden derselben ein tarirtes Reagenzglaschen und überließ diese 11 Gläschen so lange der Ruhe, bis sich der Rahm völlig abgeschieden hatte (was bei mittlerer Temperatur in ungefähr 6 Stunden geschehen war). Durch eine möglichst Genauigkeit gewährendes Verfahren wurde darauf der Rahmgehalt in den einzelnen Gläschen nach Procenten bestimmt, und so ergaben sich für den Rahmgehalt der 11 verschiedenen Milchsorten folgende Resultate:

Für die Milch Nr. 1	betrug der Rahmgehalt	14,6 pCt.
" " " " 2	" " "	10,5 "
" " " " 3	" " "	11,5 "
" " " " 4	" " "	12,4 "
" " " " 5	" " "	12,9 "
" " " " 6	" " "	9,5 "
" " " " 7	" " "	9,7 "

Für die Milch Nr. 8 betrug der Rahmgehalt 10,9 pCt.

"	"	"	"	9	"	"	"	10,9	"
"	"	"	"	10	"	"	"	5,8	"
"	"	"	"	11	"	"	"	16,3	"

Bleiben wir aus diesen 11 gewonnenen Zahlenwerten das arithmetische Mittel, so ergibt sich, daß der Rahmgehalt einer Normalmilch durchschnittlich 11,3 Procent betragen müsse. Das angewandte Verfahren wurde noch in sofern einer Prüfung unterworfen, daß man ein mit Normalmilch gefülltes Glas ebenfalls der Ruhe überließ, um die völlige Abscheidung des Rahmes abzuwarten. Als der Rahmgehalt dieser Normalmilch bestimmt wurde, stellte sich derselbe auf 12 Procent, eine Angabe, welche von der vorher berechneten nur um 0,7 Procent abweicht.

Nachdem sich das zu diesen Versuchen beauftragte Comité in dem silbernen Galaktometer ein Normalinstrument verschafft hatte, nach welchem alle noch fernerehin anzufertigende Galaktometer justirt werden können, ließ es einen zweiten Milchmesser von verginntem Eisenblech mit einer noch längeren Scala von flach gewalztem Eisendraht, jedoch nach denselben Principien constructirt, aufertigen, und die Scala oben mit einer Schraube versehen, um verschiedene Gewichte aufzuhängen zu können. Es verschaffte sich hierauf abermals folgende 6 verschiedene Milchsorten, um dieselben eines Theils durch das silberne Galaktometer zu prüfen, und andern Theils zugleich das aus verginntem Eisenblech gefertigte zu justiren.

Nr. 1	war	Milch	von	derselben	Ruß,	wie	bei	dem
								früheren Versuch Nr. 1.
"	2	"	"					aus einer Oeconomie.
"	3	"	"					von derselben Ruß, wie die bei dem früheren Versuche unter Nr. 3 angeführte.
"	4	"	"					durch eine Milchfrau bezogen.
"	5	"	"					vom Markte.
"	6	"	"					sogenannte Bäckermilch.

Man untersuchte diese 6 Sorten sowohl auf ihren Wassergehalt mittelst des Galaktometers, als auch auf ihren Rahmgehalt mittelst derselben Methode, wie bei dem vorhergehenden Versuche, und erhielt folgende Resultate:

Nr. 1	war	um	1	Procent	schlechter,	als	Normal-
							milch,
							mit einem Rahmgehalt von 12,1 Procent.
"	2	"	"	7	Procent	schlechter,	als
							Normal-
							milch,
							mit einem Rahmgehalt von 9,2 Procent.
"	3	"	"	1	Procent	besser,	als
							Normalmilch,
							mit einem Rahmgehalt von 10,0 Procent.
"	4	"	"	2 1/2	Procent	schlechter,	als
							Normal-
							milch,
							mit einem Rahmgehalt von 8,0 Procent.
"	5	"	"	10	Procent	schlechter,	als
							Normal-
							milch,
							mit einem Rahmgehalt von 5,8 Procent.
"	6	"	"	60	Procent	schlechter,	als
							Normal-
							milch,
							mit einem Rahmgehalt von 3,1 Procent.

Der Wassergehalt der letzten Sorte konnte, da die 12 Zoll lange Scala des Galaktometers nur für 35 Procent ausreichte, nur dadurch bestimmt werden, daß das kleine Gewicht von dem obern Theile des Galaktometers abgeschraubt, und das Instrument durch ein leichteres Gewicht so justirt wurde, daß dasselbe in Milch mit 35 Procent Wassergehalt nur bis zum 0 Punkte einsank. Als dasselbe hierauf in die Milch Nr. 6 von neuem eingesenkt wurde, sank es noch bis zu dem Theilstreiche, der einen Wassergehalt von 25 Procent anzeigt, wodurch sich demnach 60 Procent Wassergehalt ergaben.

Da die eben mitgetheilten Resultate zeigen, daß der Rahmgehalt der Milch nicht genau in demselben Verhältnisse abnimmt, als der Wassergehalt derselben größer wird, so folgt hieraus, daß zu einer ganz ge-

neuen Bestimmung des Werthes einer Milch auch stets zugleich des Rahmgehalts bestimmt werden müsse. Nimmt man daher an, daß eine Maß unverfälschter Normalmilch mit 88 Procent Milch und 12 Procent Rahm 6 Kreuzer koste, und daß sich der Preis des Rahmes zu jenem der Milch wie 4 zu 1 verhalte, so zeigt die Rechnung, daß man für 3,88 Kreuzer Milch und für 2,12 Kreuzer Rahm habe. Berechnet man auf dieselbe Weise für eine Maß von jeder der 6 oben angeführten Milchsorten sowohl den Werth der darin enthaltenen Milch nach Abzug des Wassers, und Rahmgehaltes, als auch den Werth des darin enthaltenen Rahmes, und addirt dann die beiden Werthangaben, so erhält man den wahren, realen Werth einer Maß von jeder der 6 Sorten. Auf diese Weise findet man, daß

der Werth der Milch in einer Maß,	der Werth des Rahmes in einer Maß,	und der Werth der Maß selbst,
bei Nr. 1 = 3,86 Kr.	= 2,14 Kr.	= 6,00 Kr.
„ 2 = 3,57 „	= 1,63 „	= 5,20 „
„ 3 = 3,90 „	= 1,77 „	= 5,67 „
„ 4 = 3,77 „	= 1,41 „	= 5,18 „
„ 5 = 3,44 „	= 1,02 „	= 4,46 „
„ 6 = 1,23 „	= 0,55 „	= 1,78 „

angenommen werden kann.

Um zu erforschen, wie sich völlig abgerahmte Milch zur Normalmilch verhalte, wurde die mit No. 1 bezeichnete während 6 Stunden der Ruhe überlassen, und nachdem sich der Rahm abgeschieden, ein Theil der Milch vermittelst eines Hebers übergezogen. Als das Galaktometer in diese rahmlose Milch eingesenkt wurde, mußte derselben noch $1\frac{1}{2}$ Procent Wasser zugefügt werden, um bis zu seinem Nullpunkte einzusinken. Aus diesem Versuche erhebt nun aber so viel, daß das neue Galaktometer für abgerahmte Milch eben so gut, als für unabgerahmte praktisch wird in Anwendung gebracht werden können, da dasselbe auch im ersten Falle keineswegs zum Nachtheil des Verkäufers entscheidet, sondern vielmehr noch $1\frac{1}{2}$ Procent Wassergehalt seiner Milch verzeiht.

Da die Temperaturveränderung ebenfalls eine Verschiedenheit des specifischen Gewichtes der Milch veranlaßt, so richtete das Comité auch hierauf sein Augenmerk. Die in dieser Absicht angestellten Versuche zeigten, daß jeder Grad Wärme einem Zusage von $\frac{1}{4}$ Procent Wasser entspreche. Nun kann aber die Temperatur der Milch von 0° bis zu +20° K. wechseln, und es wäre daher möglich, daß das Instrument dieselbe Milch zu einer Zeit als unverfälscht, und zu einer andern als eine mit 10 Procent Wasser versetzte anzeigte. Um aber auch diesem Mißstande zu begegnen, setzte man als Mitteltemperatur der Milch im Winter +5° K. und als Mitteltemperatur im Sommer +15° K. fest, und justirte das Galaktometer für beide Temperaturgrade, indem man für die erstere Temperatur ein schwereres und für die zweite ein leichteres Gewichtchen auf die Scala des Galaktometers schraubte. Auf diese Weise kann die Angabe des Instruments im schlimmsten Falle nur um 2½ Procent von dem wirklichen Wassergehalt der Milch verschieden seyn.

Demnach hat man bei der Ausführung eines Versuches sich vor allen Dingen über die jedesmal stattfindende Temperatur der Luft zu belehren, und so lange dieselbe unter +10° K. ist, das schwerere, im entgegengekehrten Falle aber das leichtere Gewichtchen auf das Galaktometer aufzuschrauben. Diese Vorrichtung ist vorzüglich im Frühjahr und im Herbst anzuzuschreiben, weil in diesen Jahreszeiten eine Ungewißheit in dieser Hinsicht am leichtesten eintreten kann. Darauf rühre man die Milch in dem Gefäße selbst mittelst eines Stabes durch einander, um den vielleicht oben auf schwimmenden Rahm durch die ganze Masse zu vertheilen, senke dann das Galaktometer ein, und beobachte, wie tief dieses einsinkt. Im Fall das Galaktometer nur bis zu dem mit 0 bezeichneten Striche sinkt, enthält die Milch gar kein Wasser; senkt es sich dagegen bis zu dem mit 5 bezeichneten Striche, dann enthält sie 5 Procent Wasser, und so zeigt jeder folgende Strich, sobald das Galaktometer bis zu demselben unter sinkt,

wieviel Procent Wasser in der Milch enthalten sind. Milch, bei der das Galaktometer nur etwa 3 Procent Wasser anzeigt, muß noch als unverfälscht gelten, da diese Verschlechterung von der Zühterung oder dem Alter der Kuh oder von andern Umständen abhängen kann. Zeigt bei einer sonst verdächtigen Milch der Milchmesser nichts desto weniger keinen Wassergehalt, so ist anzunehmen, daß dieselbe ausser mit Wasser auch noch mit Mehl oder Stärke verfälscht ist, um die durch den

Wasserszusatz entstandene bläuliche Farbe und größere Flüssigkeit wieder zu verdecken. In diesem Falle hat man nur nöthig, ein Stückchen ungeleimtes Papier mit der zu untersuchenden Milch zu befeuchten, und zu der befeuchteten Stelle einen Tropfen alkoholischer Jodtinktur (die leicht aus jeder Apotheke zu beziehen ist) zu bringen. Zeigt sich alsdann ein blauer Fleck, so ist die Milch mehligaltig.

Gemeinnützige Mittheilungen und Bekanntmachungen.

Ueber die Fabrikation der transparenten Oblaten.

(Schluß.)

Im Kleinen ist dazu folgende Vorrichtung nützlich besunden worden:

Der Apparat hat die Form eines geräumigen Schrankes und ist auf der Vorderseite mit vier Thüren versehen, bei deren Öffnen es gestattet ist, im Innern überall bequem hingelangen zu können. An den Seiten im Trocknapparat sind Leisten angebracht, auf welchen die Horden eingeschoben werden können; hinter einer Glasscheibe in dem einen Thürflügel hängt ein Thermometer zur Beobachtung der innern Temperatur. Unten im Boden des Apparates mündet ein Kanal, welcher denselben trockne, warme Luft zuführt, und ist derselbe mit einem Schieber versehen, um, wenn es nöthig ist, den Wärmezutritt zu beschränken. Aus dem Obertheil dieses Trockenschrankes führt ein weites hölzernes Rohr in einen Kasten, und aus diesem wiederum ein kupfernes Rohr in einen gut ziehenden Rauchfang. Auf dem Boden des hölzernen Kastens hält man stets eine hinreichende Quantität feisch gebrannten Kalk gelagert. Man sorgt nun, wenn der Trocknapparat an-

gefüllt ist, dafür, daß die Temperatur im Innern stets zwischen 24 — 30° R. Wärme halte. Die feuchte Atmosphäre, welcher die trockne und warme Luft zugesührt wird, findet oben einen Ausweg durch die Röhre, der gebrannte Kalk im Kasten saugt den Wassergehalt begierig auf, und durch die Mündung im Rauchfang und das Auströmen der warmen Luft im unteren Theil des Apparats wird eine stetige und regulirte Bewegung der Luftschichten unterhalten.

Die Glasscheibe, an welcher das Thermometer hängt, giebt zugleich einen Feuchtigkeitsmesser für das Innere des Apparats ab, ja es ist zugleich möglich, hierdurch den ganzen Verlauf des Trocknens zu beobachten und zu leiten, ohne noch einiger Uebung nöthig zu haben, auch nur ein einziges Mal eine Thür zu öffnen, bevor die Arbeit vollendet wäre. So lange die Luft im Innern noch feucht ist, beschlägt sich nämlich die Glasscheibe, trocknet aber ab, wenn die Gelatine kein Wasser mehr abgeben kann.

Zur Oblatenfabrikation ist es nicht geradezu nöthig, die Gelatine vorher zum Trocknen zu bringen, sondern man kann sogleich zum Färben derselben schreiten.

Wenn dies geschehen, welches ich bei den verschiednen Farben späterhin speciell beschreiben will, bedt

man die gefärbte Masse gut zu, da es hauptsächlich hier darauf ankommt, eine Hautbildung zu vermeiden.

Das vorzüglichste Material für die Formen oder Platten, auf welchen die Gelatine ausgegossen wird, ist das Glas. Die Farben hat man keinesweges so in der Gewalt, um sie so herstellen zu können, daß eine gefärbte Gelatine, auf Metallplatten ausgebreitet, keine Einwirkung erlitte, und man bedient sich derselben nur im äussersten Nothfalle. Die Glasplatten können eine beliebige Grösse haben und sind in einen hölzernen Rahmen gefügt, welcher ober sehr genau gearbeitet seyn muß, damit die Platte durchaus in eine wagerechte Lage gebracht werden kann. Geschliffene Glasplatten werden daher, da es viel darauf ankommt, eine vollkommenste Ebene zu haben, vorzuziehen seyn; man muß daher, wenn man sich dieser in ökonomischer Beziehung nicht bedienen will, sehr darauf sehen, die geradesten und besten Glasscheiben zu erhalten.

In der Werkstätt befindet sich ein geräumiger Tisch, welcher ebenfalls eine ganz wagerechte Fläche darbietet, und auf den die eingerahmten Glasplatten gelegt werden.

Es ist nöthig, die Glasflächen für die Aufnahme der gefärbten Gelatine jedesmal vorzubereiten, weil, wenn es unterbleibt, dieß die Folge haben würde, die Masse so fest anhaften zu lassen, daß es nicht möglich wäre, dieselbe, ohne zu zerreißen, von dem Glase zu trennen; oder auch wohl gar die Glasfläche zum Theil abzulösen und zu verderben. Folgende Composition dient hierzu am besten:

Beste Pariser Seife wird mit dem gleichen Gewicht Pomadenöl in einer Porzellan Schale zusammengerieben und so viel Wasser hinzugesetzt, daß dadurch eine ziemlich dicke Emulsion gebildet wird. Mitteltst eines Waschküschwammes trägt man die Zettung auf die Glasplatte und vertheilt dieselbe so gleichmäßig wie möglich. Man wäscht und polirt mit einem leinenen Tuche so lange nach, bis nur noch ein Hauch von einem öligen feigen Ueberzug wahrnehmbar bleibt.

Die auf solche Art vorbereiteten Glasplatten werden nun nebeneinander auf den Arbeitstisch gelegt und zum Guss der Gelatine geschritten. Vorher hat man sich genau mit der Temperatur und Consistenz der auszugießenden Oblatenmasse bekannt zu machen, und dies ist ein Umstand, der auf das allereifigste von dem Laboranten studirt und beobachtet werden muß. Wird die Masse zu heiß ausgegossen, so drängt sie die Zettung auf den Platten weg, und läßt sich später nicht ohne Verlust ablösen; gießt man sie zu kalt auf, so breitet sie sich nicht gehörig aus, und man erhält eine ungleiche und bei weitem zu dicke Oblatenmasse; auch die Temperatur des Zimmers, in welchem diese Arbeit vorgenommen wird, ist hierbei zu beachten, indessen nach einiger Uebung wird der gewandte Praktiker, ohne sonderliche Mühe, alles dasjenige erkennen, was zum Gelingen dieser Arbeit nöthig ist, ohne sich der Hülfsinstrumente, wie Thermometer, Aräometer und Hygrometer bedienen zu müssen.

Um eine fehlerfreie Oblatenmasse zu erzielen, untersucht man vorher, ob dieselbe nicht Blasen enthält, und hütet sich deshalb insbesondere, sie etwa mit einer Kelle oder dergleichen durchzurühren, wodurch sogleich sich Bläschen bilden würden, welche zu entfernen die niedrige Temperatur und die Consistenz der Masse sehr erschweren. Haben sich dennoch Blasen gebildet, die glücklicherweise, wenn die Temperatur der Masse nicht zu niedrig ist, alle nach der Oberfläche aufsteigen, nimmt man dieselben mittelst eines trockenen Stüchens Holzes oder eines Papierstreifens weg. Endlich, wenn alles bestens vorbereitet ist, schreitet man zum Guss. Bei vielleicht gleicher Grösse der Glasplatten und bei einiger Uebung kennt man genau das Quantum, welches man jedesmal angießt, damit es möglich werde, stets eine Masse von gleicher Stärke zu erzielen.

Das Ausgießen geschieht ebenfalls mit aller Vorsicht, um hierbei nicht auch Blasen zu erzeugen, welche sich nachher noch schwieriger wegnehmen lassen.

Das Ausbreiten der Masse auf der Platte nach

dem Gusse geschieht, indem man die eingerahmten Glasplatten mit beiden Händen ergreift und mäßig hin- und herbewegt und neigt, bis sich die ganze Fläche vollständig bedeckt hat. Der höher liegende Rand der Umrahmung verhindert das Abfließen der Masse, und nachdem auf dem vollkommen ebenen Tische die Platte niedergelegt ist, setzt sich die flüssige Masse in die Wasserswaage.

Nach dem vollkommenen Erstarren derselben kann man die Rahme in den Trockenapparat stellen. Wenn die Austrocknung der Oblatenmasse erfolgt ist, werden die Rahmen herausgenommen, um die Ablösung der Masse vorzunehmen. Findet man, daß sie eine zu spröde Beschaffenheit angenommen hat, und während des Abnehmens ein Zerpringen fürchten lassen möchte, so setzt man die Rahme während einiger Minuten einer feuchten Atmosphäre aus, und schneidet, nach erlangter Geschmeidigkeit, die Masse längs des Randes von der Rahme mit einem Messer ein. Hierauf wird es möglich werden, mit Hülfe eines Messers die ganze Oblatenplatte vom Glase abzulösen.

Das Stechen der Oblaten geschieht entweder mittelst eines Lochseisens, wie bei den gewöhnlichen Leitz Oblaten, oder durch Anwendung eines Durchschneides oder Fallwerks. Wenn man sich eines Lochseisens bedient, so legt man die Masse auf ein glattegebohrtes Brett, setzt das Lochseisen mit der einen Hand auf und und schlägt mit einem sogenannten hölzernen Knüttel (ein Instrument, wie es die Bildhauer oder die Tischler zum Ausstemmen der Löcher gebrauchen) und einem Schläge die Oblate aus.

Wendet man ein Fallwerk an, so kann die Masse zusammengelegt werden, um so mit einem Mal mehrere Oblaten auszuscheiden.

Der Abgang wird nach den Farben sorgfältig sortirt und kann aufs Neue wieder aufgelöst und benutzt werden.

Die Beschaffenheit der Oblatenmassen läßt es auch zu, dieselben zu pressen oder unter einem Prägeverke zu

behandeln, und somit Medaillen, Vorbüden und andere Reliefarbeiten herzubringen. Zur Unterlage für den Stempel benutzt man ein Stück hartes Leder, auf welches man denselben so lange wirken läßt, bis sich die Zeichnung vollkommen ausgedrückt hat.

Das ausgeprägte Bild läßt sich auch coloriren, jedoch darf man hierzu sich natürlicherweise nicht der Wasserfarben bedienen, sondern man nimmt hierzu Oelfarben, welche man mit so wenig wie möglich gut trocknenden Leinölfenig auf einem Steine angetrieben hat, und die man alsdann mit Dammarlack versetzt, welcher mit gut rectificirtem Terpentinöl verdünnt ist. Hierdurch bezweckt man, daß die Farben gut aus dem Pinsel fließen und bald trocknen. Diejenigen Stellen, welche etwa bronziert werden sollen, werden zuerst bemalt und die trockne Bronze mittelst eines weichen Pinsels aufgebracht und späterhin, nach dem Abtrocknen der Farbe, mit einem ähnlichen Pinsel abgekläubt oder gereinigt.

Man thut wohl, sich für das Bronciren nur der besten und feinsten Bronzen zu bedienen, da die gröbsten nicht allein eine schlechtere Wirkung hinsichtlich der Schönheit des Bildes hervorbringen, sondern im Grunde auch nicht wohlfeiler sind. Die feine und theure Bronze giebt aber bei weitem mehr aus und gewährt einen höheren und zarteren Glanz, ist also in jeder Beziehung vorzuziehen und eigentlich nicht theurer.

Die geprägten Muster können in allen beliebigen und passenden Formaten ausgeschlagen werden, und man richtet hierzu die nöthigen Schlagseilen ein.

Die Farben, welcher man sich zum Färben der Oblatenmasse bedient, müssen alle den Farbstoff in möglicher Reinheit und Communication erhalten. Farben, welchen man einen sogenannten Körper zugesetzt hat, um ihnen entweder ein mehr verkäufliches Aussehen zu geben oder dieselben wohlfeiler zu machen, sind verwerflich.

Wo man der Masse eine intensive Färbung geben

geben will, hat man sich wohl zu hüten, die Farben mit zu großem Wassergehalt zuzusetzen, weil hierdurch offenbar die Consistenz der Masse leiden würde.

Körper- oder Deckfarben dürfen in keinem zu großen Verhältnisse zugesetzt werden; ein zu großer Zusatz davon macht die Masse spröde und nimmt ihr den Glanz.

Die transparenten Oblaten sind nicht allein ein Luxusartikel, sondern sie haben auch Vorzüge vor den Teigoblaten, indem sich durch ihre Anwendung ein schnelleres Zusammenheften des Papiers bewirken läßt, welches allein schon ein Umstand ist, der einen großen Theil des Publikums bestimmt, sich ihrer ausschließlich zu bedienen. Bei dem Gebrauch dieser Oblaten wird man sich sehr leicht daran gewöhnen, ihnen den nöthigen Gehalt an Feuchtigkeitz zuzumessen zu lassen, und Gewissenhaftigkeit und Übung die Zuverlässigkeit des Resultates immer mehr bewirken.

Die gewöhnlichen Teigoblaten, wenn man sie im Munde anfeuchtet, saugen sehr schnell die Feuchtigkeitz ein, und man hat sich zu versehen, dieselben zwischen das Papier zu bringen, was sehr häufig mit theilweiser Zerstörung der Oblaten verbunden ist.

Die Gelatine-Oblaten, wenn sie nicht sehr dünn sind, in welchem Falle sie sich leicht zusammenrollen, neigen das Wasser weniger schnell auf als jene, welche porös, gleich einer Backwaare, davon augenblicklich erfüllt werden. Beim Verschluss von diesen Briefen, Paketen, z. B. von Kassenanweisungen, die durch die Benutzung im Publikum die gerade Lage verloren haben und auf einander gelegt, ihr Volumen in die Höhe sehr ausdehnen und mehr dergl., sind die Gelatine-Oblaten sehr beliebt, da sich durch die Federkraft des Pakets bei Anwendung der Teigoblaten die Masse leicht löst, bevor sie einen gewissen Grad von Trockenheit erlangt, die Gelatine hingegen, nach dem Andrücken mit der Hand oder dem Pestschafte, augenblicklich festhält, und, ohne das Papier zu zerreißen, nicht davon getrennt werden kann, wenn gleich ihr Festhalten nach dem Trock-

nen gerade kein solideres zu nennen ist, als das der Teigoblaten.

Erhabene Verzierungen. Von Diekmann.

(Erphäster. I. Jahrg. S. 334.)

Wenn man auf Metall mit einem Zinnsif Verzierungen malt, und, wenn solches trocken geworden ist, Scheidewasser darauf gießt, so löst dieses die vom Zinnsif frei gebliebenen Stellen auf, und nach der Aetzung erscheinen die Verzierungen erhaben. Dieses läßt sich auch auf Marmor, Perlmutter und überhaupt auf alle Körper anwenden, die von Säuren angegriffen werden. Weil aber jedes Aetzmittel nicht allein nach unten, sondern auch nach den Seiten wirkt, so kann die Erhöhung auch nur unbedeutend werden, und diese Methode wird gewöhnlich nur auf polirten Flächen angewendet, um glänzende Verzierungen auf mattem Grunde zu erhalten.

Will man jedoch durch Ätzen eine bedeutende Erhöhung zu Stande bringen, so verfährt man auf folgende Weise: Man scheidet den äußern Umriß der Figur mit dem Grabstichel als eine vertiefte Linie gleich tief, welche Linie mit einem feinen Schrotspitzen noch mehr vertieft werden kann. Wenn man nun die Figur so wohl als das Innere dieser Linie mit dem Zinnsif überstreicht, so kann man mit Sicherheit den Grund so tief ausäßen, als diese Linie tief ist, weil das Aetzwasser die Figur nicht eher unterfreissen kann, bis es die Tiefe dieser Linie erreicht hat. Auf diese Weise erhält man den Grund recht eben, was sonst so leicht nicht zu bewerkstelligen ist, und ist deshalb diese Methode in vielen Fällen mit Vortheil anzuwenden.

Als Deckzinn ist eine Auflösung von Mastix in Terpentinöl sehr gut und leistet dem Scheidewasser Widerstand. Beim Gebrauch mischt man etwas von dies-

fein Firniß mit Zinnober zu einer rothen Farbe. Wie bekannt ist, muß man die zum Legen erforderliche Säure so mit Wasser schwächen, daß sie sich nicht erhebt und zu heftig angreift, wodurch der Firniß Schaden leiden und die Arbeit verderben würde.

Verhärteter Stahl und andere harte Materialien, die keine Bearbeitung mit stählernen Werkzeugen zulassen, können gleichwohl auf diese Weise behandelt werden, wenn man die Umrißlinie vorher durch Legen vertieft. Man überzieht zu dem Ende das Arbeitsstück mit dem gewöhnlichen Leggrund (aus Wachs, Asphalt und Mastix bestehend), radirt die Verzierung hinein, jedoch mit der Vorsicht, daß man die äußere Umrißlinie, weil sie durch das flüchtige Legen breiter wird, mehr nach Außen radirt, und äht die Radirung auf gewöhnliche Weise, bis die Schattierungen ihre gehörige Tiefe haben. Dann wird das Werk mit Wasser abgespült, getrocknet und wieder so lange geäht, bis die Umrißlinie ihre rechte Tiefe hat, worauf das Stück gereinigt und auf oben gesagte Weise in der Tiefe der geähten Umrißlinie der Grund ausgeäht wird.

Eisenblech wird auch vom Scheidewasser angegriffen, jedoch nicht vollständig aufgelöst. Man kann aber auch hier durch Legen sich manche Arbeit erleichtern, wenn man nachher das durch Scheidewasser Erweichte mit scharfen Instrumenten wegräumt, bis alles, was durch Scheidewasser gelb geworden, entfernt ist, und man wieder auf das weiße feste Eisenblech kommt.

Auf Holzarbeiten findet kein Legen statt. Wenn man mit runden Stempeln die ganze Verzierung hineintreibt, das Holz dann wieder glatt hobelt, solches mit warmem Wasser weicht, wodurch das vorher Hineingetriebene wieder aufquillt, und dieses aufarbeitet, so kann dadurch zwar nur eine schwache Erhöhung hervorgebracht werden, gleichwohl kann dieses in manchen Fällen Anwendung finden. Man kann auch wohl die vorhin beschriebene Legmethode beim Holze dahin benutzen, daß man die umflossene Umrißlinie mit schwarzem Wachs ausfüllt, und entweder die Verzierung ober

den Grund mit einer dunkeln Farbe beizt, wo die mit dem Wachs ausgefüllte Linie einen Damm gegen das Weiterfließen der Beize bildet.

Solche Arbeiten haben einige Aehnlichkeit mit einer gelegten Arbeit.

Fabrikation lackirter Korbwaren.

(Polytechn. Archiv, 1840 Nr. 20 S. 158.)

Die lackirten Korbwaren sind seit einiger Zeit sehr beliebt und zeichnen sich sowohl durch die Nettigkeit und den Geschmack ihrer Formen, als durch Dauer und Solidität der Arbeit und der farbigen Lackirung aus. Von dieser Waare sind nach dem Auslande höchst bedeutende Quantitäten eingeführt worden, und werden fortwährend noch nach Frankreich, Schwitz, England und Amerika gesendet. In Berlin existiren zwei oder drei Fabriken, welche sich hauptsächlich mit der Anfertigung dieses Artikels beschäftigen, und deren Produkte vorzugsweise gesucht ist. Die Färbung und Lackirung der Körbe, deren Material die feinsten Weidenruthen sind, kann auf zweierlei Weise bewerkstelligt werden: man beizt entweder das Holz und setzt einen farbigen Lack darauf, welches die solidere Art ist, oder man beizt, gummiert und lackirt zuletzt, auf welche Weise man freilich am billigsten vorkommt. Die Farben, welche man der Waare giebt, sind sehr verschieden, da die Färbung derselben solches zulässig macht, indessen sind es gemeinlich die BroncefARBEN oder vielmehr bronceähnlichen Farben, die man dem Gefache gibt. Es ist nicht immer nöthig vorher zu beizen, da es oft dem Geschmack mehr zusagt, den natürlichen Farbenton des Holzes durchscheinen zu lassen. Zu den Beizen wählt man klare wässrige Auflösungen, meistens Abkochungen von Hölzern, z. B. Eichenholz, Korbholz, Eichenholz und Sandelholz. Die Auflösung von Gattchu gibt ein schönes

Braun, welches mit *Gummi gutti* ins Gelbliche und durch Zernambuch-Abföhung ins Röthliche anläncet werden kann. Auch die verschiednen Beeren, der Sassa und die Cochenille dienen zur Färbung der Lacke. Hat das Flechtwerk die Beize erhalten und ist getrocknet, so wird es mit einer warmen Lösung von Pergamentseim überzogen, welcher die Poren des Holzes schließen soll, damit der Lack nicht aufgesaugt werde. Die Anwendung von Pergamentseim ist der der Gummilarten bei weitem vorzuziehen, da er stets elastisch bleibt; hierauf lässt man nun mittelst eines stumpfen Fälschpinsels, der Lack wird bereitet, indem man in stärkstem Spiritus bis zur Sättigung gepulvertes Sandoraholz aufsetzt, und unter fleißigem Umschütteln in der Kälte auflöst. Wenn der Spiritus nicht mehr aufnimmt, lässt man die klare Flüssigkeit vom Bodensatz sich abklären, trennt sie davon und setzt ihr den 10ten Theil Spiritus vom zuerst angewendeten Quantum noch zu; hierauf macht man eine Beimischung von 1 Loth Lavenöl auf das Pfund Lack und vereinigt solches durch das Umschütteln. Um den Lack vollkommen klar und rein zu haben, muß derselbe durch Fälschpapier filtrirt werden; man bedient sich hierzu eines Glas- oder Porzellantrichters und verdeckt die aufgefüllte Flüssigkeit. Soll der Lack gefärbt erscheinen, extrahirt man mit dem dazu bestimmten Spiritus, die beliebigen Farbe, Species. Man wendet den Lack auch ohne vorherige Beize des Holzes an, dergleichen bedient man sich auch nicht immer des Pergamentseims, es geht aber dann ein großes Quantum Lack darauf, da sich das Holz vorerst damit sättigen muß, ehe die Oberfläche glänzend erscheint. Bei großen Stücken, wie Stühle, Papierkasten u., vertheilt der große Aufwand an Lack die Arbeit, und man suchte durch ein billigeres Fabrikat den Grund zu geben; hierzu soll eine Auflösung von gewöhnlichem amerikanischen Datz (*Colopponium*) in Spiritus recht gute Dienste geleistet haben; zuletzt wurde aber immer der erst aufgeführte Lack angewendet. Zu manchen Beschreibungen braucht man an einzelnen Stellen einen schwarzen, deckenden Lack, diesen erhält man, wenn et-

was Kampfschwarz mit Spiritus auf einer Glasplatte fein abgerieben und solches dem Lack beigemischt wird.

Lackiren der Blumen.

(Zeitschrift Gewerksfreund 1840 Nr. 21 S. 336.)

Die Kunst natürliche Blumen zu lackiren, ist eben so einfach als schön, wir theilen daher das hier bei statfindende Verfahren mit. Man nimmt zu diesem Zwecke 2 Loth Sandorah, 1 Loth Mastix, 1 Loth Kampfer, stößt Alles zu einem feinen Pulver und thut dasselbe in ein Glas, was mit einem langen Halse versehen ist. Ueber dieses Pulver gießt man 1 Quart rectifizirten Weingeist und stellt es in eine mäßige Wärme. Während dieser Zeit wird es öfter umgeschüttelt und dann zum Abklären ruhig stehen gelassen. Hat man nun die Blumen, Pflanzen oder sonstige Kräuter hierzu gewählt, so übergießt man sie mittelst eines Pinsels mit diesem Firniß. Die Blumen werden hierdurch nicht allein ihre schöne Farbe behalten, sondern auch gegen das Verderben durch Insekten geschützt werden. — Dieser Firniß eignet sich gleichfalls auch zum Ueberziehen der Landkarten, Spielkarten, Kupferstiche und Bilder.

Neusilber-Drathsaiten

(Aus dem polytechn. Archiv Nr. 28 S. 212.)

Liefert die Fabrik von Abeking und Comp. in Berlin. Das Wohlthunende dieser Saiten hat in der Dichtigkeit des Metalls seinen Grund, die früher gemachten Versuche hatten jedoch in mancher Hinsicht kein Resultat gegeben und sogar Vorurtheile gegen die Anwendung desselben hervorgerufen. Die Fabrikanten sind der Meinung, diesen Artikel zu großer Vollkommenheit gebracht zu haben und auch hinsichtlich des Preises das Möglichste zu leisten, und machen Künstler und Liebha-

der wohnföndender Instrumente hierauf aufmerksam. Draht von 860 Fuß und 1720 Fuß in einem Ende darzustellen ist gelungen, und liegt solcher zur Ansicht des Publikums aus. Solcher Draht, bis zur Stärke einer halben französischen Linie, kostet das Pfund 1½ Thaler, und mit mehr Nickel versehen, also wohnföndender und beste Qualität, das Pfund 1½ Thaler. Auch Neussilberbleche zu Blase-Instrumenten aller Art hält die Fabrik stets vorräthig, und zwar von einer bisher nicht gekannten Dehnbarkeit, da z. B. ein 6 Zoll hoher Leuchter ohne alle Löthung oder sonstige Zusammensetzung aus einem einzigen Stücke Neussilberblech, auf der Drehbank gedrückt, erzielt wurde. Blech dieser Qualität kostet das Pfund 1½ Thaler.

Neulich bemerkten wir auch Schlüssel von recht eleganter Jacou, an denen der Hart, wo er der stärksten Reibung ausgesetzt ist, mit einer polirten Stahlplatte versehen war.

Die Neussilberfabrikation ist fortwährend in Zunahme, und man bemüht sich unablässig die Herbeischaffung reichhaltiger Ridelwerke möglich zu machen, da die Nachfrage der älteren Vorräthe längst aufgeräumt hat. Die Preise der Erze sind gegen früher bedeutend höher.

Ueber die Stahlorten des Handels, von Schauer.

(Aus dem polst. Centralblatt Nr. 33 S. 497.)

Der Verfasser ist der Ansicht, daß in der neuern Zeit im Allgemeinen der englische Stahl schlechter, der deutsche besser geworden sey. Der Grund des letztern Umstandes wird in der nachseifernden Verbesserung der Methoden, der des erstern darin gesucht, daß die englischen Fabrikanten selbst das Bedürfniß geringerer Stahlorten gefühlt hätten.

Der früher so berühmte Huntsmansstahl hatte, außer der Nichtschweißbarkeit: alles englischen Gußstahls, noch die Nachtheile, nicht gut Formveränderungen zu vertragen und beim Härten leicht zu reißen — was im Allgemeinen bei englischem Stahl um so mehr der Fall ist, je besser er hart wird. Der jetzt käufliche mit dem Stempel Huntsman versehene Stahl ist in mehrfacher Beziehung verschieden von dem früheren. Wenn auch nicht schweißbar, so verlangt er doch noch eine hinreichende Härte (zuweilen aber auch nicht), besigt bei dieser einen größern Grad von Elastizität, hat aber vielfältig ungleiche Mischung, was ein ungleiches (stelenweises) Hartwerden und öfteres Springen zur Folge hat. Dagegen erleidet er eine Formveränderung mit weniger Nachtheil, verlangt ein höhern Hitzeegrad zum Härten, ja er muß sogar stark rothwarm gemacht werden; es thut ihm Ueberwärmung weniger Schaden, da er durch Ueberstüben wieder verbessert werden kann, und dadurch beinahe alle früheren Eigenschaften wieder erlangt. Allein die Eigenschaft, welche dem praktischen Arbeiter am meisten gilt, nämlich den besonders großen Härtegrad und gleichzeitiges Nichtspringen beim Härten, erreicht auch der gegenwärtige Huntsmansstahl nie.

Man hat in den letzten zwei Jahren in Berlin eine Art englischen Gußstahl mit dem Zeichen Parker, Sheffield, verarbeitet, welcher in einiger Beziehung besser als der letzte Huntsmansstahl ist, im Punkte des Reißens beim Härten jedoch keine bessere Eigenschaft bewahrt hat.

Man soll früher auch in Deutschland, außer dem sogenannten steirischen Stahl, eine Art Gußstahl gefertigt haben, der dem englischen nicht nachgestanden hat, allein unter der Menge nur immer wenig gute Stücke lieferte.

Nämlich hat sich der steirische Stahl (der sogenannte Zäpfenstahl, vom Verpacken in Risten und Zäpfen so genannt) bisher unter den deutschen Sorten des haupt, und während langer Jahre unter diesen immer die erste Stelle eingenommen. Eine Art Gußstahl hat

er dennoch die Eigenschaft sich bei einiger Vorsicht gut und vollständig schweißen zu lassen, ohne dadurch wesentlich bemerkbar in seiner Qualität schlechter zu werden; er nimmt auch einen ziemlich hohen Härtegrad an. Diesen beiden Eigenschaften verdankt er seine ausgedehnte Anwendbarkeit in den Fällen, wo der englische, des Schweißproceß wegen, zurückgesetzt werden mußte. Die sämmtlichen deutschen Sorten zwischen dem streyischen und Federstahl (gewissermaßen die beiden Grenzen), als Rundstempel, Brisenstahl, Dreibrand, schwelzer, weißhällischer Stahl u. s. w. besitzen keine wesentlichen Vorzüge; für eine bessere Gattung unter diesen gilt noch der Rundstempelstahl, die übrigen aber sind so untergeordnet, daß sie nur für die gewöhnlichen Schmiedearbeiten, zum Verschälen grober Schneidwerkzeuge angewendet werden können. Man wendet diese ordinären Sorten meistens zu Werkzeugen an, welche, aus reinem Eisen gefertigt, nicht ausreichend für den Verbrauch sind, und aus Stahl dargestellt, eben nicht zu hoch im Preise zu stehen kommen.

Wie der englische und streyische Stahl in ihren Eigenschaften, als bessere Gattungen, sich auszeichnen, so hat auch der deutsche sogenannte Federstahl, welchen man im Allgemeinen, obgleich mit Unrecht, für die geringste Gattung hält, seine entschiedenen guten Eigenschaften. Von ihm läßt sich behaupten, daß er unter allen Stahlsorten die vielfältigste Anwendung gefunden hat; denn legt man ihm auch keinen höhern Werth als den andern geringern Sorten bei, so findet sich der Beweis in dem sehr bedeutenden Verbrauch für die Anfertigung von Klingen und Federn unter jeder Form.

Der Federstahl, Werkstahl, ist vom Gußstahl wesentlich verschieden. Er ist, seiner Textur nach, eine aus übereinander liegenden dünnen Streifen besseren und schlechteren Stahls, die zwar einerlei Ursprung haben, aber doch in sich verschieden sind, bestehende Masse, welche durch die eigenthümliche Art der Vereinigung beider durchaus nicht gleichförmig werden kann. Ist nämlich bei der Bereitung dieser Stahlart die Verbin-

dung des Eisens mit dem Kohlenstoff vor sich gegangen, so wird die flüssige Masse, aus welcher der Federstahl gefertigt werden soll, nicht wie der Gußstahl in Formen ausgegossen, sondern man schweißt die weiche Masse und streckt sie sofort unterm Hammer aus, wodurch man Stangen gewinnt. Die weiche Masse ist und kann nie so gleichförmig gemischt seyn, wie es beim völlig flüssigen Gußstahl der Fall ist und durch die Bereitungsart derselben seyn kann. Wenn daher Gleichförmigkeit erzielt werden soll, so werden die Stangen entweder jede für sich, in kurzen Stücken, oder mehrere zusammengennommen, übereinander gelegt, geschweißt und ausgestreckt, welche Operation man Verben nennt. Es ergibt sich von selbst, daß durch eine solche gewaltsame Bearbeitung, selbst bei einer reichhaltigen Verbindung des Eisens mit Kohlenstoff dennoch nur ein mittelmäßiges Resultat erzielt werden kann, und daß, da vielfältig in einzelnen Stangen harte und weiche Streifen (Ädern) getroffen werden, die Masse vor dem Verben durchaus nicht gleichförmig gemischt seyn konnte. Diese Ungleichförmigkeit der Mischung des Stahls in Stangen ist jedoch eine nothwendige Eigenthümlichkeit desselben, sobald er nicht aufhören soll, Federstahl zu seyn. Auch kann nicht in Abrede gestellt werden, daß durch fortgesetzten Verbeiproceß sich die Gleichförmigkeit der Mischung der einzelnen Stangen bis zu einem ungleich höhern Grade steigern läßt, vorausgesetzt, daß der ausgenommene Kohlenstoff nicht herausbrennt, was aber wirklich der Fall ist. Durch dieses Gleichförmigmachen verliert nur der Stahl an Zähigkeit und später beim Härten an Elasticität, was im entgegengegesetzten Falle in der ungleichen Mischung der Stangen, d. h. der übereinander liegenden und durcheinander sich flechtenden Streifen besseren und schlechteren Stahls, seinen Grund findet. Im Ganzen erlangt er auch eine ungleiche Härte, da die einzelnen Stellen, welche sich als besserer Stahl erweisen, härter werden als die, welche es weniger sind. Somit wird die Wirkung des einen durch die des andern aufgehoben, und als Mittel von beiden stellt sich eine Eigenschaft heraus, die

alle andern Stahlorten weniger besitzen, d. h. der höchste Grad der Elasticität im federharten Zustande. Im Zustande seines höchsten Härtegrades steht er aber noch weit hinter dem steyfsten Stahl.

Nicht in Deutschland allein, sondern sogar auch in England macht man vom Federstahl vielfältige Anwendung. Wo es dem Engländer für besondere Arbeiten an Federstahl gebreicht, muß er sich den englischen Stahl zu diesem Zwecke besonders verschaffen; er macht jedoch lieber vom deutschen Stahl Anwendung, sobald er ihn haben kann.

Im Allgemeinen ist dem preussischen Arbeiter der Bruch im glasharten Zustande bei unvorhergesehenem Stahl die Skala, nach der er sich richtet und nach welchem er auf die Qualität der Masse mit Sicherheit zu schließen weiß. Je geringer die Qualität, desto grobkörniger und lebhafter im Glanze ist der Bruch und desto heller seine Farbe; je höher aber die Qualität, desto feinkörniger, milder im Glanze und mattgrauer ist der Bruch. Die Schweissbarkeit steht dabei in umgekehrtem Verhältniß zur Qualität. Zu bemerken ist noch dabei, daß durch's Schweissen die Verbindung von Stahl auf Stahl von einerlei Qualität leichter erfolgt, als von zwei verschiedenen, schwerer aber noch die von Stahl auf Eisen herzustellen ist, da der Stahl eher in Fluß kommt, als das Eisen. Eine wesentliche Eigenschaft ist ferner noch die, daß im Zustande des höchsten Härtegrades der Stahl immer noch einen gewissen Grad von Elasticität besitzt, und bei einerlei Gattung wird derjenige den Vorzug haben, welcher bei demselben Härtegrad den größeren Elasticitätsgrad zeigt. (Schluß folgt.)

Schellack, Politur für Dreher und Schreiner.

(Frankf. Erwerbskr. 1840 Nr. 18 S. 218.)

Um eine vorzügliche Politur zu bezwecken, löse man 6 Loth Schellack, der zu weichen Arbeiten gebleicht seyn kann, in 1½ Quart bayer. Maß wasserfreiem Wein

geist auf (wozu nicht viel Wärme erforderlich ist, denn die Auflösung geht sehr leicht von Statten), bringe sie auf ein Filter von Filzpapier, und giesse, wenn alles durchgelaufen ist, noch 1½ Quart gewöhnlichen Alkohol auf, um den noch abhängenden Schellack aufzulösen und auszuwaschen. In Erzeugung des absoluten Weingeistes wende man 3 Quart eines Weingeistes von 35° Beck, oder 90 Procent, oder von 0.829 spec. Gewicht an. Der Rückstand besteht aus einer im Schellack enthaltenen Substanz, die nicht nur nichts zur Härte und zum Glanz beiträgt, sondern im Gegentheile nachtheilig wirkt und Mitrurache des Absehens und der Flecken der Politur ist; sie beträgt jedoch nur 4 Procent, scheint aber ihrer Leichtigkeit wegen mehr zu seyn. Die Politur trocknet schnell, läßt sich sehr leicht verarbeiten, und erhält eine Härte, die man keiner andern geben kann; vorzüglich ist sie empfehlenswerth für hartes Holz; ein solches jedoch, das sehr porös ist, muß zuerst mit nicht filtrirter Politur behandelt werden, um die Poren des Holzes besser auszufüllen, und zuletzt noch mit der filtrirten.

Eine solche Politur ist für Dreher besonders zu empfehlen, aber sie ist es auch nicht minder für Schreiner; bei diesen geht das Poliren langsamer als bei jenen, daher geschieht es, daß die Politur an einigen Stellen, wegen des spärlichen Verschützens des Weingeistes, den Schellack ungleich absetzt; dieses hat inzwiſchen nichts zu sagen, denn schleift man noch einmal ab, und polirt mit sehr verdünnter Politur fertig, so gewinnt man eine Oberfläche, die an Härte, Glanz und Dauerhaftigkeit nicht übertroffen wird. — Es hängt bei der gewöhnlichen Politur sehr viel von der Beschaffenheit des Weingeistes ab; man hat gefunden, daß ein solcher, der viel Zusetz enthält, keine dauerhafte Politur gibt; daher ist es zweckmäßig, wenigstens einen reinen fuselreichen Weingeist anzuwenden, wenn man das Filtriren nicht unternehmen mag*).

*) Auch der über Potasche abgezogene Weingeist zur Erreichung der Schellack-Politur nicht tauglich.
Ann. d. Med.

Kunst- und Gewerbe-Blatt

des polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern.

Sechszwanzigster Jahrgang.

Monat August und September 1840.

Verhandlungen des Vereines.

In den Sitzungen vom 15. Juli bis 19. August inclus. wurden vorzugsweise nachstehende Gegenstände in dem Central-Verwaltungs-Ausschusse verhandelt:

- 1) Das königl. Ministerium des Innern theilte einige Gewerbe-Privilegiums-Beschreibungen zur Beurtheilung und Bekanntmachung mit, welche sogleich erlediget wurden.
- 2) An dasselbe königl. Ministerium wurde Bericht erstattet über eine Methode, metallene Gegenstände durch eine Glasur vor Oxidation zu schützen.
- 3) An die königl. Regierung von Oberbayern wurde
 - a) das abverlangte Superarbitrium in einer Privilegien-Streitsache über Sparlampen abgegeben, und
 - b) über die Nützlichkeit einer zu entstehenden Stahlfabrik das gewünschte Gutachten mitgetheilt.
- 4) An das königl. Hauptpostamt München wurde ein Zeugniß sammt Gutachten über eingeführte englische Maschinen abgegeben.
- 5) Der Magistrat der Haupt- und Residenzstadt München übersendete 12 verschiedene Essigsorten zur Prüfung, und erhobte weiters die Ansichten des Ausschusses über das Unterstützungsbefuch des Hofnermeisters Siller dahier, welche beide Gegenstände sogleich erlediget wurden.
- 6) Dem Oekonomiebefizer Severin Graf zu Franenholzen wurde das erbetene Zeugniß über seine zur Beurtheilung eingesendeten Thonwaaren erstellt.
- 7) Der Niederösterreichische Gewerbeverein übersendete Einladungen zur Subscription Behufs der Verbesserung des Maschinenpapiers, welche in diesem Blatte bekannt gegeben sind, und wovon auch an die nahegelegenen Papierfabriken sogleich Mittheilung gemacht wurde. Zugleich hat sich der polytechnische Verein dabei mit 100 fl. Conv. W. theilgeligt.
- 8) Als Ehrenmitglieder wurden in den Verein gewählt:
 - 1) Hr. Durchlaucht der Herr Fürst August Hopfowiz, Präsident der k. k. österreichischen Hofkammer im Münz- und Bergwesen in Wien.

- 2) Er. Hochgeboren der Herr Graf Colloredo-Mannsfeld, k. k. General-Postbau-Direktor in Wien.
- 3) Er. Hochwohlgeboren der Herr Ant. Schmid, k. k. Hof-Secretär bei der Postkammer im Münz- und Bergwesen in Wien.
- 4) Er. Hochwohlgeboren der Herr Dr. Reuter, k. k. Professor und Conservator des kaiserl. Producten-Kabinetts in Wien.
- 9) Als ordentliche Mitglieder sind dem Vereine beigetreten:
 - 1) Titl. Herr Kaspar Graf v. Berchem, k. k. Kämmerer, Oberlieutenant à la Suite und Gutsbesitzer in München.
 - 2) Titl. Herr Simon Freiherr v. Eichthal, k. griech. Staatsrath ic. in München.
 - 3) Titl. Herr Leopold Graf Tugger-Glött, k. k. Regierungs-Präsident von Unterfranken und Aschaffenburg.
 - 4) Titl. Herr Friedrich Hufsch, k. k. Regierungs-Director in Aushach.
 - 5) Titl. Herr Melchior Stenglein, k. k. Regierungs-Director in Würzburg.
 - 6) Titl. Herr Friedr. Freiherr von Strauß, k. k. Regierungs-Director in Augsburg.
 - 7) Herr Phil. Jos. Wernz, Mühlbesitzer auf der Repphütte, Land. Com. Speyer.

diesem Lande keine wesentliche Erhöhung der Zölle eingetreten. Fremde Leinen bezahlen darnach einen festen Zollsatz von 20 Maravedis bis 1 Real 14 Marav. per Vara oder spanische Elle^{*)}, der sich auf resp. 1 Real bis 2 Real 3 Marav. (also um 50 pCt.) erhöht, wenn sie in nicht spanischen Schiffen eingeführt werden. Ausserdem sind diese Waaren, gleich den meisten andern Einfuhrartikeln, nach einem Consumozoll (Thor-Zoll — derecho de puertos) unterworfen, der in jeder Provinz verschieden ist und in Andalusien 1 R. 20 — 25 M. p. Vara beträgt. Der Unterschied in den Ansätzen bestimmt sich nach den Gattungen; es werden aber nicht wie anderwärts die feineren, vielmehr gerade die ordinären Sorten am höchsten besteuert, namentlich Bleichrücher, Heedenie (Werk) und andere graue Leinen. Demzufolge hat ein Stück heissenes Bleichruch von 60 einfachen Ellen, zu Bremen 3½ bis 5½ Thlr. kostend, in Cadix an Einfuhrzoll circa 3 Thlr. 32 groot, am Thorzoll circa 1 Rthlr. 57 gr., zusammen 54 Rthlr. 17 gr., also 100 pCt. des Werths und darüber zu entrichten, während das Stück Schwa-brücker, Iburger und ähnlicher gebleichter Leinen von 100 doppelten Ellen, bei einem Preise von 15 bis 25 Thaler am Verschiffungsorte, dort circa 5 Rthlr. 11 gr. und 4 Rthlr. 45 gr., zusammen 9 Rthlr. 56 gr. oder durchschnittlich 50 pCt. des Werths bezahlt. Bei der Einfuhr in fremden Schiffen müßten die genannten Zollbeträge bis zu circa 7 Rthlr. und 12½ Rthlr. steigen; was die Folge hat, daß insbesondere die geringeren Sorten fast nur in spanischen Schiffen importirt werden können, und durch die diesen in der Regel zu bewilligenden höheren Frachten eine Vertheuerung mehr erleiden^{**)}.

Ueber den Absatz deutscher Leinen nach Spanien.

Seit der Zeit, wo Spanien sein neues Zollsystem, gegründet auf das Princip des Schutzes der einheimischen Industrie, etablierte (vor etwa 15 Jahren), ist in

*) Ein Real hat 34 Maravedis; ein Real = 1½ fr. 100 Varas oder Madrider Ellen sind 101½ bayer. Ellen.

**) 1 Thlr. hat 28 groot, und 3 Rthlr. = 9 fl. 36 fr.

***) Das Vorstehende findet übrigens nur auf Spanien mit Auschluss der baskischen Provinzen Anwendung. Unter die Grenzen dieser Provinzen, die

Daß dieses System dem deutschen Leinwandhandel nach Spanien eine tiefe nur durch die Zeit und veränderte Umstände zu heilende Wunde schlagen mußte, bedarf keiner Ausführung. Unter dem Schutze der hohen Zölle hat die Weberei im Lande selbst bedeutend ausgenommen, namentlich in Gattigen und Katalonien, wosin jährlich viel Flach aus der Ostsee bezogen wird. Gleichwohl ist der Verbrauch an fremden Leinen aller Art, die gröbberen Sorten nicht ausgenommen in Spanien noch immer sehr beträchtlich; so wird unter andern die Ausfuhr hessischer Leinen des s. g. Bleichtruchs dahin über Bremen zur Zeit noch auf jährlich 16,000 bis 20,000 Stück angeschlagen. Weit bedenklicher erscheint in dieser Hinsicht die Concurrenz der Engländer, die von Gibraltar aus Spanien mit aller Art von Waaren, theils im freien, theils im Schleichhandel versorgen, und deren Leinen-Manufacturen und Garnspinnereien sich so vervollkommen haben, daß in den deutschen Manufacturen bekanntlich jetzt schon viel englisches Leinengarn verbraucht wird. Ganz besonders werden Bleichtrücher in Schottland schon seit mehreren Jahren so schön und billig angefertigt, daß man sie in Spanien sehr gern nimmt, und die Consumenten mancher Plätze ihnen sogar den Vorzug vor den Deutschen geben. Es wird von diesem schottischen Fabrikat vornehmlich gerühmt, daß das Gewebe gleich sey, und die Stücke von einem Ende bis zum andern dieselbe Qualität hätten, während die deutschen sehr ungleich und namentlich am oberen Ende weit besser als im Stücke ausfielen, ein Tadel, der den deutschen Leinen und besonders den Bleichtrüchern auch an transatlantischen Orten gemacht wird. Ferner tadelt man den dummen, ja betrüglichen Aufzug bei den geringeren Bleichtrüchern, die dadurch zu Decken, wozu sie hauptsächlich bestimmt sind, untauglich werden, und vergleicht damit die realere Waare der Dritten.

ihre Beziehungen vom Auslande durch Häfen von Bilbao und St. Sebastian machen, gehört bekanntlich auch die Freiheit von allen und jeden Einfuhrzöllen.

Gewiß erfordert die große Concurrenz der letzteren die ernstliche Aufmerksamkeit aller deutschen Regierungen und kräftige Vorkehrungen, um ihre Fabriken zur Anfertigung reeller Waare anzuhalten. Auch sind vor einigen Jahren häufig Klagen über unrichtige Waare erhoben worden, die in der letzten Zeit aufgehört haben.

Ein anderes System, als für das Mutterland, befolgt Spanien für seine Colonien, von denen für den deutschen Leinenhandel vorzüglich Cuba in Frage kommt. In früherer Zeit war der Handel nach diesen Colonien ausschließlich an das Mutterland gebunden. Nur von dort aus und nur in spanischen Schiffen konnten fremde Waaren dorthin selbst eingehe, und mußten, außer dem schweren Zölle, den sie bereits in Spanien selbst getragen hatten, noch einen neuen Zoll in den Colonien erlegen. Während des Kriegs mit Frankreich gab man, um sich die Colonien zu erhalten, den Verkehr dahin frei und ließ die fremden Flaggen zu, legte denselben aber einen doppelten Zoll auf, so daß deutsche Leinen aus dem Mutterlande nach Havanna eingeführt, 15½ pCt. vom Werth der Waare bezahlten, mit 27 pCt. besteuert wurden, wena sie in fremden Schiffen vom Auslande kamen.

Dies wurde als eine große Begünstigung des Auslandes angesehen und war es auch, weil dasselbe die großen Lasten der Sendung nach Spanien und den Eingangszoll in diesem Lande ersparte. Als nach dem Jahre 1820 die spanische Schifffahrt wieder emporkam, so, daß sie neben dem Monopol des directen Verkehrs zwischen Mutterland und Colonien auch an der Fahrt zwischen den letzteren und dem Auslande Theil zu nehmen Verlangen trug, wurde ihr zur Erleichterung der Concurrenz mit den andern fremden Flaggen, ein Absatz von etwa 25 pCt. im Kolonialzoll zugesprochen, d. h. wenn fremde Leinen von Spanien eingeführt, bisher 15½ pCt. — vom Auslande in fremden Schiffen eingeführt, das Doppelte oder 27 pCt. bezahlten, dieselben jetzt, wenn in spanischen Schiffen vom Auslande angebracht, den 1fachen Betrag des Zolls oder circa 20 pCt. vom Werth zu entrichten hatten.

Diese Maßregel ist, wie man sieht, ihrem Ursprunge nach eine Erleichterung des ausländischen Handels nach dem spanischen Westindien, aber eine Erschwerung der ausländischen Schifffahrt, und beides hat sich in der jüngern Zeit für Deutschland um so fühlbarer gemacht, als die spanische Flagge sich mehr und mehr gewöhnt hat, diesen ihren Vortheil auch in den sonst wenig beliebten nordischen Gewässern zu verfolgen. Die Differenz zu Gunsten der nationalen Flagge beträgt etwa 9 bis 10 pCt. vom Werth der Waare, und diese Vergütung ist hoch genug, um ungeachtet der höheren Fracht und Versicherung bei spanischen Schiffen, diese dennoch für den Export der feineren Leinengattungen vorzugsweise gesucht zu machen. Anders bei den gröberen Sorten, die wegen ihres großen Volumens die theuere Fracht in den spanischen Schiffen nicht tragen können, und bei denen eben dadurch die Zollermäßigung absorbiert wird. Da sie ohnehin ziemlich niedrig valutirt sind, und also verhältnismäßig einen geringeren Zoll bezahlen, so werden sie meist nur in deutschen Schiffen importirt. Deutsche Leinen, die mit in diese Kategorie gehören, bilden daher häufig einen Bestandtheil der Verschiffungen dreimischer Aheider nach Cuba, um dadurch sowohl Fonds für die Rückladungen hinüberzulegen, als auch ihre dortigen Freunde durch diese Consignationen zu Gegenleistungen zu veranlassen, wobei es sich denn trifft, daß dieselben wegen fehlender anderweitiger Benützung des Raumes keine Fracht zu rechnen brauchen.

Es tritt mithin, wegen der geschiedenen Verschiedenheit der Verzollung in den spanischen Colonien aus dem Mutterlande, rücksichtlich der Concurrenz der deutschen Flagge beim Leinensport gerade das umgekehrte Verhältniß ein, indem dieselbe in den Jahren nach Spanien selbst nur bei Verladung der feineren mäßig tarirten Gattungen einigermaßen Rechnung finden kann.

Abgesehen von der gedachten Bevorzugung der nationalen Flagge sind übrigens in Cuba seit 1827 noch

verschiedene sonstige Veränderungen im Zollsystem, und zwar leider nur Erhöhungen eingetreten. Die letzte erfolgte vor einigen Jahren, als die spanische Regierung sich zum Zweck einer Anleihe die Einkünfte von Cuba zu verpfänden genöthigt sah.¹² Damals nahm der Gouverneur im Einverständnisse mit den vornehmsten Bewohnern, zur Bezahlung der Zinsen und am mäßigen Tilgung des Kapitals eine allgemeine Erhöhung der Zölle vor, die theils auf die Ausfuhr der Landesprodukte, namentlich Zucker und Kaffee, theils auf alle Einfuhren ohne Unterschied, sie kommen mit spanischen oder fremden Schiffen, gelegt wurde.

Dieser Additionszoll beträgt $\frac{1}{2}$ des bestehenden Satzes, so, daß Waaren, welche früher 21, 24 oder 30 pCt. des reuirtten Werths bezahlten, jetzt resp. 24, 27 $\frac{1}{2}$ und 34 $\frac{1}{2}$ pCt. entrichten. Hiergegen Reklamationen zu machen würde wenig fruchten; die Regierung braucht das Geld, sie wies die Zahlung der Anleihe auf die Colonie an, und diese mußte es sich gefallen lassen, legte aber die Last derselben auf den Handel und die Pflanzungen.

Ähnliche Verhältnisse wie in Cuba finden in Portorico statt, wosin ebenfalls ein beträchtlicher Handel mit deutschen Leinen, theils direct, theils über St. Thomas betrieben wird.

Für den directen Verkehr ist inzwischen die spanische Flagge lange nicht in dem Maße mit der deutschen in Concurrenz getreten, wie dies bei der Fahrt nach Havanna der Fall ist.

B u s a ß.

In den übrigen Staaten und Märkten Amerikas, die für den deutschen Leinensport von Belang sind, ist, soweit bekannt, in neuerer Zeit nirgends eine Veränderung des bloßrigen Zollsystems eingetreten, mit der einzigen und allerdings wichtigen Ausnahme von Mexiko. In diesem Lande wird von allen Einfuhren ein sehr hoher Zoll erhoben, der 50 — 100 pCt. des hiesigen Werths beträgt. Bei Versendungen von den Hafenstädten in's

Innere tritt noch ein neuer Zoll hinzu, der Consumtionszoll genannt wird, und bisher 25 pEt., also den vierten Theil des schon erhobenen Importations Zolles betrug. Derselbe ist nun vor Kurzem auf 50 pEt. erhöht worden, — eine Maßregel, die, wie alle fremden Waaren, so namentlich auch die deutschen Leinen, sehr empfindlich treffen muß.

Geschädter möchten jedoch am wenigsten darunter leiden, obgleich in den Hafenstädten hoch genug besteuert (circa 3½ Pfaster pr. Stück, das zu Bremen 4½ — 5 Rthlr. werth ist) nur zu Emballagen der auf Marktplätzen in's Innere geschickten Waaren verbraucht werden, und als solche keinen Consumtionszoll bezahlen.

Historische Skizzen über einige Gewerbeverhältnisse in München.

Tuchmänniger und Handelsleute.

Die Tuchfabrikation war vor 300 Jahren in München ein wichtiger Gewerbszweig, den die bayerischen Landesfürsten durch vortheilhafte Privilegien aufmunterten und schützten, und der damals, der Mehrzahl nach, aus praktischen Geschäftsmännern bestehende Stadtrath durch zweck- und zeitgemäße Gewerbeordnungen, Ansehen und Gedeihen verlieh.

Wie strenge die Gewerbegesetze in jener Zeit gehandhabt wurden, in welcher die Münchener Tücher des ausgedehntesten Rufes ihrer vorzüglichen Güte genossen, mag man aus dem einzig hervorgehobenen Umstande abmessen, daß damals demjenigen, welcher sich unterstehen würde, ungewalktes, ungefärbtes Tuch aus der Stadt zu führen, oder gar eine geringere Sorte Tuch für eine feinere auszugeben und betrügerischer Weise zu verkaufen — mit schweren Geld- und empfindlichen Ehrenstrafen, ja unter gewissen Umständen

sogar mit dem Abhauen der Hände und dem Verbreunen seiner Tücher gedroht war.

Die Tuchmacher waren anno 1370 noch mit den Feinenwebern und Loderern in einer gemeinschaftlichen Zunft vereinigt.

Anno 1459 existirte eine Zunft der Gewandschneider, welche zwei Führer hatte; diese waren die ersten Tuchhändler, welche besagt waren, das Geschlachte Gewand, wie man damals die feinwollenen Kerntücher nannte, im Aufschnitt zu verkaufen. Loden, Arras u. dergl. nannte man schweres Gewand.

Die Tuchmacher oder Geschlachtgewandner blieben sehr lange auf dem alleinigen Verkauf ihrer selbst gemachten Tücher beschränkt.

Den Krähmern war es verboten, Tuch im Aufschnitt zu verkaufen. Ausser diesem und Eisen gehörte den Krähmern zur unbeschränkten Führung alles, was als Handelswaare in den täglichen Verkehr und Verbrauch kam.

Gemäß einer alten Verordnung durfte Anfangs jeder Tuchmachermeister nur auf einem einzigen Webstuhl arbeiten. Als das Gewerbe sich jedoch in seinem größten Flor befand, wurden 3 bis 4, ja 5 Stühle zu diesem jedem derselben zugestanden. Sie bildeten anno 1494 eine eigene Zunft, die man unter dem Namen der Zunft der Geschlachtgewandner in den Stenerbüchern der damaligen Zeit verzeichnet findet.

Im Jahre 1500 zählte dieselbe 58 Meister.

Schon im Jahre 1475 hatte der Stadtrath die Stempelung der Tücher in der Art verfügt, daß alle Stücke unter 8 Gulden mit dem Kleinen, die von 8 bis 11 fl. mit dem größten, und die über 11 fl. im Werthe stehenden Tücher mit zwei Stempeln versehen werden mußten. Diese Bezeichnungsgart der Qualitäten wurde in der Folge immer beibehalten und die Beschau mit aller Gewissenhaftigkeit und Strenge von den dazu angestellten vereideten Beamten versehen.

Die vorzügliche Sorgfalt, mit welcher Jüest und Stadtrath das Aufblühen der Tuchfabrikation in München zu verbessern suchten, vermochte doch nicht den nachtheiligen Einfluß zu beseitigen, der sich durch die zunehmende Concurrenz ausländischer, vorzüglich Niederländer, englischer und Meißner-Tücher auf den fremden Märkten zu äußern begann. Zwar an Güte den vortheilhaften Münchener Kerntüchern nachstehend, waren sie jedoch merklich billiger, als diese. Der Verbrauch der letztern nahm daher zusehends ab, mit ihr auch die Zahl der Geschlächts'wandner oder Tuchmanniger. Das mit jeder seine Mannsnahrung finden könne, sah sich im Jahre 1621 der Magistrat genöthigt, die Zahl der Tuchmanniger, wie die ehemaligen Geschlächts'wandner von nun an genannt wurden, auf 12 Meister zu restringiren.

Mit jener Concurrenz des Auslandes auf den ausländischen Weisen, wohin die Münchener Tücher früher in beträchtlichen Quantitäten verführt worden waren, übte gleichen Schrittes, der in München und Bapern selbst immer mehr überhand nehmende Verbrauch der ungleich wohlfeilern Roden auf die Fabrikation der feineren Tücher seine lähmende Wirkung aus.

Viele der ehemaligen Tuchmacher waren zum Gewerbe der Koderer, das ihnen ein besseres Auskommen gewährte, übergegangen, deren Kunst durch diesen Zugang im Jahre 1618 auf die Zahl von 116 Meistern angewachsen war.

Durch die Koderer wurde viele einschärfte bis dahin allein zu Kerntuch verarbeitete Wolle weggekauft, und die Preise derselben so in die Höhe getrieben, daß sie für die Tuchmacher im Ankauf zu theuer zu stehen kam, um sie noch mit einiger Hoffnung auf Gewinn verarbeiten zu können.

Die Schwierigkeiten, mit denen bei der wachsenden Concurrenz und den durch das Steigen des Lurus in der Kleidertracht eingetretenen Veränderungen die Tuchmanniger zu kämpfen hatten, um sich ihr eheliches Auskommen zu erwerben, wuchsen sich zusehends.

Von diesem Zeitpunkte an schlossen sich die Eingriffe her, die sie bald in das Gebiet der Handelsleute, damals Krämer genannt, bald in das der Gewand-schneider gethan zu haben beschuldigt wurden.

Der geringe Erfolg ihrer Bemühungen mag sie entnuthigt haben, eine verdoppelte Sorgfalt auf die Anfertigung und Vervollkommenung ihrer eigenen Erzeugnisse zu richten. — Sie fanden ihr Handel mit fremden Tüchern, die sie im Ausschmitt verkauften, lohnenderen Gewinn, und trieben daher die eigene Fabrication, so lange den Münchener Tüchern ihr guter Ruf geblieben, mehr zum Schein, als mit dem erforderlichen, nachdrücklichen Ernste.

So verlor sich nach und nach das Ansehen und die hohe Bedeutung, welche einst dieses Gewerbe in München gewonnen hatte.

Der Zwist der Krämer und Tuchmanniger über das Ausschneiden von Wollenswaren, welches letztere für sich allein in Anspruch nehmen wollten, kam im Jahre 1573 vor den Stadtrath, welcher den Ausspruch that, daß die Krämer sich fernerhin, bei Strafe von 6 Pfund Pfennig, des Ausschchnittes von Tuch und gewalkten, gefärbten Wollenswaren enthalten, die Tuchmanniger hingegen bei gleicher Strafe keinerlei gestrickte, seidene oder andere kurze oder lange Krämerwaren führen sollten.

Die außer dem Wollentuch damals gangbaren Baumvöll: Samme, Arras, Wurfet, Wollatin, Paravent, Pardent und Garfepier, deren Färbung die Krämer den Tuchmannigern freilich gemacht hatten, sollten die beiden Parteien in Zukunft gemeinschaftlich führen dürfen.

Schon im Jahre 1550, hatte sich der Stadtrath auf die gemeinsame Klage der Tuchmanniger und Krämer genöthigt gesehen, den Schneidern ihre mannigfachen Uebergriffe in die Gewerbsgebiete der klagenden Parteien nachdrücklich zu verweisen, und für jeden künftigen Uebertretungsfall empfindliche Geldstrafen fest-

zusehen, welche auch mit aller Strenge vom Stadt-Dusamt begetrieben wurden. Den Schneidern war jeder Verkauf von Tuch, Futterzeug, Posamenten- und Krämmernnoaren ausdrücklich untersagt, sie durften sogar vom Jahre 1573 an, wo obiger Rathsbefehl ihnen wiederholt eingeschärft wurde, nicht einmal mehr das Tuch, welches dem Hofschinde verabreicht wurde, ankaufen, damit sie sich dessen nicht zum Deckmantel fernerer Gewerbsbeeinträchtigungen bedienen konnten.

Die Zeiten gleichen sich nicht, die Leidenschaften der Menschen lassen aber immer wieder unter gewissen Gesichtspunkte eine frappante Aehnlichkeit zwischen den menschlichen Verhältnissen jedes Zeitalters in sehr bestimmten Umständen hervortreten. Im Hintergrunde geht immer dieselbe Handlung vor, der nämliche Geist durchweht alle die Bilder, welche das Studium dieser Verhältnisse und vorzüglich nur Stofflage und Rahmen sind nach dem Verschmade der verschiedenen Epochen mit mehr oder minderer Manierlichkeit verändert.

Den Tuchmanniger oder Tuchhändler, wie wir sie von nun an nennen wollen, da sie sich in ihrem Functiessbuche vom Jahre 1665 abwechselnd selbst mit beiden Namen belegten, sahen die ihnen anno 1573 vom Stadtrath zur gemeinschaftlichen Führung mit den Krämmern zugetheilten Artikel, als Wurfchet, Keras, Warheyer*, Kamlotz zwar aus dem täglichen Han-

delverkehr verschwinden, sie erhielten aber durch neue Artikel, welche der Wechsel der Moden nach und nach zum Vorschein brachte, den reichlichsten Ersatz. So blühten sich als ihre Stellvertreter im Laufe der Zeit in den Gemüthen der Tuchhändler ein: Ober, Decken, Bayette, Bukline, Voo, Brill, Verliche, Cabis, Ephalons, Corda, Cashmir, Droguet, Espagnollette, Gamme, Glanell, Zies, Kalumut, Kerfen, Bondeins, Lutrins, Laflings, Moltons, Prünelle, Quinets, Kasch, Katins, Wollen-Serge und ausserdem noch mit abwechselndem Erfolg eine Unzahl von sogenannten Faney-Articles, zu denen sich auch in der neuesten Zeit zum großen Verdrusse und empfindlichsten Nachtheile der Krämer, resp. der Schultwaarenhändler eine Menge Artikel gesellen, deren Führung von jeher diesen allein zukünftig war.

Wollte ein Tuchmanniger in früheren Zeiten seine Thätigkeit nicht allein auf den Tuchhandel beschränken, sondern sein disponibles Kapital, seine Geschäfte und Personal-Kenntnisse auf einem weiteren Betriebsfelde

ehemals so genannt worden seyn. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß es ein wollener oder halbwoolener grober Futterzeug gewesen seyn.

Wurfchet. War ein ordinärer Artikel, wie aus der Kleiderordnung vom Jahre 1626 zu entnehmen ist, wo es wörtlich heisst:

„Es sollen auch alle Herrenträger, Handwercksgesellen, Knecht und andere Personen von Manns- und Weibspersonen sich in inländische Tracht, deren die Elle nit über 2½ fl. werth, kleiden, dann in Würschet, Biregrab, Grobgrün, Krasse gemeiner hier gemachter Kelle, und dergleichen ähnliche Zeug, in vor diesem gebührende Tracht und Form zugeschnitten.“ Siehe Freyberg S. 133 — 36.

Die bürgerliche Mittelstandsklasse, zu der die Krämer und Tuchmanniger selbst gehörten, sollten sich in Tuch von 3 — 4 fl. pr. Elle und in gebäumten Würschet kleiden dürfen. X. b. D. S. 162.

* Keras, Keras. Ein Gewebe aus Wolle und Zibienhaaren, das zu Mäntelstutzen und Mänteln verwendet wurde, und welches zum schweren Gewand gehörte. (Durch mündliche Nachfragen ermittelt.)

Es findet sich in Freyberg's pragmatischer Geschichte der bayr. Gefiegezeug und Staatsvermögens in politischem und staatswirtschaftlichen Gesamthänden, Ausgabe von 1836 S. 367 die Angabe bestätigt, daß Keras oder Keras aus Haar und Wolle gemacht gewesen sey.

Warheyer. Keines der vielen Waaren-Bezeichnungen, welche ich nachgeschlagen, gab mir Auskunft hierüber. Einige dieser Kaufleute meinten, es müsse Kupfen

utilisiren, so konnte dies nur unter der Bedingung geschehen, daß er sich durch die Einverleibung in die Krämerzunft mittels Bezahlung einer gewissen Summe jene Handelsrechte erworb, welche heut zu Tage nach den Münchener Handelsleuten der Besitz einer allgemeinen Handlungsgerechtsame verleiht.

Weiden Jänsten, der der Tuchmänniger und der Krämer angehörten, konnte er unter dem Waarenschap, dessen Führung einen Jeden derselben zusteht, zu seinem eigenen Verlag das heraus wählen, was er für seine Lage und Verhältnisse für das Angemessenste und Vortheilhafteste erachtete.

Wenn nun der Besitz der beiden Handelsrechte vorzüglich geeignet war, denjenigen Individuen, welche sich in den mit einander verschmolzenen, sich so dicht berührenden Gewerbegebieten frei bewegen konnten, außerordentliche Vortheile zu gewähren, so hatte diese oft vorkommende Doppelspähre doch den Nachtheil die früher scharf gezogenen Grenzen der Gewerbebefugnisse jeder Einzelnen zu verwirren. So geschah es denn nun häufiger, daß auch solche Tuchmänniger, welche dem Handelsstande nicht einverleibt waren, sich Artikel besaßen, welche nur den Handelsleuten zu führen geduldeten. Sie mochten sich zur Zulassung solcher Artikel manchmal irrtümlich berechtigt glauben, weil sie solche von andern Tuchmännigern verkauft sahen. Sie bedachten dann aber nicht, daß jene Artikel nicht auf den Grund ihres Tuchmänniger-Rechts, sondern auf den des gleichzeitig besessenen Handlungsbrechts geführt wurden.

Es war des Zankes und Haders viel über betrübte Gewerbevereinträchtigungen während des ganzen letzten Jahrhunderts.

So kräftig die Administrativ-Behörden die Rechte der Krämer solchen Uebergriffen zu wehren suchten, stets erneuerten sich nach wenigen Jahren die Klagen derselben wieder.

In der neuesten Zeit sind diese Klagen wie es

uns bedünken will, mit noch größserem Nachdruck sowohl gegen die Tuchhändler, als auch nach andern Seiten hin laut geworden. Den allgemeinen Handels-gerechtsamen scheint eine bedeutende Werthverminderung durch die Theilnahme der elagerirten Mißbräuche nahe bevor zu stehen^{*)}. Wenn nicht von oben herab dahin gewirkt wird, diese abzustellen und den willkürlichen Eingriffen in das Gewerbegebiet der vielfach in dem Genuße ihres Rechts geschmälereten Schnittwaarenhändler Schranken zu setzen, so ist der ehrenhafte Bestand dieser Gewerbkasse dringend gefährdet.

Es scheint, daß an ihr die Tuchhändler sich erheben wollen für den sehr empfindlichen Ausfall, den diese durch den argen Unfug erleiden müssen, welcher von mehreren älteren und neueren Gewerbebranchen gegen ihr Interesse verübt wird.

Es steht zu hoffen, daß unsere weisen Behörden ihr Ohr den lauten Klagen, welche schnelle, ersüßliche, die Rechte jeder Partei auf künftige Zeiten bestimmende Abhülfe dringend fordern, nicht verschließen werden. Mögen die Gewerbetreibenden aber bedenken, daß diese Abhilfe nicht überreicht, sondern nur aufsenweise und nach

*) Diese Werthverminderung der allgem. realen Handlungsgerechtsamen hat gegenwärtig schon statt gefunden. Ein Tuchmännigerrecht wird jetzt mit 2500 fl. bezahlt, während es früher nur 1000 fl. galt, als man für eine reale allg. Handlungsgerechtsame 2500 bis 3000 fl. zu zahlen pflegte. Nach dem ehemaligen Werthverhältnisse sollte jetzt eine der letzten 8500 bis 10,500 werth sein, sie werden aber in Verlassenschaften niemals höher als zu 3000 — 3200 fl. angeschlagen, und eben so wenig im Verkaufe über 4 — 5000 fl. zur Hälfte sogar auf Credit verkauft. Es möchte aus diesem Zahlenverhältnis nicht mit Ungrund darauf schließen lassen, daß sich die dem Tuchhandel, wie er in unsern Tagen betrieben wird, zugewendeten Capitalien besser verintressiren, als sie es in andern Handelsbranchen angelegt zu thun vermöchten.

genauer Ermittlung der allseitigen Rechte und Abwägung der so sehr sich entgegen stehenden Ansprüche erfolgen kann, wenn sie segensbringend sein soll. Mögen sie eingedenk der Worte: „Was du nicht willst, daß dir geschehe, thue du auch einem andern nicht,“ sich muthwilliger, vorbedachter Verletzung fremden Rechtsgebietes enthalten und in der eifrigsten Bearbeitung des ihnen gesetzlich zustehenden Erwerbsgebietes die einzige Befriedigung ihres Ehrgeizes und den reichlichen Lohn ihres Fleißes finden, der, mit dem erhebenden Bewußtseyn verbunden, „Jedem das Seine“ gelassen zu haben, ihnen und ihren Kindern größten Segen bringen wird, als unrechtmäßig ihren wehrlosen Mitbürgern entzogenes Gut.

X.

Die Bau- und Handwerkschule in Athen.

(Aus brieflichen Mittheilungen.)

Unter die schwierigen Aufgaben, deren Lösung dem jugendlichen Könige auf dem neubegründeten Throne Griechenlands vorbehalten war, gehörte auch die, Gewerbe und Industrie in's Leben zu rufen, ohne welche kein Land, sey es auch von der Natur noch so sehr begünstigt, blühen kann.

Die Aufgabe war deshalbs schwierig, weil es hiezu an Elementen gebrach, nämlich an einer Schule, in welcher junge Leute, die Lust und Liebe zeigten, ein Gewerbe zu erlernen, unterrichtet werden konnten.

So wurde vor Allem eine kleine Modell-Sammlung, Privateigenthum des kgl. griech. Ingenieur-Hauptmanns v. Zentner, von der Regierung acquirirt, erweitert, und mit vorzugsweiser Berücksichtigung der Baugewerbe ein Versuch gemacht, in wie weit es möglich sey, durch Deutsche griechischen Unterricht mit einigen Erfolge theilen zu lassen.

Die leichte Zusage des Griechen, die ihnen inwohnende allgemeine Lernbegierde erprobten sich auch hier, und das überraschende Resultat der ersten mit einigen Handwerkern vorgenommenen Versuche brachte die dem Könige von dem verdienten bayerischen Officiere Herrn Hauptmann Zentner vorgeschlagene Begründung einer Bau- und Handwerkschule zur Reife.

Zuerst wurde der Unterricht im Zeichnen nur an Sonn- und Feiertagen erteilt; allein sehr bald mußte er auf die Wochentage ausgedehnt werden. Der Andrang hiezu war so groß, daß ein zweiter Zeichnungs-Lehrer, dann ein Lehrer für Mathematik, für Modellir-Kunst und endlich für technische Chemie angestellt wurde.

Bei Eröffnung der Anstalt belief sich die Anzahl der Schüler auf 100, welche inzwischen schon auf 450 gestiegen ist, die nunmehr in folgenden Gegenständen geordneten Unterricht erhalten:

- 1) In Mathematik, vorgetragen von dem königl. Ingenieur-Lieutenant Koménos.
- 2) Anfangsgründe der Mechanik, durch denselben;
- 3) Chemische Technologie, vorgetragen von Herrn Prof. Landerer.
- 4) Freihandzeichnen durch Herrn Architekten Theophilus Hansen.
- 5) Modelliren durch denselben.
- 6) Bau- und Ornamenten-Zeichnen durch den kgl. Regierung-Architekten Christ. Hansen.
- 7) Orthographie und Kalligraphie durch den kgl. Sekretär Hrn. Alex. Sengos.

Diesem wird sich in Bälde der Unterricht in der bürgerl. Baukunst anreihen, und sobald nur ein passendes Lokale ausgemittelt ist, soll eine mechanische Werkstätte errichtet werden.

Indessen sind auch ohne eine solche Werkstätte bis her schon Maschinen aller Art, als Webstühle, Seiden-

hüpfel und kleine Spinnmaschinen, Mühlen, Pumpen etc. von griechischen Handwerkern unter der Leitung des k. Ingenieur-Hauptmanns v. Zentner angefertigt worden.

So schreitet diese junge Anstalt unter den Auspizien des unermüdet thätigen, für das Wohl seines Volkes rastlos bemühten Königs Otto einem raschen Gedeihen entgegen; möchten die Griechen hiebei nie vergessen, daß es vorzugsweise Bayern sind, welche ihre Kraft, Zeit und Kenntnisse diesem Gedeihen widmen und noch widmen!

Die Lithographie, welche bereits in einer königl. Staats-Lithographie geübt wird, ist unter der Leitung des verdienstvollen Regierungs-Rathes Forster auch in der neuen Bau- und Handwerkschule eingeführt worden, und gewährt schon so erfreuliche Resultate, daß die geübteren Schüler zur Anfertigung gewöhnlicher Zeichnungsvorlagen verwendet werden können.

Enlich ist auch schon der Grund gelegt zu verschiedenen nützlichen Sammlungen, nämlich:

- 1) einer Sammlung verschiedenener mathematischer, physikalischer Instrumente,
- 2) einer Modell-Sammlung,
- 3) einer Sammlung von Gypsabgüssen nach Antiken,
- 4) einer Sammlung technischer Werke und Zeichnungsvorlagen.

Außer den großmüthigen Unterstützungen von Seite des Königs, haben auch Private zur Gründung und Dotirung dieser Anstalt beigetragen.

Dankbar werden hierunter erwähnt, die Herzogin Warbaise von Plaisance und der kgl. bayer. Bau- rath Dr. Vorherr.

An diese reiht sich ein Geschenk des polytechnischen Vereins für Bayern, bestehend in einem vollständigen Exemplare des Kunst- und Gewerbeblattes.

M.

Ueber die Luft- Eisenbahnen von Clegg.

Die erste Idee der Anwendung der Kraft der atmosphärischen Luft gegen einen luftverdünnten Raum, der in einer zwischen den Schienen gelegten Röhre erzeugt wird, und die weitere Fortpflanzung der auf diese Weise erzeugten Triebkraft zum Schuf des Treibens von Wagen auf Bahnen, verdanken wir, wenn wir nicht irren, Hrn. Medhurst, der im Jahre 1827 sein System in einer eigenen Broschüre bekannt machte, und dessen Arbeiten über diesen Gegenstand in der That bis zum Jahr 1812 zurück reichen. Im Jahre 1835 stellte Hr. Pinus im Wigmore Street mit einem Modelle Versuche an, welches mit dem von Medhurst vorgeschlagenen Apparate große Ähnlichkeit hatte. Diese Versuche führten jedoch zu keinem günstigen Resultate, und zwar wahrscheinlich aus demselben Grunde, aus dem Medhurst an der Ausführung seiner Idee scheiterte: nämlich in Folge der Unmöglichkeit zwischen dem Innern der Röhre und dem Wagen eine ununterbrochene und so luftdicht schließende Kommunikation herzustellen, daß dabei ein hinreichender Grad von Luftverdünnung zu erzielen gewesen wäre*). — Der Engländer Clegg hat dieses ausgeführt, indem er mit einem Hrn. Samuda eine Strecke von $\frac{1}{2}$ englischer Meile mit alten, auf der Liverpooler Bahn schon abgenutzten Schienen belegte, und darauf seinen mit 8 Tounen Gewicht belasteten Wagen anfangs in der Geschwindigkeit 22 $\frac{1}{2}$, dann von 30, 36 und 40 engl. Meilen pr. Stunde durch Luftdruck fortbewegte. Ein neuerer Versuch, namentlich in Befehl des Prinzen Albert soll sehr befriedigende Resultate geliefert haben. — Die Vortheile dieser Erfindung sind nach den engl. Berichten sehr bedeutend, die Anlage der Bahn erfordert weit weniger

*) Dingler's polytechn. Journ. 1840 Bd. 77. Heft 4 S. 66. — Allgemeines Organ für Handel und Gewerbe. Nr. 87. 90. 97.

Kostenaufwand, denn Strigungen von 1 auf 115 Fuß (ja selbst von 1 auf 30 Fuß wie man sagt) kann der Luftdruck überwinden, so daß fast alle schwierigen Erdbearbeiten wegfallen. Die Unterhaltungskosten sind ebenfalls weit geringer; dagegen ist die Sicherheit viel größer und die Unannehmlichkeit des betrübenden Lärmens fällt ganz weg.

Der Weg für diese sogenannte Luftseisenbahn ist auf gewöhnliche Weise mit Schienen belegt, aber zwischen den Schienen liegt der ganzen Länge nach eine eiserne, mit Talg überzogene Röhre (aus 9 Fuß langen Stücken zusammen gesetzt) von $3\frac{1}{2}$ Zoll innerer Weite (später denkt Hr. Clegg 10 Zoll weite Röhren zu nehmen). Diese Röhre ist oben der Länge nach offen, und die $1\frac{1}{2}$ Zoll breite Oeffnung ist durch längliche Reissklappen von Eisen und Leder verschlossen und luftdicht gemacht durch ein Gemisch von Wachs und Talg oder Oel, welches nur bei großer Hitze und nicht durch Luftwärme flüssig wird. — An dem vordersten Wagen (dem Treiber) ist nun zwischen den Rädern eine eiserne Stange angebracht, die bis zu der Röhre herunterreicht, dann sich etwas nach vorne biegt und in einem Kolben endigt, welcher genau in die Röhre paßt. Am entgegen gesetzten Ende der letztern ist aber eine Luftpumpe angebracht, und sobald mittelst dieser die Luft in der Röhre verdichtet wird, treibt der Druck der äußeren Luft den Kolben in dieselbe hinein, und ein gleich hinter dem Kolben vor der senkrechten Stange angebrachtes stumpfes Messer hebt die Reile aus der oberen Röhrenöffnung in die Höhe, so daß die Stange, woran der Wagen befestigt ist, ungehindert folgen kann. Sobald aber die Stange hindurch ist, fallen die Reissklappen wieder zu, und durch ein nachfolgendes glühendes Eisen wird die Wachsmischung geschmolzen, so daß sich die Zugen gleich wieder luftdicht schließen.

Für längere Bahnen soll jede Röhrenleitung eine englische Meile lang seyn, also ist für jede Meile eine Luftpumpe erforderlich, welche durch eine kleine stehende Dampfmaschine getrieben wird; mittelst dieser kann die

Luft in 5 Minuten heraus gepumpt werden, es kann also jede 5 Minuten ein neuer Wagenzug abfahren. — Natürlich können sich auf dieser Bahn nie zwei Wagenzüge begegnen; und eben so wenig kann ein Wagen aus den Schienen weichen, da der Kolben in der Röhre den Treiber nöthigt, stets in derselben Richtung zu bleiben. (Auf welche Weise der Stoß am Ende einer jeden Röhre aufgefangen, oder die Schnelligkeit gemindert wird, finden wir nicht besonders erwähnt; es heißt jedoch, daß der Kolben am Ende der Röhre das Ventil aufhob und gleich in die nächste eindringe; da nun aus dieser die Luft nicht ausgepumpt ist, so wird die zu zusammengepreßte Luft den Wagen wohl allmählig ohne allen Stoß zum Stillstand bringen.)

Clegg hat auch auf diese Bahnen für die kais. österreichischen Staaten bereits ein Privilegium auf 15 Jahre erworben.

Gegen die Ausführbarkeit derselben im Großen sind aber wohl begründete Zweifel erhoben worden. Dr. Vacthe bemerkt, daß, wenn die Röhrenleitung der Clegg'schen Konstruktion ihrem Zwecke entsprechen soll, die Axen aller einzelnen aneinander gefügten Röhrenstücke zusammen genommen in einer geraden Linie liegen müssen. — Wer es nun weiß, was dies schon für Schwierigkeit auf kleinere Distanzen hat, der wird begreifen, daß diese Aufgabe auf eine Länge von 1 englischer Meile, (540 $\frac{1}{2}$ bayer. Ruthen) auszuführen zu den größten Hindernissen gehört. Hierzu kommt noch, daß die aneinander gefügten Stücke in ihrer Verbindung stets luftdicht schließen müssen, weil ohne dies der Hauptzweck verfehlt wird. Aus diesem Grunde ist die aufgestellte Behauptung, daß Luftseisenbahnen bei weitem keine so feste und kostspielige Unterlage bedürften, als die gewöhnlichen Eisenbahnen sie bedingen, durchaus irrig. Denn mehr als je ist diese sowohl für die Schienen, als auch für die die Röhren tragenden Stühle erforderlich. Durch die Senkung der Bahn würde eine Senkung der schweren Röhren herbeigeführt, eine Dogenlinie entstehen, diese das Unlichtwerden bedingen

und somit die Geschwindigkeit des Wagenzugs vermindern, wenn nicht gar unterbrechen. Ist die Axe aller Röhren keine gerade Linie, so muß da, wo die Bewegung eintritt, der Kolben eine andere Richtung seiner Bewegung erhalten, es wird Erschütterung auf den Wagen veranlassen, und diese zum Ruin der Röhrenleitung wesentlich und bald beitragen. —

Aber angenommen, daß die gerügten Mängel durch zweckmäßige Mittel zu beseitigen wären, so ist nach der Meinung des Hrn. Dr. Garthe der nun weiter zu betrachtende größere Uebelstand nie hinwegzuräumen, und wenn man dies zugibt, die praktische Unbrauchbarkeit der Luftseisenbahn dadurch begründet. — Nach den bekannten gegebenen Mittheilungen soll nämlich die Röhre der Länge nach einen Einschnitt haben, und an dem Kolben soll, auf irgend eine, selbst die zweckmäßigste Art, eine senkrechte Stange, an welcher sich der Wagenzug befindet, befestigt seyn. In jedem nur gedenklichen Falle ist hierdurch Druck oder Zug nicht senkrecht auf den Mittelpunkt der Fläche des Kolben, sondern unter einem um so größern Winkel dagegen gerichtet, als der Befestigungspunkt des Wagenzuges sich näher beim Kolben befindet. Hierdurch wird einmal die Reibung des Kolben ungemein vermehrt, aber auch der ungleich wichtiger Uebelstand herbeigeführt, daß die Röhre sich am obern und untern Ende mehr abschleift, dadurch der Kolben bald undicht und so der ganze Zweck verfehlt wird.

Was nun den zusammengesetzten Mechanismus der einen Fuß langen 5124 Klappen betrifft, welche auf einer englischen Meile angebracht werden sollen, und die durch die klebrige, durch schmelzendes Eisen welch zu machende Masse stets luftdicht schließen sollen, so ist Dr. Garthe der Meinung, daß dies, andauernd zu erreichen, zu Behauptungen gehöre, die der bedächtige Deutsche kaum auszusprechen wagt.

Endlich ist noch, der verändernden Einwirkung der Atmosphärien nicht zu gedenken, der großen Schwierigkeit zu erwägen, mit welcher es die praktische Me-

chanik zu thun haben wird, um aufgeschliffne Röhren als völlig cylindrisch rund im Innern herzustellen. Es gehört zu den ganz bekannten Erfahrungen, daß es schon sehr schwer hält, cylindrisch hohle Röhren dampfdicht, und noch schwerer luftdicht zu verfertigen, wenn sich darin ein Kolben bewegen soll. Sind diese auf der Drehbank auf irgend eine Art befestigt, und nach allen Regeln der Kunst innen ausgedreht, so ereignet es sich gewöhnlich, daß sie, von der Drehbank losgemacht, einer Spannung folgen, und nun nicht mehr kreisrund sind. Was nur die Theorie über dies Phänomen an die Hand gibt, so folgt zum mindesten daraus, daß eine innere vollkommen cylindrisch ausgedrehte Röhre beim Aufschneiden ihre Figur verestalt ändert, daß sie unter keiner Bedingung ein Cylinder bleibt. Ja, was mit Sicherheit voraus zu bestimmen seyn wird, ist, daß jedes Individuum einer Röhre eine andere Gestalt annehmen wird. Alle können also nicht zu einem Ganzen vereinigt werden. Auch steigt die Schwierigkeit mit einer größeren zu erzielenden Kraft, d. h. mit zunehmender Weite der Röhren. Hätte nun auch die praktische Mechanik Mittel, die cylindrischen Röhren aufgeschliffen auszudehnen, so ist dies schwer zu erzielen, und wird dann jedenfalls die Röhren ungemein kostbar machen.

Ueber die Leistungsfähigkeit dieser Maschinen führt ferner der Ingenieur-Prämier-Lieutenant Besse an:

- 1) Ein Haupthinderniß für die Anlage im Großen ist die Menge stehender Maschinen, nämlich pr. Meile von 2000 Rauthen, wenigstens 4, wenn die Angabe richtig ist, daß Hr. Clegg alle englischen Meilen (540½ bayer. Rauthen) eine solche stellen will. Wir behaupten ferner, daß auf jeder Station der Sicherheit des Gelebens wegen, wenigstens 2 stehen müssen, um mögliche Unterbrechungen zu vermeiden. Denn eine Luftpumpe von solcher Kraft ist an und für sich keine ganz einfache Maschine, und einzelne Theile derselben dem Zerbrechen ausgesetzt; und im

Fälle eine Beschädigung des Kolbens oder der Ventile vorkommen sollte, muß doch immer ein Reservoircaparat vorhanden sein, um die Züge nicht stillstehen zu lassen. Dies bedingt von Hause aus gleich die Doppelbahn, während man bei vielen gewöhnlichen Bahnen mit einfachen Schienen ausreichen kann. Es sind folglich pr. Meile à 2000 Ruthen, wenigstens 8 Maschinen und 2 Schienenstränge erforderlich, und es ist die große Frage, ob unter diesen Umständen auch Brennstoffersparniß eintreten könne? Wenn auf gewöhnlichen Eisenbahnen Beschädigungen an der Zugmaschine oder Lokomotive vorkommen, so kann eine Reserve-Lokomotive benutzt werden, um Reisende und Güter weiter zu schaffen; würde aber an einer einfachen Luftstraße des Hrn. Clegg eine bedeutende Beschädigung eintreten, die ausserdem an dem Ventil sowohl als am Kolben der Luftpumpe und der stehenden Maschine möglich gedacht werden muß, wie ist dieser Uebelstand schnell zu heben möglich, ohne eine Doppelbahn und Doppelsöhre?

- 2) Die größte Kraft, welche Hr. Clegg auf die Fortbewegung seiner Wagenzüge verwenden kann, ist nur der Druck der Atmosphäre, wenn es ihm einmal gelingen sollte, seine Röhren völlig luftleer zu machen. Alle Physiker wissen aber, welche Schwierigkeiten dies bei großen Retorten mit sich bringt. Es ist nur eine sehr große Verdünnung und wahrscheinlich nie ein völlig leerer Raum hervorzubringen.

Wie wollen unsere Ansicht durch einige Beispiele erläutern:

- a) Auf horizontaler Bahn, mit 100füßigen Röhren und 4 bis 6füßigen Rädern. — Hier ist die Reibung des Kolbens in den Röhren noch durch nähere Versuche zu ermitteln; ferner die Reibung des stumpfen Messers und der senkrechtstehenden Stange an den Ventilen. Eben

so muß die unvollkommene Leere in großen Röhren auch noch näher durch Versuche ermittelt werden. —

Wir wagen daher wohl nicht zuviel, wenn wir behaupten, daß bei günstigen Umständen wenigstens $\frac{1}{2}$ Atmosphärendruck abzugewinnen sein möchte. Nehmet nun, Hr. Clegg hätte einen Apparat mit 10' im Lichten weiten Röhren (man gibt an, seine Röhren sollen 9 Zoll im Durchmesser halten), so hat eine solche Röhre $5 \times 5 \times 3,14 = 78,50$ □ Zoll Durchschnittsfläche. Bei vollkommener Leere ist der Druck der Luft auf dem Horizonte der Meeresfläche = 15 Pfund preussisch*) circa, gibt = 117,5 Pfund Kraft, davon aus obigen Gründen $\frac{1}{2}$ subtrahirt, bleibt circa 930 Pfund Zugkraft übrig; giebt nun jedes Pfund der Zugkraft 250 Pfund der Last, wie dies auf guten Schienen mit guten Wagen der Fall ist, so ist die ganze fortzuschaffende Last auf der Luftseifenbahn = 930×250 Pfund bei 10 Zoll Röhrenweite = 232,500 Pfund = 2113 $\frac{1}{2}$ Ctr. circa, oder circa 105 $\frac{1}{2}$ Tonnen inclus. Wagen; davon ab $\frac{1}{2}$ für die Wagen bleiben 70 Tonnen für Personen = 1050 Personen auf einmal. Eine starke Lokomotive bewegt dieselbe Last.

- b) Für eine geneigte Ebene von 100' muß beim Ersteigen derselben noch 130' der Last an Zugkraft mehr vorhanden sein, aus Gründen des Statik, folglich für 105 Tonnen noch circa 1 Tonne = 20 Centner = 2200 Pfd., oder die Maschinenrie ist nicht im Stande, diese Last die geneigte Ebene hinauf zu schaffen.

Für 50 Tonnen ist der Mehrbedarf an Zugkraft = $\frac{1}{2}$ Tonne = 1100 Pfund, oder die Maschinenrie kann solche nicht die Ebene hinauf schaffen.

*) 1000 preuss. Pfund sind gleich 833 $\frac{1}{2}$ bayer. Pfund.
Xm. d. Arb.

Für 30 Tonnen ist der Mehrbedarf an Zugkraft = $\frac{1}{3}$ Tonne = 660 Pfd., obers ist möglich, diese Last auf einmal den Berg hinauf zu schaffen. Starke Lokomotiven schaffen größere Lasten eine solche Rampe hinauf. 32 Tonnen möchten daher wohl das Maximum seyn, welches der Apparat des Hrn. Clegg mit 10" im leichten weiten Röhren, eine Steigung von $\frac{1}{10}$ hinaufschaffen kann.

- c) Für eine geneigte Ebene von $\frac{1}{10}$, muß $\frac{1}{10}$ des Gewichtes für die Zugkraft mehr vorhanden seyn, als auf der Horizontalebene; das Maximum der Last, die eine solche steile Bahn in die Höhe geschafft werden möchte, ist folglich auf höchstens 12 Tonnen zu setzen, so daß auch hier stehende Maschinen mehr leisten. Aus Obigen ersieht man, daß der Ruhezustand bei steilen Ebenen viel geringer ausfällt, als bei gewöhnlichen stehenden Maschinen, wobei noch in Betrachtung zu ziehen ist, daß in größten Erhebungen über der Meereshöhe, folglich in hohen Gebirgen, der Druck der Atmosphäre geringer ist, als 15 Pfund pr. □Zoll preussisch. Hieraus sieht man, welche Hoffnung auf diese neue Erfindung zu setzen ist, und welche nicht! Für große militärische Zwecke möchte diese Erfindung gar nicht anwendbar seyn, weil da, wo sie den größten Nutzen gewähren könnte, d. h. auf steilen Abhängen und in gebirgigem Terrain, zu wenig Personen auf einmal fortgeschafft werden können, und Hülfsmaschinen bei gewöhnlichen Bahnen dafelbst viel mehr leisten. Der größte Nutzen wird immer die große Geschwindigkeit seyn, mit welcher man transportirt, weil dabei die Gefahr nicht Statt finden kann, die auf gewöhnlichen Bahnen mit steigender Geschwindigkeit zunimmt. Ob die Vorrichtung aber wirklich

ganz gefahrlos sey, wird die Zukunft lehren, weil ein Senken einzelner Theile der langen Röhre auch wohl ein plötzliches Zerbrechen des Kolbens und folglich einen bedeutenden Stoß verursachen könnte. Vor allen Dingen ist jedoch nöthig, daß wirklich eine größere Bahn mit weiten Röhren versehen ausgeführt ist, bis man völliges Vertrauen in diese Erfindung setzen kann; denn $\frac{1}{2}$ englische Meile mit 3½füßigen Röhren ist nur als ein Modell zu betrachten, welches viel verfeinert, und im Großen doch nie die erwarteten Vortheile gewähren möchte.

Verfahren von Flach und Reil zu Emailirung gußeiserner Gefäße.

(Frankf. Gewerbezt. 1840 Nr. 3 S. 63.)

Die Eisenguß-Geschirre und Geräthe dürfen nicht unrein oder löcherig gegossen und mit zufsäuligen Narben, Wargen oder schädlichen Erhabenheiten versehen seyn. Welches, in der Glühpipe leicht springendes Eisen ist ebenfalls verwerflich, und überhaupt müssen zum Emailiren stets die gelungensten, reinsten und glättesten Gußstücke ausgewählt werden. Die Vorbereitung solcher Geschirre und Geräthe geschieht dadurch, daß dieselben zuerst mit rauen scharfen Steinen oder Zellen von allem mechanisch anhängenden Sande, Lehm oder Schlacken und Kohlentheilen gänzlich befreit werden. Vermuthet man, daß Fettigkeit durch irgend einen Zufall oder Verschmutzung auf die zu emailirende Fläche gekommen ist, so muß das Gerath einer leichten dunkelrothen Glühpipe zur Entfernung dieser Verunreinigung unterworfen werden, welches aber im gewöhnlichen Falle nicht nöthig ist.

Nun wird das mechanisch gereinigte Geschirer geheizt. Man bedient sich hierzu am vortheilhaftesten der Essigsäure, wie solche in der sauren gegohrenen

Koramsäure, in Wein oder Bier, oder Fruchtessig, oder in jener Flüssigkeit vorkommt, welche bei der Verkohlungs des Holzes in verschlossenen Oefen oder Meilern durch Niederschlag gewonnen wird^{*)}. Im Großen wird am gewöhnlichsten und vortheilhaftesten die Kornbeize angewendet. Sie wird ganz so bereitet, wie die Maltsche zum Brannweinbrennen, nur daß man die geistige Gährungsperiode vorübergehen läßt, bis die Flüssigkeit in saure Gährung getreten ist, welche durch Wärme unterstützt wird.

Die mechanisch gereinigten Kochgeschirre werden nun in jene saure Beize gethan, dergestalt, daß die Oefnung des T. B. der Töpfe, oben zu stehen kommt, damit die sich bildenden Gasblasen frei entweichen können. Die Beizung wird, wenn die Arbeit rasch gehen soll, durch Erwärmung des Beizmittels zu etwa $+20$ bis 25° R. befördert. Auch ist es zweckmäßig, die Geschirre nach etwa 6 Stunden herauszunehmen, mit einem groben Zehen zu bewischen und neuerdings in die Beize zu stellen. Dadurch bewirkt man das bessere Angreifen der Säure, wegen der Befreiung der Eisensfläche vom Eisenschlamm, der sich stets schwärzlich am Gefäße zeigt. Im Ganzen sind 10 bis 12 Stunden hinreichend bei $+15$ bis 20° R. Temperatur, jedes Eßengeschirre zu beizen, wenn nämlich eine Beize von 1 Wiener Mefen Kornschrot (oder Gerstennalz) mit 100 Maß lauem Wasser und etwa 1 Pfund Sauerteig oder ein anderes Gährmittel bereitet worden.

Nachdem die Geschirre oder Geräthe auf diese Weise beizt worden, werden solche nach einander aus

^{*)} Obwohl die Holzessigsäure das wohlfeilste Brizmaterial zu seyn scheint, so ist doch oft hinderlich, weil sie im gewöhnlichen wohlfeilsten Zustande noch zu viel ätherische und empyreumatische Del. und Forzibelle vermengt enthält, welche das Beizen stellenweis verhindern und die ganze Emailirung mißgelingen lassen. — Nur sehr sorgfältig gereinigter Holzessig kann hierzu verwendet werden.

der Beize genommen, schnell im lauwarmen Wasser abgeschwift und mit einem groben Zehen und Sand rein ausgeschwefert, so daß das Geschirre oder Geräth auf der zu emailirenden Fläche recht rein und blank erscheint. Je sorgfältiger dieses Schwefern geschieht, je gewisser ist man der Festigkeit der demnachstigen Emailirung. Nun wird das Gefäß oder Geräth nochmals zwei oder dreimal mit stets reinem Wasser ausgeschwift und in warmem Wasser ausgewischt. Man muß sehr sorgfältig darauf sehen, daß während dieser Reinigung das Gefäß nicht länger als etwa 5 bis 10 Sekunden außer der Flüssigkeit sich befindet, weil sich sonst sofort ein gelblicher Niederschlag an's Eisen ansetzt, welcher höchst schädlich ist und die Qualitat nicht binden läßt. Nachdem nun das Geschirre oder Geräth möglichst rein und säurefrei ist, wird es sogleich unter reinem Wasser gebracht, damit sich kein Rost ansetzt. Hier bleibt es so lange, bis es mit Einollmassen überzogen werden soll. Fast immer setzt sich aber auch im sehr reinen Flußwasser an das blankte Gefäß eine dünne gelbe Schlammhaut, welche jedoch nur locker aufsitzt, und kurz vor dem Gebrauche des Geschirres durch reines Wasser abgspült werden kann.

Sowohl das Beizen des Geschirres, als das Auschwefen geschieht am besten in hölzernen Gefäßen.

Zubereitung der Emailmassen.

A) Grundmasse. Sie besteht aus Kieselerde, Borax und Thon. Erstere beiden Ingredientien werden zusammengeschnitten (eigentlich zusammengefeuert); der Thon dient als Bindemittel, um der gepulverten Masse eine gewisse Consistenz und der Emaille eine undurchsichtige Farbe zu geben. Kieselerde: Reiner, eisenfreier Quarz, Bergkryspall, reine, nicht kalkhaltige Feuerstein, oder reine, eisenfreie, ganz weiße Flußkiesel und Geschiebe, selbst bei Mangel an diesen bessern Kieselsteinen, auch sehr weißer, höchst rein gewaschener Sand ist hierzu anwendbar. — Das Quarzgestein wird rein gewaschen, roth gegläht und in einem reinlichen Gefäß in reinem kaltem Wasser abgelöscht. Die mür-

den Steine werden dann in einem Steinmörser zur Ebsengröße gestossen, und dann unter einer Porcellan-Gefäsmühle oder unter einer Mühle von sehr grobkörnigem festem Sandstein (Conglomerat) zu fast unsählbarem Pulver, trocken oder besser nasgemaakt, gerieben, dann aufs feinste geschlemmt. Ist man überzeugt, daß weder durch die Mühle, noch durch das Brennen oder durch sonst anhängende Theile dieses Pulver eisenhaltig ist, so bedarf es weiter keiner Reulung. Ist man aber aus Mangel an Vorrichtungen genöthigt, den Quarz in eisernen Mörsern oder Schalen zu stampfen oder zu reiben, so ist ein langsames Digeriren des Kieselpulvers mit verdünnter Salzsäure nöthig, wobei auch Wärme angewendet werden kann. Nach vielmaligem Auslüssen ist dann, wenn das abfließende Wasser nicht mehr auf Säure reagirt, das Kieselpulver, welches man der Kürze wegen Kieselerde nennt, hinreichend rein, muß aber natürlich ganz farblos erscheinen. Es wird mit Abhaltung von Staub am besten in irdenen oder reinen hölzernen nicht schleferigen Gefäßen aufbewahrt. — Voraz: Der gewöhnliche käufliche raffinirte Voraz ist hierzu dienlich, und wird nur fein gemahlen, höchst fein gesiebt, so daß das Pulver kaum fühlbar ist, und dann dieses Pulver in trockenen, am besten großen gläsernen Gefäßen wohl verschlossen aufbewahrt. — Thon: Reiner weißer Thon, welcher nach dem Brennen noch weiß bleibt, und wozu der Passauer der Erfahrung zufolge sich am besten bewährt, jedoch jeder andere, nicht Talkerde haltiger, obgle Eigenschaften besitzende weißer Thon auch anwendbar ist, wird in lufttrocknem Zustande gepulvert, gesiebt, mit vielem reinen Wasser zur Milch angerührt, und auf die gewöhnliche Weise, jedoch höchst rein geschlemmt, so daß keine Spur von Sand oder unaufgelösten Theilen bemerkt werden kann. Der so geschlemmte Thon wird durch Abgießen des Wassers oder Filtriren concentrirt, und dann bei etwa $+ 80^{\circ}$ R. getrocknet. Man prüft ihn mit Schwefels oder Salzsäure, ob er Kohlensäure entwickelt. In diesem Falle ist er gänzlich unbrauchbar.

Mischung der Grundmasse. Dem Gewichte nach werden 5 Theile der oben erwähnten Kieselerde in trockener Pulvergestalt mit 8 Theilen des gepulverten Voraz innigst vermenzt, am besten in einer großen Reibshale durch einander gerieben. Dieses Gemenge wird in einen von nicht leicht schmelzbarem Thon angefertigten runden, etwas hohen Schmelztiegel gethan, der Tiegel aber nur zur Hälfte gefüllt. Man bringt den Tiegel wohlbedeckt in einen Muffelofen, welcher eine dunkelrothe Wärme gewährt. Nach 10 bis 15 Minuten ist der Voraz in seinem Krystallwasser geschmolzen, hat die Kieselerde in das Gemenge aufgenommen und ist aufgeblähet. — Die Masse darf nun nicht so warm gemacht werden, daß das Gemenge in glühenden Fluß geräth, sondern nachdem man keine Bewegung mehr an der Masse wahrnimmt, wird sie auf eine reine irdene Schüssel ausgeschüttet und so lange wieder frisches Gemenge von Kiesel und Voraz in jenen Tiegel gethan und entwässert, bis man so viel hat, um mit dieser entwässerten (calcinierten) Masse, welche vorher noch fein gerieben wird, denselben Schmelztiegel bis zu $\frac{2}{3}$ seiner Höhe fest eingebedeckt zu füllen. Er wird zur Schonung gegen alles Unreine mit einer Thonplatte bedeckt und nun in den Muffelofen gestellt, welchen man, gleichviel ob mit Holz, Holzkohlen, Steinkohlen, Roaß oder Torf, so stark heizt, daß der Tiegel eine gleichförmige und dabei eine solche Hitze erhält, welche etwa jener gleichkommt, worin Messing dünnflüssig wird. Man läßt den Tiegel gegen eine Stunde in dieser gleichförmig zu erhaltenden Hitze, bei Massen von mehr als 3 Pfund aber verhältnißmäßig länger. Dann setzt man noch warm den Tiegel aus dem Ofen, und läßt ihn ziemlich bald an der Luft abkühlen. Nach gänzlichem Erkalten wird der Tiegel behutsam zerklagen. Die halbgeschmolzene Masse ist gewöhnlich zu einem Stück zusammengefallen, blinssteinartig verfestet, also nicht eigentlich gestossen, und dennoch sehr fest. Sie hat Oeffnungen und Löcher. Diese Masse muß von allen anhängenden Theilen des Schmelztiegels mitteleiner Zelle wohl gereinigt werden. Dieses Stück,

oder wenn die Masse zufällig zerbrochen, die Stücke werden in einem Thonscherben braunwarem gegläht und in kaltem Wasser abgelscht. Die Masse ist dann leicht zerbrechlich und zerreiblich, und wird nun in einem Steinmörser gröblich zerstoßen, und dann auf einer harten Mühle, welche nichts Unreines hinzukommen läßt, naß so hart gemahlen, als es nur immer möglich ist. Dann muß das Pulver noch auf das feinste geschlemmt werden, und die gröbsten Rückstände ferner gemahlen. Das geschlemmte und getrocknete Pulver muß durch ein farblos erscheinendes, und zur Probe vor dem Löthrohre in starker Hitze zu einer etwas opalisirenden Perle schmelzen. Dieses Grundmassenpulver wird nun mit $\frac{1}{2}$ seines Gewichtes von dem oben erwähnten Thonpulver trocken vermengt, so daß 5 Gewichtstheile aus 4 Grundmassenpulver und 1 Thon bestehen. Dieses Gemenge, welches überhaupt fertige Grundmasse genannt wird, muß in einer steinernen oder porzellanenen Reibschale erst trocken sehr innig vermengt werden. Dann wird diese Masse vor Feuchtigkeit geschützt, in reinen steinernen, irdenen oder gläsernen Gefäßen verwahrt.

B) Die Glasur besteht aus einem wirklichen Glase, welches aus Kieselrde, Natron (gereinigter Soda) und Borax zusammengesetzt ist. Kieselrde und Borax erhalten keine weitere Vorbereitung, als jene, welche oben beschrieben worden. Die gereinigte, kohlensanre, käufliche Soda wird jedoch des größten Theils ihres Krystallwassers durch Calciniren in braunrothglühender Muffel in einem reinen Thontiegel oder einer Schüssel beraubt, so daß der Natrongehalt dadurch concentrirt wird. Die so calcinirte Soda wird fein gerieben, möglichst hart gestiebt und vor Feuchtigkeit geschützt, reinlich aufbewahrt.

Es werden nun zu 6 Gewichtstheilen Kieselrde von obiger Beschaffenheit 3 Theile des beschriebenen Boraxpulvers und 2 Theile des obigen Sodapulvers genommen, auf einer Reibschale trocken innig ineinander gerieben. — Zur gänglichen Austreibung des Krystallwassers

aus dem Borax und der Soda in diesem Gemenge wird solches bei der Vorbereitung der Grundmasse, vor dem wirklichen Zusammenschmelzen, erst in einem reinen irdenen Schmelztiegel oder in einer solchen Schüssel unter der Muffel bei braunrother Hitze so lange gegläht, bis kein Aufschäumen oder Aufblähen mehr bemerkt wird. Die auf solche Art calcinirte Feitte wird nun nochmals fein gerieben und in einen Schmelztiegel von etwa 2 bis 5 Pfund Inhalt fest eingedrückt, wohl bedeckt, und bei anfänglich gelinder, nach einer halben Stunde stärkerer Hitze zusammenschmolzen. Diese Hitze wird so weit getrieben, daß sie derjenigen gleichkommt, welche etwa zwischen der Kupfer- und Eisen-Schmelzhitze liegt, also ziemlich wie in einem gewöhnlichen Glasofen. Diese Hitze ist genau erreicht worden, wenn die Glasur zu einem durchaus farblosen, vollkommen krystallaren, compacten Glase ohne alle Blasen und Flecken gestossen ist. Hat man einen Schmelztiegel von 3 bis 5 Pfund oder mehr Inhalt, so kann dieses Glas sofort aus dem Tiegel in reines kaltes Wasser gegossen werden. — Der Tiegel ist dann wohl noch ferner zu gebrauchen. Bei kleinern Quantitäten läßt man das Glas im Tiegel erkalten, zerbricht denselben und verfährt bei Reinigung, Gläßen und Ablösen des Glasstückes wie bei der beschriebenen Grundmasse. Die abgekühlte, durch das plötzliche Ablösen im Wasser äußerst mürbe Glasurmasse wird nun in einer steinernen Reibschale gestossen, gerieben und dann auf der erwähnten Mühle auf das zarteste gemahlen, höchst fein geschlemmt, nach Abgießen des Wassers getrocknet und in Pulvergestalt reinlich in sauberen Gefäßen aufbewahrt.

Auftragung der Grundmasse und Glasur.

Die fertige Grundmasse wird in einem sehr reinen, am besten porcellanenen oder eisernen emailirten Gefäße (Dosen) mit lauem, bis etwa $+ 30^{\circ}$ R. erwärmten (vorher kochend gewesenen) durchgeseihten Wasser mit einem reinlichen hölzernen Spatel eingerührt. Dieser Mischung wird nach und nach bloß so viel Wasser

zugefetzt, daß solche bei anhaltendem gleichmäßigen Umrühren die Consistenz des gewöhnlichen Zuckersyrups erhält. Das Umrühren wird in anhaltender gleichförmiger Erwärmung so lange fortgesetzt, bis durchaus keine Knoten zu erkennen sind. Die Temperatur muß stets auf etwa $+ 30$ bis 35° R. zu erhalten gesucht werden. Man nimmt zu einer solchen Vermischung nach Maßgabe der auf einmal zu emailirenden Gegenstände etwa 6 Pfund fertige Grundmasse in Pulverform, und das entsprechende, zu jener Consistenz erforderliche Quantum Wasser, welches etwa in einem Geschirre von 3 Wiener Maß behandelt werden kann und für etwa 50 Töpfe à $1\frac{1}{2}$ Maß, welche emailirt werden sollen, hinlänglich hinreicht. — Nachdem nun diese Grundmasse in stets gleicher, beschriebener Wärme gehalten und fortwährend vom Grund auf durchgerührt wird, kann zum Anstrichen auf die zu emailirenden Geschirre oder Geräthe geschritten werden. — Diese nimmt man aus dem Wasser, spült sie nochmals rein ab, trocknet sie mit einem trockenen Leinenlappen und erwärmt sie in dem Muffelofen so stark, daß sie auf der blank gescheuerten zu emailirenden Seite die violette Anlaufsfarbe zeigen. — Sie werden dann schnell aus der Muffel genommen, und man läßt das Geschirre bis zu etwa $+ 60$ bis 70° R. abkühlen. Durch diese Erhitzung wird die letzte Spur von Pflanzensäure verjagt, auch alle Feuchtigkeit fortgeschafft. Die auf etwa $+ 30$ bis 35° R. erwärmte (stets im Umrühren begriffene) Grundmasse wird nun mit einem sehr reinen, tiefen Löffel in das Geschirre, welches, wie gesagt, noch 60 bis 70° R. Wärme hat, gegossen. In den zu emailirenden Topf gießt man etwa ein gutes halbes Seidel der Grundmasse; dieselbe wird nun durch einen höchst reinen scharfen Vorstempels, welcher auch an den Seiten mit Nadeln versehen ist, in die Wände des Topfes oder sonstigen Geschirres oder Geräthes eingerieben, so daß alle Stellen desselben, welche emailirt werden sollen, rasch hinter einander, während der Topf noch warm ist, mit der Grundmasse in innige Verührung kommen. Dieses Einreiben wird auf allen Stellen so lange fort-

gesetzt, bis das Geschirre etwas erkaltet. Ist es handwarm, oder etwa $+ 30^{\circ}$ R., so hört man mit dem Einreiben des Pinsels auf und schwenkt die im Geschirre befindliche Grundmasse dermaßen herum, daß sie überall die zu emailirenden Stellen gleichförmig überzieht. Dann wird das Geschirre plötzlich umgekehrt, so daß der Rand nach unten kommt und in horizontaler Richtung sich befindet (wobei der Boden des Gefäßes oben ist): während man das Geschirre auf diese Weise schwebend hält, und mit einem reinen hölzernen Stock von etwa 1" Dicke und 10" Länge an die Außenwände des Gefäßes klopft, fließt die überflüssige Grundmasse heraus, welche man in einem unten stehenden reinen Geschirre auffängt. Findet man, daß die Grundmasse das Geschirre innenwidig etwa $\frac{1}{5}$ oder $\frac{1}{6}$ Zoll dick (nach Maßgabe der Dimensionen des Geschirres) gleichförmig zu überziehen hinreichend ist, so wird dasselbe schnell wieder umgekehrt, so daß die Öffnung nach oben kommt. Abermals wird mit dem erwärmten hölzernen Stocke ringsumher auf das Geschirre leise geklopft, bis dem Auge die Grundmasse recht gleichförmig vertheilt erscheint. Ist dies der Fall, so wird die Grundmasse $\frac{1}{2}$ Zoll vom Rande mit einem steifen Leder, welches einen Einschnitt hat, rein abgewischt, so daß die Emaille nicht bis an den äußersten Rand reicht. Zur schönern Ausgleichung der Emaille werden außen an dem Rande ringsherum noch einige Schläge (leise) mit dem Stocke gegeben, und nun so fort das Geschirre zur Glasur gebracht. — In diesem Moment hat die aufgetragene Grundmasse etwa Honigconsistenz und oft schon etwas steifere. Sie muß aber immer etwas feucht seyn, um die aufzupudernde Glasur fest anzufangen. Die sub B beschriebene Glasur in zarter Pulverform wird durch einen battistkleinen Beutel, welcher am Boden durch einen Blechring innenwidig aufgespreizt ist, auf das mit der Grundmasse versehene Geschirre gepudert, indem man das Geschirre nach allen Seiten wendet. Dieses Pudern geschieht, indem der Beutel mit der Glasur etwa 4 Zoll vom Gefäße in zuckender Bewegung senkrecht auf- und niederbewegt wird. Es wird so lange und ununterbrochen gepu-

bert, bis man bemerkt, daß alle Stellen des Geschirres, welche bereits mit der Grundmasse überzogen worden, gleichförmig etwa $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Zoll dick überflüht sind. Die wie lockere Kreide angesogene Glasur würde sofort stellenweise abfallen, wenn das Geschirre erschüttert oder angestoßen würde. Kreide wird nun das während dieses Prozesses ziemlich erkaltete Geschirre auf eine erwärmte Stelle gebracht, so daß ohne Zögerung die Verdunstung der in der aufgetragenen Grundmasse und dieselbe überziehenden Glasur bewerkstelligt ist; wenn man keinen Dampf aus dem Geschirre mehr entweichen sieht, auch daselbe nach und nach bis auf etwa $+ 80$ bis 90° R. erwärmt, und 10 bis 15 Minuten in dieser Temperatur erhalten worden, ist das Austragen der Emaille vollendet.

Das Einbrennen oder Aufschmelzen der Emaille geschieht nun, indem das mit der Grundmasse und Glasur gebügel überzogene trockene Geschirre behutsam mittelst einer Zange, welche nach der Gestalt des zu emailleenden Geschirres oder Geräthes bequem eingerichtet, und mit wenigstens 3 Schuh langen Schenkeln versehen seyn muß, in den Muffelofen gebracht und gerade aufrecht gestellt wird. Die beinahe bis zur Messingschmelzhitze erwärmte eiserne Muffel wird mittelst einer flachen Blechthüre geschlossen. Sobald man durch eine zollgroße Oeffnung in der Thüre bemerkt, daß das Geschirre in der Muffel beunruhigt glüht, so wird die Thüre geöffnet und das Geschirre dergestalt gedreht, daß die gegen die Thür gerichtete Seite desselben gegen die Rückwand zu stehen kommt, weil die Wärme im hinteren Theile der Muffel gewöhnlich etwas stärker ist. Dieses Drehen des Geschirres, wobei dessen Oeffnung immer nach oben gerichtet bleibt, muß sehr behutsam und ohne Erschütterung geschehen, indem die Glasur noch nicht fest angeschmolzen ist und leicht abfallen könnte. Nach und nach erhält das Geschirre Rothwärme. Es wird dann noch einmal in jener Richtung gedreht, um die Hitze demselben recht gleichförmig mitzutheilen. Ist dies bewirkt, so wird die Glasur schon so fest halten, daß nun das Geschirre gelegt wer-

den kann, nämlich, daß der Boden nach dem hinteren Theile der Muffel, die Oeffnung aber nach der Thüre zu gerichtet ist. Nach jedem auf die beschriebene Art verrichteten Drehen oder Wenden des Geschirres wird die Muffel stets geschlossen. Bemerkt man durch das Thüelloch, daß die Glasur glatt wieb, d. h. fließt, so wird abermals das Geschirre gedreht, so daß die geschmolzene Seite (gewöhnlich die untere, weil hie die Hitze zuerst einwirkt) nach oben kommt. Da also die Glasur nicht gleichzeitig fließt, so ist ein mehrmaliges Wenden des Geschirres nothwendig. Dies zu beurtheilen, wird durch Übung erlangt. Der Boden eines gewöhnlichen Geschirres (Hofens) wird gewöhnlich zuletzt flüssig, weil es gemeiniglich der stärkste Theil ist, also zuletzt sich erwärmt. — Ist nun die Emaille gebügel geflossen, welches man daraus sieht, daß die ganze Fläche gleichförmig glast ist, so nimmt man ohne Weiteres das Geschirre aus der Muffel, und läßt es von selbst abkühlen. Noch heiß (etwa $+ 90^{\circ}$ R.) wird gewöhnliches Kochgeschirre auswendig auf der nicht emailleten Seite mit einem Zinniß geschwärzt, welcher bald abdampft, trocknet und mit dem Geschirre abkühlt, auch demselben ein besseres Ansehen gibt. Die angeschmolzene Emaille wieb, wenn sie gelungen ist, ziemlich weiß, einen Schatten in's Braune habend, erscheinend, und muß überall gleichartig mit Glasur überzogen sich darstellen. Sie muß beim Erkalten des Geschirres nicht abspringen und keine erhabene Blasen oder gesackte große Flecken zeigen.

Ueber ein elektro-chemisches Verfahren, Silber und Messing zu vergolden.

Von de la Rive.

(Aus Erdmann's Journal für praktische Chemie. 1840, Heft 3. S. 137.)

Bei Vergoldung des Messings und Silbers bedient man sich bekanntlich allgemein des Goldamalgams,

Nach Auftragen desselben wird das Quecksilber durch Hitze verflüchtigt, worauf das Gold fest auf der Oberfläche haftet. Diese Vergoldung wird nachher einer mechanischen oder chemischen Wiefung unterworfen, um ihr Glanz, mattes Aussehen oder Farbe, je nachdem es erforderlich ist, zu geben.

Man hat häufig den Versuch gemacht, sich bei der Vergoldung mechanischer Verfabrungsarten zu bedienen, wobei man kein Quecksilber gebraucht, indem man nämlich Goldpulver oder sehr dünnes Blattgold anwendete. Auch Auflösungen des Goldes in Aether hat man gebraucht. Endlich hat man den Versuch gemacht, Messing durch Eintauchen in Goldauflösungen, welche so neutral als möglich waren, zu vergolden. Aber bei diesen Verfabrungsarten, vorzüglich der ersten, erhält man bei Weitem nicht so dauerhafte Vergoldungen wie bei Anwendung von Quecksilber.

Sobald ich nun anfang, mich mit den Eigenschaften des elektrischen Stromes zu beschäftigen, schien mir dieses Agens mit Nutzen auf die Vergoldung der Metalle angewendet werden und mit Vortheil das Quecksilber ersparen zu können. Wirklich gestaltet das Quecksilber, indem es das Gold auflöst, den Moleculen dieses Metalles allmählig in die metallische Oberfläche einzubringen, auf der das Amalgam ausgebreitet ist, wenn man durch die Wirkung der Hitze die Goldtheilchen isolirt, indem man die Quecksilbertheilchen verflüchtigt, während, wenn man selbst sehr feines Goldpulver oder sehr dünnes Blattgold anwendet, die Cohäsion des Metalles dem vollkommenen Eindringen widersteht, welches so nöthig ist, um die Vergoldung dauerhaft zu machen. Nun scheint mir aber der bei Anwendung von Quecksilber erhaltene Vortheil auch bei Anwendung des elektrischen Stromes erhalten werden zu können. Wirklich führt der elektrische Strom, indem er eine Goldauflösung zerlegt, das metallische Gold, Theilchen für Theilchen, auf das Metall, welches als negativer Pol dient, und kann so dasselbe vergolden, indem er bewirkt, daß das Gold in die Oberfläche des Metalles eindringt.

Geleitet durch diese Ideen versuchte ich vor ungefähr fünfzehn Jahren, den Strom einer starken Säule durch eine Auflösung von Chlorgold streichen zu lassen, indem ich am positiven Pole einen Platindraht und am negativen Pole das zu vergoldende Metall anbrachte. Meine ersten Versuche waren nicht glücklich. Ich konnte nur Platin auf diese Weise vergolden, was von sehr geringem Nutzen war. Iwar war diese Vergoldung sehr schön und die genauesten Kenner hielten das auf diese Weise vergoldete Platin für Gold. Messing und Silber aber zu vergolden, gelang mir nicht. Die chemische Wirkung der immer sehr sauren Goldauflösung auf diese Metalle löste sie selbst auf und hinderte das Gold, auf ihrer Oberfläche zu haften.

Ich hatte schon darauf Verzicht geleistet, diese Versuche zu erneuern, als ich bei Combination zweier vor einigen Jahren von Becquerel entdeckter Klassen von interessanten Thatfachen, in ihnen das Mittel gefunden zu haben glaubte, die chemische Wirkung der elektrischen Ströme auf das Vergolden anzuwenden. Die erste Klasse dieser Thatfachen ist die, welche die Wirkung schwacher elektrischer Ströme begreift, um Zersetzungen so wie die Bildung anderer Verbindungen zu bewirken. Die zweite Klasse begreift Thatfachen, die man bei Anwendung von Scheidewänden aus Glase oder Goldschlägerhäuten, um die nach einander von demselben Strom durchlaufenden Auflösungen zu trennen, beobachtete. Bekanntlich kann der Strom auf diese Weise durchgehen, ohne daß sich die Auflösungen vermischen.

Es läßt sich leicht begreifen, wie die erste Kategorie von Thatfachen mich darauf leitete, daß es besser sey, am das Gold, Theilchen für Theilchen, auf die zu vergoldende Fläche aufzutragen, schwache als starke Ströme anzuwenden. Die zweite gestattete mir einen sehr großen Nachtheil zu vermeiden, welchen die Anwendung meines ersten Verfahrens veranlaßte. Indem ich bei diesem Verfahren die beiden Pole der Säule in die Goldauflösung brachte, machte ich das zu vergol-

denbe Metall zum negativen Pol, und war genöthigt, seine Platin- oder Golddracht als positiven Pol anzuwenden, um die Reinheit meiner Auflösung durch die Anwendung eines angreifbaren Metalles nicht zu beeinträchtigen. Nun machte aber dieser Platin- oder Golddracht mit dem Messing oder Silber, das ich am negativen Pole anbrachte, ein Paar aus, in welchem diese letzteren Metalle eine elektrische Rolle spielten, entgegengegesetzt derjenigen, zu welcher ich sie bestimmte, als ich sie an dem negativen Pole anbrachte. Dieß erleichterte die Wirkung der Säure der Goldauflösung, also eine Wirkung, welche auf alle Weise vermieden werden mußte. In der That führte dieselbe den doppelten Nachtheil herbei, daß sie den zu vergoldenden Gegenstand, indem sie ihn angriff, veränderte und das Gold hinderte, darauf zu haften.

Nach verschiedenen Versuchen gelang es mir auf folgende Weise, die oben angeführten Principien auf das Vergolden anzuwenden. Ich brachte den zu vergoldenden Gegenstand, Silber oder Messing, in eine sehr verdünnte Goldauflösung, welche in einem cylindrischen Sacke aus Goldschlägerhäutchen oder Blase enthalten war. Ehe man sich des Sackes bedient, muß man ihn mit Wasser anfüllen, um ihn gehörig anzufeuchten und seine Theile ganz geschmeidig zu machen, und um sich zu überzeugen, daß er auch nicht das kleinste Loch hat, durch welches die Flüssigkeit ausströmen könnte. Hat man die Goldauflösung in den Sack gegossen, so bringt man ihn in einen mit Wasser angefüllten Glasbecher, das mit einigen Tropfen Schwefelsäure oder Salpetersäure angesäuert ist. In diese Auflösung taucht man ein Zinkblech, dem man die Gestalt eines hohlen Cylinders geben kann, welcher den cylindrischen Sack umschließt. Dieses Zinkblech steht durch einen Metalldraht mit dem zu vergoldenden Gegenstande in Verbindung, und man hat auf diese Weise ein Paar, in dem dieser Gegenstand die Rolle des negativen Metalles spielt. Der schwache Strom, welchen dieses Paar erzeugt, ist

hinreichend, um die Goldauflösung zu zerlegen. Das Gold begiebt sich zu dem in dieser Auflösung befindlichen Metalle, und das Zink löst sich in dem nur wenig angesäuerten Wasser auf, ohne daß sich wegen der Scheidewand aus Goldschlägerhäutchen die beiden Flüssigkeiten mit einander vermengen. In vielen Fällen habe ich auch das angesäuerte Wasser in den Sack gebracht und die Goldauflösung außerhalb desselben. Ein massiver Cylindervon Zink taucht dann in das angesäuerte Wasser und der zu vergoldende Gegenstand befindet sich auswendig in der Goldauflösung. Besonders habe ich auf diese Weise das Innere einer silbernen Schale vergoldet. Zuerst bringt man den mit der sauren Auflösung in die das Zink eingetaucht ist, angefüllten Sack hinein, nachher füllt man den leeren Raum zwischen dem Sacke und dem Gefäße mit der Goldauflösung an, und stellt endlich die metallische Verbindung zwischen dem Zink und dem zu vergoldenden Gefäße her.

Das so eben angegebene Verfahren wurde zum Vergolden von Silber und Messing in Anwendung gebracht. Die von mir angestellten Versuche, diese Art des Vergoldens auch auf das Eisen anzuwenden, sind bisher fruchtlos gewesen. Das Eisen wirkt, wenn es mit dem Zink ein Paar ausmacht, nicht negativ genug, daß das Phänomen gehörig erfolgen könnte*).

Es bleibt mir noch übrig, einige besondere Umstände und die verschiedenen Details der Ausführung anzugeben, auf die ich durch eine Beobachtung verbunden mit einigen theoretischen Ansichten geleitet wurde.

*) Um Eisen zu vergolden, brauchte man nur zuvor auf seiner Oberfläche den Abzug einer Silber- oder Kupferschicht zu bewirken, indem man es in die Auflösung eines dieser Metalle tauchte. Nachher könnte man es vergolden wie man das Silber oder das Kupfer vergoldet. Ich habe noch keinen Versuch dieser Art gemacht, weißt aber nicht, daß er gelingen wird.

Zuerst vergoldete ich Messing, und Silberdraht und die Operation ging sehr gut vor sich. Nicht so gewiß war ich, ob mit auch Gegenstände von unregelmäßigen Formen und deren Oberflächen Punkte darbieten, welche in verschiedenen Entfernungen von der umgebenden Haut gelegen sind, gelingen würden. Ich fürchtete, daß in diesem Falle der elektrische Strom, welcher gewöhnlich den kürzesten Weg einschlägt, das Gold nur auf die dem Zink zunächst gelegenen Punkte der zu vergoldenden Oberfläche bringen würde, und daß die Vergoldung so nur theilweise und nicht gleichförmig vorbereitet werden würde. Indessen trieb mich eine Betrachtung zur Ausdauer an. Ich hatte in einer meiner ersten Abhandlungen über die Electricität ein Gesetz aufgestellt, welches seitdem alle Physiker angenommen haben, und das beständig durch Thatfachen bestätigt worden ist, daß nämlich der elektrische Strom um so leichter aus einer Flüssigkeit in ein Metall oder aus einem Metall in eine Flüssigkeit übergeht, als das Metall sich leichter von der Flüssigkeit chemisch angreifen läßt. Nun lassen sich aber in dem vorliegenden Falle das in die verdünnte Goldauflösung eintauchende Silber oder Messing leichter von der Flüssigkeit angreifen als das Gold selbst. Es geht daraus hervor, daß, sobald der eingetauchte Theil nicht ganz vergoldet ist, der Strom diejenigen Punkte aufsucht, wo das zu vergoldende Metall noch unbedeckt ist, um sie zu durchlaufen, und das Gold darauf abzusetzen, indem es in dieselben eindringt, wie weit auch immer der Weg ist, den er in der Flüssigkeit zu durchlaufen hat. Der Versuch hat diese theoretische Vermuthung vollkommen bestätigt. Nicht allein Platten, deren Punkte sich nicht alle wie die der Dächte in gleicher Entfernung von der umgebenden Haut befanden, sondern auch weit complicirtere Gegenstände, wie z. B. Caffeebüßel, Uhrgehäuse u. s. w. nahmen die Vergoldung auf alle Theile ihrer eingetauchten Oberfläche an.

Um die Verbindung zwischen dem in die Goldauflösung eingetauchten zu vergoldenden Gegenstande und

dem in die saure Auflösung getauchten Zink herzustellen, bediene ich mich eines feinen Silbers oder Platinsdrahtes, welcher einestheils vermittelst eines dicken Kupferdrahtes mit dem Stücke Zink in Verbindung steht, und der an seinem andern Ende an einen Punkt des zu vergoldenden Gegenstandes befestigt ist. Diesen Punkt muß man von Zeit zu Zeit verändern; denn wenn er immer derselbe bliebe, so würde er nicht vergoldet werden. Es ist aber hinreichend, daß die metallische Berührung zwischen der Oberfläche des zu vergoldenden Gegenstandes und dem Drahte, welcher mit dem Zink in Verbindung steht, in sehr geringer Ausdehnung stattfindet, wenn der Strom entstehen und der Gegenstand vergoldet werden soll. Nichts ist daher leichter als diesen Punkt zu verändern.

Die saure Lösung, in welche das Zink taucht, muß außerordentlich verdünnt seyn; denn je schwächer der Strom ist, desto besser gelingt die Operation. Fünf oder sechs Tropfen Säure in ein Glas mit Wasser von gewöhnlicher Größe gebracht, reichen hin, um dieses Wasser gehörig anzusäuern. Ich habe bemerkt, daß es besser ist, bei Vergoldung des Silbers Schwefelsäure anzuwenden, zum Wenigsten gelang es eben so gut als mit Salpetersäure, und doch hat erstere den Vortheil, daß sie das Silber nicht schwärzt, wenn bei Verlängerung der Operation ein wenig davon durch das Goldschlägerhäutchen in die Goldauflösung übergeht. Die Salpetersäure ist dagegen bei dem Vergolden von Messing oder Kupfer vorzuziehen, erstens weil, wenn sie auch in die Goldauflösung übergeht, sie nur das bewirkt, daß sie die zu vergoldende Oberfläche besser reinigt, sodann weil ihre Wirkung auf das Zink einen Strom von größerer Intensität erzeugt. Weil nun eben bei einem aus Zink und Messing bestehenden Plattenpaare die elektrochemische Differenz zwischen den beiden Metallen geringer ist, als bei einem aus Zink und Silber bestehenden Plattenpaare, so ist es damit das Messing völlig negativ sey, vorthellhaft, wenn die chemische Wirkung der Auflösung, in welcher

das Zink sich befindet, auf letzteres einen, wenn auch nicht der Menge nach beträchtlicheren, zum Wenigsten doch hinsichtlich der Intensität oder Tension stärkeren Strom erzeugt. Nun übertrifft aber eine Auflösung von Salpetersäure in dieser Hinsicht eine Auflösung von Schwefelsäure.

Es ist nicht nöthig, dem Zink eine große Oberfläche zu geben. Man kann es, indem man es vermittelst eines Fadens schwebend erhält, mehr oder weniger eintauchen und es herausbringen, wenn man bemerkt, daß der Strom stark genug ist. Die Stärke des Stromes beurtheilt man nach der Menge des sich auf dem zu vergoldenden Gegenstande entwickelnden Gases. Es muß sich davon so wenig als möglich entwickeln; denn eine zu starke Gasentwicklung hat den großen Nachtheil, daß sie das Gold hindert, sich gehörig abzusetzen, oder daß sie die Theilchen, wenn sie anfangen sich abzusetzen, wieder davon losmacht. Dieser Nachtheil ist vorzüglich an den scharfen Kanten und im Allgemeinen an den winkelförmigen Partien der zu vergoldenden Gegenstände bemerklich. Diese Theile lassen sich gewöhnlich nicht so gut vergolden, als die von runder Gestalt. Man muß sie oft von Neuem vergolden, indem man außerordentlich schwache Ströme anwendet. Ich bemerke noch ausserdem, daß die Anwendung von destillirtem Zink der des gewöhnlichen künftlichen Zinkes sehr vorzuziehen ist. Das destillirte Zink giebt bei gleicher Oberfläche einen stärkeren Strom; es ist daher nicht nöthig, ihm eine so große Oberfläche zu geben. Es wird ferner durch die saure Auflösung, wie ich es vor zehn Jahren gezeigt habe, nur dann angegriffen, wenn die Säule geschlossen ist, weswegen es sich nicht unnöthiger Weise abnutzt. Ausserdem kann, wenn ein wenig Gold durch das Goldschlägerhäutchen in die saure Auflösung kommt, worin es eintaucht, ersteres leichter wieder daraus entfernt werden. Bei Anwendung von künftlichem Zink bildet sich in der sauren Auflösung, mit der es umgeben ist, ein wenig Goldpurpur, welcher wahrscheinlich von dem Zinn herrührt, welches nichtdes-

stillirtes Zink immer in geringer Menge enthält. Uebrigens gelingt die Operation eben so gut mit gewöhnlichem als mit destillirtem Zink; der Vorzug, welchen man einem von beiden giebt, wird bloß durch die Rücksicht auf Ersparrung bestimmt, worüber nur eine vielsjährige Praxis entscheiden kann.

Die Oberfläche des zu vergoldenden Metalles kann polirt oder auch bloß gereinigt werden. Im erstern Falle erfolgt die Vergoldung weit leichter. Sie zeigt schon nach der Operation vollen Glanz, und man braucht sie bloß mit feiner Leinwand und Leder zu reiben, um ihr allen den Glanz, dessen sie fähig ist, zu geben. Man braucht den Polirstuhl nicht. Im zweiten Falle dauert die Operation länger und die Vergoldung ist ganz der ähnlich, die man beim Verflüchtigen des Quecksilbers aus dem Amalgame erhält, mit dem man die zu vergoldende Fläche bedeckt hat. Man muß sie poliren, um sie glänzend zu machen, kurz, man kann ihr das selbe Aussehen geben, das man der durch Quecksilber bewirkten Vergoldung giebt. Vielleicht hat das zweite Verfahren den Vortheil, eine dauerhaftere Vergoldung zu geben. Uebrigens habe ich es bis jetzt nicht bemerken können, und wenn man einer von den beiden Verfahrensorten den Vorzug geben muß, so gebe ich ihn, sowohl hinsichtlich der Wohlfeilheit als der Schnelligkeit, der Verfahrensort, bei der man die zu vergoldende Oberfläche gehörig polirt, ehe sie dieser Operation unterworfen wird.

Folgendes ist genau der Gang der Operationen, um die Vergoldung zu bewirken. Ich befeige den zu vergoldenden Gegenstand an dem an das Zink angebrachten Metalltracht von Silber oder Platin, tauche diesen Gegenstand einen Augenblick in angesäuertem Wasser an, um von seiner Oberfläche, welche polirt, oder bloß geschliffen ist, jede fremdbartige Substanz, als feinen Staub, welcher darauf haftet, wegzunehmen. Ist der Gegenstand von Silber, so tauche ich ihn mit Schwefelsäure angesäuertes Wasser, ist er dagegen von

Messing, in mit Salpetersäure angesäuertes Wasser*). Nach diesem Bade tauche ich den Gegenstand ganz, oder, wenn er zu groß ist, theilweise in die Goldauflösung, lasse ihn darin eine oder zwei Minuten, tauche ihn nachher von Neuem in angesäuertes Wasser und trockne ihn mit feiner Leinwand, indem ich ihn etwas stark reibe. Dieselbe Reihe von Operationen nehme ich nochmals vor, das Bad im angesäuerten Wasser, das Eintauchen in die Goldauflösung, das zweite Bad in dem angesäuerten Wasser, nachher das Reiben mit Leinwand. Es ist hinreichend, diese Reihe von Operationen zwei- oder dreimal zu wiederholen, wenn die zu vergoldende Oberfläche gehörig polirt und geglättet worden ist. Man muß sie aber fünf- bis sechsmal wiederholen, wenn diese Oberfläche bloß gereinigt wurde, ohne geglättet worden zu seyn. Ist der zu vergoldende Gegenstand zu groß, um ganz in die Goldauflösung getaucht zu werden, so ist es besser, statt beständig denselben Theil einzutauchen, zwischen zwei Theilen zu wechseln, zuerst den einen einzutauchen, nachher den andern, den ersten wieder vorzunehmen, nachher den zweiten und so fort. Auf diese Weise verschmelzen die

Vergoldungen der beiden Theile weit besser mit einander, und man bemerkt ihre Vereinigungspunkte nicht.

Die Farbe der Vergoldung scheint mir von mehreren Umständen abzuhängen. Erstens von dem Gehalte des aufgelösten Goldes. Sie ist um so röther, je mehr dieses Gold Kupfer enthält. Sie ist auch bei vollkommen reinem Golde röther auf Messing als auf Silber. Sie scheint mir auch dunkler zu seyn, wenn die zu vergoldende Oberfläche vor der Operation bloß gereinigt, aber nicht polirt wurde. Dieß hängt, wie ich glaube, davon ab, daß die Goldtheilchen, indem sie sich auf eine etwas unebene und nicht vollkommen glatte Oberfläche absetzen, etwas gegen einander geneigt sind und ein Spielern des Lichtes erzeugen, ähnlich dem, welches im Innern eines vergoldeten Gefäßes stattfindet, das heißt eine Reflexion des Lichtes der Goldtheilchen gegen einander. Der Gehalt des Silbers hat auch auf die Farbe der Vergoldung Einfluß. Endlich schien es mir, daß, je mehr unter denselben Umständen die Goldauflösung verdünnt ist, desto dunkler die Vergoldung sey. Man kann daher alle diese Umstände dergestalt vereinigen, um bei der Vergoldung die Nuance, welche man wünscht, zu erhalten. Das am Feuer vor der Operation gereinigte Silber nimmt eine schönere Vergoldung an, als das bloß polirte.

Endlich will ich noch erwähnen, daß ich beständig eine möglichst neutrale Goldauflösung angewendet habe, welche dergestalt mit destillirtem Wasser verdünnt war, daß in einem Cubikcentimeter Auflösung nur 5 Milligramme Gold enthalten waren. Ich habe bemerkt, daß mit dieser Auflösung die ersten Vergoldungen weit schneller und im Allgemeinen glänzender hergestellt wurden. Wenn die Auflösung schon sehr gebraucht war, so ist es besser, sie zu concentriren, als sie gänzlich zu erschöpfen, um so mehr, weil sie endlich einen ziemlich Theil Gold enthält, welches bei längerer Wirkung der Blase oder des Goldschlägerhäutchens, die beide als animalische Substanzen reagieren, im metallischen Zustande niederfällt. Ich konnte 10 silberne Caffeeöffel

*) Ich fand es vorthellhaft, ihn einen Augenblick mit einem in dieselbe Auflösung touchenden Zink in diesem angesäuerten Wasser in Berührung zu bringen. Die Entwicklung von Wasserstoffgas, welche auf der zu vergoldeten Oberfläche vor sich geht, trägt dazu bei, sie noch besser zu reinigen und sie geeigneter zu machen, sich mit der Vergoldung zu bedecken. Es ist vorthellhaft, das Zink von der Auflösung, in die der zu vergoldende Gegenstand taucht, vermittelst eines mit derselben Auflösung angefüllten Sackes von Blase abzusondern, damit das sich bildende Zinkoxyd die erstere nicht verändere. Wenn der Gegenstand vergoldet worden ist, so ist es noch vorthellhaft, ihn beim Waschen in angesäuertem Wasser mit Zink in Berührung zu bringen. Die erfolgende Entwicklung von Wasserstoffgas macht die Vergoldung lebhafter und erleichtert den Abzug einer neuen Schicht, wenn man die Operation fortsetzen will.

mit 160 Kubikcentimeter Auflösung vergolden, welche folglich 800 Milligramme Gold enthielten. Die Auflösung war nach dieser Operation durchaus nicht erschöpft, wie man an ihrer ziemlich gelblichen Farbe und an dem niederschlagenden Goldpulver sehen konnte. Nimmt man aber an, daß die Vergoldung dieser zehn Löffel alles Gold der Auflösung erschöpft hätte, so machte dieß 80 Milligramme Gold aus den Löffel, und rechnet man das Gramma fein Gold zu 4 Franken, was ein ziemlich hoher Preis ist, so machte dieß 32 Centimen auf den Löffel. Hierzu muß man noch der Genauigkeit wegen die Kosten für die Verletzung der Goldauflösung rechnen, welche nicht sehr beträchtlich sind, so wie die noch geringeren, welche die Anwendung des Zinks und der Salure verursacht, welche letztere zur Ansäuerung des Wassers dient. Diese Kosten werden aber durch das in der Auflösung zurückbleibende Gold, das ich nicht berechnet habe, mehr als gedeckt. Kurz, mit Ausschluß der Arbeit scheinen mir die Kosten der Vergoldung jedes Löffels nicht 30 bis 40 Centimen übersteigen zu dürfen. Uebrigens will ich diese Rechnung noch nicht für ganz richtig ausgeben. Die Praktiker allein können die Kosten des angegebenen Verfahrens genau bestimmen, wenn sie sich einige Zeit deselben bedient haben. Sie hängen auch von der Dicke der Goldschicht ab, wie sich leicht begreifen läßt. Auf den erwähnten zehn Löffeln war nur eine sehr dünne Schicht aufgetragen, und sie hatten eine gelbgrüne Nuance, welche man gewöhnlich englische Goldfarbe nennt. Die Vergoldung des Messings schien mir noch weniger kostspielig als die des Silbers. Sie wird weit schneller bewirkt, und man braucht keine so dicke Schicht Gold aufzutragen, um die angemessene Farbe zu erhalten.

Man muß auch das Gold sammeln, welches an der Leinwand haften bleibt, mit der man jedesmal die zu vergoldenden Gegenstände abtrocknet, wenn man sie aus der Auflösung herausnimmt, so wie das, womit die Oberfläche der Blase oder des Goldschlägerhäut-

chens bedeckt ist, wenn dieselben einige Zeit zum Vergolden gedient haben. Es ist viel besser, die Blase oder das Goldschlägerhäutchen öfter zu erneuern, und man kann leicht das Gold aus denen, welche nicht mehr dazu gebraucht werden, erhalten, indem man sie mit der Leinwand, die man gleichfalls dabei gebraucht hatte, verbrennt.

Die verschiedenen nach diesem Verfahren vergoldeten Gegenstände sind silberne Drähte, Platten und Caffeeelöffel, messingene Uhrgehäuse. Es ist mir selbst gelungen, einige Uhräder zu vergolden; die Enden der Zähne vergolden sich gut, sie erhielten aber nicht die von den Uhrmachern gewünschte Farbe, welche sich begnügen, ihre messingenen Räder zu poliren, ohne sie zu vergolden. Ich glaube, daß jeder Gegenstand aus Messing oder aus Silber, welches auch seine Form sey, nach diesem Verfahren vergolbet werden kann. Man kann selbst eine Oberfläche theilweise vergolden, entweder indem man die Theile, welche man nicht vergolden will, mit Wachs bedeckt, oder indem man die Goldauflösung auf die zu vergoldenden Theile mit einem Pinsel aufträgt. Man kann auch durch die Vergoldung auf diese Weise Züge hervorbringen, deren Umrisse Buchstaben oder Figuren bilden. Auf diese Weise wurde auch bis oben herauf das Innere eines Kelches vergolbet, dessen ausgeschlittene Ränder nicht gestätteten, ihn ganz anzufüllen.

Es bleibt mir nur noch ein Wunsch übrig, nämlich der, daß das angegebene Verfahren sich durch die Erfahrung und Praxis als sehr anwendbar bewähren, daß die erhaltenen Vergoldungen dauerhaft seyn und die Probe, sowohl des Gebrauches als der Zeit, aushalten mögen. Ich habe allen Grund zu hoffen, daß dieß der Fall seyn wird, weil diese Vergoldungen das stärkste Reiben aushalten. Indessen möchte es zu vortheilich seyn, es zu behaupten. Ich kann jedoch ohne Furcht, mir eine Blöße dadurch zu geben, versichern, daß die Ausübung des Verfahrens so leicht, so einfach, so wenig kostspielig ist, daß jeder Barbier, jeder Hand-

werker selbst vergolden kann oder die Vergoldung durch irgend eine Person, die sein Vertrauen besitzt, machen lassen kann, ohne etwas anderes als zwei Glasbecher, ein wenig Zink, einige Stücke von Blase, Schwefelsäure und eine Goldauflösung nöthig zu haben, welche man selbst bereiten, oder sie bei den Fabrikanten chemischer Produkte bereiten lassen kann. Auf jeden Fall aber bin ich, wenn die Bekanntmachung dieses Verfahrens die Folge hat, die Anwendung der Vergoldung durch Quecksilber, wenn auch nicht völlig zu beseitigen, doch wenigstens zu vermindern, da dieselbe für die Gesundheit der Arbeiter so gefährlich ist, mehr als entschädigt für die beträchtliche Zeit, welche ich diesen Untersuchungen gewidmet habe.

Zusatz zu der vorstehenden Abhandlung.

Seidem vorstehende Abhandlung in den Druck gegeben worden ist, gelang es mir, einige Details über die Vergoldung auf nassem Wege zu erhalten, worauf ich am Anfange dieser Abhandlung anspielte. Ich glaube, daß es nicht ohne Interesse ist, hier dieses Verfahren zu beschreiben. Ich will nachher zeigen, worin es sich von dem meinigen unterscheidet, und welches, meiner Meinung nach, die Unvollkommenheiten sind, die es darbietet, und die seine allgemeine Anwendung gehindert haben. Folgende Details, welche eine genaue Beschreibung von dem erwähnten Verfahren geben, sind Auszüge aus dem Jahresberichte von Verzeius für das Jahr 1839.

„In England hat man angefangen, zum Vergolden anstatt Quecksilberamalgam auf trockenem Wege eine Auflösung von Goldoxyd in Kali anzuwenden, und hat gefunden, daß diese eben so gut und sicher vergoldet, weniger kostet, und nicht der Gesundheit der Arbeiter, die sonst allzu oft durch die Quecksilberdämpfe geräthet wird, nachtheilig ist. Diese Angabe ist von Schubart in Weverds-Institut zu Berlin geprüft und bestätigt worden.“

„Man löst Gold in Königswasser, verdunstet die

Lösung im Wasserbade bis zum Verdüchtigen der überschüssigen Säure, löst das Goldchlorid in seiner 130fachen Menge Wassers auf, und setzt siebenmal so viel zweifachkohlen-saures Kali hinzu, als das Goldchlorid an Gewicht betrug. Silber, Kupfer, Messing, Argen-tan und Eisen werden in einem kochenden Bade davon vergoldet. Beim Silber ist die Berührung mit einem polirten Eisendraht, der es elektro-negativ macht, erforderlich, so daß sich das Gold metallisch darauf niederschlägt, und Eisen bedarf der Bekleidung mit einem dünnen Kupferhäutchen, indem man es in eine verdünnte mit ein wenig Kochsalz vermischte Auflösung von Kupfervitriol taucht, bevor es eingelegt wird. Das Goldhäutchen wird hinreichend dick, um die Färbung mit einem Gemisch von Kochsalz, Salpeter und Alaun zu gestatten, welches jedoch für das Poliren dünner aufgelegt werden muß. Wenn die Goldauflösung zu erschöpft ist, um eine gute Vergoldung zu bewirken, so vermischt man sie mit Alkohol und kocht, wodurch das Gold metallisch und vollständig niederfällt, das man dann nach dem Auswaschen wieder in Goldchlorid verwandelt. Man kann darin das Alkali auch mit Salzsäure sättigen, und hierauf das Gold mit schwefelsaurem Eisenoxydul ausfällen.“

Durch eine andere Ideenverbindung geleitet, gelangte ich meinerseits mit dem angegebenen Verfahren, welches einige Ähnlichkeit mit dem ebenbeschriebenen hat, aber in mehreren Punkten, besonders in folgenden, sich davon unterscheidet:

- 1) Die Principien, worauf mein Verfahren beruht, sind rein physikalische, sie hängen alle von den Eigenschaften elektrischer Ströme ab. Das andere Verfahren ist seinem Wesen nach ein chemisches. Ich nenne daher das eine das elektro-chemische, das andere das chemische Verfahren.
- 2) Das chemische Verfahren erfordert die Anwendung von doppeltkohlen-saurem Kali und eine mehr oder weniger schwierige chemische Bereitung. Bei dem elektro-chemischen Verfahren

wird die Goldauflösung unmittelbar angewendet, ohne eine andere Bereitung als einen mehr oder minder beträchtlichen Zusatz von Wasser.

- 3) Die Temperatur der Flüssigkeit, in welche die zu vergoldenden Gegenstände tauchen, muß bei dem chemischen Verfahren sehr hoch seyn. Bei dem elektro-chemischen Verfahren operirt man in der Kälte, was sowohl hinsichtlich des Kostenpunktes vorteilhaft ist, als auch darum, weil bei zu vergoldenden zarten Gegenständen keine Verunstaltung stattfinden kann.

Die angegebenen Unterschiede würden an und für sich selbst nicht von der Art seyn, daß sie einer dieser Verfahrensarten vor der andern den Vorzug gäben, wenn nicht die Erfahrung bereits darüber entschieden hätte, daß das elektro-chemische Verfahren hinsichtlich der Resultate wesentlich besser ist. Wirklich habe ich gehört, daß das chemische Verfahren schon zu Genuß versucht und wieder aufgegeben worden ist, weil die dadurch bewirkte Vergoldung nicht glänzend und immer etwas matt ist. Ferner scheint sie nicht gleichförmig zu seyn. Das darf auch nicht wundern, denn das Verfahren zeigte denselben Uebelstand, wie das, welches ich vor 15 Jahren, nur in einem etwas geringeren Grade, auffand, als ich in dieselbe Goldauflösung den zu vergoldenden Gegenstand, der als negativer Pol einer Säule diente, und den positiven Pol derselben Säule tauchte. Dieser Uebelstand ist die Auflösung des zu vergoldenden Metalles in der Goldlösung und ferner die Oxidation oder Chlorung seiner Oberfläche.

Das Gold ist in einer Auflösung entweder als Chlorür oder als Oxyd enthalten. Wenn man ein Stück Messing, Kupfer oder von einem andern Metall in dieselbe taucht, um es zu vergolden, so wird das Goldoxyd oder Goldchlorür zersetzt, das zu vergoldende Metall verbindet sich mit dem Sauerstoff oder dem Chlor, seine Oberfläche wird daher angegriffen, was sie weniger geeignet zur Annahme der Vergoldung macht, und bewirkt, daß diese Vergoldung weniger rein ist und

matt scheint, wegen seiner Mischung mit dem gebildeten Oxyd oder Chlorür. Bei dem elektro-chemischen Verfahren ist der Vorgang ein anderer. Der elektrische Strom zersetzt das Goldchlorür und das Wasser, worin es aufgelöst ist, er führt das Chlor und den Sauerstoff aus dem von der Blase umschlossenen Bereiche zu dem in eine andere Flüssigkeit getauchten Zink hin. Das Zinkoxyd und Zinkchlorür lösen sich in dieser letzteren Flüssigkeit auf, welche sich mit der Goldauflösung durchaus nicht vermengen kann. Letztere bleibt daher immer rein und unverändert. Andererseits begeben sich das Gold und der Wasserstoff zu dem zu vergoldenden Metalle, dessen Oberfläche auf diese Weise durch die Wirkung des Wasserstoffes vollkommen gereinigt wird, und bereit ist, das Gold aufzunehmen, welches zu ihm im reinsten metallischen Zustande kommt; denn der Wasserstoff hat ihm, wenn ihm noch einige Spuren davon blieben, allen Sauerstoff und alles Chlor entzogen, mit denen es noch hätte verbunden seyn können. Die größere Gleichförmigkeit der Vergoldung, welche das elektro-chemische Verfahren darzubieten scheint, rührt davon her, daß der elektrische Strom, wie ich bereits gezeigt habe, die fortgeführten Goldtheilchen an allen Stellen ablegt, wo das Metall blossliegt, bis es keine einzige mehr giebt, die nicht von dem Goldplättchen bedeckt ist.

Die Möglichkeit, in der Kälte zu operiren, hat außerdem, daß sie das Verfahren leichter, schneller und weniger kostspielig macht, auch noch den Vortheil, daß sie gestattet, stellenweise zu vergolden, und einfache Goldzüge auf die zu vergoldenden Metalle aufzutragen, indem diejenigen Theile, welche keine Vergoldung annehmen sollen, mit Wachs bedeckt werden. Wenn man die Temperatur der Auflösung erhöhen müßte, so würde man schwer einen Uebergang finden, welcher der Wirkung der Temperatur und der chemischen Wirkung der erhitzten Flüssigkeit widerstände.

Ob mir gleich die Data fehlten, um eine genaue Vergleichung anzustellen, so bin ich doch überzeugt, daß

der Unterschied im Preise zwischen den beiden Verfahrensorten sehr groß ist, sowohl wegen der Arbeit, welche bei dem elektro-chemischen Verfahren geringer ist, als auch wegen Anwendung der Urstoffe, welche gleichfalls weit unbeträchtlicher ist. Vorzüglich bei leichten Vergoldungen, dergleichen in vielen Fällen verlangt werden, muß der Unterschied sehr merklich seyn.

Wie dem auch sey, so wird die Erfahrung unterscheiden, welche von diesen beiden Verfahrensgarten den Vorzug verdient. Besonders munterte mich zur Bekanntmachung der meinigen, sollte sie auch nur eine theilweise Anwendung finden, der Umstand auf, daß das rein chemische Verfahren nach einigen Versuchen wieder aufgegeben wurde, und daß man fortfährt, Gebrauch von dem, welches auf die Anwendung des Quecksilbers sich gründet, in vielen Fällen zu machen, in denen, wie ich mich schon überzeugt habe, das elektro-chemische Verfahren mit Vortheil gebraucht werden kann.

Ich habe noch vergessen, eine wesentliche Vorsichtsmaßregel anzugeben, daß nämlich der zu vergoldende Gegenstand niemals mit der Goldauflösung auch nur eine Sekunde in Berührung kommen darf, ohne daß der elektrische Strom hergestellt wird. Dieß ist vorzüglich beim Silber wichtig. Wenn man daher das Innere eines Gefäßes vergoldet, indem man das angesäuerte Wasser und das Zink in eine Vase bringt, welche in das mit der Goldauflösung angefüllte Gefäß eintaucht, muß man diese Auflösung dergestalt gleiten, daß die Flüssigkeit längs der äußern Oberfläche der Vase herabläuft und einen ununterbrochenen Strom bildet, welcher den Strom leitet, sobald er den Boden erreicht. Höffe man sie so, daß die Auflösung die Wände oder den Boden des Gefäßes erreicht, ehe die Vase mit ihr in Berührung wäre, so würden die reichsten Theile nicht oder schlecht vergoldet werden, weil sie von der das Gold in Auflösung haltenden Säure angegriffen würden.

Ueber die Verstärkung des Lichts einer gewöhnlichen Argand'schen Lampe;

von C. Holtzhouse.

(Aus Dingler's polytechn. Journ. Bd. 77 Heft 4 S. 203.)

Ich will im Folgenden einige Bemerkungen über Herschel's einfaches Verfahren von einer gewöhnlichen Argand'schen Oellampe bei welchem mehr Licht zu erhalten“) mittheilen.

Die Größe und der Glanz der Flamme hängt bei einer gewöhnlichen Argand'schen Oellampe hauptsächlich von der Gestalt und den Größenverhältnissen des gläsernen Rauchfangs, so wie von seiner Stellung in Bezug auf die Flamme ab; da aber die Anordnungen, welche die Flamme glänzender machen, zugleich deren Größe (Volumen) vermindern, so gibt es eine Größe, über welche hinaus sich der Glanz der Flamme ohne Schwächung ihrer Leuchtkraft nicht erhöhen läßt; der stärkere Glanz der Flamme ist nämlich kein Ersatz für die verminderte Größe (Höhe) derselben. Sir J. Herschel sagt uns nicht, welchen Durchmesser sein Argand'scher Brenner und eben so wenig, welchen Durchmesser und welche Form sein gläserner Rauchfang hatte; nach der Beschreibung seiner Methode, das Licht der Lampe zu verstärken, vermuthet ich aber, daß er einen Rauchfang benutzt haben muß, wie man sie gewöhnlich nur für Gaslampen anwendet, nämlich einen einfachen

*) Herschel behauptet nämlich, daß die Lichtmenge, welche ein gewöhnlicher Argand'scher Brenner gibt, sehr verstärkt wird, wenn man den gläsernen Rauchfang um so viel über das Niveau, auf dem er sich an den gewöhnlichen Brennern zu befinden pflegt, erhebt, daß sein unterer Rand von dem oberen Rande des kreisrunden Dochtes um einen Raum entfernt ist, der ungefähr dem vierten Theil des äußeren Durchmessers des Dochtes selbst gleichkommt. X. d. H.

Cylinder, beiläufig 9 Zoll lang und durchaus von gleichem Durchmesser. Ein deraeriger Rauchfang eignet sich bekanntlich nicht gut zum Beleben einer Flamme, sondern scheint sie bloß gegen Luftströme zu schützen; wiewohl er aber in der von Herschel empfohlenen Weise angewandt, so ist sein Dienst gerade der umgekehrte; er wird dann ein Mittel, die Verbrennung zu verlangsamen, bleibt aber kein wirksamer Schutz gegen die Luftströmung mehr; in letzterer Beziehung ist er also unvollkommen, denn zugegeben, daß wirklich das Licht dadurch verstärkt wird, so kann dieß doch nur ein Vortheil seyn, so lange die Lampe in Ruhe ist; sobald dieselbe bewegt wird, muß die Flamme nothwendig an die Seiten des Glaszylinders schlagen, so daß dieselbe vielmehr zerpringt, jedenfalls aber ruhig wird. Eine gleiche Lichtstärke ohne den erwähnten Uebelstand läßt sich durch einen Rauchfang, wie man sie gewöhnlich bei den Tischlampen anwendet, erzielen; ein solcher besteht bekanntlich aus einem Fundament oder weiteren Cylinder, mit welchem die Säule oder der engere Cylinder durch einen horizontalen Theil, die sogenannte Schulter, verbunden ist; von der Höhe des engeren Cylinders, dem Verhältniß beider Cylinder zu einander und zu dem Brenner, dann von ihrer Stellung zu letzterem, hängt das wirksame Vernehmen der Lampe ab.

Wir wollen uns zuerst mit der Höhe beschäftigen. Wenn man eine Rauchröhre höher macht, so wird die Flamme kalter und unstätiger, während ihr Glanz ein wenig stärker und ihr Volumen vermindert wird; je größer der Durchmesser der Rauchröhre in Vergleich mit dem Brenner ist, desto weniger merklich sind diese Veränderungen. Als ich eine Rauchröhre, deren engere Cylinder $1\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser hatte, auf 3 Fuß verlängerte und sie auf eine angezündete Lampe stellte, deren Docht $\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser hatte, zertheilte sich die Flamme sogleich in mehrere schmale flackernde Ästel, deren breitetster nicht über 5 oder 6 Linien hoch war; wenn ich die Rauchröhre vergrößerte, wurde die Flamme in demselben Verhältniß stätiger

und gleichförmiger, bis sie bei 7 Zoll, der Länge des engeren Cylinders dieser Rauchröhre, so stätig war, als man es wünschen konnte. Bei diesem Versuch konnte man sich auffallend überzeugen, daß die Flamme keineswegs so sehr an Glanz zunahm, daß dadurch der Lichtverlust in Folge ihres verminderten Volumens und ihrer großen Unstätigkeit ausgeglichen worden wäre. Mehrere Versuche mit Rauchröhren von verschiedener Länge ergaben mir, daß ein Glaszylinder, dessen engerer Theil 7 Zoll hoch ist, bei einem Argand'schen Brenner von gewöhnlicher Größe sehr passend ist, um der Flamme Glanz und zugleich Stätigkeit zu geben.

Um den besten Durchmesser für die Rauchröhre auszumitteln, verschaffte ich mir 8 Stücke Zinn, jedes von 2 Quadratzoll und mit einer kreisförmigen Öffnung in der Mitte, welche von $1\frac{1}{4}$ bis zu $\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser wechselte; diese wurden nach einander auf ein bewegliches Tischchen befestigt, und dann direkt über die Flamme einer Lampe gebracht, so daß der Mittelpunkt des Kreises des Argand'schen Brenners mit dem Mittelpunkt der kreisförmigen Öffnung in dem Zinn correspondirte; nachdem ich nun eine einfache*) gläserne Rauchröhre auf das Zinn gestellt hatte, ließ ich den ganzen Apparat herab, bis die Flamme der Lampe durch die Öffnung in dem Zinn ging. Als ich so nacheinander die verschiedenen Größen versuchte, eefuhr ich, welche die stärkste Beleuchtung hervorbrachte, und indem ich den Apparat über der Flamme hob und senkte, bestimmte ich auch diejenige Entfernung vom Niveau des Dochtes, bei welcher das größte Licht erzeugt wurde. Folgendes sind einige Resultate. Die Größe der Flamme stand in geradem Verhältniß mit der Größe der Öffnung im Zinn, ihr Glanz aber in

*) Der Kürze wegen nenne ich eine einfache Rauchröhre einen Glaszylinder, welcher von einem Ende bis zum andern gleichen Durchmesser hat; eine aus zweierlei Cylindern bestehende Rauchröhre hingegen eine zusammengesetzte.

umgekehrtem Verhältniß damit, oder mit andern Worten: die Flamme nahm in dem Maße an Größe ab, aber an Glanz zu, in welchem die Oefnung, durch welche sie passiren mußte, verfeinert wurde. Die Wirkung von Rauchröhren verschiedenen Durchmessers aber von gleicher Länge war — vorausgesetzt, daß die Oefnung in dem Zinn, worüber sie gestellt wurden, sich gleich blieb — so unbedeutend, daß sie kaum geschätzt werden konnte: wenn z. B. der Durchmesser der Oefnung in dem Zinn 1 Zoll und derjenige des Rauchröhre eben so viel betrug, entstand keine wesentliche Veränderung im Glanz oder in der Größe (Volumen) der Flamme, als man eine Rauchröhre vom doppelten Durchmesser für sie substituirt. Ich brauche kaum zu bemerken, daß der Durchmesser der Rauchröhre nicht kleiner als derjenige des Zinns seyn darf. Ich sagte am Anfang dieses Aufsatzes, daß es eine Gränze gibt, über welche hinaus man den Glanz der Flamme nicht verstärken kann, ohne daß ihre Leuchtkraft abnimmt. Den Punkt, wo dieses gerade der Fall ist, kann ich noch nicht genau angeben; bestimmt kann ich aber behaupten, daß eine Oefnung von $1\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser für eine Lampe, deren Docht $\frac{7}{8}$ Zoll hat, gut berechnet ist, um der Flamme einen starken Glanz zu verleihen, ohne daß ihre Größe (Volumen) merklich abnimmt. Wir kommen nun zur Betrachtung der besten Höhe, in welcher man die Zinnplatte über dem Docht der Lampe anbringt; diese scheint zwischen $\frac{3}{4}$ und $\frac{5}{8}$ Zoll zu seyn, also dieselbe, welche auch Herschel für einen Brenner von einem Zoll Durchmesser empfiehlt: geht man unter diese herab, so wird die Flamme glänzender, weniger kegelförmig und kürzer; sie brennt aber nicht mehr ohne Unterbrechung im Kreise herum, sondern es bilden sich darin Lücken, so daß sie in mehrere einzelne Flammen zertheilt zu seyn scheint, und wenn vollends das Zinn in gleiche Höhe mit dem Docht kommt, ist die Lampe beinahe ausgelöscht. Herschel sagt, indem er die Wirkung beschreibt, welche das Höher- und Niedrigerstellen der Rauchröhre auf die Flam-

me äußert, er vermuthet, daß es eine Verbesserung seyn dürfte, wenn unsere gewöhnlichen Lampen mit einem Mechanismus zu diesem Zweck versehen würden; dieß geschah auch wirklich auf dem Continent und auch in England durch Samuel Parker, welcher bei seiner heißen Oellampe die Flamme einzig durch das Erhöhen und Erniedrigen der Rauchröhre regulirt, indem der Docht unverrückt bleibt. Würde man sich nun eine Anzahl gläserner Rauchröhren verschaffen, bei denen der Durchmesser der sogenannten Säulen oder engeren Cylinder derselbe wäre, wie bei den Oefnungen im Zinn, und diese über der Flamme mit dem engen Ende nach Unten gerichtet, aufsetzen, so hätte man daselbe Resultat, und würde man sie anstatt dessen auf gewöhnliche Art auf ihren Träger aufsetzen, das weite Ende nach Unten gerichtet, so hätte man noch immer genau daselbe Resultat, vorausgesetzt, daß der Anfang des engeren Theils des Glaszylinders in derselben Stellung zum Docht ist, wie es das obere Ende vorher war. Der Durchmesser von $1\frac{1}{2}$ Zoll, welchen ich als für den engeren Theil einer Rauchröhre geeignet angab, ist auch noch aus einem andern Grunde zu empfehlen: es ist nämlich dabei weniger zu befürchten, daß die Röhre ruffig wird, was sehr leicht geschehen könnte, wenn sie kleinere Dimensionen hätte, als die eben angegebenen. Die Basis oder der weitere Cylinder der Rauchröhre kann $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll im Durchmesser haben, und ihre Schulter sollte beiläufig $\frac{1}{2}$ Zoll über dem Brenner einen rechten Winkel mit dessen Oberfläche bilden. Bei einer solchen Form der Rauchröhre erhält man ein viel stärkeres Licht als die Argand'schen Lampen mit den gewöhnlich gebräuchlichen Rauchröhren geben. Dr. Ure scheint in einer sehr interessanten Abhandlung, welche er im vergangenen Monat der Institution of civil engineers mittheilte, Rauchröhren mit abgerundeten Schultern den Vorzug zu geben; durch solche bekommt ohne Zweifel die Flamme eine größere Stätigkeit, und wenn sie ein eben so starkes Licht geben, wie rechthöcklich geschnitten, so wären sie diesen auch vorzuziehen.

Nun ist noch eine Frage zu entscheiden, welche von Herschel nur berührt wurde: ist dieser stärkere Glanz der Flamme mit einem größeren Oelverbrauch verbunden? Nach der Analogie sollte man dieses vermuthen, weil man bei einer intensiveren Verbrennung sonst immer einen größeren Verbrauch von Brennmaterial beobachtet. Um hierüber Gewißheit zu erhalten, stellte ich folgenden Versuch an: zwei Argand'sche Lampen mit Dochten und Rauchröhren von gleichem Durchmesser und gleicher Länge, die mit derselben Oelsorte gespeist waren, wurden in ein Paar Waagschalen gestellt, und zwar jede in gleicher Entfernung und Höhe von dem Mittelpunkt eines an die Wand geklebten Blattes weissen Papiers. Nachdem man sie angezündet hatte, wurden die Flammen regulirt, bis die von einem dünnen Stab geworfenen Schatten genau gleich intensiv waren, worauf man in die Schale mit der leichteren Lampe so lange Gewichte legte, bis beide Lampen einander das Gleichgewicht hielten. Die Rauchröhre wurde nun schnell von einer der Lampen entfernt, und eine andere substituit, um eine helle weiße Flamme zu erzeugen; in demselben Augenblick wurde auch die Zeit notirt: man ließ die Lampen nun 42 Minuten lang brennen, und löschte sie dann gleichzeitig aus. Nach Verlauf dieser Zeit hatte die Lampe, welche mit hellerer Flamme brannte, um 100 Gran mehr Oel verzehret als die andere. Als man den Versuch mit schwächeren Flammen wiederholte, verbrauchte die heller oder glänzender brennende Lampe um 50 Gran mehr Oel. Ich behalte mir vor, später zu untersuchen, ob man für diesen größeren Oelverbrauch durch die stärkere Erleuchtung entschädigt wird.

Ueber die von Hr. Richards in Philadelphia angegebene Methode der Bleiweißfabrikation. Auszug aus einem Commissionsberichte des Franklin Institutes.

(Aus D'ingler's polyt. Journ. 1840 Bd. 77. Heft 4 S. 286.)

Der bei dem Verfahren des Hrn. Richards erforderliche Apparat besteht aus zweien, innerhalb einander befindlichen Kammern, von denen die innere, aus Blei gebaute, innen mit Dachsteinen ausgefüttert und an den Wänden sowohl, als an der Decke und am Boden mit einer zwölffüßigen Schichte Töpe umgeben ist. In dem zwischen den beiden Kammern befindlichen Raume circulirt Dampf, wodurch die Bleikammer auf einer gehörig erhöhten Temperatur erhalten wird. Die nach üblicher Weise aufgerollten Bleibleche werden an dem einen Ende abgeplattet und aufrecht mit dem anderen Ende auf Bretter gestellt. Ein Trog, der quer durch die Mitte des Bodens der innern Kammer läuft, enthält den Eßig, und ist so zu sagen mit einem doppelten Boden versehen, in dessen beiden Seiten sich kleine Löcher befinden, durch welche Eßig und Kohlensäure in die Kammer eingetreten werden. Ein ähnliches Rohr läuft quer über die Decke der Kammer, und läßt durch zahlreiche kleine seitliche Löcher Dampf eintreten. In den ersten zwölf Stunden nach Einschlagung des Bleies wird Dampf mit einer geringen Menge atmosphärischer Luft vermengt eingelassen, wodurch das Blei an der Oberfläche eine graulichweiße Farbe bekommt, in der Masse aber unverändert bleibt. Nach Ablauf dieser Zeit wird Eßig in den Trog eingelassen und durch drei Tage hindurch dem Dampf und der Luft Zutritt gestattet. In den darauf folgenden 16 Tagen wird Eßig nachgetragen, bis im Ganzen ungefähr eine Plute Eßig auf je 3 Pfd. Blei trifft; gleichzeitig läßt man fortwährend Dampf einwoelen, und Luft und Kohlensäure, welche letztere durch die Verbrennung von Kohle erzeugt wird, in die Kammer ein-

treiben. Nachdem die Bleche dieser Behandlung unterlegen, sind sie an der Oberfläche graulichweiß und etwas hart geworden, im Inneren enthalten sie aber immer noch etwas metallisches Blei. Bis zu diesem Zeitpunkte, d. h. während des Laufes von 20 Tagen, muß die Temperatur auf 39° R. erhalten werden; während der weiteren Dauer des Processes aber, d. h. in den nächsten folgenden 15 Tagen, während denen gleiche Raumtheile Luft und Kohlensäure eingetrieben und eine kleine Quantität Dampf eingelassen werden, soll die Temperatur nur $21 - 26^{\circ}$ R. betragen. Das ganze Verfahren währt daher 35 Tage, und nach dessen Beendigung findet man bei gehöriger Leitung desselben die Oberfläche des Bleies mit kleinen Blasen bedeckt, während im entgegengesetzten Falle große Schuppen eines weißen, wahrscheinlich Essigsäure enthaltenden Bleisalzes davon abfließen.

Alle, die sich mit dem Studium der Bleiweißfabrikation mit Anwendung von Essigsäure beschäftigt haben, geben zu, daß die Theorie dieses Processes noch ziemlich im Dunkeln liegt. In Europa hat man bei direkten Versuchen die Erfahrung gemacht, daß der Zutritt von atmosphärischer Luft die Farbe des gewonnenen Bleiweißes etwas verdunkelt; Dr. Richards dagegen gibt an, daß sein Verfahren ohne Mitwirkung der Luft nicht gelingt. Und doch ist es schwer, ihre Wirkung anders zu erklären, als daß sie zur Oxydation des Metalles mitwirkt. Erfolgt die Oxydation durch den Wasserdampf oder den Essig, so muß man die Entbindung von Wasserstoff oder gekochtem Wasserstoffgas annehmen; eine Entbindung, welche bei der Bleiweißfabrikation mittelst Mist wirklich bläueln stattfindet, und in deren Folge das an der äußeren Oberfläche der Töpfe befindliche Bleioxyd in metallisches Blei verwandelt wird. Es läßt sich aber nicht annehmen, daß sich diese Gase in größerer Menge erzeugen, indem die eben erwähnte Wirkung sich nur zu Zeiten und dann, wenn das Verfahren nicht ganz gut von Statten geht, einstellt. Nachdem nun hergestellt ist, daß

durch die bloße Einwirkung von Luft und Wasser oder Dampf ein basisch kohlensaures Bleioxyd erzeugt werden kann, und der erste Theil des Verfahrens des Hrn. Richards hierauf beruht; nachdem bekannt ist, daß diese Stoffe bei allen den verschiedenen Methoden, nach welchen Bleiweiß fabricirt wird, bis zu einem gewissen Grade zugegen sein müssen, haben wir nicht mehr in der Essigsäure allein den zur Bleiweißbildung erforderlichen Sauerstoff zu suchen, wie dies bisher bei der Aufstellung der Theorien hierüber häufig zu geschehen pflegte. Eben so wenig läßt sich mit mehr Grund annehmen, daß der Essig allein die Kohlensäure ganz oder zum größeren Theil liefert; denn die Nothwendigkeit des Zutrittes von Kohlensäure, die auf irgend eine andere Weise erzeugt wird, ist nur zu offenkundig. Die Erfahrung hat ferner gelehrt, daß Kohlensäure, Luft und Wasser zur Bildung von Bleiweiß genügen, daß aber, wenn man dem Wasser Essig zusetzt, nicht nur die Operation beschleunigt, sondern auch das Produkt ein viel schöneres wird. Aus diesen Prämissen läßt sich demnach der Schluß ziehen, daß das Blei hauptsächlich durch die Luft und das Wasser, und nur zum Theil durch den Essig oxydirt wird; daß sich das Oxyd dann mit der freien Kohlensäure verbindet, und daß das Wasser zum Theil dadurch wirkt, daß es die Masse in weicherem und mithin in einem der weiteren Operation günstigeren Zustande erhält. Der Essig dürfte aber auch noch eine andere wichtige Rolle spielen; er dürfte sich nämlich mit dem auf die angegebene Weise entstandenen Bleioxyde zu essigsaurem Blei verbinden, welches durch die Kohlensäure sozuletzt wieder zersetzt wird, ungefähr auf ähnliche Weise, wie bei der französischen Methode dadurch, daß man kohlensaures Salz durch die Auflösung leitet, ein basisch kohlensaures Salz niederzuschlagen wird. Es ist zwar allerdings richtig, daß in letzterem Falle aus dem basisch essigsauren Salze ein basisch kohlensaures gebildet wird; allein wenn bei dem gewöhnlichen Verfahren basisch essigsaures Salz erzeugt wird, so kann es durch die in Ueberschuß vorhandene Kohlensäure und bei der Länge der Zeit, während wel-

Her es in feuchtem Zustande damit in Berührung bleibt, in neutrales Kohlen-saures Bleioxyd oder gewöhnliches Bleiweiß verwandelt werden; oder die Kohlen-säure dürfte auch die Kruste desjenigen, das neutrale essig-saure Salz im Moment seiner Entstehung zu zerlegen und dadurch ein neutrales Kohlen-saures Salz zu erzeugen. Wir erlaubten uns diese theoretischen Bemerkungen, weil vielleicht aus einer genaueren Prüfung dieses Gegenstandes einige Resultate von praktischem Werthe hervorgehen dürften.

Das gewöhnlich bei der Fabrikation des Bleiweißes in den Mißbetten gebräuchliche Verfahren hat mehrere Mängel, worunter das Zerbrechen der Töpfe, die Schwierigkeit des Einseihens derselben, die unvollständige Zerfetzung des Bleies und auch noch der Umstand gehört, daß man nur durch längere Erfahrung lernt, welche Hitze und wie viel Kohlen-säure wirkte. Dieses Verfahren beruht wesentlich auf der Entbindung von Kohlen-säure durch die faule Gährung der organischen Stoffe und auf der gleichzeitigen Entbindung von Wärme, welche den Eßig und das Wasser in Dampf verwandelt, und dadurch die chemische Wirkung befördert. Ob ein Verfahren, bei welchem diese Dünste in eine durch Dampf erwärmte Kammer geleitet werden, den Vorzug verdient, wird sich aus einer Vergleichung der Resultate ergeben. Das nach beiden Methoden erzielte Bleiweiß scheint von gleicher Qualität zu seyn, und mit einer 25 Procent betragenden Zunahme des metallischen Bleies erlangt zu werden. Bei der Fabrikation mittelst Miß beträgt der metallische Rückstand, welcher bleibt, wenn alles gut geht, 10 Procent, und im Durchschnitte 13 Procent, wobei jedoch die verunglückten Stücke, die man auf Bleiglätte und Mennig zu verwenden pflegt, nicht mitgerechnet sind. Nach den Angaben des Hrn. Richards beträgt der Rückstand bei seinem Verfahren nicht über 10 Procent. Doch muß bemerkt werden, daß, wenn das Blei bei der gewöhnlichen Methode gut eingeseigt wird, es bis auf eine bedeutende Tiefe hinein angegriffen wird;

die Commission sah wenigstens einen halben Zoll dicke Bleiweißstücke, welche Hr. J. P. Werberill durch Einseihen massiver Bleiblöcke in das Mißbett erlangt hatte. Die vorgelegten Rechnungen sprechen zu Gunsten der neuen Methode; doch glaubt die Commission, daß nur der Betrieb der neuen Methode im Großen in dieser Beziehung ihren Vorzug vor dem älteren Verfahren herausstellen kann. Die neue Methode unterscheidet sich von der älteren nicht im Princip, sondern bloß durch die Anwendungsweise der Principien; jedenfalls muß ihr aber der Vorzug eingeräumt werden, daß sie viel reiner ist, und daß, wenn einmal die Wirkung der einzelnen, dabei verwendeten Agentien genau ermittelt seyn wird, nach ihr mit größerer Genauigkeit gearbeitet werden kann, indem sich von jedem dieser Agentien bestimmte Quantitäten in die Bleikammer einleiten lassen, und indem man diese selbst auch auf einer bestimmten Temperatur erhalten kann. Von diesem letzteren Umstande hängt, wie Hr. Richards sagt, hauptsächlich das Gelingen seines Verfahrens ab, so wie es sich hauptsächlich auch dadurch von den übrigen verwandten Methoden unterscheidet.

Verbesserungen an den Farben, Pigmenten und ihren Auflösungsmitteln, und Verbesserungen in der Anwendung derselben,

worauf sich Francis Ghybbon Spilisbury, Chemiker von Wallfall im Staffordshire, Marie Françoise Catherine Dyer Corbeaux, in Upper Norton Street in der Grafschaft Middlesex, und Alexander Samuel Byrne, am Montague Square in der Grafschaft Middlesex, am 7. October 1839 ein Patent erteilen ließen.

(Aus Dingles's polytechn. Journ. Bd. 77 S. 293.)

Man trübt sich bei den hormalen gebräuchlichen Methoden, die Farben und Pigmente zum Malen und

Anstreichen zuzubereiten, verschiedener Auflösungsmittel oder Wehikel, und wählt hiezu, wenn die Farben in der Art fixirt werden sollen, daß sie mit Seife und Wasser abgewaschen werden können, des Oeles oder Weingeists, oder der Oel- oder Weingeistflüsse. Hieraus ergibt sich von selbst, daß bei der Anwendung der genannten Wehikel die Benützung mancher sehr wechselter Pigmente, wie z. B. der Farberden u. dergl. nicht gut angeht. Man vermengt aber auch viele als sogenannte Wasserfarben bekannte Pigmente mit Leim oder Kleister, in welchem Falle jedoch der Anstrich wegen der Auflöslichkeit des Wehikels in Wasser nicht in der Art fixirt wird, daß er eine Abwaschung mit Wasser oder mit Seifenwasser zuläßt. Dieses letztere Verfahren eignet sich daher weder für die bessere Klasse der Anstriche und Malereien, noch für den Gebrauch der Künstler. Wir wissen wohl, daß man schon früher öfter empfohlen hat, die zum Anstriche von Wänden u. bestimmten Farbkasse mit Leim oder Kleister vermengt aufzutragen, und sebau noch einen oder mehrere Anstriche von trocknenden Oelen oder von Oelen, die mit Firnis versehen worden, darüber zu gehen; es ist uns jedoch nicht bekannt, inwiefern dieses Verfahren in ausgedehnter Anwendung gekommen ist, und inwiefern es sich als vorteilhaft bewährt hat.

Wir hielten es für nöthig, diese Bemerkungen in Betreff der dormalen üblichen Behandlungsweisen der Farbstoffe und Pigmente voranzuschicken, damit unser Verfahren, und der Unterschied desselben von anderen Methoden um so deutlicher hervorgehe. Unsere Erfindung beruht nun hauptsächlich darauf, daß wir uns zur Zubereitung der Farbstoffe und Pigmente auflöslicher Wehikel bedienen, und daß wir diese letzteren dann durch nachfolgende Anwendung gewisser chemischer Agentien in Wasser unauslöslich machen, damit die solchermaßen fixirten Farben ohne Nachtheil abgewaschen werden können. Die nach diesem Verfahren zubereiteten Farben eignen sich nicht nur zu Anstrichen und zur elegantesten Verzierung unserer Wohngebäude, sondern auch zum Gebrauche für Künstler und zum Bedrucken von Papier und verschiede-

nen Fabrikaten. Sie haben ferner das Gute, daß sie keinen so unangenehmen Geruch verbreiten, wie die mit Oelen, Geistern oder Firnissen angemachten Farben.

Man bedient sich beim Malen und Anstreichen nur ganz weniger Farben und Pigmente für sich allein; sondern man verbindet sie gewöhnlich mit einem Stoffe, der ihnen, wie man zu sagen pflegt, den Körper gibt, und wozu man, wenn die Farben mit Oelen, Geistern oder Firnissen angemacht werden sollen, in den meisten Fällen Weisweiß zu nehmen pflegt. Es kommt daher bei der Zubereitung aller Farben und Pigmente zu Anstrichen und Malerfarben sehr darauf an, daß man ein gutes und wohlfeiles weißes Pigment, welches man sich leicht in großer Menge zu verschaffen im Stande ist, zu Gebot hat. Wir unsererseits geben zu diesem Zwecke dem schwefelsauren Kalk, dem schwefelsauren Baryt, thönigen Gdarten und anderen dertel weißen eisenfreien Pigmenten den Vorzug, und setzen damit auf die bisher gebräuchliche Weise die verschiedenen Anstriche und Malerfarben zusammen.

Wir haben nunmehr in Kürze anzudeuten, nach welchen Prinzipien wir bei unserem Verfahren zu Werke gehen, damit Jedermann das Rationelle in demselben einsehe. Es ist bekannt, daß viele chemische Agentien oder Reagentien, wenn sie mit aufgelöster Gallerte, Leim oder Gireiß in Verührung kommen, diese Substanzen zum Gerinnen bringen, und daß diese Gerinself, nachdem sie trocken geworden, in Wasser unlöslich sind. Dasselbe ist nun auch der Fall mit den übrigen weiter unten anzugebenden Stoffen, die wir gleich dem Leime und dem Gireiße als das auflösende Wehikel zur Zubereitung der Anstriche und Malerfarben anwenden, und die wir sodann durch gewisse chemische Agentien zum Behufe der Fixirung dieser Farben unauslöslich machen.

Nach diesen vorläufigen allgemeinen Bemerkungen wollen wir nunmehr auf die Beschreibung der Verfahrensweisen eingehen, nach denen wir unsere Farben und Anstriche zubereiten, um sie in zubereitetem Zustande auf-

bewahren und von einem Orte zum andern schaffen und verwenden zu können. Wir beginnen mit der Zubereitung eines weissen mit Leim versehenen Pigmentes, dem solche Schutzmittel beigelegt worden, daß der Leim dadurch gegen Verfälschung geschützt ist, und auch nach der Vermischung und Abreibung mit den Farbstoffen sich noch eine lange Zeit über erhält. Wir geben, wenn man sich des Leimes als auflösblichen Weissele bedienen will, dem Alaun nicht nur wegen seiner Wohlfeilheit, sondern auch weil er wirklich eines der besten Agentien ist, durch welche der Leim unauflöblich gemacht werden kann, als Fixierungsmittel den Vorzug, obwohl wir uns deßhalb keineswegs an ihn allein zu binden gesimmt sind. Da nun aber die meisten der Farbstoffe oder Pigmente durch das zur Fixierung bestimmte chemische Reagens gleichfalls eine Veränderung oder Einwirkung erleiden, so müssen die Farbstoffe vorläufig der Einwirkung der chemischen Agentien, die man später zur Fixierung oder Unaufauflöblichmachung des auflösblichen Weisseles anzuwenden gedenkt, ausge- setzt werden. Wenn z. B. der Farbstoff aus einer Erde und das chemische Reagens aus Alaun bestehen soll, so setzen wir erstere der Einwirkung des letzteren aus, indem wir sie mit einer kalten gesättigten Alalunaufuflösung vermengen und waschen, und indem wir sodann durch wiederholte Auswaschungen den unzersehten Alaun wieder wegzuschaffen. Die auf solche Art behandelte Erde kann hierauf nach dem üblichen Verfahren mit Leim und Wasser abgerieben werden. Wir bedienen uns zur Vermengung kleiner Knetmühlcn (pug-mills), und versehen die Masse, wenn sie unmitelbar zum weiteren Gebrauche bestimmt ist, bis zur gehörigen Consistenz mit weichem Wasser. Diese Farbe wird schichtenweise aufgetragen, wobei man jede Schichte vor dem Auftragen der nächsten gehörig trocknen läßt. Wenn je nach Umständen und Goutdünken eine hinreichende Anzahl von Schichten aufgetragen worden ist, und sie auch sämmtlich den gehörigen Grad von Trockenheit erlangt haben, so schreitet man zur Fixierung derselben mittelst kalter gesättigter Alalunaufuflösung oder mittelst des sonstigen zu diesem Zwecke auserwählten chemischen Reagens. Man kann auf diese Weise die ausgebeßneten

Oberflächen auf das Zerstückeln und Eleganzsteife so anstreichen und bemalen, daß sie zum Behufe der Reinigung mit Wasser abgewaschen werden können; und wir haben nachträglich nur wiederholt zu bemerken, daß die zum Anstriche oder zur Farbe bestimmten Pigmente vorläufig mit Alaun behandelt worden seyn müssen, damit sie nicht allensfalls durch die spätere Auftragung des Alalunes eine Farbenveränderung erleiden.

Es geht hieraus hervor, daß die Vermischung der Farbstoffe mit Leim ganz der vermaligen Behandlung der Farben ähnlich ist, wenn die Farben zur unmittelbaren Verwendung bestimmt sind. Man wird aber auch finden, daß, wenn unser Verfahren in größter Vollendung ausgeführt werden soll, eine viel größere Menge Leim dabei erforderlich ist: wir werden in dieser Beziehung weiter unten jene Mischungsverhältnisse angeben, die sich uns als die besten bewährt haben. Unsere Erwähnung betrifft nur, was die obige Beschreibung anbelangt, die vorläufige Behandlung der Farbstoffe mit dem später anzuwendenden chemischen Reagens, und die Unaufauflöblichmachung des mit dem Farbstoffe vermengten Leimes nach Auftragung des Anstriches oder der Farbe durch Anwendung von Alaun, wobei wir nur noch zu bemerken haben, daß man statt Leim auch Gireiß oder Gireiß und Leim anwenden kann. Die Benützung des Gireißes ist besonders den Künstlern zu empfehlen, insofern es hier nicht so sehr auf Kostenersparnis ankommt; für den allgemeinen Gebrauch dürfte sich dagegen der Leim seiner größeren Wohlfeilheit wegen besser eignen.

Wir wollen nunmehr einige der Mischungen angeben, die sich uns als besonders gut bewährt haben.

Wir vermengen 160 Pfund Gyps (schwefelsauren Kalk) oder Schwertsparth (schwefelsauren Baryt), oder weisse Erde, nachdem sie zur Abcheidung aller fremdartigen Stoffe gut ausgewaschen und auf die oben angegebene Weise mit dem chemischen Reagens behandelt worden, mit ungefähr 20 Pfd. feinem Leime und 14 Pfd. schwefelsauren Zinks oder einer anderen zur Verhütung der

Zersetzung des Leimes bestimmten Substanz, die wir vorläufig in 160 Wdr. warmen Wassers auflösen. Der auf diese Weise bereitete weiße Anstrich bildet einen dicken Teig, den wir in Häßer verpacken. Uebrigens kann man die Masse mit oder ohne Beisatz von schwefelsaurem Zink oder einem anderen Schutzmittel auch trocknen; oder man kann selbst die trockene weiße Farbe mit trockenem Leime oder trockenem Gips versehen, obwohl unserer Ansicht nach der teigige Zustand ein ganz geeigneter und auch zur Verpackung sehr zweckmäßiger ist. Nimmt man Gips, so soll kein Zink angewendet werden. Bemerken müssen wir hiebei, daß wir die Anwendung des schwefelsauren Zinks oder der sonstigen Mittel, deren man sich bedient, um thierische Stoffe vor Zersetzung zu bewahren, nicht im Allgemeinen als unsere Erfindung in Anspruch nehmen, da dieselbe keineswegs neu ist; unsere Erfindung beruht vielmehr lediglich auf der Anwendung dieser Schutzmittel an den mit Leim zusammengesetzten Farben und Anstrichen, um diese in dieser Zubereitung für lange Zeit haltbar und versendbar zu machen. Der Zusatz des schwefelsauren Zinks verbessert überdies die Güte des Präparates und gibt auch dem Anstriche, nachdem er bereits aufgetragen, eine größere Dauerhaftigkeit. Die Mittel, deren man sich gewöhnlich bedient, um den Leim für einige Zeit über haltbar zu machen, nämlich die schwefelige Säure, die Essigsäure, der Alaun, eignen sich nicht zu unserem Zwecke und sollen daher nicht angewendet werden. Man muß nämlich hiebei immer den späteren Fixirungsproceß im Auge behalten, um aus diesem Grunde hauptsächlich geben wir dem schwefelsauren Zink oder den sonstigen auflöselichen Zinksalzen, so wie auch den auflöselichen Nitererz- und Weisalsalzen den Vorzug.

Handelt es sich nun um die Darstellung eines farbigen Anstriches oder einer solchen Malerfarbe, so muß die eben beschriebene weiße Farbe mit den geeigneten Farbstoffen oder Pigmenten versetzt und vermengt werden, ausgenommen man wollte sich dieser Farbstoffe für sich allein bedienen: ein Fall, der selten vorkommt. Die zu diesem Zwecke bestimmten Farbstoffe müssen vorher mit

einer kalten gesättigten Auflösung des Alaunes oder der sonstigen Substanz, deren man sich später zur Unauflöselichmachung und Fixirung des auflöselichen Weßfels zu bedienen gedenkt, behandelt werden. Da einige Farbstoffe allerdings keine solche vorläufige Behandlung erheischen, andere aus derselben Quelle bezogene aber eine nachtheilige Veränderung erlitten, wenn sie dieser vorläufigen Behandlung nicht unterlagen, so fanden wir es bei der geringen Arbeit und den geringen Kosten, die damit verbunden sind, für gut, lieber alle die Farbstoffe, deren wir uns bedienen, dieser Behandlung zu unterwerfen. Uebrigens müssen wir auch hier weiter bemerken, daß die Unauflöselichmachung des Leimes oder des Gipseß durch Alaun oder andere chemische Reagentien für sich allein keinen Theil unserer Erfindung ausmacht, da die auf solche Weise wirkenden chemischen Reagentien den Chemikern längst bekannt sind. Da uns der Alaun das beste und geeignetste Mittel zu seyn scheint, um den Leim und das Gips unauflöselich zu machen, so haben wir nicht für nöthig erachtet, und hier weiter über jene chemischen Stoffe zu verbreiten, mit welchen eine gleiche Wirkung hervorgebracht werden kann. Sollte jedoch Jemand einen von diesen anderweitigen chemischen Stoffen anstatt des Alaunes anwenden wollen, so empfehlen wir ihm vorher sowohl den Farbstoff als das Weßfel mit diesem Stoffe durch Auftragung einer kleinen Quantität der Mischung auf eine Oberfläche zu prüfen, um zu ermitteln, ob der Stoff die fixirnde Eigenschaft besitzt und behält, und ob er in seiner Verbindung mit dem Farbstoffe und dem Weßfel nicht allenfalls eine schädliche Wirkung auf den einen oder das andere ausübt.

Ein weiterer Theil unserer Erfindung betrifft eine ähnliche Anwendung von auflöselichen Weßfeln, die später durch Alaun oder andere chemische Reagentien unauflöselich gemacht werden sollen. Es handelt sich nämlich um die Anwendung von harzigen Stoffen, die in einer Worauszulösung oder in einer alkalischen Lauge aufgelöst worden, oder um die Anwendung von Wachs, welches in einer alkalischen Lauge aufgelöst ist. Als ein Beispie-

erster Art führen wir eine Mischung von 5 Pfunden gebleichten Schellack und einem Pfunde Borax an, welche zusammen bis zu ihrer Auflösung mit ungefähr 4 Gallons Wasser gelocht werden müssen. Wenn der Farbstoff hierauf mit diesem Wehikel in der Art abgerieben werden, daß die Masse eine gehörige Consistenz erlangt hat, so trägt man diese in einer oder in mehreren Schichten auf, und überläßt sie zuletzt mit einer Auflösung von Alaun oder einem andern chemischen Reagens, welches die Verbindung des Lackes mit dem Borax aufhebt, und den Lack unauslöslich macht.

Als ein Beispiel eines Wehikels der zweiten Art führen wir eine Mischung an, zu der wir gleiche Theile weißes Wachs und eine Aequatronlauge von 1,04 spec. Gewichte nehmen, und die wir durch mehrere Stunden kochen, wobei wir nach erfolgter Auflösung auf jedes Pfund Wachs fünf Pfund Wasser zusetzen. Diese Mischung, der wir auf jedes Pfund Wachs 4 Pfund trockene, geröstete oder nicht geröstete Stärke zusetzen empfehlen, vermengen wir sodann mit so viel Farbstoff, daß sie die Sonigconsistenz bekommt. Um diese Mischung als Anstrich oder Malerfarbe benutzen zu können, braucht man sie nur mit einer hinreichenden Menge weichen Wassers zu verdünnen. Je weicher das hiezu verwendete Wasser ist, desto besser. Ist der Anstrich aufgetragen und trocken geworden, so überträgt man ihn mit der Alaunauslösung oder mit der Auflösung eines sonstigen chemischen Reagens, welches die Verbindung des Alkali mit dem Wache in der Art aufhebt, daß das Wachs als in Wasser unauslöslich zurückbleibt. Es ist klar, daß die hier angeführten Wehikel sowohl gemeinschaftlich als einzeln angewendet werden können.

Einer andern Anwendungsweise des Leimes oder der andern oben angegebenen Wehikel gemäß, kann man die bemalten oder bedruckten Oberflächen zum Behufe der Fixirung der Farbstoffe auf ihnen auch mit einem dieser Wehikel überstreichen, und sodann diese Wehikel selbst mittelst der chemischen Auflösung fixiren. Bei diesem Verfahren braucht man die Farbstoffe nicht verläufig

mit den Wehikeln zu versehen, was in manchen Fällen von Nothwendigkeit seyn kann.

Breiter können unserer Erfindung gemäß die Farbstoffe mit dem schwefelsauren Zink oder sonstigen Schutzmittel ohne Zusatz irgend eines Wehikels vermischt werden, wo dann der Maler oder Anstreicher dieses letztere bei der Anwendung der Farbe zusetzen hätte. Bei diesem Verfahren lassen sich die Farben mit Sicherheit eine unbestimmte lange Zeit aufbewahren, und da der Zusatz von Leim erst geschieht, wenn man der Farbe bedarf, so wird sich dieses Verfahren namentlich für heiße Klimats eignen. Bemerken müssen wir übrigens hier wiederholt, daß Leim und Glycerin unserer Ansicht nach die besten Wehikel sind, und daß der Alaun auch das beste Mittel ist, wodurch die angegebenen auflöselichen Wehikel unauslöslich gemacht werden können.

Die unserer Erfindung gemäß behandelten Farbstoffe und Wehikel lassen sich ferner auch zum Drucken von Papieren und andern Fabrikaten verwenden. Dabei haben wir nur zu bemerken, daß, wenn Alaunauslösung als Fixirungsmittel angewendet werden soll, diese sehr gut mit einer geringen Menge Stärkeauflösung, z. B. mit dem hundertsten Theile, vermischt wird, weil sie dann leichter aufzutragen ist und nicht so leicht abläuft.

Ein weiterer Theil unserer Erfindung betrifft die Anwendung gewisser vegetabilischer Substanzen bei der Vertheilung und Verwendung der Farben und Anstriche. Zu diesen Substanzen gehören die klebrigen und schleimigen Pflanzenstoffe im Allgemeinen, namentlich aber der Kleber, das Glycerin, die Gummi und der Schleim, welche man entweder einzeln für sich oder in verschiedenen Verbindungen mit einander anwenden kann. Wir nehmen z. B. Wehl, und versehen dieses mit so viel Wasser, daß es, wenn man es kocht, eine Mischung gibt, welche ungefähr die Rahmconsistenz hat. Mit dieser Flüssigkeit reiben wir sodann den Farbstoff entweder mit oder ohne Zusatz von schwefelsaurem Zink oder einem andern Schutzmittel auf die oben beschriebene Weise zu einer Masse an,

die man mit Wasser verdünnt als Farbe oder Anstrich benützen kann. Fixirt wird dieser Anstrich, nachdem er trocken geworden, durch Anwendung irgend eines geeigneten chemischen Reagens, als welches ein kohlensaures Kalk oder Natron oder sogenanntes Wasserglas den Vorzug zu verdienen scheint. Diese Flüssigkeit verdünnen wir durch Zusatz von Wasser so viel als möglich, d. h. so lange als sie noch der Eigenschaft theilhaftig ist, den Anstrich zu fixiren oder in Wasser unauflöslich zu machen. Um sich hiervon zu überzeugen, soll man eine geringe Quantität des mit dem fraglichen auflöselichen Vehikel zubereiteten Farbstoffes auf eine Oberfläche auftragen, ihn nach dem Trocknen mit der Flüssigkeit überstreichen, und hierauf nach Ablauf von 48 Stunden durch Abwaschen des Anstriches mit Wasser erproben, ob die Flüssigkeit die zur Fixirung erforderliche Kraft und Stärke besaß oder nicht. Um ein anderes Beispiel dieses Theiles unserer Erfindung zu geben, wollen wir bemerken, daß man z. B. Traganthauflösung von der Consistenz des Leinöls mit einer Auflösung von kohlensaurem Kalk oder Natron von solcher Stärke, daß der Farbstoff dadurch keine Veränderung erleidet, vermischt und diese Mischung dann mit dem Farbstoffe zu einem Anstrich von gehöriger Consistenz vermengen kann. Dieser Anstrich läßt sich, wenn er gut trocken geworden, gleichfalls ohne allen Nachtheil abwaschen, indem er in Wasser gänzlich unauflöslich ist.

Schließlich bemerken wir nur noch, daß wir uns keineswegs an bestimmte Mischungsverhältnisse binden, obwohl sich uns die von uns hier angegebenen als die besten bewährt haben.

Handel des Freihafens von Livorno.

(Aus dem Allgemeinen Organ für Handel und Gewerbe.
Nr. 92, 93, 94, und 96.)

Nachstehende interessante Mittheilung, welche wir dem

Römer Allgem. Organ für Handel und Gewerbe Nr. 92 u. entnehmen, dürfte, obgleich sie zunächst für sächsische Industrie Bezug hat, für Manchen unserer Leser sehr erfreulich seyn, da sie Blicke enthüllt, wie der Concurrenz des Westens immer mehr durch ein dem Geschmade der Konsummenten angemessene Waare zu beugegen ist.

Erzeugnisse der sächsischen Industrie.

1. Wollene Zeug.

A. Streichwolle.

a) Tücher. Der Tuchhandel des hiesigen Plazes ist von außerordentlicher Wichtigkeit und bei Weitem der bedeutendste von allen Häfen Italiens, es gibt daher hier in allen Gattungen Tüchern sehr große Niederlagen, welche einen Theil des Bedarfs von Mittel- und Süd-Italien und Sicilien decken; auch wird viel davon nach Malta, Aegypten, Griechenland, der Barbarei, Konstantinopel u. versandt, theilweise auch in hier gefertigten Kleidungsstücken, worauf oft große Bestellungen aus jenen Ländern eingehen, oder welche die Schiffmannschaften aus allen Gegenden als Vorkittel mitnehmen. — Der Konsum des hiesigen Plazes erstreckt sich hauptsächlich auf ordinäre bis mittelfeine Gattungen, sowohl flüß- als wolffarbige, erstere jedoch in geringerer Quantität, nur bis etwa 26 Gr. die Leipziger Elle. — In wolffarbigem Tüchern könnten die sächsischen Fabriken die niederländischen leicht verdrängen (was den Platz-Konsum anbelangt), wenn sie in der Schur und Dauer der Appretur mit letztern wettersern könnten; denn man sieht hier neben billigen Preisen mehr auf gefälliges Aeußere als auf innern Gehalt, indem wie oben erwähnt, ein starker Export-Handel in fertigen Kleibern getrieben wird. Im Innern Toskana's concurren in den ganz geringen Gattungen die von Jahr zu Jahr sich vermehren und vervollkommenen eigenen Tuchfabriken, weil ihnen Zoll, Billigkeit der Wolle und des Arbeitslohnes namhafter Vortheile gewähren. — In den Gattungen von 30 Gr. an können die inländischen Fabriken jedoch mit den ausländischen nicht Schritt halten, theils wegen mangelhafter Bearbeitung, theils auch weil es ihnen an feiner Wolle fehlt, und da der Schutzzoll

nur gegen $\frac{1}{2}$ vom Werthe beträgt, so ist folglich in den feineren Gattungen sobald noch keine Konkurrenz dieser Fabriken zu fürchten. — Der größte Konsum Toskana's ist in den Qualitäten von 30 bis 50 Gr. die Leitzigler Elle, doch werden in Florenz auch viele hochfeine Tücher bis 80 Gr. verbraucht. Ausserdem deckt Livorno einen großen Theil des Tuchbedarfs des römischen Staates, namentlich der Hauptstadt, über Civitavecchia, wohin wöchentlich 4 bis 5mal Dampfschiffe abgehen. Da der Artikel in diesem Staate den hohen Eingangszoll von 60 Bajocchi das römische Pfund zu zahlen hat, so kann nur seine Waare von 40 Gr. an dahin geschafft werden, in welcher der Konsum sehr bedeutend ist. Die wenigen und überdies noch auf der niedrigsten Stufe stehenden einheimischen Fabriken können nur die Anforderungen der ärmsten Klassen befriedigen. Ein Theil der Tuchhändler des Kirchenstaates versorgt sich auf der alljährlich im Juli und August in Sinigaglia stattfindenden Messe und dieser Absatz geschieht fast ausschließlich durch Livorneser und Triestiner Häuser, welche diese Messe mit ihren Niederlagen besuchen. Die sächsischen Tücher spielen auf derselben eine nicht ungewichtige Rolle und werden in bedeutenden Partien auch für Griechenland und die nahen Inseln gekauft, wo man mehr auf billige Preise als innern Gehalt sieht. Nach Neapel und Sicilien können nur breite feine und schöne Tücher von bekannten Fabriken konveniren, wegen des außerordentlich hohen Zolls und weil die zahlreichen neapolitanischen Tuchfabriken in geringen und mittleren Gattungen schon ziemlich gelungene Waare liefern, mit welchem das mit dem schweren Zoll belastete ausländische Fabrikat nicht zu konkurriren vermag. Es sind daselbst in den feinen Sorten hauptsächlich die Niederländischen gesucht. Es ist zu bewahren, daß der Absatz der sächsischen Tücher in Italien in den letzten Jahren eher ab- als zugenommen hat; die Ursache davon liegt in dem unbefriedigenden Ausfall eines großen Theils dieser Tücher, indem solche beim Wäßen sehr eingehen und von geringer Dauer sind; früher war der Verbrauch wegen ihrer Billigkeit und dem schwermelchhaften Ansehen sehr groß, jetzt aber liefert Belgien und Rheinpreußen

die mittelfeinen Gattungen auch billig von soliderer Qualität und schönerer, dauerhafterer Appretur, so daß man sie häufig den sächsischen vorzieht. In den geringeren Gattungen liefert Böhmen kräftigere und billigere Waare und macht schnelle Fortschritte in der Appretur. Bei den vielen Vortheilen, welche die sächsische Tuchmanufaktur im Ankauf und Wahl der Wollen, und im Arbeitslohn gegen die belgische und rheinpreussische voraus hat, würde es derselben leicht seyn, letztere in den ordinären und mittelfeinen Gattungen zu verdrängen, wenn sie größere Aufmerksamkeit auf Weberei, Wasse, und eine schöne, dauerhafte Appretur verwenden wollte, was freilich nur durch Errichtung großartiger Appretur-Anstalten, die sich alle technischen Fortschritte und Erfindungen der Engländer und Niederländer anzu eignen vermögen, zu erreichen seyn könnte, um so mehr, da die Tuchfabrikation Sachsend fast ausschließlich auf kleine Fabrikanten und Meister beschränkt ist. In hochfeinen Tüchern hat hier die sächsische Manufaktur gegen das belgische, rheinpreussische und französische Fabrikat einen schweren Stand, was auch nicht leicht zu beseitigen seyn wird. — Englische Tücher sind in Italien wegen verschiedenen zu Theil ungegründeten Vorurtheilen, die man gegen sie hegt, seit mehreren Jahren fast ganz aus dem Felde geschlagen, obgleich deren Verarbeitung wohl die vollkommenste ist, wie ich mich in den englischen Fabriken zu überzeugen Gelegenheit hatte. Von den Töbels'schen, Leisinger, Großenhainer und Dschäper Fabrikanten konveniren die Gattungen von 24 bis 36 Gr. am meisten, und insbesondere sind die Leisinger wollblauen Tücher gesucht wegen ihrer Billigkeit und würden bei festerer Qualität noch weit beliebter seyn. Von den bessern, bedeutenderen sächsischen Fabriken finden die Tücher noch bis zu 2 Fht. und mehr leichten Absatz. Köpertücher (cuir de laine), welche früher starken Absatz für Weinkleider und Berröcke fanden, werden jetzt wenig mehr begehrt, nur in den geringen Gattungen von 24 bis 30 Gr. ist noch ziemlich Verbrauch, in welchen man aber das böhmische Fabrikat vorzieht, weil es stärker und breiter als das sächsische ist, obgleich letzteres von feinerer Wolle, schönerem Ansehen und in dieser Hinsicht

also preiswürdiger ist. Von dem in neuerer Zeit ziemlich beliebten gestreiften Tüchern zu Weinleidern gilt daselbst; es fehlt der sächsischen Waare nur an Stärke und Breite, um ihr den Vorrang vor der böhmischen zu verschaffen; man sieht dabei mehr auf Gehalt und schöne Muster als reine Wolle; doch wird dieser Artikel schwerlich lange in Aufnahme bleiben.

Im Allgemeinen wäre im Interesse der sächsischen Tuchmanufaktur für dessen Absatz nach Italien die Berücksichtigung folgender Eigenschaften anzuempfehlen: 1) Kurze aber dabei gedeckte Schur und schöner, seidenartiger, dauerhafter Glanz, welche Eigenschaften deshalb so wichtig sind, weil hier keine Appretur- und Defaitur-Anstalten bestehen, wo das Ansehen des Tuches nach den Krumpfen wieder hergestellt werden könnte, und weil die Schneider beim Nähen sehr nachlässig verfahren. 2) Solide, fernstichende Qualität, auf welche in Italien mehr als in andern Ländern gesehen wird. 3) Mächtliche Breite, auch bei den geringern Gattungen. 4) Geschmacksvolle und möglichst glänzende äußere Ausstattung, schöne Leisten und Schläge.

Die Konjunktur ist für den Absatz der Tücher im Allgemeinen sehr ungünstig, da zu Weinleidern fast ausschließlich sagounirte Stoffe getragen und Mäntel und Ueberwürde größtentheils aus englischen Kamm- und Wollzeugen verfertigt werden; zu Ueberwürden verwendet man auch häufig gemusterte Stoffe, doch dürfte diese Mode wohl von keiner langen Dauer sein. Der Tuchhandel ist unstreitig der wichtigste Zweig des Verkehrs zwischen Sachsen und Italien und verdient daher von Seiten des sächsischen Fabriklandes mit größter Aufmerksamkeit verfolgt zu werden, um so mehr, als sich so viele Umstände vereinigen, um den sächsischen Fabriken die Erlangung des Uebergewichts über die niederländischen möglich und sogar leicht zu machen.

b) Galb-Tuche, wolffarbig, unter verschiedenen Benennungen, als: Drap, Cachemir, Trap, Glectoral u. d. s. findet in ganz Italien ein starker Konsum darin statt, in 2 bis $\frac{1}{2}$ breit, von 30 bis 50 Gr. die Leipziger Elle; solche werden fast ausschließlich von belgischen und

rheinpreussischen Fabriken geliefert. Vom sächsischen Fabrikate kommt wenig nach Italien, was zu bedauern ist, denn die besten Fabriken würden wohl erfolgreich damit auftreten können. Die Qualität muß leicht, aber doch fest sein, von kurzer Schur gedeckt, seidenartigem, dauerhaftem Glanze und schöner äußerer Ausstattung.

c) Damen-Tuche, im Stüde gefärbt, werden fast ausschließlich von Cuxen und Nachen geliefert, mit welchen Fabrikaten sehr schwer zu konkurriren ist. Früher lieferte Grimmitzschau etwas davon nach Italien, jetzt sendet es aber wenig her. Die Breite ist zwischen 2 bis $\frac{1}{2}$ im Preise von 16 bis höchstens 30 Gr. Früher wurde dieser Artikel viel zu Damennmänteln verbraucht, jetzt dient er einzig zur Bekleidung für Männer. Es gehen davon große Quantitäten nach der Levante, aber von Sachsen aus mehr über Triest als über Livorno; indess dürften, auf Muster hin, auch mit den hiesigen Levantischen Häusern Geschäfte darauf einzuleiten seyn.

d) Circassiennes, rüdfarbig, 2 bis $\frac{1}{2}$ breit, von 15 bis 24 Gr. wurden früher ziemlich bedeutend, hauptsächlich zu Frauenmänteln verbraucht; jetzt ist aber nur sehr geringer Begehr darnach von 15 bis 20 Gr., welcher besonders durch Cuxener Fabriken gedeckt wird. — Eine feinere und schwerere Gattung Circassiennes unter der Benennung: „Drap impérial“ findet bedeutenden Absatz für Neapel und Sicilien, wegen Zollbegünstigung, wird aber ausschließlich von belgischen und rheinpreussischen Fabriken geliefert zu $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{2}$ Breite, von 30 bis 50 Gr. die Leipziger Elle. — Da kürzlich die Zollbegünstigung beseitigt worden ist, so hat auch die Nachfrage etwas abgenommen.

e) Cassimir, $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{2}$. Seitdem die sogenannten Budakins in Aufnahme gekommen sind: beschränkt sich der Verbrauch dieses Artikels auf eine Kleinigkeit in schwarz und fast ausschließlich in seinen Gattungen von 25 bis 30 Gr. Die Fabriken von Nachen und Montisole liefern das Meiste; etwas weniger auch Grimmitzschau.

f) Budakin oder glatte sagounirte elastische Ca-

Amire $\frac{1}{2}$ meistens gegen $\frac{1}{2}$ breit, von den niedrigsten bis zu den höchsten Preisen. Von diesem Artikel findet hier und in ganz Italien ein ungeheurer Consum statt, der immer noch im Zunehmen ist. England liefert solchen in größter Mannigfaltigkeit und Schönheit und deckt bei Weitem den größten Theil des Bedarfs. Aachen und Mentjole senden auch ziemlich viel davon hieher und Elberus ebenfalls einiges, aber nur in seiner, theureren Waare. Vom sächsischen Fabrikate scheint wenig oder nichts hieher zu kommen. Bei der Geschicklichkeit der sächsischen Weber, Billigkeit der Arbeitslohn und der Wolle wäre im Interesse der sächsischen Fabriken zu wünschen, daß der Absatz nach Italien nicht unbedrückt bliebe, da er ein weites Feld darbietet, und wohl auch auf längere Dauer nach der Zweckmäßigkeit des Artikels zu schließen. Die Hauptfächer sind: geschmackvolle Dessins und Schönheit und Dichtigkeit des Gewebes; auf Feinheit der Wolle wird weniger Rücksicht genommen. Livorno versendet große Massen dieses Artikels nach allen Theilen Italiens, von wo aus auch viel davon nach Smyrna und Konstantinopel dirigirt wird. Es werden in Italien im Frühjahr und Herbst auch viele leichte Buckskins verbraucht, welche England fast ausschließlich liefert.

g) In gedruckten wollenen Zeugen zu Damenkleidern und Mänteln liefern einige der vorzüglichsten sächsischen Fabriken bedeutende Quantitäten nach allen Theilen Italiens, welche in Geschmack und Billigkeit den englischen vorgezogen werden; doch haben neuerlich die gewirkten, facconirten englischen Zeuge die gedruckten sehr verdrängt.

h) Flanelle. Der Consum dieses Artikels ist in Italien sehr bedeutend, obgleich seit ein paar Jahren im Abnehmen wegen des sich immer mehr ausbreitenden Verbrauchs gewirkter elastischer Unterleider, welche England jetzt zu sehr geringen Preisen liefert. Die halbwoollenen Sorten von baumwollener Kette und wollenem Schuß 22 bis 24 Zoll breit, von 3 bis 4 $\frac{1}{2}$ Gr. die Elle, werden in großen Quantitäten fast ausschließlich von Dre-

ran und Genuinen geliefert und finden hauptsächlich nach dem Inlande und nach der Levante Abgang; nach Rom und Neapel geht von diesen Sorten wegen zu hohen Zolles wenig. In ganz wollenen Sorten zieht man das englische Fabrikat vor, welches obgleich von geringerer Wolle und weniger vortheilhaftem Ansehen, gegen das sächsische den Vortheil besitzt, beim Waschen nicht einzugehen; in den vielen Mostongen, $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{2}$ breit zu 6 bis 9 Gr., erhält dagegen das sächsische Fabrikat den Vorzug wegen, größerer Billigkeit. In den ganz wollenen gekörperten, gewöhnlich $\frac{1}{2}$ breiten Sorten haben die sächsischen Fabrikanten in der neueren Zeit eine starke Konkurrenz durch das glauer Fabrikat bekommen, welches billiger ist, obgleich weniger fest und schön gearbeitet. An Schönheit stehen im Allgemeinen die sächsischen Flanelle allen andern voran. Wenn der Uebelstand des Eingehens zu beseitigen wäre: so würde das engl. Fabrikat durch das sächs. leicht zu verdrängen seyn. Man hat die feinen engl. glatt gewebten Hemden-Flanelle in Sachsen nachgeahmt und solche fallen weit schöner aus und fanden anfänglich großen Beifall, aber als die Käufer den Uebelstand des Eingehens bemerkten, gaben sie der engl. Waare wieder den Vorzug, wovon wohl die Hauptursache in dem verschiedenen Charakter der Wolle zu liegen scheint.

i) Wollene Decken werden von England bezogen, einige auch von Böhmen, doch verfertigt man auch viele im Lande selbst. Sachsen wird schwerlich darin konkurriren können; der Consum ist ziemlich bedeutend.

B. Kammwolle.

a) Merinos $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{2}$ können von Sachsen nicht konveniren, da sie gegen die englischen viel zu theuer sind.

b) seine Fibrets $\frac{1}{2}$ werden ausschließlich von Sachsen bezogen und Frankreich kann darin durchaus nicht konkurriren. Besonders gangbar sind die Qualitäten zu 18 bis 20 Gr. die Elle, doch wird auch einiges in feinem Qualitäten bis zu 30 Gr. konsumirt, besonders in Florenz, Rom und Neapel. Der Absatz dieses Stoffes hat aber seit etwa zwei Jahren durch den immer

mehr überhand nehmenden Verbrauch der ungleich billigeren, saconnirten engl. wollenen Zeuge, so wie auch der engl. (sogenannten) Thibet-Merinos, die weit billiger, aber auch viel ordinärer sind, jedoch die sächsischen im Aussehen einigermaßen nachahmen, sehr gelitten. Die sächsischen Thibets werden aber immer im Gebrauch bleiben, da sie in Schönheit und Zweckmäßigkeit schwerlich durch andere Stoffe ersetzt werden können; die Mode kann daher den Absatz nur periodisch beschränken. — Die sächsischen Fabrikanten haben seit vorigem Jahre versucht, saconnirten Thibet in Mode zu bringen, aber mit wenig Erfolg in Italien, da sie dabei nicht mit den geringen ähnlichen Stoffen, welche die Engländer in großer Auswahl und Schönheit liefern, wetteifern können. Seit einigen Jahren sendet England viel sehr starken, doppelt gefärbten Thibet (double trilled Thibet) zu Männer-Sommerröcken, welcher von ähnlicher Wolle wie die sächsische ist und sehr theurer zu stehen kommt. Es wäre zu wünschen, daß die sächsischen Fabrikanten sich bestreben, diesen Artikel herzustellen, da sie das engl. Fabrikat gewiß leicht verdrängen könnten.

c) Mousselines de laine liefert Sachsen in vorzüglicher Qualität und billiger als das ähnliche französische Fabrikat, aber letzteres erhält in bedruckter Waare hier den Vorzug, da es größere Auswahl und Schönheit im Druck und in Dessins darbietet, was sehr zu bedauern, da der Absatz davon hier bedeutend ist. Der Hauptkonsumt besteht inder in der geringern, billigen, englischen Qualität sowohl glatt mit Druck als wie saconnirt mit und ohne Druck.

d) Weinkleiderstoff für Demi Saison werden in großen Quantitäten konsumirt, aber fast ausschließlich von England bezogen, welches diese Artikel besonders dieses Jahr in unglaublicher Verschiedenheit, Schönheit und Billigkeit liefert, sowohl ganz kammwollen unter der Benennung „fancy lastings“ als mehr oder weniger mit Baumwolle vermischt und fancy Trowsers genannt; in diesen ordinären Gattungen wird Sachsen schwerlich jemals mit England zu konkurriren vermögen; dagegen

müßte es den sächsischen Bazilikanten aber sehr leicht sein, mit den Franzosen in die Schranken zu treten, welche aus feinerem Kammgarn sehr schöne, elastische, saconnirte Weinkleiderzeuge liefern, die einen großen Absatz finden würden, wenn sie nicht gar zu theuer wären und welche Sachsen ohne Zweifel herzustellen vermöchte.

C. Zeuge in Wolle und Baumwolle.

a) Merinos von verschiedenen Farben und Dessins, besonders karrierte in 2 Breiten liefert Sachsen viel nach Italien und solche werden den englischen bei weitem vorgezogen.

b) Wollenzeuge liefert England in großen Quantitäten und schöner Auswahl; es geht viel davon von hier aus nach Rom und Neapel, wo sie wegen außerordentlicher Zollbegünstigung gegen die mit Seide vermischten Zeuge stark verbraucht werden. Sachsen liefert davon nichts hieher, könnte aber ohne Zweifel mit Erfolg gegen England auftreten, wenn man den Veränderungen der Moden gehörig folgte, denn fast in keinem Artikel verlangt man mehr Mannigfaltigkeit und Reiz als in diesem.

c) Cassinettes werden nicht unterbreitend zu Weinkleidern verbraucht und hauptsächlich von England bezogen. Einige kommen von Sachsen, auch gerundet, welche aber ziemlich aus der Mode gekommen sind. Zu Männer-Sommerröcken liefert England eine sehr feine Gattung Cassinettes, Cachemirettes genannt, die Sachsen wohl auch mit Vortheil würde herstellen können. Außerdem führt England verschiedene andere leichte Zeuge zu Männer-Sommerröcken, von ordinärem Kammgarn und Baumwolle aus, worin Sachsen schwerlich zu konkurriren vermöchte.

d) Damenkleider-Zeuge hat Frankreich und England in verschiedenen Gattungen, doch finden sie hier wenig Begehr, da man den ganz wollenen den Vorzug gibt. Die in Sachsen gefertigten finden daher auch wenig Abgabe.

e) Damazirte Zeuge zu Neubles werden aus Gründen wohlfeiler Preise hauptsächlich von England bezogen und der Hauptkonsum findet in ganz wolleuen Statt.

D. Zeuge von Wolle, Baumwolle und Seide.

a) Westenzeuge, sogenannte Valencias, größtentheils von Wolle, Baumwolle und Seide liefert England in großen Quantitäten nach Italien. Das sächsische Fabrikat ist noch unbekannt hier; doch würde solches nach einem Versuch zu schließen, in einigen Gattungen mit Erfolg neben dem englischen auftreten können. In Baumwolle und Seide liefert Sachsen sehr billige Waare, die bei gehöriger Berücksichtigung des hiesigen Geschmacks, namhaften Absatz erlangen würde.

II. Baumwollene Zeuge.

A. Gedruckte.

a) Indiennes werden in ungeheuren Massen von England bezogen, auch etwas von der Schweiz; in den feineren Gattungen, wo es mehr auf Mode und Schönheit ankommt, als auf den Preis, versorgt Frankreich die italienischen Märkte. Die sächsischen Fabriken haben vor der Hand wenig Aussicht, in diesem Artikel hier mit Erfolg auftreten zu können, da die höhere Arbeitslöhne in England durch die Vortheile hinsichtlich des rohen Materials, Maschinenrucks, der Produktion in großen Massen, und durch die geringen Transportkosten, überwiegend auszugleichen werden. Die Konkurrenz Frankreichs ist eben so schwer zu überwinden, da dessen Fabrikate durch Vorrath und Mode zu sehr begünstigt sind. Vor Begründung des deutschen Zollvereins wurde in den geringeren Gattungen, besonders Chokoladegrund von einigen sächsischen Fabriken ziemlich viel hierher gesandt, jetzt finden aber die Fabrikanten ohne Zweifel bessere Rechnung beim süddeutschen Vertrieb. Auch kamen früher von Sachsen und besonders der Schweiz viel solichfarbige, ganz ordinäre, gestreifte Indiennes, Orientales genannt, welche nach

der Levante Absatz fanden; jetzt hat aber die Frage, dahin abgenommen.

b) Mouffelines stehen in demselben Verhältnisse, wie Indiennes.

B. Gemusterte (façonirte).

a) Frauenkleiderzeuge würden bei gehöriger Neuheit, Geschmack und Preiswürdigkeit namhaften Absatz finden.

b) Neukleiderzeuge als Nachahmung der wolleuen würden bei niedriger Preise Eingang erlangen.

c) Sosenzeuge werden hier in außerordentlicher Quantität konsumirt, aber bei weitem größtentheils von England geliefert; aus Frankreich wird indeß auch Einiges davon bezogen. Das sächsische Fabrikat würde wohl hier konkurriren können, wenn gehörige Rücksicht auf die Anforderungen des hiesigen Geschmacks genommen wird.

C. Glatte Zeuge, bunt und weiß.

a) Sarsen etc, schwarz und aschgrau liefert Sachsen früher ziemlich viel hierher, was jedoch seit der Zollvereinigung unterblieben ist.

b) Schirtings können hier nur von England konkurriren.

c) Plaqué zu Westen kam früher in hiesigen Sorten ziemlich bedeutend aus Sachsen, seit mehreren Jahren hat der Absatz aber sehr abgenommen und man bedient sich der englischen sowohl glatt gemusterten als gedruckten Waare. Die französischen feinen Plaqués sind wegen der schönen Muster beliebt, finden aber wegen zu hoher Preise nur einen beschränkten Absatz; die sächsischen könnten leicht wieder in Aufnahme kommen, wenn man in den Mustern immer eine gute Wahl dem Geschmack des Landes angemessen trafe, und wenn man die glatten etwas billiger herstellen könnte.

d) Baumwollene Bettdecken; die sächsischen sind seit einigen Jahren durch die englischen sehr ver-

drängt worden, hauptsächlich wegen billigerer Preise; in vereinzelten Gattungen wird im Inlande Vieles verfertigt und namentlich liefert das nahe Lucca billige Waare.

e) *Ginghams* wurden früher in großen Quantitäten von Ghemnis bezogen, seit zwei Jahren ist aber der Artikel fast ganz außer Verbrauch gekommen, besonders wegen zu großer Unächtigkeit der Farben; doch steht zu erwarten, daß derselbe in einiger Zeit wieder in Aufnahme kommen wird. England und die Schweiz könnten in diesem Gewebe nicht mit Sachsen konkurriren.

f) *Coutils* zu Matrazen wurden früher ziemlich stark von Sebnitz bezogen, jetzt kommen von mehreren Sorten von Frankreich und die geringeren werden im Inlande fabrizirt.

g) *Barbant*. Das sächsische Fabrikat kann nicht mit dem englischen konkurriren, wie einige Versuche bewiesen haben.

h) *Mouffelines* lieferte früher Plauen bedeutend hieher, besonders in den nach der Levante gangbaren Gattungen; jetzt versieht England und die Schweiz den hiesigen Markt damit. Es werden hier sehr viele gestickte Schleier konsumirt, welche größtentheils die Schweiz sendet; auch gestickte Fenstervorhänge, von denen der Absatz in Italien sehr groß ist, werden auch von der Schweiz sehr billig geliefert. Seit einigen Jahren haben sächsische karierte *Mouffelines* nach *Ginghams*-Art oder auch mit kleinen *Jacquar*-Blümchen hier einige Aufnahme gefunden.

i) *Kantins* sind durch die mannigfaltigen neuen Stoffe zu *Weinleibern* sehr verdrängt worden; man zieht die ostindischen, welche sehr im Preis gesunken sind, der sächsischen Waare vor.

III. Leinwandwaaren.

a) weiße Leinwand wird sehr bedeutend verbraucht, doch nicht mehr so viel als früher, da die englischen *Shirtings* den Konsum sehr vermindert haben. Sachsen, welches noch vor wenigen Jahren die italieni-

sehen Märkte versorgte, ist jetzt fast ganz durch die *Artauer*, *Bielefelder*, böhmischen, mährischen und österrischen Fabrikate verdrängt, und in neuerer Zeit nimmt in den feineren Gattungen Irland großen Antheil am hiesigen Leinwandhandel, da die neueren Verbesserungen in der Maschinenspinnerei es in den Stand setzen, seine in Schönheit, Gleichheit und äußerer Ausstattung weit vorzüglichere Waare zu billigen Preisen zu lassen. Die Ursache des Verfalls des sächsischen Leinwandhandels mit Italien dürfte wohl hauptsächlich darin zu suchen seyn, daß die Fabrikanten dem Geschmack und den Anforderungen des Landes nicht gefolgt sind, wie es andere Länder thaten und daher den Vorzug erbielten. Sachsen versorgte früher Italien fast ausschließlich mit *Gras* (weißgarnige Leinen), bis Möbrens höhere und billigere Qualitäten Eingang fanden und die schwerere, solidere aber auch theuerere sächsische Waare ganz verdrängte. Wenn die sächsischen Fabrikanten sich entschließen wollten, geeignete Qualitäten zu liefern, so könnten sie ohne Zweifel wieder Antheil an der Bedeckung des hiesigen Bedarfs erlangen.

b) *Farbige Leinen*, gestreifte und quadrellirte Leinen sind hier nicht mehr gangbar. Früher sandte Sachsen viel gefärbte *Platilles* nach Italien, jetzt ist der Konsum durch die baumwollenen *Saricats* vermindert und der Bedarf wird ausschließlich von Böhmen gedeckt.

c) *Drills* zu *Weinleibern* finden einen sehr großen Absatz und werden in den bessern Gattungen fast allein von England geliefert. Das französische Fabrikat erlangte hier wenig Theil. Das sächsische ist noch wenig bekannt, aber bei den Fortschritten, welche die Fabrikation dieses Artikels dort gemacht hat, können die bessern Fabrikanten gegen die englischen schon mit Erfolg aufstreten, wie auch einige Versuche bereits bewiesen haben. Da dieser Artikel der Mode unterliegt, so kommt es neben gelungener Fabrikation besonders darauf an, in Geschmack und Neuheit des Dessins mit den Engländern zu wetteifern, oder wenigstens deren Muster zeitig nachzuahmen. In weißen und rohen glatten *Drills* ist der Bedarf Italiens ebenfalls

von großer Bedeutung und wird namentlich durch England befriedigt. Sachsen scheint nun auch in diesen Konfurren zu können und wird ohne Zweifel dabel seinen Antheil erlangen. In den andern Sorten liefert die Schweiz Einiges. Die geringen Gattungen rotheinen Drills kommen ausschließlich von Niederösterreich, dessen Fabrikat sich in der neuern Zeit sehr verbessert hat. Der Handel in Leinen-Drills ist von so großer Wichtigkeit in Italien, daß er die höchste Aufmerksamkeit der sächsischen Fabrikanten verdient.

d) Damaste und Zwilliche zu Tischzeugen etc. Erstere werden in den Luxusgattungen durchgängig von Sachsen bezogen, aber der Verbrauch ist bei der Schönheit der gewöhnlichen Zwilliche leider sehr gesunken. Letztere kommen in den besten Sorten aus der Schweiz und in den geringeren von Wäghen und Niederösterreich; die sächsischen Zwilliche sind in Qualität zu schwer und mithin zu theuer für die italienischen Märkte. Wenn die sächsischen Fabrikanten sich nach dem hiesigen Geschmack richten und eine leichtere Waare liefern wollten, würden sie ohne Zweifel ihre Fabrikat wieder in Aufnahme bringen. Baumwollene Zwilliche, welche besonders die Schweiz liefert, thun dem Verbrauch der Leinenen viel Abbruch.

e) Leinwand mit Baumwolle gemischt findet keine Frage mehr; in welcher kommt Einiges aus der Schweiz und England.

f) Drills von Leinener Rette mit baumwollenem Einschluß zu Weinstöckern, wurden früher viel von Sachsen bezogen, dann in den billigen Gattungen von Niederösterreich und in den feinem aus der Schweiz. Jetzt schaden die engl. baumwollenen Drills dem Absatz sehr. Es dürfte Sachsen nicht schwer fallen, an diesem Handel mit Erfolg Theil zu nehmen. Nach den Tuchwaaren bilden die leinenen Artikel im Verkehr Sachsens mit Italien die größte Wichtigkeit dar, da die Produktions-Verhältnisse für ersteres sehr günstig sind und ihm gestatten, jeder fremden Konkurrenz zu begegnen, was besonders dann der Fall seyn würde, wenn Sachsen das

bedürfende Garn in eigenen Maschinen-Spinnereien zu erzeugen vermöchte. (!)

IV. Spitzen, Blonden, Stickerien.

a) In Leinen (!) Spitzen ist der Handel Sachsen mit Italien immer noch bedeutend, obgleich die billigen und schönen engl. baumwollenen Spitzen die sächs. in der neuern Zeit immer mehr benachtheiligen. Auch liefert Genua seit einigen Jahren geringe Gattungen leinener Spitzen, die den sächs. eine fühlbare Konkurrenz machen. In den ganz feinen Gattungen erhalten die französischen noch den Vorzug.

b) Blonden. Sachsen nimmt ziemlich Antheil an der Deckung des Bedarfs, doch macht Frankreich die Hauptgeschäfte.

c) Stickerie wird in feinen Gattungen größtentheils von Frankreich und in geringeren von der Schweiz bezogen; auch fängt man auf verschiedenen Plätzen Italiens an, diesen Artikel selbst anzufertigen. Sachsen liefert fortwährend Einiges darin und würde bei billigen Preisen und gleicher Schönheit der Ausführung die Konkurrenz Frankreichs leicht bekämpfen, wenn solches nicht das Vorurtheil der Mode voraus hätte.

V. Seidenwaaren.

Die französischen und auch in neuerer Zeit die glatte Stoffe von Zürich finden bedeutenden Absatz. Die sächsischen Fabrikate sind hier noch unbekant.

VI. Tüchel und Shawls.

a) Baumwollen; es werden davon große Quantitäten in sehr verschiedenen Gattungen konsumirt, besonders engl. und Schweizer Fabrikat, wovon auch viel nach der Levante geht. Das Volzland liefert zuweilen Phantasie-Tücheln und Chemnitz früher viel fertigte, nach Birmingham-Werk, welche aber jetzt ziemlich außer Gebrauch gekommen sind.

b) Leinene sind weniger wie früher gefragt und der Begehr wird hauptsächlich durch die Schweiz und Böh-

men befrieget, etwas durch Lauban, aber mehr in gedrudet und geglänzter Waare.

c) Wolleue Shawls von Jirafalla und Mousseline de laine mit und ohne Fräuzen, einfarbig und gedrudet, werden theilweis von Sachfen bezogen, auch etwas wolleue und halbwolleue farcirte Tüchel. In den einfarbigen Jirafalla liefert seit Kurzem Oesterreich sehr billige, obschon geringe Waare und von den gedrudten Mousselines de laine kommt Vieles in schönen Mustern von Frankreich.

d) Seidene und Halbsidene kommen von Frankreich und Oberfeld.

VII. Bänder und Posamentir-Arbeiten.

a) Reineue und baumwollene Bänder bezieht Italien nur von Barmen und neuerdings auch von der Schweiz. Solche werden in große Quantitäten konsumirt.

b) Seidene Bänder bezieht man ausschließlich aus Französischen und Schweizer Fabriken; das sächsische Fabrikat in diesem Artikel ist hier noch nicht bekannt *).

c) Gürtel-Bänder. Es findet darin Annaberg wenig Konkurrenz, allein dieser Artikel ist seit ein paar Jahren in Italien sehr außer Mode gekommen.

d) Vordüren für Möbel und Fenstervorhänge besonders gut von Sachfen. Frankreich hat nur in den feinnern Gattungen, wo nicht auf den Preis gesehen wird, den Vorzug.

e) Baumwollene Franzen waren früher ein nicht unbedeutender Handelsartikel Sachsens mit Italien; seit einigen Jahren verfertigt man solche im Lande selbst billig, und überdies hat der Verbrauch merklich abgenommen.

VIII. Lederne Handschuhe.

Neapel fabrizirt die Glace-Handschuhe so billig, daß eine fremde Konkurrenz nicht leicht möglich ist. Wenn

*) Nicht bekannt? und wie alt ist die Annaburger Band-Fabrikation!

dagegen die Drebreuer sogenannten dänischen nach Frankreich und England konsumirt können, so dürften sie auch hier Eingang finden, da einige ähnliche Sorten aus diesen Ländern bezogen werden.

IX. Messerschmiedwaaren.

Die sächsischen Fabrikate sind in Italien gänzlich unbekannt und dürften auch schwerlich die Konkurrenz mit den englischen bestehen können.

X. Strumpfwaaen.

a) Baumwollene Mützen, sowohl in schwarz als weiß, werden in ziemlich den Quantitäten ausschließlich von Sachfen bezogen.

b) Baumwollene Strümpfe liefert Sachfen fortwährend in großen Quantitäten, doch nicht mehr so bedeutend wie früher, da ziemlich viel im Lande selbst erzeugt wird; England kann in baumwollenen Sorten nichts ausrichten, dagegen deckt es in den feinnern wollenen fast den ganzen Bedarf, während die geringen im Lande selbst verfertigt werden. In verschiedenen Gattungen sächsischer baumwollener Strümpfe versendet der hiesige Platz bedeutende Partien nach der Levante, Griechenland &c.

c) Handschuhe werden sowohl in gewöhnlichem Baumwollengarn als sogenanntem fil d'Ecosse größtentheils in sächsischem Fabrikate konsumirt, auch Einiges von derselben Herkunft in wollenen Gattungen, wovon jedoch die Engländer das Hauptquantum liefern. Bei weitem der größte Verbrauch findet aber in Ledernen und seidenen Handschuhen statt.

XI. Porzellan.

Die schönen Erzeugnisse der königlichen Fabrik zu Meissen sind in hiesiger Gegend nicht bekannt, wenn aber der Unterschied des Preises mit dem französischen nicht groß ist, so dürfte es wohl Eingang finden. In den feinnern Gattungen versorgt Frankreich den hiesigen Markt und in den geringern bedient man sich allgemein des englischen Produktes.

XII. Wanne.

a) Baumwollenes sendet England in ungeheuren Massen hieher, von wo aus es weiter nach dem Inneren Italiens und der Levante geht.

b) Leinewas kommt ebenfalls ausschließlich von England und dient für die sich immer mehr ausbreitende Weberei der italienischen Staaten.

c) Wollenes wird besonders zum Sticken von Wien, Berlin und Hamburg bezogen. Letzteres dürfte wohl größtentheils sächsisches Gewinnst sein? — (Nein).

XIII. Holzwaaren.

a) Spielwaaren kommen immer mehr in Aufnahme und sind der Aufmerksamkeit der sächsischen Baubäuer zu empschlen; bisher versorgte Nürnberg die italienischen Märkte damit, weil es durch seine eigenen Erzeugnisse in lebhaftem, direkten Verkehr mit denselben steht.

b) Musikinstrumente werden im Lande selbst verfertigt. Pianofortes bezieht man von Wien und bisweilen auch von Paris.

Exporthandel nach Sachsen.

Früher, als Livorno noch der erste Stapelplatz des mittelländischen Meeres und die Niederlage fast aller Produkte Afrikas, Griechenlands und Siziliens war, konnte man die Ausfuhr nach Deutschland und namentlich nach Sachsen sehr bedeutend nennen; allein seit einer Reihe von Jahren hat dieser Handel abgenommen und zwar in Folge der allgemeinen Umwälzung des Handels

welcher, wegen immer größer werdender Beschränktheit des Handels, seine Bedürfnisse direkt von der Quelle zu beziehen genöthigt ist.

Die Artikel, welche jetzt noch nach Sachsen ausgeführt werden, sind:

Feines Toskan. Kaselbl in ziemlichem Quantität; es ist billiger und reinerschiedend als das französische; Sabröl, nur periodisch, weil Triest oft billigere Preise darbieten kann; Florentin. Weinslein und Krappall. Tartar, welcher letztere hier bereitet wird; Bologna'ser Kämmen oder sogenannter Gargiolo - Hanf; toskan. Weitsche, bekanntlich die beste Gattung, geht aber selten nur dahin, weil die russische gewöhnlich wohlfeiler ist; cyprische, smyrn. und tripol. Krappwurzel; ägyptische und pers. Saffor; sylv. und kalabr. Lakritzsaft; Wax, welcher in neuerer Zeit in großen Massen in Toskana erzeugt wird; Süßfrüchte; levant. und sylv. Spezialewaaren, und zuweilen Levant. Baumwolle.

Für Kolonialwaaren ist Livorno zu empschlen. Nicht unbedeutenden Handel hat Livorno mit Sachsen in Florentiner Strohhüten und Geflechten, zumal seitdem die Männerhüte mehr in Aufnahme kamen.

Von karratischem Marmor in Blatten sowie in Wälden zum Verarbeiten geht Vieles über Hamburg und zum ersten nach Berlin. Nach Sachsen wird wenig versendet.

Klabaster - Arbeiten, gemalte Scagliola - Tafeln zu Tischen führt Livorno viel aus, doch das Meiste nach England und Amerika, und nur wenig nach Deutschland.

Gemeinnützige Mittheilungen und Bekanntmachungen.

Ueber die Stahlorten des Handels, von Schauer.

(Aus dem polit. Centralblatte Nr. 32 S. 497.)

(Schluß.)

Die Veränderung der verschiedenen Härtegrade wird dadurch erlangt, daß man dem Stahl mehr oder weniger Wärme zuführt, je nachdem die Umstände erfordern; es ist die gleichzeitige Farbenerscheinung in technischer Hinsicht ein wichtiger Fingerzeig für die Verurtheilung. Je mehr Wärme gegeben wird, desto mehr wird der glasparte Zustand verändert und dem federharten näher gebracht; über die blaue Farbe hinaus erscheint die graue, bei der ein angeheßenes Weichwerden stattfindet. Alsdann erscheinen bei fortgesetztem Erwärmen die angegebenen Farben noch einmal, nur schwach und vermischt; hier hat aber dann auch das sogenannte Hartseyn aufgehört.

Daß die Masse durch Zuführung von Wärme eine Texturveränderung erleidet, und daß in dieser der Grund des Farbenspiels liegt, darf wohl nicht erst bemerkt werden. Sogar in der Glashärte selbst, als Grenze des Hartseyns, findet ein bemerkbarer Unterschied statt, wobei ebenfalls das Korn im Bruch bei unverdorbenem Stahl als Anhaltspunkt genommen werden kann; daher auch die Erfahrung bestätigt, daß, da englischer Stahl den feinsten Bruch zeigt, dieser unter allen Gattungen den höchsten Härtegrad erreicht, und letzterer in eben dem Maße abfällt, als die Qualität geringer wird. Doch darf man nicht übersehen, daß bei einer und derselben Gattung dieser höchste Härtegrad nicht etwa einer Veränderung unterworfen wäre; es findet diese bestimmt statt, je nach der Behandlung, und zwar durch Ueberwärmung; sie reducirt guten Stahl mehr als schlechten, und zwar äußert sich der Einfluß dersel-

ben dahin, daß die Textur bedeutend verändert wird, da durch die Ueberwärmung Kohlenstoff entweicht und der Stahl in Folge dessen eine neue Eigenschaft, nämlich die des Sprödeseyns, erhält, wobei er zugleich von seiner höchsten Härte etwas einbüßt. In eben dem Maße, in welchem die Ueberwärmung stattgefunden hat, wird die Sprödigkeit hervortreten, und kann man dieß sogar so weit treiben, daß der Cohäsionszustand der Masse dadurch ganz aufgelöst wird, wie dieß z. B. beim englischen Stahl der Fall ist, wenn er dem Schweißprozeß unterworfen werden soll.

Die Schweißstahlorten geben durch Ueberwärmung weniger Veranlassung zu Vorfällen. Sobald diese dem Schweißprozeß, als dem höchsten Grad der Ueberwärmung, unterworfen werden, muß nothwendig eine Bearbeitung mittels des Hammers erfolgen und das Resultat hiervon ist, daß die Masse wieder durch die Bearbeitung bis zu einem gewissen Grad verdichtet und verbessert wird. Man weiß sehr gut, daß auch die geringsten Stahlorten durch zu große Schweißhite mürbe, kurz und für die weitere Verarbeitung unbrauchbar werden. Sie besitzen ebenfalls im unverdorbenen Zustande bei der größten Härte einen gewissen Grad von Elasticität, der freilich immer dem Verhältnisß des schlechten Stahls zum Guten, angehöret wird. In demselben Verhältnisß steht ferner auch die Mäßigkeit, schlechten Stahl öfter als guten härten zu können.

Wo Springen und Reißen bei den besseren Sorten stattfindet, kann man in vielen Fällen auf eine nicht gleichförmig gemischte Masse schließen, besonders hat dieß aber noch seinen Grund darin, daß beim Ablöschen im Wasser durch das Abkühlen der Masse plötzlich und gewaltsam verändert wird. Ein dritter Grund ist endlich noch der, daß beim Abkühlen im Wasser die daselbe zunächst berührenden Außenseiten

des Gegenstandes zuerst erkalten, daß dieß langsam von außen nach innen geht, und daß in eben demselben Verhältniß auch das Hartwerden erfolgt.

Die Eigenschaft, daß nach dem Härten sich harte und weiche Stellen zeigen, hat sich bis jetzt beim englischen Stahl mehr gefunden, als bei den deutschen Sorten; bei den letzteren und besseren derselben lassen sie sich wenigstens nicht so unterschieden anfinden. Mitunter findet sich, daß ein Stück Stahl der ersten Gattung beim ersten Härten nicht hart wird, sondern eher weich bleibt, obgleich ein hinreichender Wärmeegrad gegeben ist, und dieß erst beim zweiten Härten, gewöhnlich bei derselben, zum ersten aber auch nur bei einer höheren Temperatur erfolgt. Wo dieß aber auch dann nicht, oder nur ungenügend geschieht, ist die Masse geradezu in diesem Zustand starr und muß in solchem Falle unterm Hammer ausgereckt, d. h. wieder verdichtet werden; alsdann nimmt sie in der Regel einen guten Härtegrad und sogleich beim ersten Male an. Diese Erscheinung bietet vorzugsweise der Rundstahl dar, und es ist Grund zu glauben, daß Rundstahl überhaupt, besonders in stärkeren Dimensionen, in der Masse nie so dicht und compact ist, als Quadratstahl, was das ungenügende Hartwerden zur Folge haben möchte.

Es wird nicht am unrechten Orte seyn, hier zu bemerken, daß man in neuerer Zeit noch zwei Gattungen Stahl kennen gelernt hat, welche, ebenfalls als deutsche Fabrikat, alle Aufmerksamkeit des gewerbtreibenden Publikums verdienen. Diese sind der Meteorstahl von Zister in Schaffhausen und der von Krupp in Essen, beides Gußstahlarten, beide schweißbar. Den Vorzug behauptet jedoch der von Krupp. Den Meteorstahl, obgleich als den früher gekannten von beiden, hat man hier im Handel als rohes Material fast gar nicht, weshalb er Vielen fremd seyn möchte; dagegen ist er zu Theilen verarbeitet mehr gekannt. Er hat sich bei diesen sehr bewährt; solche Theile verdienen alle Anerkennung, jedoch weniger ihre Güte, als ihrer Eleganz wegen. Der Meteorstahl möchte in der Quali-

tät dem feineren etwa gleich, vielleicht auch wohl noch etwas höher stehen, als letzter, sobald er naturgemäß behandelt wird. — Der Stahl, welchen die Fabrik des Herrn Krupp gegenwärtig liefert, ist ganz geeignet, den englischen in allen Stellen nicht nur zu vertreten, sondern seiner Schweißbarkeit wegen sogar noch zu überreffen. Er verlangt eine sorgfältige Behandlung, besonders beim Schweißprozeß, dagegen hat er der so eben bemerkten Eigenschaft wegen einen Werth, welcher seine Anwendbarkeit in eben dem Maße steigern muß.

Noch möchte hinzugefügt werden können, daß die Form, welche man dem Stabe bei seiner Ausarbeitung für den Handel gibt, nicht ganz ohne Einfluß auf seinen inneren Gehalt ist. Man unterscheidet im Wesentlichen Rundstahl und Quadratstahl; letzteren mit einigen Abweichungen in seinen Breitedimensionen. Nun hat aber die Erfahrung gelehrt, daß bei einerlei Qualität sich der englische Rundstahl immer schlechter hält, als der Quadratstahl, und daß, alle Eigenschaften in Betracht gezogen, erster stets weniger zuverlässig, als letzter ist. Es hat dieß einzelne Mechaniker vermocht, den Rundstahl so gut, wie ganz außer Anwendung zu lassen und sich dafür des Quadratstahls zu bedienen. — Quadratstahl wird nur mittels Hammerwerken zu verlangten Dimensionen, sie müssen so gering seyn wie sie wollen, ausgereckt, bei welcher Operation eine Verdichtung der Masse nach beiden Seiten unabweislich ist, und zwar nicht ohne Vortheil für den Stahl selbst. Dasselbe geschieht mit dem Quadratstahl, welches erst, sobald es unterm Stienhammer ausgereckelt ist, so lange ausgereckt wird, bis es vom Walzwerk nur nach der Länge gestreckt und dann zerschnitten wird, wenn es in geringen Dimensionen verarbeitet werden soll. Dabei ist die Richtung des Walzwerkes nur zusammenrückend in der Richtung von der Oberfläche auf die Unterfläche, also verdichtend und streckend gleichzeitig, bis das Zerschneiden stattfindet. Anders verhält es sich hierin mit dem Rundstahl, sowie mit dem

Kundreisen; beide Massen werden, so wie die rohe Form nur von der Art ist, daß sie vom Walzwerke aufgenommen werden können, sogleich unter die Walzen gegeben und so lange ausgestreckt, bis der verlangte Durchmesser da ist. Das Verdichten der Massenteile durch Zusammendrücken ist hierbei, in Rücksicht auf das Ausrecken nach der Länge, zu gering und findet auch nur central statt, d. h. von allen Aussenpunkten nach dem Mittelpunkte zu.

Karsten kann sich in einem Nachwort nicht recht mit dem im Eingange aufgestellten Satze des Verfassers einverstanden erklären. Man bedient sich in England noch desselben Materials wie immer und die Technik hat doch gewiß keine Rückschritte gemacht. In Deutschland mögen in der Technik einige Fortschritte gemacht worden seyn, indeß haben diese zufällig den Stahl weniger, als das Roheisen und das Stabeisen betroffen, und Stedermarke, Rürtheim, Kraus und Siegen bewahren noch treu ihre alten hundertjährigen Arbeitsmethoden. Es ist wohl möglich, daß aus den englischen Stahl jetzt mehr Anforderungen gemacht werden, als billig geschehen sollte.

Gleiches läßt sich nur mit Gleichem vergleichen. Wenn in Deutschland von englischem Stahl die Rede ist, so wird darunter nur Gußstahl verstanden. Englischer Gußstahl kann folglich nur mit deutschem Gußstahl verglichen werden. Der bessere Gußstahl aus der Krupp'schen Fabrik gibt dem englischen wohl nichts nach. In England wird er schon seit 60 Jahren bereitet, und zwar lediglich aus dem am meisten dazu geeigneten schwedischen Eisen, welches die Gruben von Dannemora liefern. Ohne dieses Material würde es um den guten Ruf des englischen Gußstahls geschehen seyn. In Deutschland mögen die ersten Versuche zur Gußstahlbereitung vielleicht vor 30 Jahren gemacht worden seyn, jedoch mit einem ungünstigen, wenigstens mit einem schwachen Erfolge. Die Hindernisse waren: unzureichende Wahl des Materials, Mangel an vollständiger Schmelzhitze und an vollkommen feuerfesten

Tiegeln. Die Technik hat die beiden letzten Hindernisse besiegt. Ein gutes, dem Dannemora-Eisen fast nahe kommendes Material hat man in dem siegenischen und in dem steyerisch-illirischen Stabeisen gefunden, weshalb darüber kein Zweifel mehr seyn kann, daß Deutschland aus deutschem Eisen eben so guten Gußstahl zu liefern vermöge, als England aus schwedischem Eisen.

Zu allen größeren Stahlarbeiten, die eine größere Festigkeit und Zederkraft, als Härte erfordern, muß England sich entweder mit Cementstahl, wovon der bessere auch nur aus schwedischem Eisen erfolgen kann, indem das englische Eisen sehr schlechten Cementstahl liefert, begnügen, oder es muß Roßstahl aus Deutschland beziehen. Der süddeutsche Roßstahl findet daher nach England einen starken Absatz; Siegen (und Weßphalen) sind mehr auf den Absatz nach Osten und Nordosten und nach Frankreich angewiesen. Eine Vergleichung zwischen englischem und deutschem Roßstahl kann also aus dem Grunde nicht stattfinden, weil England keinen Roßstahl producirt. Aber auch eine Vergleichung zwischen englischem und deutschem Cementstahl läßt sich nicht anstellen, weil England keinen Cementstahl ins Ausland sendet, indem es nicht einmal den eigenen Bedarf bestreiten kann, und weil in Deutschland jetzt nicht viel mehr Cementstahl bereitet wird, als etwa zur Darstellung des wenigen deutschen Gußstahls erforderlich ist.

Es könnte daher nur noch die Frage entstehen, ob England auch solchen Gußstahl liefern, welcher die Festigkeit und Elasticität des besten deutschen Roßstahls und dabei zugleich eine mehr gleichartige Härte besitz. Diese Frage fällt, bis jetzt wenigstens, verneinend aus, obgleich die Wahrscheinlichkeit nicht zu leugnen ist, daß es bei der fortschreitenden Technik dahin kommen (vielleicht schon gekommen seyn) würde, wenn die Fabricationskosten eines solchen Gußstahls nicht größer wären, als die des besten deutschen Roßstahls. Es scheinen nur finanzielle Rücksichten und durchaus nicht technische Hindernisse zu seyn, welche von der Bereitung eines solchen Gußstahls abhalten. — Umgekehrt wird

aber Deutschland aus seinem Kofhstahl niemals dauernd und mit Vortheil so harte und gleichmäßig gute Stahlforten liefern, als England (und Deutschland) durch die Eufstahlbereitung darzustellen vermögen.

Man gibt im Allgemeinen dem fübdeutfchen Kofhstahl den Vorzug vor dem fiegenschen, und vielleicht nicht mit Unrecht. Die Ursache liegt im Material, nicht in der Arbeitsmethode, wie umfassende Versuche gezeigt haben, die seit 2 Jahren im Siegenschen angestellt worden sind, indem siegensches Kofhstahleisen nach steirischer Art und (das beste) steirische Kofhstahleisen nach siegener Methode zu Kofhstahl umgearbeitet wurde. Immer bleibt dieß Urtheil aber nur ein allgemeines, indem Siegen Kofhstahl erzeugt, der dem besten steirischen und Kärntner Stahle gleichgestellt werden kann, und aus Steyermark und Kärnten Kofhstahl in den Handel kommt, der von dem siegenschen in der Güte weit übertroffen wird.

Weiträge zur Verbesserung des Feuerungswesens von Florian Cloetcr.

(Fortsetzung der im März-Hefte S. 203 abgebrochenen Abhandlung.)

II. Zum Benützen der Wärme dienen in Zimmerheißöfen (und in vielen andern Dampfkesseln) die sogenannten Züge, die ihren Namen davon haben, daß sie bestimmt sind, den Strom eifriger Luft, welcher aus dem Feuer kommt, durchziehen zu lassen.

Dieser Luftstrom, den wir der Ränge wegen Rauch nennen, weil er die Producte der Verbrennung enthält, soll seine Wärme an die Seitenwände der Züge und durch diese an die Zimmerluft abgeben.

Es wird also darauf ankommen, daß diese Züge:

- 1) in Gestalt, Größe und Lage so geformt sind, daß sie dem Rauchstrome sowohl, als der Zimmerluft möglichst viel Oberfläche darbieten, um Wärme aufzunehmen und abzugeben, ohne ihm durch zu große Entzündung oder zu große Keldung die nöthige Bewegung zu hemmen;
- 2) daß sie aus dem rechten Material gemacht seyen, welches feuerbeständig genug der Wärme den hinlänglichen Durchgang gestattet, ohne die nichterwünschten Bestandtheile des Rauches durchzulassen.

1. Form der Züge.

a) Was die Gestalt betrifft, so kann sie cylindrisch oder prismatisch, kegelförmig, pyramidal oder kesselförmig und dieses entweder der ganzen Länge und Breite des Zuges nach oder in Zusammenfügungen seyn, je nachdem es die äußere Form der Öfen mit sich bringt. Uebrigens aber geben nicht alle diese Formen gleiche Vortheile, sondern es wird, wo möglich, immer die Form zu wählen seyn, welche im Verhältnisse zum Inhalte die meiste innere und äußere Oberfläche darbietet.

Abgesehen von andern Umständen, wird also in dieser Hinsicht die prismatische, kesselförmige und pyramidale Form den Vorzug vor der cylindrischen und kegelförmigen haben. Die kegelförmige ginge der cylindrischen vor. Die kesselförmige Form ist hiernach der prismatischen vorzuziehen, und die pyramidale wäre noch vor letzteren beiden zu wählen.

Kegel-, kegel- und pyramidenförmige Züge nennt man auch — zusammengezogene, verzüngte.

Sie müssen näher am Feuer am weitesten seyn, und von da aus enger werden, und zwar schon deswegen, damit der Rauchstrom an die Wände anpralle, von welchen er im ungekehrten Falle sich entfernen würde.

Aber es gehört hieher noch eine wichtige Bemerkung. Man findet nämlich da, wo der Rauchstrom

auf weitem Zuge in einen engeren übergehen muß, eine ungleich größere Erhitzung der Zugwände. Offenbar kommt dieses von dreiierlei Ursachen. Zunächst fällt in die Augen, daß der Rauchstrom an solcher Stelle mehr an die Wände gedrängt wird, indem die dort abhäufende isolirende Luftschale ihm weichen muß. Dann sind an solch verengter Stelle die Oberflächen des Zuges im Verhältnisse zu seinem Inhalte größer. Drittens erleidet die heiße Luft des Rauchstromes, wenn sie mit hinlänglicher Geschwindigkeit an solcher Stelle antommt, wirklich eine Pressung, und so gering diese auch seyn mag, so hat sie doch die Wirkung, daß diese Luft geneigter wird, ihre Wärme abzugeben.

Bei allen verjüngten Zügen tritt diese Erscheinung nach Verhältnisse der allmählichen Verengung ein.

So großen Werth aber diese verjüngten Züge haben, so un bequem sind sie für die Anwendung bei Stubenöfen *tc.*, weil sie meist der Schönheit der Form widersprechen und schwieriger zu construiren und zu combiniren sind. Man soll sie aber anzuwenden suchen, wo es nur immerhin möglich ist.

Die dreiseitige Pyramide gäbe also für die Züge die beste Form, ist aber zugleich die schwierigste für die Ausführung und Reinigung.

Die gleichweiten (pneumatischen) Züge sind für die Anwendung bequemer und deswegen auch allgemein gebräuchlich. Nur die dreiseitigen, welche verhältnißmäßig unter ihnen die weisse Hülfsfläche bieten, werden wegen ihrer Unbequemlichkeit für die Construction selten angewendet. Am meisten wählt man vierseitige und runde.

Bei den vierseitigen kommt es auf die Form des Querschnittes an. Es ist begreiflicher Weise am wenigsten gut, wenn sie ein Quadrat zum Querschnitt haben, weil diese Form im Verhältnisse zum Inhalte die wenigste Heizfläche darbietet. Ein möglichst langer Oblong ist für solche vierseitige Züge der beste Querschnitt. Wenn man versichert seyn

könnte, daß die Wände solcher Züge genau ausgeführt würden, und sich durch den Gebrauch nicht veränderten, wenn nicht Asche oder Ruß sie verengen könnten, so könnte man in der verhältnißmäßigen Verlängerung dieses Oblonges weit gehen. Aber diese Umstände sehen hier schon der Oekonomie Grenzen, wenn auch nicht die Schönheit der Form oft sich als gegenwärtig geltend machen würde.

Die cylindrische Form (Röhren) gewährt unter allen die wenigste Heizfläche, empfiehlt sich aber, besonders wenn sie von Eisenblech, Gusseisen *tc.* gemacht wird, durch die Leichtigkeit ihrer Construction und durch ihre Dauerhaftigkeit, auch sonst noch in manchen Fällen durch die Gefälligkeit der Form.

Alle Züge müssen leicht gereinigt werden können!

b) Ueber die Größe der Züge, nämlich ihre Weite und Länge, läßt sich nur im Allgemeinen reden. Gerade hier fehlen die so höchst wünschenswerthen näheren und bestimmten Regeln, welche zu suchen, eine wichtige Aufgabe der Pyrotechnik geworden ist.

Daß die Gestalt der Züge auf ihre Länge Einfluß haben muß, springt in die Augen. Züge, welche hiernach schon eine verhältnißmäßig größere Heizfläche darbieten, können auch stärker werden, so daß die cylindrischen die größte Ausdehnung in die Länge erfordern. Die pyramidalen aber die geringste *tc.*

Je weiter die Züge im Verhältnisse, desto länger müssen sie werden, wenn der Rauch nicht zu heiß fortgehen soll.

Wie sehr ihre Lage, wie sehr die Art des Materials, aus welchem sie gemacht werden, wie einwirkt, werden wir unten erörtern.

Auf die Temperatur des Raumes, an welchem sie ihre Wärme abgeben, kommt deswegen viel an, weil kältere Luft ihnen ihre Wärme schneller abnimmt.

Zernere höchstnützige Berücksichtigung verdient die größere oder geringere Lebhaftigkeit des Rauchzuges, welche durch die Kräfte des Kamins und durch die Einrichtung der Verbrennungsräume bedingt ist. Denn je rascher der Rauch durch die Züge geführt wird, desto weniger hat er Zeit, seine Wärme an die Heizflächen abzugeben.

Natürlich hängt endlich Länge und Weite der Züge von der Quantität und Qualität des Brennstoffes ab, der in gegebener Zeit verbrannt werden muß, um die verlangte Wirkung hervorzubringen, und es muß, alles andere mit dazu genommen, Weite und Länge der Züge mit der Größe der Verbrennungsräume im Verhältnisse stehen.

Man hat die Brennstoffe bisher auf ihre Fähigkeit, Wasser zu verdampfen, geprüft. Sie müssen in Zukunft vorzüglich auf ihre Fähigkeit, Luft zu erwärmen, geprüft werden.

Die Menge des zu verbrennenden Stoffes hängt aber nicht bloß von der Größe der Zimmer, sondern auch von ihrer Lage (Nord oder Süd?), von der Wärmeleitfähigkeit ihrer Wände, Decken, Fußböden, der Menge ihrer Fenster und Thüren, dann von der Frage ab, ob sie fortwährend oder abwechselnd geheizt werden, ob sie von vielen oder wenigen Menschen zu bewohnen sind, von ruhigen oder sich bewegenden, von solchen, die oft oder selten aus- und eingehen? u. Man könnte auch diese Fragen so stellen: durch was und in welchem Maße kann die Temperatur der Luft in einem solchen Raume sinken, und was kann nebst der Feuerung noch außerdem zu ihrer Erhöhung oder Erhaltung beitragen?

Aus der Schwierigkeit, diese Verhältnisse zu erheben und jedesmal in Rechnung zu bringen, erklärt sich, wie die Pneumatik in diesem, so wichtigen, Zweige ihrer Aufgaben noch in blinden Probiren besangen ist.

Pneumatische Laboratorien, d. h. Versuchsanstalten, werden hierinnen und zu Er-

füng manch anderer wichtiger Probleme als sein helfen können, wenn in ihnen auf Wegen und eine Weise experimentirt wird, welche die Wissenschaft vorschreibt*).

- *) Es hat diese Ansicht ihre Gegner gefunden, welche entweder die Sache zu geringfügig halten, oder welche behaupten, es gäbe Gelegenheit zu solchen Versuchen im Publikum genug. Auf das Erstere ist es überflüssig, zu antworten, hinsichtlich der zweiten Einwendung ist zu bedenken, wie schwierig es ist, unter so äußerst verschiedenen Umständen, wie sie die öffentliche Praxis des Feuerbaus gibt, genaue und sichere Beobachtungen zu machen. Die Bekimnung aller der Mängel u., welche das Publikum geizt zu haben wünscht, läßt vielfältiges Probiren und Abändern nicht zu, zumal, da mit dem Dienbau Störung des Hauptzweckes, und besonders für Zimmer u. Schmutz und Verunreinigung verbunden ist.

Man hat freilich bisher viele und zum Theil sehr gute Feuerungen gemacht, ohne die Wissenschaft zu fragen; aber man hat auch schon vor der wissenschaftlichen Mechanik zum Theil sehr gute Maschinen gemacht, und ehe die Chemie sich damit abgab, schon recht schön und haltbar gefärbt u. und doch kamen Maschinenbau und chemisch-technische Operationen erst dahin, den sichern Erfolg mit den sparsamsten Mitteln zu erreichen, als sie wissenschaftlich behandelt wurden. Die größere oder vielseitigere Praxis bietet der wissenschaftlichen Behandlung Stoff dar, welcher ihr Gesichtsfeld immer mehr erweitert und die sie zu sichern und zu erlangen hat, sobald sie selbst auf sicherer Wege gekommen ist. Sollte ein Zweig der Technik von so ausgebreiteter Anwendung, bei dem jährlich noch Millionen unnütz vergeudet werden, wobei die Mißgriffe noch so viele andere Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten fortwährend herbeiführen, und die noch so wenig durchgebildet ist, nicht eine Unterstützung von einigen Tausenden von Wundstechern?

Man denkt auch wohl, es fehle an Männern, welche Theorie und Praxis in der Sache genug haben,

c) Die Lage der Züge ist zunächst zu besprechen. Es fragt sich zuvörderst, ob sie wagrecht oder senkrecht zu machen seien, feirstehend oder aneinandergerückt?

Zweierlei kommt hier in Erwägung:

- 1) die Strömung der heißen Luft im Innern der Züge (der Rauchstrom) und
- 2) die Luft des Zimmers, welche die äußern Seiten der Wände der Züge berührt und von letzteren die Wärme aufzunehmen hat.

Eine sichere Erfahrung ist, daß in senkrechten Zügen der Rauchstrom in der Mitte derselben vorzugsweise aufsteigt, und weniger heiße Schichten die Wände berühren. Es kommt dies von der Anziehung her, welche diese Wände und die Luft im Innern der Züge auf einander äußern. Diese träge Luftschicht wird bald von den Wänden erwärmt, und wegen dieser Erwärmung zum Aufsteigen noch träger, während die mittlere rascher in die Höhe geht, ohne die Wände berühren und ihre Wärme dorthin abgeben zu können.

Ander, als in diesen senkrechten Zügen, in welchen der Rauch aufwärts steigt, verhält es sich in den wagrechten. Hier zieht nämlich der heißeste Theil des Rauchstromes an der jedesmaligen obgen Wandung des Zugs und bespült diese unmittelbar, indem die spezifische Leichtigkeit derselben die Abwärtsneigung der dort befindlichen Luft überwindet. Die untere Wandung dieser Züge wird weniger erwärmt, weil der am wenigsten heiße Theil des Rauchstroms an ihnen zieht und auch bald Auf und Ab die Wärmemittelung verhindert. Die Seitenwände nähern sich in ihren Hei-

Effecten nach oben dem der oberen Wandung, nach unten dem der unteren. Zum Theil aus diesem Grunde ist es Erfahrungssache, daß horizontale Züge sich besser durch den Rauchstrom erhitzen, als senkrechte, welche den Rauch aufwärts führen.

Es kommt aber auch der Fall vor, daß der Rauch genöthigt wird, in senkrechten Zügen abwärts zu steigen. — Schade ist es, daß man im Gebrauche dieses Umstandes so beschränkt ist; denn senkrechte Züge, welche den Rauch abwärts führen, erwärmen den Rauch am besten. In diesen tritt nämlich gegen das dem obigen umgekehrte Verhältniß ein. Es sind hier gerade die heißeren Lufttheile ihrer spezifischen Leichtigkeit wegen am wenigsten geneigt, in solchen Zügen abwärts zu steigen, sie lassen die erwärmern Lufttheile vorangehen und verweilen so lange, bis sie ebenfalls durch Abgabe ihrer Wärme schwerer geworden sind.

Nun ist aber noch in Erwägung zu ziehen, wie die erhitzen Wände der Züge ihre Wärme an die Luft des Zimmers u. abgeben. Die Erwärmung dieser Luft geschieht allmählig dadurch, daß diejenigen Theile derselben, welche zunächst an den Wänden der Rauchzüge anliegen, Wärme aufnehmen, somit specifisch leichter werden, in die Höhe steigen und neuen Lufttheilen Platz machen, welche noch nicht so warm und leicht sind. Auch die strahlende Wärme wirkt in gleicher Weise etwas bei. Je kälter nun die Lufttheile sind, welche der Erwärmung ausgesetzt werden, desto rascher geben die Zugwände ihre Wärme an sie ab, und je heißer sie ihrerseits werden, desto rascher geschieht durch ihre schnelleren Aufsteigen der Wechsel. Können sie längs einer heißen Wandung in die Höhe steigen, welche ihnen fortgesetzt Wärme mittheilen kann, so werden sie die Schnelle ihres Steigens verhältnißmäßig vermehren, zumal, wenn sie nicht durch entgegenstehende Flächen daran verhindert werden.

In dieser Hinsicht sind die senkrechten Rauchzüge in entschiedenem Vortheile und am meisten diejenigen,

um solche Arbeiten zu leiten! Aber man muß fragen: wo hatte man bisher Gelegenheit sich für dieses Fach auszubilden, und wo waren die Substanz-Mittel, sich einer solchen Sache anschließend widmen zu können? Wenn beide gegeben sind, werden sich auch Männer genug finden, welche forschend und lehrend die Sache fördern werden.

welche den Rauch abwärts führen, weil die aufwärts ziehende Zimmerluft bei ihnen länger heiße Plätze berührt und bei letzteren noch dazu im Aufsteigen immer heißere Stellen antreift.

Wird die Zimmerluft nicht in eine so schnelle Zwergung gesetzt, die der Größe des Zimmers angemessen ist, so werden die, vom Ofen entfernten, Räume desselben zu kalt bleiben, weil die Trägheit ihrer Luft überwinden werden müßte, wenn sie sich von wärmeren Theilen verdrängen lassen sollte.

Für eine gleichmäßige Beheizung sind daher besonders bei großen Zimmern senkrechte Züge von Vortheil.

Die horizontalen Züge haben noch das Uebeltheil, daß der untere Zug dem zunächst oberen einen Theil seiner Wärme durch Strahlung oder durch ruhige Luft zusetzt.

Man wird daher finden, daß sich zwar horizontale Züge schneller und heftiger, als die senkrechten erwärmen, anhaltender in hoher Temperatur bleiben aber doch den Rauch bei gleicher Länge des Gangs heißer in den Kamin abgeben, als solche, die senkrecht aufsteigen und wieder aufwärts gehen. Darinnen erleidet der oben angegebene Vorzug der horizontalen Züge seine Beschränkung.

Die zweite Frage, welche hinsichtlich der Lage der Züge zu erörtern ist, nämlich: ob man sie einzeln stehend oder aneinander gerichtet zu machen habe? wird sich leicht beantworten lassen. Werden die Züge aneinander gerichtet, so daß je zwei eine gemeinschaftliche Wand haben und also Zugwände vorhanden sind, welche mit der Zimmerluft nicht in Berührung kommen, so kann dieß für den Zweck der schnellen Erwärmung des Zimmers nur ein Nachtheil seyn.

Dennoch kann es Umstände geben, welche eine solcher Einrichtung entschuldigen, wenn es nämlich entweder die Schnelligkeit der Form oder die Festigkeit erfordert, oder wenn, wie es z. B. in dem sogenannten schwedischen Ofen der Fall ist, diese Zwischenwände im Innern des Ofens sehr massenhalt gemacht und als Waageballen benutzt werden, welche nach abgebranntem Feuer und wohlverschlossenem Zug die empfangene Wärme wieder an die Außenwände des Ofens und somit an die Zimmerluft abgeben sollen und können.

Horizontale Züge kann man zwar gemeinschaftliche senkrechte Wände geben, so daß dann zwei auf ein und derselben Ebene hin- und herlaufen, nie aber soll man sie bloß durch horizontale Zungen von einander scheiden, weil man dadurch gerade den besten Theil ihrer Heizfläche, nämlich ihre obere Wandung, in das Innere des Ofens verbirgt.

Willt man solche horizontale Zungen als Wärmemagazin nehmen, so steht dem entgegen, daß sie sich im Verhältniß zu den Seitenwänden zu schnell erhitzen und somit mit Wärme längst gesättigt sind, ehe das Gemach sich gehörig erhitzt hat, und also das Uebermaß der Hitze, welches ihnen zugeführt wird, von ihnen nicht aufgenommen, sondern dem Kamine zugetrieben werden muß.

2. Zum Material der Züge sollte man wohl, man kann aber nicht immer, die besten Wärmeleiter wählen, von welchen übrigens nur Gusseisen, Eisenblech, allerspätest auch Kupferblech zu Gebote stehen. Könnte man diese Metalle ohne Beschränkung anwenden, so würde man die Züge viel kürzer nehmen können; aber ihrer Anwendung ist durch heftiges Beschränkt. Es ist schon mißlich, daß das Gusseisen, Eisenblech und auch Kupferblech zu schöner dauerhafter Färbung ungerneigt ist, und manchen Arten von Formen sich nicht leicht anbequemen läßt; ferner daß Gusseisen dem Zerplatzen, Eisen und Kupferblech aber an besonders heißen Stellen dem Verbrennen, auch un-

ter Umständen dem Vorziehen unterworfen sind. Vorzüglich aber sind Metalle dann nicht von erwünschter Wirkung, wenn man vom Ofen erwartet, daß er auch dann noch fortgesetzt Wärme abgeben soll, wenn das Feuer schon abgebrannt ist. Daß metallene Ofen Kessel etc. verursachen, wenn sie sehr gerippt sind, ist eine, wie es scheint, noch unerklärte Thatsache. Man darf jedoch auch nicht vergessen, daß metallene Ofen bald erbaut und abgebrochen werden können, und daß ihr Material, wenn es zu diesem Zwecke nicht mehr gebraucht wird, noch einigen Werth hat.

Es hat sich als Material für Ofenröge, neben obigen Metallen, gebrannte Thonwaare geltend gemacht. Sie ist verhältnißmäßig wohlfeil, leicht und mannigfach zu formen, nimmt schon durch Tünchen und Mengen des Thons, noch mehr aber durch Glasiren schöne Farben an; sie ist unverbrennlich, und als mittelmäßiger Wärmeleiter behält sie, während das Feuer brennt, einen Theil Wärme zurück, den sie später allmählig abgibt. Besser gebrannte Thonwaare ist ein besserer Wärmeleiter, und glasirte Thonwaare ein besserer als unglasirte; letzteres wahrscheinlich deswegen, weil das Glas einen Theil der mehr isolirenden Poren ausfüllt. Eine unangenehme Eigenschaft der Thonwaare für Ofen ist die, daß sie öfters zerspringt, daß ihre Zusammensetzung etwas unständlicher ist, und daß die alte Waare nach dem Abtritte gewöhnlich keinen Werth hat.

Es kann unter Umständen sehr zweckmäßig sein, daß für die Röge Metall- und Thonwaare in Verbindung angewendet werde. Diese Verbindung ist etwas mißlich, weil sich das Metall bei gleicher Erhitzung mehr ausdehnt und bei sinkender Temperatur sich mehr zusammenzieht, als der Thon, und somit die beste Kitt beide nicht auf die Dauer in randschlichter Verbindung erhalten kann. Man ist deshalb genöthigt, bei solchen Verbindungen den Verschluß mit Sand anzuwenden.

Im bisher Gesagten scheint angegeben zu sein, wonach sich ein Zimmerheiz-Apparat projectiren und ein projectirter beurtheilen läßt, und wir können nun, zur weiteren Vollziehung des erhaltenen höchsten Auftrages, hier dem Publikum zur Prüfung und Nachahmung nach und nach vorlegen, was das Inland und Ausland darinnen Treffliches leistet, insofern wir uns nicht durch Interessen der Erfinder oder Patentträger beschränkt sehen. (Zweif. f.)

Wie soll man neue Brod-Backöfen erbauen und alte verbessern?

beantwortet

von

Florian Cleeeter.

(Mit Zeichnungen.)

Vorrede.

Gute Brodbacköfen sind ein Bedürfniß so vieler Haushaltungen, in welchen es Sitte ist, das nöthige Brod selbst zu bereiten, und auch für das Gewerbe der Bäcker, Kechner u. s. w. so nothwendig, daß man meinen sollte, es seyen die Regeln, nach welchen ein guter Backofen erbaut und ein mangelhafter verbessert werden könne, vielen Hausvätern oder wenigstens den, mit solchem Aue beauftragten, Maurern bekannt.

Aber man findet sogar nicht allzuvielen Bäcker, welche mit ihren Ofen ganz zufrieden sind; manche leiden durch Mängel derselben empfindlich in ihrem Geschäfte und kommen selbst durch mannigfachen kostspieliges Abändern spät oder unvollkommen, mitunter gar nicht, zum Ziele. Viel schlimmer sieht es ferner mit den Backöfen der Bürger- und Bauern-Haushaltungen aus. Es wird

nämlich nicht allein dabei eine unglaubliche Menge Holz verschwendet; sondern, was noch wichtiger ist, auch das Brot, als das vorzüglichste Nahrungsmittel so vieler Menschen, besonders der Landleute, gemeinlich auf eine bedauerndwürdige Weise verdoeben.

Hierin fand ich eine Aufforderung, mich der Beobachtung dieser Sache anhaltend zu unterziehen, die Regeln zu suchen, nach welchen ein guter Backofen erbaut und behandelt werden müsse, die gesunkenen Regeln aber durch hinlänglich wiederholte Versuche zu prüfen und außer Zweifel zu setzen. Nachdem mir dies zuverlässig gelungen ist, will ich nicht aufhören, davon öffentliche Mittheilung zu geben.

Gleich ist es nicht ein neu entstandener und noch unerfüllter Wunsch, daß Polizeibehörden dieser Sache im Allgemeinen geneigte Aufmerksamkeit schenken möchten, da dieselbe schon in vielen Polizeidistrikten auf rühmliche Weise geschehen ist. Möchte aber der Vorschlag geneigtes Gehör finden, in allen Polizeibezirken nach den unten gegebenen Regeln Backöfen zur Probe einrichten zu lassen, die als Muster dienen könnten, um darnach desto sicherer auf allgemeine Verbesserung dieser Feuerungsanlagen dringen zu können. Landleute besonders, (aber auch manche Andere), lieben es oft, selbst mit einigem Zwange von den schädlichen Gewohnheiten abgebracht und zu dem, was ihnen nützlich, aber für sie neu ist, geführt zu werden.

Man wird sich überzeugen, daß die nöthigen Verbesserungen fast bei allen schon erbauten Backöfen mit geringen Kosten können angebracht werden. Nur rathe ich sehr, dazu nicht Bauleute zu verwenden, welche bloß vorzugeben, im Besitze von geheim gehaltenen Regeln für den Erbau der Backöfen zu seyn; sondern schlichte und einfache, aber gutmeinende Maurer mit der Sache bekannt zu machen, weil sonst unredliche Spekulation und Eigennützel die wohlgemeinte Absicht der Behörden und Hausväter vereiteln möchten.

München im März 1840.

Klodian Closter.

E i n l e i t u n g.

Was soll in einem Backofen mit dem Brote vorgehen?

„Es soll backen!“ ist die schnellfertige Antwort. Aber es ist weiter zu fragen, was Backen eigentlich sey? und auf diese Frage muß die Sache genauer erörtert werden.

Wenn das Brot zum Ofen gebracht wird, ist es Teig, d. h. erscheint es als eine flebende, weiche Masse, in welcher nebst dem, durch das sogenannte Säuren (Gämyfen), Gähren (Gefen), Kneten (Wirken, Machen) u. s. w. verwandelten Mehl auch noch viel Wasser enthalten ist. Außerdem befinden sich im Teige auch viele kleine Luftblasen, welche ihn locker machen. Diese Luftbläschen sind zum größten Theil während des Säurens und Gährens im Teige selbst entstanden, als wodurch derselbe aufgegangen und größer geworden ist, zum Theil aber auch durch das Kneten und Wirken hineingearbeitet, wenigstens gleiches vertheilt werden.

Beim Backen des Brotes soll nun das im Teige enthaltene Wasser erst heiß werden, damit es den Teig, wie durch Kochen, verändere; dann soll es durch die Hitze ausgetrieben werden, damit man das Brot getrocknet erhalte. Die Luftblasen aber müssen bleiben, sonst wird das Brot schliefzig (magig, spinnig, kleibt fügen). Dazu hilft die Zähigkeit (Elastizität) des Teiges und besonders die Rinde, welche in der Hitze des Ofens bald auf dem Brote sich bildet. Diese Rinde ist gerötheter Brotteig, in welchem bei einem gewissen Grade von Hitze und nöthigen Wassergehalt eine Art von Gummi entstanden ist, der ihr Zusammenhalt gibt. Wenn verhältnismäßig mehr Wasser und dasselbe länger dabei ist, entsteht auch mehr Gummi, woher das, mit Wasser bestrichene, Brot auf der obern Rinde so glänzend wird. Auf der untern Rinde wird das Wasser zu schnell vom Ofenherde aus dem Teige ausgezogen, als daß sie glänzend werden könnte. Ist aber die Hitze des Ofens größer, als zur Erzeugung des Gummi nöthig ist, so tritt eine Verkohlung der Rinde ein (das Brot verbrennt).

Es muß in einem Backofen die Hitze theils vom Herd aus wirken, um das Wasser in dem Brote heiß zu machen und es aus demselben zu entfernen, theils vom Gewölbe aus abwärts auf das Brot stralen, um zu rechter Zeit und im rechten Maße die Rinde zu bilden. Ist der Herd zu wenig heiß, so bleibt das Brot flau und wird schließl. Wird aber die Rinde nicht schnell und gleichmäßig genug gebildet, so platzt an den weichern Stellen das Brot. Aus gleicher Ursache erfolgt dieses Zerplatzen auch da, wo zwei Brote zusammenstossen, weil hier die nöthige Rinde sich nicht bilden kann.

Weil das Brot den Herd unmittelbar berührt, das Gewölbe aber von oben herab seine Hitze aus der Entfernung senden muß, so muß natürlich das Gewölbe heißer seyn als der Herd.

Das Backen des Brotes dauert längere Zeit und deswegen muß der Ofen die nöthige Hitze anhaltend genug liefern. Hält nämlich der Ofen die Hitze nicht gleichmäßig genug, so bildet sich wohl anfangs die Rinde, das Innere aber — die Brosamen — (Brosen) setzen sich nieder, das Brot wird hohl (hebt sich). Jedoch kann letzterer Uebelstand auch ohne Schuld des Ofens von schlechter Beschaffenheit des Mehls und verkehrtem Verfahren beim Backen herrühren.

Der Glanz bildet sich auch, wenn die aus dem backenden Teige aufsteigenden Wasserdämpfe nicht so schnell fortziehen, sondern zusammengeschalten werden. Die Bäcker sagen dann: der Ofen hat Schwelle. Ohne Zweifel trägt dieser Umstand in der That zum entstehenden Glanze des Brotes bei, daß das Wasser aus der sich bildenden Rinde nicht so schnell sich entfernt, weil in einer Luft, welche mit Wasserdämpfen bereits gesättigt ist, die Austrocknung der, in ihr befindlichen, Gegenstände langsamer vor sich geht.

I.

Welches sind die Fehler, wodurch Backöfen weniger oder gar nicht brauchbar werden?

Besonders kommen zwei Hauptfehler vor: nämlich

1) unrichtiges Verhältniß der Mundlöcher (Ofenlöcher) und 2) unrichtige Beschaffenheit des Rauchabzuges. Einige andere, wenn auch geringere Fehler finden sich oft dabei noch ein.

1) Fast in allen Backöfen, die Backöfen zum Theil ausgenommen, sind die Ofenlöcher zu hoch. Nicht ganz selten ragen sie sogar zur Höhe des Gewölbes empor. Ein so hohes Mundloch ist aber für den Ofen auf mehrfache Weise nachtheilig. Es erkaltet nämlich 1) der Ofen sowohl während des Feuerens, als während des Backens und läßt 2) die Wasserdämpfe zu bald heraus. Ähnlich ist es, wenn ein Zimmer eine sehr hohe Thüre hat, welche entweder ganz offen steht, oder im Verhältnisse so wenig gut schließt, als die gewöhnlichen Backofenthüren. Die warme Luft des Ofens tritt begerlich heraus und kalte dafür hinein und weht besonders den Theil des Ofens an, welcher vorzüglich heiß seyn soll, nämlich das Gewölbe. Dieser üblen Wirkung suchen die Backenden zum Theil dadurch zu begegnen, daß sie, während das Brot im Ofen backen soll, unter dem Ofenloche einen Haufen glühender Kohlen erhalten. Um diese Kohlen übrig zu haben, muß viel mehr geheizt werden, als sonst nöthig wäre. Das Brot bekommt dann eine unschöne, schwarz geräucherte und nicht wohlsmekende Rinde, und die Rinde wird nicht glänzend, weil die Wasserdämpfe zu schnell entweichen können, indem sie wegen ihrer Leichtigkeit aus der oberen Region des hohen Mundlochs abziehen. Auch das Feuer brennt in einem solchen Ofen schlecht, gibt viel Rauch und wärmt im Verhältnisse weniger. Viel länger dauert daher die Zeit des Heizens. Was die Veranlassung solcher hoher Ofenlöcher ist, wird weiter unten zu erörtern seyn.

2) Das zweite Hauptrück ist die fehlerhafte Anlage der Rauchabzüge.

a) In dieser Beziehung ist es am allerschlimmsten, wenn einer oder auch zwei dieser Abzüge an der höchsten Stelle des Ofengewölbes angebracht sind. Ein solcher Ofen heizt sich sehr schwer, indem das

Feuer weder an den beiden Nebenseiten noch in dem hintern Theile des Ofens gerne brennen will. Der Zug der Glase geht aber vom Mundloche aus sogleich in diese Zuglöcher und wenn das Feuer ausgebrannt hat, so entweicht durch diese Oeffnungen die heiße Luft des Ofens, welche sich innerhalb des Gewölbes halten sollte. Dieses wirkt um so nachtheiliger, während das Brot im Ofen ist, wenn solche Oeffnungen nur so unvollkommen, als gewöhnlich, verschlossen werden können.

b) Man hat auch Ofen ohne besondere Rauchzüge, so daß durch das Mundloch sowohl die zum Brennen nöthige Luft einzieht, als auch zugleich der Rauch aus demselben hervortreten muß. Dies hätte für das Erwärmen und Warmhalten des Ofens manchen Vortheil, wenn nicht dabei das Mundloch so sehr hoch seyn müßte, die Verbrennung so schlecht und das Heizen so mißlich wäre.

c) Besser ist es freilich, wenn zwei Rauchzüge näher dem hintern Ende des Ofens angebracht sind. Aber auch diese bekunden sich gewöhnlich noch zu hoch oben im Gewölbe und überhaupt sind zwei Rauchzüge bei der eigenthümlichen Gestalt der Backöfen zu wenig. Denn setzt man diese beiden Oeffnungen in die Gegend von h und i (Fig. 4*), so brennt das Feuer in der Gegend von d, b und e nicht gern, weil es dort des Luftzuges entbehrt. Dieser sucht nämlich den kürzesten Weg vom Mundloche zu den Rauchzügen einzuschlagen und die bezeichneten Stellen liegen außerhalb dieses Weges. Deshalb will sich der Ofen dort nicht gerne weiß heizen. Befinden sich aber die Zuglöcher bei d und e, so tritt dieser Uebelstand für die ganze Gegend von h, b und i z. ein.

*) Die Zeichnungen folgen im nächsten Hefte.

d) Daß die Rauchzüge sogleich am hintern Ende des Ofens ins Freie gehen, ohne erst über das Gewölbe geführt zu seyn, kommt auch hier und da vor, ob man gleich leicht einsehen könnte, daß dadurch der Zug fürs Feuer schlecht und dem Ofengewölbe die Erwärmung von oben entzogen wird. Diese Erwärmung, wenn sie auch nicht ins Innere des Ofens herabbringen kann, verhindert doch, daß das Gewölbe zu leicht Wärme aufwärts schicke, weil erwärmte Körper die Wärme weniger leicht leiten.

e) Fast überall findet man ferner, daß diese Züge horizontal in den Kamin zc. ausmünden, ohne erst noch in die Höhe geführt zu seyn. Dies verursacht, im Falle wo der Kamin unterhalb der Einmündungen der Rauchzüge nicht geschlossen ist, (s. Fig. 13 h), daß die Einmündungen der Rauchzüge im Ofen zu hoch gesetzt werden müssen, wenn das Feuer Zug genug bekommen soll.

3) Oft stehen die Backöfen dem Anwehen erkaltender Winde, die auch Regen und Schnee bringen, ausgesetzt. Nachtheilig ist dies schon, wenn es bei den Seitenwänden, noch nachtheiliger, wenn es beim Gewölbe der Fall ist. Man achtet meist auch den Schaden zu geringe, welchen ein Ofen dadurch erhält, daß die Ofenlöcher gegen die freie Luft offen stehen, so lange der Ofen nicht gebraucht wird, und dem Winde und der Kälte ungehinderten Eintritt in das Innere des Ofens verstaten.

4) Nicht so häufig ist der Fehler, daß der Backofen an irgend einer Stelle dadurch feucht wird, daß sich Rässe von unten in den Herd heraus zieht, wenn er auf nassem Boden errichtet ist oder daß Feuchtigkeits durch die Wände in das Innere bringt, wenn er an eine nasse Wand oder feuchtes Erdreich angebaut ist, oder daß er endlich aus der Luft eines feuchten Gemaches sich ansucht.

5) Daß in gewöhnlichen Backöfen das Gewölbe verhältnismäßig sehr hoch ist, rechne ich nur mit Ein-

Schränkung unter die Fehler und werde weiter unten die Gründe dieser Behauptung entwickeln.

II.

Wie soll man einen neuen Backofen erbauen?

Vor allen Dingen kommt es darauf an zu bestimmen, wie der Herd des Ofens gestaltet werden soll.

1) Zu dem Ende muß erstens ausgemacht werden, wie viel Brotsalbe von bestimmter Form und Größe auf einmal in den Ofen zu setzen sey? Es ist dabei zu sehen, wie zwei Broten ein gehöriger Zwischenraum zu rechnen und jederzeit noch zu berücksichtigen, daß die Brote selten so, wie es seyn sollte, in den Ofen gebracht werden, daß also mehr Raum aufgehe, als wenn man sie außer dem Ofen nebeneinander stellt, und daß daher der Ofen größer angelegt werden muß, als genau genommen nöthig wäre. Man kann sich etwa die Grundflächen dieser Brote auf einen Bretterboden zeichnen.

2) Doch muß bei der Größe des Herdes zweitens zugleich auch dessen Gestalt bestimmt werden.

A. Die allgemein übliche und aus manchen Gründen die beste Gestalt des Herdes ist die länglich-runde, welche hinter der Mitte weiter ist, als vor derselben. Es sprechen besondere Gründe für diese Grundform:

- a) Schon die Heizung wird dadurch erleichtert, daß der Ofen vorne enger und alerziger wird. Denn, sobald der Feuerzug von vorne nach hinten zu geht, indem das brennende Holz auf dem Herde ausgebreitet liegt, so müssen offenbar die Räume im mittlern Theile des Ofens von mehr Wärme berührt werden, als es gegen vorne hin der Fall seyn kann. Auch die Räume im hinteren Theile des Ofens erhalten verhältnißmäßig mehr Wärme, als die vordern, wenn gleich im Falle, daß der Brennstoff nicht bis dorthin gelangt ist, weniger, als die mittlern, weil der Rauchzug schon an Wärme verloren hat, bis er zu ihnen kommt.

Es darf also der hintere Raum des Ofens auch mehr Fläche zur Erhitzung bieten.

Dieß auch deshalb, weil der vordere Theil des Ofens, als dem Mundloche näher, auch während des Heizens der Erhaltung vom Mundloche aus mehr ausgesetzt ist.

- b) Was für Vortheile aber aus dieser Form des Herdes für die schädliche Bildung des Gewölbes hervorgehen, sehen wir weiter unten.

(Fortsetzung folgt.)

Bronce-Farben.

Aus der chemischen Fabrik des Hrn. J. W. Müller zu Dettendorf bei Neustadt an der Aisch sind dem polytechnischen Vereine, durch den Hrn. Oberberg-Ressor Wexold, Proben von dem obigen Fabrikate vorgelegt worden, welche nach dem Urtheile von Sachverständigen, den besten bis jetzt bekannten Producten dieser Art aus anderen Fabriken gleichkommen. Sie bestehen, soviel bekannt, aus geschlagenen und sodann höchst fein zerriebenen, hämmerbaren Metallcompositionen, ihre Mischung und Verarbeitung ist indes zur Zeit noch Fabrikgeheimniß. Die Farben sind theils blaß, theils hoch- und goldgelb bis orange, sodann aber auch kupferroth, zinnober- und carmoisinroth. Sie lassen sich sowohl auf Papier (mit wenig Gummiwasser abgetrieben, oder auf Leinwand, der noch etwas feucht ist) als auf Stein, Holz und Metall u. dgl. ähnlich wie das früher gebräuchliche Mispogold, auf einen Goldgrund, solange dieser noch etwas klebt, mit dem Pinsel auftragen, ja auf Papier sehr gut auch der Feder schreiben, und erschulzen dann erst geglättet in ihrer größten Schönheit. Häufig macht man jetzt Anwendung davon bei lithographirten Visiten-Karten, die solange der Druck noch feucht ist, mittelst Baumwolle mit der Bronze-Farbe bedrupft werden.

Die Preise der fraglichen Fadrikate sind aus dem nachstehenden Preis-Courant zu entnehmen. Sie scheinen zwar zum Theil etwas hoch; allein da die Farben sehr ausgehen, so kommt dieß weniger in Betracht.

Preise von Broncefarden.

A. Gewöhnliche Nuancen:

Blau, hochgelb, roth, grünlich, weißlich u. c.
pr. 1 Pfund Nürnberg. Gewicht. Franco Nürnberg
Nr. 1. 18 fl. Nr. 2. 16 fl. Nr. 3. 14 fl.
Nr. 4. 12 fl. Nr. 5. 10 fl. Nr. 6. 9 fl. Nr. 7.
8 fl. Nr. 8. 7 fl. Nr. 9. 6 fl. Nr. 10. 5 fl.

B. Englische Nuancen:

Blau, Citron, goldgelb, ächte kupferfarbene
Farbe u. c. Nr. 1. 32 fl. Nr. 2. 27 fl. Nr. 3.
25 fl. Nr. 4. 22 fl. Nr. 5. 20 fl. Nr. 6.
18 fl. Nr. 7. 16 fl. Nr. 8. 9. 10. 11.
14 bis 8 fl.

Todes-Anzeige.

Am 1. September L. J. starb dahier Morgens
5½ Uhr

Herr Dr. Hermann Julius Schultes
praktischer Arzt, Mit-Redakteur des Dingler'schen poly-
technischen Journals und Mitglied des Central-Verwal-
tungs-Ausschusses des polytechnischen Vereins in Mün-
chen u. c.

Erst seit dem Anfange des laufenden Jahres zählte
der polytechnische Verein für Bayern und der Central-

Verwaltungs-Ausschuß desselben den Verbliebenen zu
seinen Mitgliedern; aber auch während dieser kurzen
Zeit zeichnete sich derselbe durch die gründlichen und
gebiegenen Referate, welche er lieferte, durch Umsicht,
Sachkenntniß, scharfe und richtige Beurtheilung in
Berathung einzelner Gegenstände in so hohem Grade
aus, daß Ihm auch da von Allen jene Hochschätzung
zu Theil wurde, welche er als Schriftsteller im Fache
der Botanik, wo er mit seinem neun Jahre früher da-
hingeshiedenen Vater, dem Königl. Hofrathe und
Universitäts-Professor Dr. Jos. Aug. Schultes sich
schon längst eine unvergängliche Celebrität erworben
hatte, ferner als vieljähriger Mit-Redakteur des poly-
technischen Journals und als ausübender Arzt in größ-
ter Masse genoß.

Der Engel brachte dem Hingeschiedenen zwar schon
im 36. Lebensjahre den Heirathsgelocke, und führte Ihn aus
der Mitte seiner Geschwister, für die er mehr als
Bruder war, für die er bis zum letzten Athemzuge
sorgte, führte Ihn von zahlreichen Freunden und von
vielen Leidenden, die an Ihn den Wohlthäter wie den
Heilskünstler bereinigen, hinweg; aber der Biograph fin-
det dennoch hier ein reiches Leben. Unermüdeten Fleiß
in allem seinem Wirken, tiefe Einsicht, scharfe und
schnelle Auffassung, klare Darstellung und Rechtschaffen-
heit pflanzten jede Spanne seines mühevollen Lebens, und
Jeder, der das Glück hatte, sich seinen Freund zu nen-
nen, wird auf immer mit Ihm vereint bleiben durch
jene heilige Liebe, für die es keine Trennung gibt.

Ave, Ave, Du heißgeliebte reine Seele!

Bekanntmachung von Privilegien-Beschreibungen.

B e s c h r e i b u n g d e s

Verfahrens in Anfertigung aller Arten von
Rämmen aus Eisenbeinabfällen,

worauf sich Georg Peter Bär in Nürnberg ein Pri-
vilegium auf 10 Jahre theilen ließ.

A. Bei Zylinder-Rämmen.

Man nimmt die Räder oder Zylinder, welche aus zwei oder vier Theilen bestehen können, bohrt mit einem Bohrer, dessen sich jeder Rammacher bedient, an beiden Enden die Löcher, um die beiden Ende-Zahn-
theilchen einschieben zu können, und niethet sie dann fest, dann können die übrigen Theilchen die man hinein zu bringen beabsichtigt, sehr leicht und fest eingeschoben und genietht werden; ist dieses geschehen, so giebt man dem Ramm durch eine Kapsel, die jeder Rammacher kennt, die gehörige Form, theilt die Zähne sodann nach den Fugen ein und beginnt dieselben durch eine Säge einzuführen, dann wird der Ramm gehörig geschabt, gepolirt, mit Tripel und Kreide trocken po-
liert wie es bei allen Rämmen geschieht.

Will man statt des messingen Nietdrahtes Neu-
silber oder Stahlplättchen darauf anbringen, so bedient man sich des bekannten Nieten Drahtes zum Nieten, und schiebt in denselben die Nägel ein.

Bei den Zylinder-Rämmen jedoch, wo das Zell aus vier Theilen besteht, muß man statt den beiden Ende-
Zahntheilchen zuerst die Theilchen, wo das Zell zusam-
mengestoßen ist, festsetzen, dann erst die übrigen Theil-
chen ansetzen.

B. Bei Staub-, halben und halbwerten Rämmen.

Bei diesen ist die Verfahrungsweise dieselbe, wie bei den Zylinder-Rämmen, außer daß man hier die Zähne einzutheilen nicht bedürftig ist, weil man sich hierzu eines (in der Rammacher Sprache zu sprechen) sogenannten Kumpfers und Staubzeuges bedient, — da wo die Zahntheilchen zusammengefügt sind, einzuschneiden beginnt, bis an den Absatz schneidet, wo die Hälfte des Rammes als geschnitten erscheint, sodann den Ramm wendet, und die andere Hälfte auf eben diese Art schneidet, sodann spitzt und vollendet, wie es bei jedem aus einem Stücke bestehenden Ramm geschieht, und wie es schon bei den Zylinder-Rämmen an-
gezeichnet ist.

Will man sich sowohl bei den Zylinder- als Staub-
Rämmen des Nietens überheben und die Zelltheile von
Eisenbein, Horn oder Holz aus ganzen Stücken neh-
men, so kann man in dieselben durch ein Halzeisen eine
Nutze hobeln, und die Zahntheilchen einleimen, — einen
Beweis der Haltbarkeit auf diese Art ersahend, gibt ein
beiliegender Staubkamm, wovon das Zell von Wurzel-
holz die Zahntheilchen von Eisenbein bestehen.

Will man sich zur Eleganz der Abzüge auf die
Felle bedienen, so wird auf folgende Art verfahren.

Nachdem der Ramm schon ganz fertig ist, nimmt
man die lithographische oder gemalte Abbildung schnei-
det ringsum das überflüssige weiße Papier des Randes
weg, legt sie mit der Rückseite für ungefähr 3 bis 4
Minuten in kaltes Wasser, und dann aus diesem gezo-
gen zwischen einige Bögen ungeleimtes Papier, wodurch
dem Papier das überflüssige Wasser entzogen wird.

Hierauf trägt man mit einem guten Haarpinsel den Morcant auf die gedruckte oder gemalte Seite auf, und legt die Abbildung so schnell wie möglich auf den Holz- oder Eisenbelegenstand reibt, mit einem in Wasser getauchten Finger das Papier ab, welches in kleinen walzenförmigen Klümpchen abfällt, die Abbildung ziemlich deutlich auf dem Gegenstande sich zeigt, und läßt es während 24 Stunden trocknen.

Hierauf taucht man den mit feiner Leinwand umwickelten Finger in eine Mischung von gleichen Theilen Wasser, starken Brantwein, Kreide und Salz, und reibt damit die noch auf der Zeichnung befindlichen filzartigen Papiertheilchen weg, bis sie völlig deutlich und klar dastehen.

Nachdem auch dieses geschehen, bestreicht man das Ganze 3 bis 4 Mal mit dem Zieriß, wobei man jedoch Sorge tragen muß, denselben sehr dünn aufzutragen und gleichmäßig zu vertheilen, und jede Schicht gut trocknen zu lassen, ehe man die andere aufträgt.

Auch gemalt erscheinen die erhabenen Theile sehr gütlich.

B e s c h r e i b u n g

zur

Anfertigung des Mineraltages und der
Scharfriemen für Rasiermesser &c. &c.,

worauf sich G. A. Kuernheimer in Regensburg ein
Privilegium auf 6 Jahre ertheilen ließ.

Der Mineraltag besteht aus nachstehenden
Zugenden, und wird nachstehend verfertigt:

- 1) aus Schiefer, fein pulverisirt, zerstoßen, gesiebt und hernach durchgebeutelnt (als ab-
wechendes Mittel);

- 2) aus sogenannten Wienerkalk, ebenso behan-
delt (als polirendes Mittel);

- 3) aus Flintstein, ebenso;

- 4) aus geschlemmter Zinnsäure, ebenso.

Davon nimmt man überall gleiche Theile und macht sie mit soviel Leinwand Oel ein (rothes) als es Pfund obiger Bestandtheile sind, und bereitet davon einen Teig, sodann nimmt man ebensoviel durchgetrie-
bened Kindesmark als die Masse ausmacht, und schmelzt alles zusammen in einem Schmelztiegel bis zur größten Flüssigkeit, und gleicht es unter Umrühren und Zuguss eines wasserleichen Oeles in die Büch-
sen von Holz.

Die Scharfriemen werden aus Luchtenleder geschnitten, 14 Tage s. v. in klein gebeigt, an der Luft ebensolange getrocknet, sodann auf der Nervenseite mit Blausäure abgeseift, und obige Massen warm mit einem Stück Zinn solange bis die Riemen schwarz sind, eingegeben, und sodann aufgenagelt oder aufgezogen. Die Hölzer hiezu macht der Schreiner, die Schrauben der Drechsler, und das Aufsäßen oder Zusammen-
setzen geschieht mit der Eckternath mit Seide, wo man gewöhnlichen grauen Futterhaman benützt,

Die Gebrauchsmethode ist die, daß man von dem
Teig in der Größe einer Gabel (am allerbesten) mit dem Stielende eines zinnernen Löffels auf dem Strei-
riemen solange damit einreibt, bis der Teig auf allen
Stellen des Riemens gut verleben ist, er genugsam
schwarzgrau und fett geworden ist, und der Riemen
anlegt, welches man alle Monate wiederholt, und da-
zwischen auf dem Riemen öfteres Oel eintröpfeln kann,
welches sich in den Riemen einzieht.

Preis: das Büchel Teig 18 kr. Riemen 48 kr.

Beschreibung mit Zeichnung

der

Kiesreinigung; Gitter,

worauf sich Johann Cmeiner aus Perleth ein Privilegium auf 5 Jahre ertheilen ließ.

(Mit Zeichnung.)

Der erste Anblick dieser Gitter zeigt von der Seite aus betrachtet beinahe keine andere Form, als die schon seit langen Zeiten üblichen ganz einfachen Wurfgitter. Gerade ihrer Einfachheit wegen aber im Vergleich des vielseitig erreichten Zweckes, so wie der Wohlfeilheit im Preise gemäß werden diese Neuerfindungen gewiß selbst meinen erstprivilegirten vorzuziehen seyn.

Das ganze Gerüst ist um 4 Mal im verjüngten Maasse dargestellt zu betrachten.

Die Vorderseite zeigt unter Nr. 1 ein Gitter mit großen länglich vierseitigen Oeffnungen, und ist bestimmt, den Kies von der Grube aus auf selbst zu werfen, und die großen Steine sogleich abgefordert zu erhalten, und den durch diese Steine herbeigeführten Arbeiten nach §§. 15 und 25 der Wegmacher Instructionen sogleich vorzubeugen, indem die Steine, welche größer als die Oeffnungen sind, vorne über das Bret No. 2 abgefordert abrollen, wo sie alsdann gleich in der Grube können zerbrochen werden.

Die beiden Randbleichen mit No. 3 bez. verhindern das Hinausrollen der Steine und das Vermengen derselben mit dem auf dem Boden befindlichen Sande oder mit dem Kies.

Beiläufig in der Höhe, wo No. 2 angebracht ist, war bei meinen früher privilegirten Gittern ein für die großen Steine angehängter Versammlungskorb, welcher, wenn selber gefüllt war, weggetragen werden mußte, und oben, wo jetzt das Gitter mit den weiten Oeffnungen ist, besaß sich jenes Gitter rückwärts, jetzt mit

No. 5 bezeichnet; so daß durch den Korb der Kies durchlaufen mußte, und unter demselben wurde er so, dann aufgefangen, wogegen er bei diesem Neuen durch das Gitter No. 1 geworfen wird, von der Rückwand No. 4 aufgehalten, über das Sandgitter No. 5 abrollt, und entfernt von Sand und großen Steinen nun besonders liegt, so daß mit Einmal werfen dreierlei Material gesondert erhalten wird.

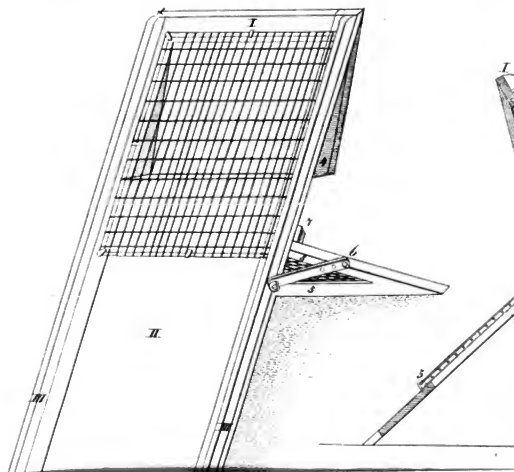
Das Bret No. 4 verhindert das Hinausrollen des durchgeworfenen Kiesel, und führt denselben direct auf die obere Hälfte des Gitters No. 5, um dadurch durch ein verlängertes Abrollen des Sandes auf selbst den Kies um desto reiner auch von Sand zu erhalten, zu welchem Zwecke auch die Oeffnungen länglich sind, um den Durchgang des Sandes zu erleichtern, welches bei gleich vierseitigen oder runden Oeffnungen der Fall nie seyn kann, und dennoch nach §. 25 ausdrücklich der Kies auch von Sand rein seyn soll.

No. 6 bezeichnet eine Aufhängkammer, daß die beiden schräge stehenden Gitter nicht übereinanderfallen können.

No. 7 und 8 die Stelle, wo die beiden Gitter zur Zusammenfassung eingefügt werden.

In einen weiteren Vergleich mit meiner früheren Erfindung, oder gar mit den altgebräuchlichen Gittern einzugehen, wird bei vorliegender Formateinsicht überflüssig seyn, und es wird genug seyn, das wesentlich Vortheilhafteste, nämlich die Vereinfachung des Versammlungskorbes anführen zu können, und da durch dieses bei jedem Gitter ein Minderpreis von zwei Gulden erzielt wurde, möchten selbe auch gewiß wieder und desto eher zum Ankauf Behuf der Straßenbauten annehmbar und empfehlend seyn.

Gegen die längst bestehenden alten Gitter aber bleiben alle Vorzüge, welche ich bei dem ersten allerunterthänigsten Preisermittlungsgesuche anführte, auch bei diesem bekräftigt, und zwar um soviel noch höher, als meine angeführte Verbesserung von Nutzen seyn mag.



t

-

=

3t

at

rt

nt

ft

ft

et

8t

rt

3t

dt

nt

1770 Originals of the original of the original.

1770 Originals of the original of the original.

1
not

aus
seit
Ger
viel
im
selb)

Ma

groß
stimm
wer
ersch
Arb
tion
grö
Mri
der

der
der
ode

wa
ger
we
un
ge

K u n s t = u n d G e w e r b e = B l a t t

des polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern.

Sechszwanzigster Jahrgang.

Monat October 1840.

Verhandlungen des Vereines.

Vom 26. August bis 7. October inclus. konnten wegen Abwesenheit der meisten Auschußmitglieder nur fünf Sitzungen gehalten werden, in welchen vorzugsweise nachstehende Gegenstände verhandelt wurden:

- 1) Das königl. Ministerium des Innern verlangt Aufschlüsse über die Schädlichkeit der messingernen Hähne, worüber in kürzester Zeit ausführlicher Bericht erstattet wurde;
- 2) Dasselbe königl. Ministerium theilt mehrere Privilegien-Beschreibungen zur Begutachtung beifug ihrer Bekanntmachung mit.
- 3) Die königl. Regierung von Oberbayern verlangt
 - a) über das Besuch des Hutmachers Binder um Dispensation von der Ablegung einer Fähigkeitprüfung;
 - b) über die Bekanntmachung eines ~~Wassers~~ Glases Darrrofens;
 - c) über einen von dem Ufermacher Michael Sittke dahier erfundenen Regulator, welche sämtliche Gegenstände alsbald erledigt wurden.

4) Der Kleiderreiniger Math. Braun dahier legt eine Zeichnung und Beschreibung eines Apparates zur Reinigung der Kleider zur Prüfung vor, welche in entsprechender Weise vorgenommen, und worüber das Resultat dem Vortrager mitgetheilt wurde.

5) Als ordentliche Mitglieder sind dem Vereine beigetreten:

- 1) Herr Michael Mayer, Bierbrauer in Regensburg;
- 2) Sr. Excellenz der königl. bayer. Staatsrath und Regierungs-Präsident ic. Lit. Herr Jos. v. Hörmann in München;
- 3) Lit. Herr Dr. Gustav Schüller, Berg- rath und Professor der Mineralogie und Technologie in Jena.

Von Gewerbevereinen traten dem Vereine bei:

- a) der Maurer- und Zimmermeister-Verein in Aibling;
- b) der Handwerker-Verein in Chiemgau.

Abhandlungen und Aufsätze.

Wie soll man neue Brot-, Backöfen erbauen und alte verbessern?

beantwortet

von

Florian Floeter.

(Mit Zeichnungen.)

(Schluß.)

B. Wie sich die Länge und Breite des Herdes zu einander verhalte, hängt oft von dem Plage ab, wozin man den Backofen stellen will, da man ihn nicht immer so lang oder breit machen kann, als es sonst am besten wäre.

Ist kein sonstiges Hinderniß vorhanden, so scheint erfahrungsgemäß aus manchen Gründen das geschickteste Verhältniß das zu seyn, daß man 9 Maßtheile auf die ganze Länge des Herdes (die Sohle des Mundloches nicht gerechnet) und 6 Theile auf die Breite rechne. Ein Maßtheil wird nach Fuß oder Zoll bestimmt. Es soll z. B. der Herd 9 Fuß lang werden, so ist der Maßtheil das Neuntel davon, nämlich 1 Fuß. In diesem Falle würde der Herd 6 Fuß breit. Oder es sollte der Herd 8 Fuß lang werden, so wäre ein Maßtheil das Neuntel davon, nämlich $10\frac{2}{3}$ Zoll, und der Herd würde 5 Fuß 4 Zoll breit. Der Herd wird dann so auf das Papier gezeichnet, daß man die Linie a b als die Richtung der Länge ziehe und folche in 9 gleiche Theile abtheile (siehe Fig. 1). Vom Mundloche aus durch den sechsten Theilpunkt c zieht man eine rechtwinklige Linie übers Kreuz x y, auf welche man von c aus rechts und links 3 Maßtheile abmisst. Nun wird von c aus ein halber Kreis durch d, b und e gezogen.

Die Punkte x und y sind von d und o so weit entfernt, als diese von c, nämlich 3 Maßtheile, also 6 Maßtheile von c aus. Von x und y aus ziehe man die beiden Seitenbogen e g und d f.

Anderer, obgleich weniger vortheilhafte Verhältnisse, sind etwa folgende:

Fig. 2. Zu 9 Theilen Länge eine Breite von 7 Theilen. In diesem Falle zieht man die Querlinie von c zwischen dem 5ten und 6ten Theilpunkte der Länge a b; beschreibe mit c b den Halbkreis d b e und von c und o aus die Bogen e g und d f.

Fig. 3. Zu 9 Theilen Länge bei 8 Theilen Breite wird die Kreuzlinie durch den 5ten Theilpunkt c gelegt, der Halbkreis mit 4 Theilen gezogen und die Bögen d f und o g von h, i ausgeführt.

Fig. 4. Zu 9 Theilen Länge bei 5 Theilen Breite wird die Linie d e durch c mitten zwischen den 5ten und 7ten Theilpunkt gezogen und mit $2\frac{1}{2}$ Theilen der Halbkreis. Die Kreuzlinie muß bis auf 4 solche Halbmesser von c aus rechts und links verlängert und von x und y aus d f und e g gezogen werden.

Ueber diese beiden letzten Verhältnisse die Länge oder Breite auszurechnen, ist nicht rathsam.

Wird nämlich der Ofen sehr breit, aber kurz; so ist zwar das Ein- und Ausbringen des Brotes zc. bequem, aber der Ofen heißt sich schwer, weil der Abzug nicht lange in demselben verweilt.

Wird er jedoch im Verhältnisse zur Breite sehr lang, so mag er sich zwar leichter heizen, aber das Ein- und Ausbringen des Brotes wird zu unbequem.

Ist die Größe und die Form des Herdes ermittelt, so kann man zur Ausführung des Baues schreiten.

1) Vor allen zeichne man sich den Herd auf die Baustelle. Ist diese so beschaffen, daß man die Linien d f und e g Fig. 1 und 4 nicht mit der Schnur ziehen kann, so muß man diesen Bogen auf ein Brett ziehen, welches man dann hinlegt und darnach den Grundriß dieser Seiten zieht. An der Seite, wo der Backofen an eine schon stehende (trockene) Wand angemauert werden soll, muß man wenigstens einen halben Backstein zur

Auflage des Gewölbes rechnen, und also mit dem Herdris so von dieser Wand entfernt hielben. Wo aber der Backofen frei zu stehen kommt, rechnet man dazu wenigstens $1\frac{1}{2}$ oder lieber 2 Eelne.

Die beiden hintern Ecken des Gemäuers können nach Umständen, wie in Fig. 1 und 4 gezeigt, abgebrochen werden, oder man kann diesem Theil auch die Form, wie in Fig. 2 nach dem Halbkreis, wie dem Herde, geben. Werden die Ecken aufgemauert, wie Fig. 10, so dienen sie als Pfeiler zu größerer Festigkeit des Gewölbes.

Nach diesem Allen wird der äußere Grundriß gezeichnet und abgemesset, das Fundament gelegt, und dann die Seitenwände bis zur schließlichen Höhe des Herdes aufgeführt.

Diese Höhe ist verschieden. Sie richtet sich theils nach den Personen, welche zu baden haben, theils nach andern Umständen. Wo ein Backofen viel gebraucht wird, z. B. bei Bäckern u. muß auch mehr auf Bequemlichkeit zur Förderung der Arbeit gesehen werden; und also das Mundloch dem Bäcker gut zur Hand seyn.

Es kommen Fälle vor, wo der Ofenherd dem Erdboden gleichgemacht werden soll. Da muß die Erde gleichwohl tief genug ausgegraben werden und für die Wärme des Herdes gehörig gesorgt seyn. Man hüte sich ja, einen Ofenherd auf bloßen Erdboden zu legen! Die Grundmauern dürfen dann nicht an's Land angemauert werden, sondern es wird zwischen ihnen und dem Lande noch ein Zwischenraum gelassen und mit kleinen Steinen oder Schmirischladen ausgefüllt, damit die Rässe abfließen kann, ohne in's Gemäuer und den Herd zu dringen. Für die Badenden ist dann vor dem Mundloche eine Vertiefung angebracht, in welche sie sich beim Gebrauche des Ofens stellen. Ueber diese Vertiefung wird, wenn der Ofen nicht gebraucht werden soll, ein Deckel gelegt.

2) Das Gemäuer wird nun mit der Unterlage des Herdes ausgefüllt. Ein Gewölkelein unter den Herd zu setzen, ist nur in dem Falle rathsam, wenn der Vorplatz

des Ofens ein stets warmer Raum ist, weil außerdem der Herd von unten zu sehr erkalten würde. Anders geschlossen Höhlungen (Kanäle) darunter anzubringen, läßt zwar den Herd trocken und warm, gestattet aber dem Ungeziefer einen erwünschten Aufenthalt. Am schädlichsten nimmt man zur Ausfüllung des inneren Raumes zwischen dem Gemäuer Schmirischladen, und, wo sie nicht zu haben sind, kleine Steine oder unten kleine Steine und oben auf Schlacken. Letztere Schlacken oder kleine Steine dürfen nur bis auf ohngefähr 9 Zoll unter der Herdsohle empor reichen.

Auf sie kommt eine Lage Kohlenklein (Kohlflösch) oder ausgelaugte Asche 4 Zoll hoch; auf diese zwei Zoll hoch feiner Sand und darauf erst das Herdflaster ohngefähr 3 Zoll dick.

Vorher muß jedoch ausgemacht seyn, welche Richtung der Herd erhalten soll: ob er wagrecht sey oder gegen hinten anzusteuern habe? Nie heißt sich ein Ofen bei einem wagrechten Herde so gut, als bei steigendem, und überdies hat ein steigender Herd das Gute, daß man die Brote leichter überschauen kann. Doch darf die Steigung auch nie so groß seyn, daß die weichen Brote, in den Ofen gebracht, abwärts fließen, ehe sie genug erhärtet sind. Für den Fuß Länge 1 Zoll Steigung wird ein geschicktes Verhältniß geben. Es ist gut, wenn diese Steigung von dem Mundloche aus $1\frac{1}{2}$ Fuß lang mehr beträgt (wie Fig. 19 zu sehen ist), nämlich 4 Zoll auf diese Länge. Dadurch kommt die Stürze (der obere Theil) des Mundloches tiefer zu stehen, was dem Ofen ungemein ersprießlich ist, und es bleiben doch noch 4 Zoll, um den Herd zu übersehen und den Stiel der Wadschäufel (des Einschießers) aufzunehmen. Doch ist es auch nicht sehr viel geschickt, wenn der Herd wie Fig. 5 gestaltet ist.

3) Wenn die Sandfläche für den Herd zubereitet ist, und die Seitenmauern des Ofens eben so weit geführt, auch ringum nach der angenommenen Gestalt und nach der Neigung des Herdes gerichtet sind, wird der Herd aus breiten Ziegelsteinen (Wädzriegeln, Ofenplatt-

ten) gelegt. Es dürfen aber diese Herdsteine nicht mit den Seitenmauern verbunden werden, sondern sollen neben diesen nach der Form des Herdes abgerundet seyn, weil man letztere sonst nicht so leicht herausnehmen und den Herd erneuern kann, so oft er es bedarf.

Man kann auch den Herd aus Lehm (Thon) schlagen, so daß er aus einem Stücke bestche und sich der Lehm im Feuer des Ofens hart brenne. Ein solcher Herd muß sorgfältig gemacht werden, und zwar am besten auf folgende Art:

Man gerschlägt gute gebrannte Ziegelsteine (Ziegeltrümmer) zu klaren Gries, so daß man nach dem Zerschlagen sowohl den Staub, als auch die gröbsten Stücke durch Sieben abseihet.

Dies geschieht dadurch, daß das Zerklopfte durch ein Sieb, welches den Gries durchläßt, zerft gelegt, und dann von diesem Durchgeseihten durch ein feines Sieb der Ziegelmehls (Ziegelmehl) ausgekist wird. Der dazu nöthige Lehm wird trocken zerklöpft und ebenfalls durch ein feines Sieb geseiht, damit alle Steine u. s. w. entfernt werden. Dann wird er zu einem feinen und dünnen Brei angemacht, eine Zeit lang zum Erweichen stehen gelassen, und darauf tüchtig durchgearbeitet. Hernach wird so viel Ziegelmehl unter den Lehm gearbeitet, als es mit Belbehaltung der nöthigen Bündigkeit der Masse möglich ist. Am besten ist es, daß man den Lehm so feucht schon genommen habe, als für die ganze Masse nöthig ist, um kein Wasser mehr gießen zu müssen.

Wenn auf die oben beschriebene Schicht Kohllösche oder Asche der Herd aus dieser Masse gebildet wird, so steht man darauf, daß man jeden Theil Masse, den man aufträgt, ins Wasser taucht, damit sich die einzelnen Stücke wohl verbinden. Man trägt die einzelnen Klumpen Masse nicht auf einander, sondern nebeneinander an, weil sie sich sonst in der Hitze abblättern, und vermeidet dabei, daß nicht trockne Asche oder Sand zw. zwischen sie komme. Mit einem Häuel aus Holz oder besser aus Eisen wird der Herd sorgfältig zusammen und eben ge-

schlagen, und endlich mit einem dünnen Brei aus Lehm, Salz und Holzasche dünn übertrücht, mit Asche bestreut und mit Brettern belegt, damit er nachgehends nicht verlegt werde. Vom Mundloche einwärts auf 1 Fuß muß man aber auch in diesem Falle den Herd aus gebrannten Steinen machen, weil sich dort der Lehm nicht fest brennen würde.

4) Das Mundloch soll mit großer Sorgfalt behandelt werden. Die Weite desselben richtet sich theils nach der Breite des Gebäudes, welches einzuschließen ist, theils nach der Breite des Backofens. Es ist oben Seite 613 bemerkt worden, daß es nicht höher seyn darf, als umgänglich nöthig. Die obere Linie (Stürze) desselben wird am besten nicht im Bogen, sondern gerade gemacht. Ein geschickter Maurer kann dieß, indem er die Steine auf die Weise, wie Fig. 6 gezeigt, sorgfältig behauet und zusammensetzt. Wässer lassen gewöhnlich einen Korb von Eisen mit einmauern, wie Fig. 7 mit Nutzen versehen, in welchem das Thürchen, welches ein Schieber ist, auf- und ab bewegt werden kann.

Das Thürchen hängt an einer kleingliedrigen Kette, welche entweder über eine Rolle geht und auf der andern Seite ein Gegengewicht trägt. (Fig. 8) oder durch einen Hebel mit Kreissegment und Gegengewicht gezogen wird.

Bei gewöhnlichen Backöfen bleibt solches weg, weil die Zeitverschümmiß und einige Unbequemlichkeit beim Auf- und Zumachen des Thürchens nicht so in Anschlag kommt. Es wird nämlich dasselbe auf die Art aus Eisenblech gebildet, wie es Fig. 9 gezeigt ist, so daß es mittelst seines untern Randes auf den Vorsprung vor dem Mundloche schiedlich aufstehe, und weil es größer ist, als dieses, an den Rand desselben sich anlege. Dazu ist es nöthig, daß die vordere Seite des Mundloches so gut gearbeitet sey, daß das Thürchen überall gut schließe.

Wenn man feuerfeste Bruchsteine hat, welche bei abwechselnden Erwärmen oder Erkalten nicht zerpringen, so läßt man am besten das ganze Mundloch aus Einem Stücke verfertigen.

5) Die Leuchte erhält eine besondere Oeffnung an der Seite des Mundloches (gewöhnlich zur rechten Hand) Fig. 8 und 10. Sie kommt oben mit der Höhe des Mundloches gleich, hat aber gegen den Ofen hinein nur 4 Zoll ins Gevierte; die Ranten desselben sind gegen den Ofen zu wie Fig. 10 zeigt schief zugehend. Gegen Außen ist die Oeffnung 6 Zoll breit und 8 Zoll hoch, und hat in der Mitte der Höhe gleichlaufend mit der innern Wand ein bewegliches Eisenstäbchen aufzunehmen (Fig. 10 d. e), damit die Leuchtepfanne daran gelehnt werden können. Für die innere Oeffnung wird ein Stein gebauen, welcher solche genau schließen kann, wenn das Brod im Ofen ködt. Damit vom Leuchtefeuer kein Rauch in den Ofen ziehe, ist von der Leuchteöffnung aus ein kleines Ramlöcher in die Wand aufwärts eingemauert, welches bei k Fig. 8 ausmündet. Man kann noch besser den Ofen auch durch eine einfache Lampe von dieser Oeffnung aus beleuchten. Wenn man das Lämpchen in ein flaches irdenes Gefäßchen mit Wasser setzt, so kann man es durch Abkühlung des Wassers vor zu großer Erhitzung so lange schützen, als man das Brod ein oder aus bringt oder nachzusehen hat.

Es ist nicht nöthig, daß man der Leuchteöffnung wegen das Mundloch, wie oft geschieht, aus der Mitte rückt, da man solche ebenso gut an die Seite des Ofens von vorne anbringen kann, ohne daß sie für das Schüren des Leuchtefeuers zu tief wird.

6) Ausgleich mit dem Mundloche sind die Seitenwände des Ofens nebst den nöthigen Widerlagern für das Gewölbe aufzusetzen. Nur 6 — 7 Zoll hoch von dem Herd aus gerechnet, fängt das Gewölbe an. Sobald die erste Lage mit Ziegelsteinen gemauert ist, also ohngefähr 3 Zoll über der Herdsohle, werden in der Gegend von d, b, e Fig. 10, 18 u. 19 die Rauchkanäle angelegt. Da sie 6 Zoll im Quadrat groß werden, so kommt auf die Seitenmauer ein Theil der Oeffnung und ein Theil ins Gewölbe, so aber, daß ihr oberer Theil in jedem Falle noch höher, als die Stürze des Mundloches liege, aber ja nicht höher, als dazu unzugänglich

nöthig! Je mehr der Herd Steigung hat, desto näher der Herdsohle können die Rauchlöcher gerückt werden, welches für die Heizung vorthellhaft ist.

Wenn, wie Fig. 2, die hintere Außenwand des Pfadofens rund gemacht ist, so kann man in der Höhe der Gewölbe-Anfänge einen dünnen, aber breiten, Eisenstab herumziehen, welcher vorne die Richtung von l, m k in die Mauer nimmt, bei i und k Schlüssel bekommt, und dann wie ein Keil auf Seiten- und Hinterrückseite des Ofens befestigend wirkt.

7) Es wäre nun die Frage zu erörtern, wie hoch das Gewölbe werden soll?

Vöthiger ist bei den Bädern angenommen, daß sich ein Ofen um so besser heize, und daß er um so besser bade, je niedriger das Gewölbe ist. Meine Erfahrung hat bewiesen, daß von diesen Umständen nicht so viel abhängt, sondern vielmehr davon, daß die Rauchabzüge nahe genug am Herde angebracht werden. Da man nämlich diese im Gewölbe anzubringen gewohnt war, so kamen sie natürlich in einem höhern Gewölbe zu hoch zu stehen, und, indem der Zug der Hitze unmittelbar vorhin ging, so wurden die Seiten und der Herd des Ofens der Einwirkung der Hitze entzogen. Bei niedrigen Gewölben ist begreiflich dieser Fehler nicht so nachtheilig, weil die Rauchzüge dabei niedriger einmünden. Uebrigens ist freilich das Gewölbe des höhern Ofens entfernter von der Kohlenluth, und kann sich also verhältnismäßig weniger leicht erwärmen; aber in einem höhern Ofen geschieht die Verbrennung besser und das Gewölbe gibt zur Erhitzung mehr Fläche, strahlt also auch nach der Erhitzung mehr Wärme aus.

Natürlich würde letzterer Vortheil aufhören, wenn das Gewölbe so hoch wäre, daß die Wärmestralen entweder einen zu weiten Weg gegen das Brod herab zu machen, oder wenn diese Strahlen ihre Brennpunkte noch oberhalb des Herdes hätten. Fig. 11.

Allerdings fallen von einem höhern Gewölbe aus gegen die Mitte des Herdes verhältnismäßig mehr Wär-

westralen, als gegen die Seiten desselben Fig. 12 u. 13. Aber an den Seiten ist das Gewölbe nicht so ferne vom Herd und seine Wärmestralen sind daher um so kräftiger, so daß doch eine ziemlich leichte Erhitzung des Herdes von oben in allen seinen Theilen statt findet. Es ist erfahrungsmäßig, daß alte Backöfen, welche Gewölbe haben, die durch langen Gebrauch ausgebrannt, und dadurch uneben und höckerig geworden sind, besser baden. Manse, zackige Flächen pflegen nämlich unter Umständen, wie sie hier stattfinden, die Wärme lieber aufzunehmen, und sie durch Strahlung und Mittheilung lieber abzugeben. Man sollte daher für Backöfen Gewölbe sich eigene Biegesteine machen lassen, welche an der, dem Innern des Ofens zugekehrten Seite rauh und höckerig wären!

Backöfen werden schon wegen ihrer nöthigen Dauer mit einem ganzen Backsteine gewölbt (c. 1 Fuß oder mehr dick) und vertragen ein mehr gedrücktes Gewölbe, welches aber auch doppelt soviel kostet, als bei gewöhnlichen Backöfen, die man nur auf halben Stein zu wölben braucht (c. 6 — 7 Zoll dick).

Dieses Wölben muß aus freier Hand geschehen, aber nach Lehrbögen, von denen zunächst einer nach der größten Weite und einer nach der größten Länge des Ofens gestellt wird.

Um den großen Querbogen zu verfertigen, zeichnet man sich auf einen ebenen Boden eine gerade Linie d e Fig. 14, welche so lange ist, als der Ofen weit. Diese Linie wird in 6 Theile getheilt. Auf den mittelften Theilpunkt c zieht man mit dem Winkelmaße eine senkrechte Linie c p, und trägt 4 der gefundenen Theile auf. Man legt nun an d e ein schickliches Brett an und zeichnet von dem 4ten Theilpunkte p aus den Bogen d r e auf dieses Brett. Für größere (höhere) Brote kann man den Bogen von o oder auch von n aus führen.

Der Längsbogen besteht aus zwei verschiedenen Bogenlinien. Die hintere Krumme Linie dieses Bogens wird nämlich genau so gemacht, als die Hälfte des Querbogens, den vorderen Theil macht man aber am besten

aus freier Hand, und zwar nach folgendem Anhaltspunkten: Fig. 15. Gleichlaufend mit der größten Quertlinie d e zieht man quer durch den Herd 3 andere Linien, die kürzeste a t 6 Zoll hinter der Mauer des Mundloches, und die andern beiden u v und w x in gleichen Zwischenräumen zwischen die größte und kleinste Quertlinie hinein. Für je dieser drei Linien verfertigt man Bögen auf eben die Art, wie bei dem größten Querbogen, nämlich so, daß man die gerade Linie in 6 gleiche Theile theilt, und vom vierten x. Theilpunkte aus die Bogen zieht. Die 4 hölzernen Querbogen müssen so zerlegt werden, daß soviel Holz ausfällt, als das Brett des mittleren langen Bogens dick ist.

Man stellt nun das, zum Längsbogen bestimmte Brett auf, und die Querbögen in den gehörigen Zwischenräumen von beiden Seiten an, so zwar, daß man sie durch schief einschlagene Nägel ansetzt. Nach der Höhe dieser Bogen kann man nun leicht die andere Bogenlinie auf den Längsbogen aus freier Hand zeichnen und solchen darnach bearbeiten. Jetzt hat man nur noch für den hintern Theil des Ofens 2 halbe Zwischenbögen c h und c i zu bilden, welche ebenfalls von der Hälfte des größten Querbogens abgeschrieben werden. Es sind nun alle Theile dieses Gerüsts durch Nägel an einander zu befestigen.

Manche Ofenmauer werden wohl eine besondere Ehre darin setzen, ein Ofengewölbe ohne solche Lehrbögen zu mauern. Es hat mich aber die Erfahrung gelehrt, daß dabei nur gar zu leicht eine Unregelmäßigkeit ins Gewölbe kommt, die für dasselbe und den Ofen schädlich und sonst auch häßlich ist.

Die Lehrbögen werden nun auf den Herd mittelst der nöthigen Unterlagen überall in gleicher Höhe mit der Höhe der Seitenmauern eingesetzt, und darauf das Gewölbe nach bekannter Weise aus freier Hand geführt. Nachdem es geschlossen, muß es ein paar Zoll dick mit Lehm überschlagen werden, worunter viel Kohlenklein gemengt ist. Statt der Kehlische kann man auch Gerstweizen, Hanf- oder Flachbogen, Strohhäufel oder trockene Gerberloche, auch abgelaupte Äste, nehmen.

Ein Ofengewölbe wird recht gut, wenn es aus Thonmasse gebildet wird, ähnlich, wie man nach S. 631 den Ofen schlagen konnte. Doch wird diese Masse am häufigsten nach folgender Vorschrift zusammengesetzt.

Man macht von klar gesiebtem Lehm ein dünnes Brei. In diesen wird verhältnismäßig ein Gemenge von Kohlenlösch oder Gerstfetzen ꝛ. und Ziegemehl zu gleichen Theilen, wie bei der Masse zum Ofen eingesetzt, bis ein fester Teig daraus wird.

Man setzt dann die Lehrsöden auf die nöthige Unterlage.

Zwischen diese wird trockener Lehm oder lehmiger, nicht ganz trockner, Sand eingeschüttet, und daraus nach den Bögen ein Körper (Kern) so, wie das ganze Gewölbe werden soll, gebildet und zusammen geschlagen. Diese Form wird in jedem Falle mit trockenem Sand überzogen, und darauf das Gewölbe vorsichtig geformt. Wenn dieser trockene Sand etwas rauh und grobkörnig ist, schadet es gar nicht, weil das darauf geformte Gewölbe dann ebenfalls rauh und höckerig wird. Wo die Rauchlöcher hinkommen, werden hölzerne Klöße von nöthiger Größe eingesetzt. Man muß auch dabei die einzelnen Klumpen jedesmal einweichen und sie so aneinander setzen als wenn sie Gewölbesteine wären; denn wenn man sie übereinander aufschlagen wollte, so blättern sie sich beim Fügen des Ofens nach unten ab, weil sie nicht durch die Spannung des Gewölbes gehalten würden. Nachdem Letzteres geformt und nach einiger Zeit gehörig erstarrt ist, zieht man den Sand oder Lehm nebst dem hölzernen Gerippe vorsichtig aus dem Ofen heraus.

Der Ofen wird dann allmählig und mit Vorsicht ausgeheizt. Nachdem er erstarrt ist, werden die entstandenen Risse mit Wasser ausgestrichen. Regelmäßiger Weise muß für diesen Fall das Herdplatten unter dem Mundloche vorher noch weggelassen werden, damit ein Arbeiter in den Ofen kommen kann. Auch hier darf der Uebergang von Lehm mit sehr viel Kohlenlösch ꝛ. auf dem Gewölbe nicht fehlen.

8) Nach Fertigstellung des Gewölbes werden die liegenden Rauchkanäle 6 Zoll weit und 8 Zoll hoch angelegt. Bei gewöhnlichen Backöfen zu größtem Broten kann man diese, wie Fig. 16 zeigt, vorne oberhalb des Mundloches zusammen führen, doch so, daß man sie von 1 an (Fig. 16 und 19) bequem reinigen kann. In diesem Ofen ist bei 1 ein Backstein eingesetzt, welcher diese Oeffnung gut schließt, und deshalb nach dem Reinigen verklebt wird.

In Einen Kanal vereinigt, geht der Rauch von da aus in der Stirnmauer oberhalb des 2 und loches wenigstens 3 Fuß hoch oder mehr in die Höhe Fig. 19. Der Kanal hat hier eine Weite von 8 > 10 Zoll, und bei m ist ein Schieber oder Klappe eingemauert. Daß dieser Schieber oder Klappe ganz gut schließt, um die Strömung nach Velleben absperrten zu können, ist sehr notwendig.

Bei Ofen, wo man die Hitze genau regeln muß, z. B. in Bädereien, Lebküchereien ꝛ. werden die Rauchkanäle so geführt, daß jeder seinen besondern aufrechtstehenden Kanal hat, und jeder zu einem besondern Verschluss einen Schieber, der in eisernen Rutschen geht, wegzurahmen mit eingemauert wird. Zu diesen Schiebern muß man ebenfalls durch eine verschließbare Oeffnung (Fig. 17 und 18 m) kommen können, um nachzuhelfen, wenn etwas daran festst. Diese aufrechten Kanäle münden in den Ramin.

Wird letzterer, wie in Fig. 18, unterhalb der Kanäle geschlossen, so wird, wie oben gesagt, der Zug im Ofen lebhafter und der Raum vor dem Ofen (Rüche ꝛ.) bleibt wärmer und rauch- und ruffreier.

Es leuchtet ein, daß man auf diese Weise nicht, so wie gewöhnlich, von der Stellung des Kamins abhängt, da man sonst das Mundloch des Ofens stets unter den Kamin setzt. Man kann nämlich den Rauch in einem schiefen Kanal zum Kamine fortleiten, wenn auch letzterer nicht zunächst am Mundloche des Ofens sich befindet. Es können, wie Fig. 8, die drei Kanäle in einen engen

sogenannten russischen Kamin zusammengezogen und so weiter geführt werden. Eben eine solche Verführung kann natürlich auch stattfinden, wo die Kanäle schon so bald, wie Fig. 16 vereinigt worden sind.

Selbst in einem Zimmer kann sich in diesem Falle das Muntloch befinden, so der Ofen Zug genug hat, daß kein Rauch vorne herausgeht, wenn nur der Rauch, welchen beim Reinigen des Herdes die herausgebrachten übrigen geblebenen Rehten geben, nicht lästig wird.

9) Wegen des Bauplatzes für einen guten Backofen ist im Allgemeinen noch zu bemerken, daß er, wenn es seyn kann, auf keinen feuchten Boden, nicht an nasse Wände, nicht in's Freie gestellt werde.

Nicht immer aber hat man es so erwünscht, nach diesen Regeln zu verfahren:

a) Wegen des feuchten Bodens ist zu erwägen, daß weniger die Dämpfe schädlich werden, welche aus demselben zum Ofen aufsteigen, als weit mehr das Wasser, welches sich im Gemäuer in die Höhe zieht oder aufsaugt wird. Deshalb muß man aus dem nassen Boden nur 4 Pfeiler als Fundament aufmauern, und diese oberhalb des Bodens durch Gewölbbögen verbinden. Diese Pfeiler werden am besten aus ganz verglasten Ziegeln gebildet, weil diese am wenigsten aufsaugen. Man hat dieses Aufsaugen auch schon durch quer in die Mauern eingelegte dünne Bleiplatten mit Glut verbunden, was ich der Umstände gemäß nur beiläufig hier erwähnen will. Mit recht gut verglasten Eischlacken, oder, so diese mangeln, mit glatten abgerundeten Steinen wird die Unterlage des Herdes gebildet. Eine gegossene Eisenplatte so groß als der Ofen, hilft am sichersten, und ist denen zu empfehlen, welche die Kosten derselben nicht zu scheuen haben.

b) Muß man mit dem Ofen an nasse Wände, so mauere man nicht an die Wand an, sondern lasse zwischen ihr und der Ofenmauer einen Zwischen-

raum von einigen Zollen, welcher aber weder nach vorne, noch nach oben, noch sonst offen bleiben darf. Wegen Ungeziefer läßt sich nöthigen Falls in solche enge Zwischenräume sehr glasse Schotenschlacke oder auch Schlacke von Schmelzen einschütten.

c) Ist der Ofen ins Freie zu setzen, so kann er bloß dann möglichst gut bleiben, wenn er durch eine Außenwand (Mantel), welche ebenfalls wenigstens einige Zoll von der innern Wand absteht, gegen Nässe werden und Erfalten geschützt wird, sollte auch diese Wand selbst nicht dick seyn. Eben so ist darauf zu sehen, daß der Dachraum dicht verschlossen sey, und namentlich das Dach gehörig eingedeckt. Nässe von Oben wirkt sehr nachtheilig; es ist aber auch sehr schädlich, wenn kalte Luft über das Gewölbe stricht.

10) Alletz sollte es Regel seyn, den Backofen eben mit trockenem Sand zu beschütten. Dies schützt ihn gegen Erfaltung, und macht, daß etwa im Gewölbe entstehende Risse das Feuer nicht durchlassen, indem sie voll Sand rinnen, und der Sand ist überhaupt dagegen sehr gut, daß vom Backofen aus nicht brennbare Gegenstände in der Nähe entzündet werden. —

III.

Wie schon erbaute Backöfen verbessert werden können?

Mancher hat einen Backofen, der schlecht ist, weiß es aber nicht und denkt nicht daran, weil solcher schon lange im Hause war und man seiner Untugenden gewohnt ist.

Es sollte sich aber ein jeder Hausvater darum bekümmern, ob das Brot gut genug wird und ob beim Backen nicht zu viel Holz, Torf u. ausgeht. Gewisshen Weiber thun dies ohnehin.

Mancher sieht, daß sein Backofen schlecht ist und um einen bessern zu bekommen, läßt er den alten ein-

werfen, ohne zuerst auszusprühen, wo eigentlich das Heßlerhafte liege. Es kann aber seyn, daß der neue dann wenig besser, oft noch schlechter werde. Obnehin dauert es lange, bis ein neuer Badofen gehörig ausgeheißt wird.

Darum sollen die, welche Lust haben, ihren Badofen zu verbessern, nicht zu schnell mit dem Einwerfen desselben seyn!

Man lasse sich ja nicht irre machen, wenn auch ein Badofen selbst schadhafte Stellen haben sollte! Ist das am Herde der Fall, so kann man ihn ohnedies leicht ausbessern, und gerade die Badofengewölbe sind so gebaut, daß man oben oder auch auf den Seiten ganze Stücke heraus nehmen kann, ohne daß das Gewölbe einstürzt. Man kann also das Schadhafte leicht auswechseln.

Wenn aber aus dem Gewölbe nicht gerade Stücke fallen wollen oder gefallen sind, sondern solches nur sonst von innen etwas löcherig ausseheth, so lasse man es in guter Ruhe, forge dafür, daß es im Innern ausgekeilt (ausgezwickelt) werde und überschlage es nur oben viel genug mit einem Gemenge von Lehm und Kohlenstücke (Kohlenklein), worauf noch klarer Sand geschüttet wird.

Maurer sind gewöhnlich dafür, die Döfen alsbald steiler abzutragen und neu zu bauen, als sie auszubessern; und ihr Urtheil über die Baufähigkeit eines Ofens ist deswegen sehr sorgfältig zu prüfen.

Ich will sagen, wie man ferner die Döfen sicher und mit wenig Kosten besser machen kann:

1) Wenn der Herd sich ganz oder stellenweise nicht gut heizt, so muß zunächst dieser hergestellt werden. Zu dem Ende muß man die alte Unterlage des Herdes herausnehmen und gerade so verfahren wie es oben S. 630 für den Erbau eines neuen Herdes beschrieben ist.

2) Vor allen muß nun das hohe Ofenloch niedriger werden. Es ist hoch genug, wenn ein Laib Brot hineingeschoben werden kann. Aber, wie kann man das

Holz hineinlegen? sagen Manche. Dieß will ich weiter unten lehren.

Anderer rufen aus: Obß, Glack und Hans muß im Badofen gedörret werden, wie kann durch ein so niedriges Ofenloch ein Mensch in den Ofen kommen, und wie einen Büschel (Bund) Glack hineinbringen? Diesen soll man antworten: daß man in eurer Gemeinde Obß, Glack und Hans in Badöfen dörret, ist derselben keine Ehre, weil ihr euren Glack und Hans dadurch schlechter macht, euer Haus in Feuergefahr und die Menschen, welche in die heißen Badöfen kriechen müssen, in Lebensgefahr bringt, auch eure Badöfen durch die nasse Bruch nicht besser werden. Das Obß wird in Badöfen ohnedies nicht schön gedörret. Als aber öffentliche Dörrofen in eurer Gemeinde erbauet sind, könnt ihr doch die Mundlöcher eurer Badöfen niedriger machen, daß dabei denn noch ein Mensch hinein kriechen kann.

In Fig. 20 ist zu sehen, wie man das Mundloch nach unten vergrößern muß, so daß vom Mundloch aus der Herd des Badofens sich aufwärts steigt. Dann kann Platz werden, daß man auch Glack oder Hans hinein bringen kann. Die geschickte Bäckerin schiebt dabei das Brot ganz leicht in den Ofen und die Ungeachtete? — wird es auch allmählig lernen!

Das kleine Gewölbchen über dem Mundloch muß, wie schon bemerkt, so gedrückt, als möglich, am besten gerade seyn, wie in Fig. 4. gezeigt ist.

Wenn man auf dem Herde von 1 aus (Fig. 20) mit der Schwabe vorwieg, so soll dieser Vogen d nur 8 Zoll über der waagerechten Linie c e anfangen.

Wo kein Mensch in den Ofen zu kriechen braucht, macht man das Mundloch, wie in Fig. 8 und 19. 8 — 9 Zoll hoch. So der alte Gewölbbogen des frühern Mundloches stehen gelassen wurde, so kann, im Fall eine Ausbesserung im Innern des Ofens z. B. am Herde nöthig würde, das neu eingesetzte Gewölbchen einstweilen herausgenommen werden.

Man soll dafür sorgen, daß das Mundloch mit einem eisenblechenen Thürelein gut geschlossen werden kann. (S. oben Seite 627.)

Um ein Ofenthürelein wie Fig. 9 anzuwenden zu können, müssen die Backsteine, welche in einer Rollschicht die Schwelle des Ofenloches bilden, wenigstens 4 Zoll außen hervortragen (Fig. 20 y.) Dieß kann geschehen, wenn schon die Unterlage derselben etwas ausgetrückt ist. Nun fällt aber durch ein niedriges Mundloch gemeiniglich zu wenig Licht in den Ofen; deßhalb wird, wenn derselbe nicht besonders im Lichte steht, nach der Weise der Wädrer neben an die Leucht-Öffnung angebracht, wie oben Seite 22 gezeigt. (Fig. 8 und 10.)

3) Den oben benannten zweiten Hauptfehler der Backöfen zu beseitigen, müssen statt 1 und 2 Rauchabzüge vielmehr 3 solche angebracht werden. Es ist dabei zu bemerken, wie ein jeder Backofenherd vorne herein vom Mundloche aus schmaler ist, dann sich in die Breite erweitert und namentlich hinten in einen Bogen sich zusammenzieht. Daher kommt nun, wie in Fig. 16 — 19 bei a und b zu sehen ist, auf jede Seite ein Zugloch dahin zu stehen, wo der Herd angefangen hat, sich nach hinten zu verengen, und das dritte ganz hinten am Ofen, von beiden gleichweit entfernt.

Wie oben gesagt, sollen diese Zuglöcher recht weit herunter gegen den Herd, nicht hoch hinauf ins Gewölbe gemacht werden, damit sich der Ofen neben und hinten recht ausheizt. Sind die Seitenmauern oder Widelager des Ofens hoch, wie Fig. 20; so kommen diese Zuglöcher in die Seitenmauern selbst.

Doch dürfen diese Öffnungen auch nicht tiefer stehen, als der obere Theil des Mundloches, weil sonst der Rauch zu leichterem Herausziehen würde. Wenn man nämlich von der obern Bogenlinie (sogen. Stürze) des Mundloches in den Ofen mit der Sehpinne hineinwärts wägt, Fig. 20 d h, so muß wenigstens die obere Hälfte der Zuglöcher noch oberhalb dieser wagrechten Linie liegen. Es sind diese Rauchlöcher mit 6 Zoll ins Ge-

vierte weit genug. Sehr leicht können sie durch jedes Gewölbe und die Seitenmauern durchgearbeitet werden, ohne solche einzutragen.

Nachdem die Zuglöcher also angebracht sind, werden die 3 Kanäle auf dem Gewölbe des Ofens so geführt, wie es oben beschrieben, und Fig. 16 und 19 gezeigt ist.

Auch der kleine aufsteigende Kamin darf nicht fehlen. Nun läßt sich aber der Letztere nicht immer in der Wand oberhalb des Mundloches anbringen, weil darauf häufig der Schornstein aufsteht.

Man mauert in diesem Falle, wie Fig. 20 oberhalb d gezeigt, eine Steinplatte oder Eisenplatte ein, um darauf das aufwärts gehende Kaminchen zu bauen. Auch mit Backsteinen kann man den nöthigen Vorprung bilden. Die verschließbare Öffnung zum Reinigen der Rauchkanäle und der Klappe ist so einzurichten, wie es oben zum Erbau eines neuen Backofens beschrieben ist.

IV.

Wie ist ein verbesserter Backofen zu behandeln?

Es versteht sich, daß ein Backofen, der neu erbaut oder bedeutend verändert worden ist, vor Allem gehörig ausgeheizt werde, ehe darinnen gebacken wird. Es soll dieses wiederholt geschehen, weil jedesmal die innern getrockneten Steine wieder Feuchtigkeiten aus dem anliegenden Gemäuer an sich ziehen, bis dieselbe selbst trocken wird. Wenn der Herd oder sogar das Gewölbe aus Lehm geschlagen wurde, ist viel längeres Ausheizen nöthig.

Nun entsteht die Frage: mit welchem Brennstoffe zu heizen sey? Gewöhnlich heizt man mit Holz, und ist in vielen Gegenden der Meinung, man könne dazu nichts andres brauchen.

Allein schon in fehlerhaften Backöfen läßt sich bei dem Holze sehr zu gleichen Theilen mit Vortheil an-

wenden; in den, nach obigen Angaben verbesserten, Öfen aber kann sehr wohl wenigstens der größte Theil des Brennstoßes aus trockenem Torfe bestehen. Auch ohne Holz kann man mit recht guten und trockenen Torf hiezen. Selbst Braun- und Steinkohlen sind darin ganz gut anzuwenden, wenn sie nur nicht allzuviel Asche geben, welche die Ausheizung des Ofens hindern würde, und wenn nicht etwa in der Asche giftige Bestandtheile sind, oder sich solche aus dem Rauche an die Ofenwände und ans Gewölbe ansetzen. Schon bei Torf, besonders aber bei letzten beiden Brennstoffen ist nöthig, daß der Ofen einen guten Zug habe; ihm aber solchen zu geben, hat nach Obigem keine Schwierigkeit.

Zum Heizen legt man den Brennstoß in den vordern Theil des Ofens vom Mundloche aus ganz breit ein. Man muß so legen, daß unten am Herde die Luft durchziehen kann. Mit einer Ofengabel, welche einen langen Stiel hat, auch mit der Backschaufel kann man das Holz zc. leicht in den Ofen einlegen und gehörig richten. Dieses Einlegen geschieht am besten, wenn der Ofen von einer frühern Heizung noch warm ist.

Wie viel ein Ofen Heizung nöthig habe, muß durch die Erfahrung ausgemittelt werden.

Hierauf wird der Schieber in den Rauchzügen geöffnet und das Feuer von vorne hinein angezündet. Man soll darauf sehen, daß es in der ganzen Breite zugleich brenne. Es zeigen sich meistens im Gewölbe des Ofens Stellen, welche länger schwarz bleiben, als die andern; dahin muß das Feuer geschoben werden, indem man jedoch dabei zu beachten hat, wie die Hitze in einem solchen Ofen nach hinten zu wirkt. Alle Stellen des Ofengewölbes sollen von Ruß frei (weiß) erscheinen. Die glühenden Kohlen soll man auf dem ganzen Herde verbreiten, damit er überall gehörig erhitzt werde.

Sobald kein Feuer mehr brennt, werden die Schieber in den Rauchzügen geschlossen, damit nicht kalte Luft unnöthig durch den Ofen streiche.

Sind die Kohlen verglüht, so werden die übrigen

Kohlen, Asche zc. mit einer Krücke aus dem Ofen gezogen und der Herd mit einem Rehrösch aus Radels-Streu oder Stroh oder Habern gereinigt. Man läßt keine Kohlen in dem Ofen, auch nicht vor dem Mundloche.

Sollte sich Rauch im Ofen befinden, welcher hindert, den Herd zu überschauen, so muß man den Schieber im Rauchloche ein wenig lüften, daß ersterer hinausziehe.

Ob der Ofen zu heiß sey, kann man bei geschlossenem Schieber mit der Hand vom Mundloche aus fühlen. Sicherer ist es, wenn man eine Achse von Roggen- oder Walzenstroh an die Backschaufel oder Krücke steckt und damit in dem Ofen herum fährt. Wenn diese Achse dunkelbraun oder schwarz wird, ist der Ofen zu heiß und es muß der Herd mit dem nassen Wische abgekühlt werden oder der Ofen länger stehen, ehe man das Brod einbringt. Auch dann ist der Ofen noch zu heiß, wenn hineingestreutes Mehl statt braun zu werden, schwarz wird.

So zum Einbringen des Brodes Licht nöthig ist, nimmt man aus dem Rauchloche das Ziegelstück, welches die innere keilartige Oeffnung zw. 10 f. verschließt, heraus und macht dort Licht entweder mit dünnen dünnen Holzspänen oder mit einer Lellampe an.

Nachdem das Brod eingebracht ist, wird das Mundloch und die Rauchöffnung wieder verschlossen und nochmals nachgesehen, ob der Rauchzug nicht offen geblieben sey. Sollte die Farbe des Brodes nach dem Einschreiben zeigen, daß die Hitze noch zu groß ist, so kann man von vorne etwas Wasser einspritzen und nöthigenfalls die Züge öffnen. Für Bäder Verhaltungsregeln zu geben, halte ich hier für überflüssig, weil die Beschickten ohnedieß mit denselben bekannt sind und Ungeheuer, welche bei der langen Praxis nichts Neues darin gelernt haben, auch diesen Unterricht weder verstehen könnten, noch wollten.

Nur muß ich bemerken, daß ein einsichtsvoller Bäcker leicht einsehen wird, wie er durch die angegebenen

3 Rauchzüge und deren Schieber den Ofen sowohl beim Heizen, als während des Badens völlig in seiner Gewalt habe, da jeder Schieber ganz nach Belieben mehr oder weniger geöffnet oder geschlossen werden kann. Das ist bei der gewöhnlichen Einrichtung nicht möglich, indem dort jeder Zug entweder nur ganz geschlossen oder ganz offen bleibt.

Sobald das Brot aus dem Ofen gebracht ist, ist der Rauchzug, das Mundloch und die Rauch-Öffnung geschlossen zu halten, damit der Ofen warm bleibe. Landleute haben die Gewohnheit, vor das Mundloch Stroh zu stecken. Wo keine Feuergefahr zu befürchten ist, kann dieser Gebrauch nur gelobt werden, weil das Stroh sehr warm hält. Sehr zu rathen ist, daß zu dem oben beschriebenen Thürschürlein Fig 9 in derselben Gestalt ein hölzernes Thürlein gemacht, und dieses vorgelegt werde, sobald das Brot aus dem Ofen gebracht und die Hitze nicht mehr so groß ist, weil das hölzerne Thürchen den Ofen besser warm hält, als das eiserne.

Die Gewohnheit, nach dem Baden Holz u. dgl. für das nächste Mal in den Ofen zu schieben, ist; wie oben gesagt, sehr zu billigen, wenn nur dieser Brennstoff nicht so naß ist, daß der Herd davon Feuchtigkeit an sich zieht, was sehr schädlich wirkt.

Noch einmal sey es bemerkt, daß Hach, Hans, Obst in den Bädern zu brennen für den Ofen, wie für die Früchte gleich nachtheilig, für Menschen Lebens- und für die Gebäude sehr gefährlich sey, weshalb die öffentliche Wohlfahrt erheischt, daß allenthalben eigene Dörre-Anstalten errichtet werden.

§ 1 u. f.

1) Wieviel wurden Einrichtungen zum Baden vorge schlagen und auch versucht, welche wesentlich von den bisher üblichen abweichen. Gerne sey es, diesen Bemühungen das Glück abzusprechen zu wollen; denn ich bin wirklich überzeugt, daß eine Einrichtung möglich ist, bei welcher man etwas weniger Brennstoff braucht, als (selbst nach der hier vorgeschlagenen Verbesserung) in den bis-

herigen Bädern oder durch welche man auch den Hitzegrad während des Badens nach Belieben verringern oder steigern, auch vielleicht, wenn man wollte, den vielwerthen Alkohol noch gewinnen könne.

Aber eine solche Einrichtung wäre für Haushaltungen und selbst für die gewöhnlichen Bäder in der Einrichtung und Erhaltung zu kostspielig und die Behandlung derselben zu schwierig und umständlich. Gegenwärtiges Schicksal hat aber zum Zweck, dem größern Publikum zu dienen.

2) Für mehrere-Haushaltungen gemeinschaftliche Bädern (Gemeindebädern) anzulegen, kann unter Umständen sehr zu empfehlen seyn, obgleich die Sache mancher Nachtheile hat und sogar unter Verhältnissen selbst mehr Holz-verschwendung, als erspartend werden kann.

Ist nämlich der Badofen im Hause, so kann die Hausfrau oder eine andere Person ohne Weisheit das Machen des Brotes und den Ofen zugleich besorgen, und der Ofen kann in der Zeit der Heizung leichter nach dem Brote gerichtet werden.

Ist der Badofen aber außer dem Hause und entfernt, so ist solches nicht so möglich und das Baden verlangt wenigstens die Arbeit Einer wohl auch zweier Personen mehr. Dieß ist für Landwirthschaften, und zumal für kleine, zur Zeit der Saat, Ernte u. dgl. nicht ohne erhebliche Bedeutung. Zu dem mißrath auf diese Weise das Brot viel leichter.

Kommt dazu, daß im gemeinschaftlichen Bädern so wenig oft gebadet wird, daß er von einem Male zum andern ganz ausfällt, so bedarf er wenigstens eben so viel Holz, als ein Ofen im Hause; — Er erfordert vielleicht auch mehr, wenn er, wie gewöhnlich im Freien steht, allem Winde und Wetter preisgegeben, und, wie es bei gemeinschaftlichem Besitze zu geschehen pflegt, nicht wohl in der Baulichkeit erhalten und behandelt ist.

Sind die Haushaltungen eines Ortes sehr ungleich groß, so muß die kleine Haushaltung für ihr kleines Ge-

bäde so viel Holz aufwenden, als die große, weil der Dien natürlich für letztere hinreichend seyn muß.

Man glaube nicht, daß der Verfasser gegen Gemeinbadöfen zuvor eingenommen ist; denn ich habe in drei Dörfern, die Einführung derselben veranlaßt, und kam durch Erfahrung belehrt, von der Vortheile für solche sehr zurück. Wenn einmal Krodens- oder Dörröfen für Stachs u. errichtet seyn werden, möchte es wohl nicht so feuerpolizeylich nöthig seyn, Gemeinbadöfen zu errichten. —

Jedoch darf man nicht in Abrede stellen, daß gemeinschaftliche Badöfen in der Ordnung seyn können, z. B. in einem Orte, wo viele kleine und eng gebaute Häuser sind, welche Raum zu eigenen Badöfen nicht gewähren, und deren Besitzer die Kosten zum Erbau derselben zu scheuen haben; da wo die Haushaltungen sich sehr gleich sind; da wo den Hausfrauen und Gehülfsinnen u. genug zu Gebote stehen. In Landstädten, wo es verlohnt, einen Bäder bei einem Ofen anzustellen, der ihn besorgt, möchte auch großer Vortheil aus einem solchen gemeinschaftlichen Badofen erwachsen.

In jedem Falle wird es aber um so mehr zu rathen seyn, solche Gemeinbadöfen bald zu verbessern, weil diese Verbesserung so vielen zugleich zu gute kommt und weil gerade die verbesserten Ofen die Hitze besser und länger halten, als es sonst der Fall ist, und daher hier die Gefahr, das Brot zu verderben, geringer wird. —

Die Luft- & Eisenbahn

der Hrn. Flegg und Samuda

auf der Thames und Bristol. Junction Eisenbahn.

(Aus dem Ängl. Organ für Handel und Gewerbe
Nro. 118 S. 513.)

Wir haben über diesen Gegenstand S. 516 einen Aufsatz geliefert, welchem wir nachstehende Versuche, die

keiner weiteren Mittheilung bedürfen, da sie von einem Augenzeugen kommen, als Thatfachen noch beistehen wollen.

Das $\frac{1}{2}$ englische Meile lange Stück Probekahn besteht aus 2 gegen den Horizont geneigten Ebenen, deren untere $\frac{1}{10}$ und die obere $\frac{1}{12}$ ansteigt. — Die Röhre enthält 9" im Innern Durchmesser, ist nicht ausgebohrt, sondern $\frac{1}{10}$ Zoll dick mit gepreßtem Talg überzogen, welcher den Kolben luftdicht hält. Der obere Schlipf ist $1\frac{1}{2}$ englische Zoll weit. Der Lederstreifen, welcher als Ventil dient, liegt auf einem der Röhre am Schlipf angegoßenen Rande, und wird durch auf diesen Rand geschraubte Eisenstäbe festgehalten, so daß er als ein Charnier wirkt. Auf der andern Seite des Schlipfes liegt er in einem Falze, der, mit Bienenwachs und Talg ausgeföhmiert, denselben luftdicht macht. Dieser Lederstreifen oder das Ventil ist oben und unten mit einer eisernen Platte versehen, wovon die obere etwas über den Schlipfgrändern vorsteht. Die untere Platte dagegen ist genau nach dem Kaliber der Röhre bearbeitet und mit gepreßtem Talg überzogen. Diese Platten sind unabhängig von einander. Ueber dem Ventil befinden sich Eisenplatten von 5" Länge, welche sich wie Zischschuppen, der Länge der Röhre nach, überdecken, um Schnee und Regen abzuhalten (auch den Frost?).

In diese so zugerichtete Röhre paßt ein Kolben, und einige englische Fuß hinter demselben sitzen 2 stählerne Räder, welche das Ventil öffnen. 6 Fuß hinter dem Kolben ist die senkrechte Zugstange im rechten Winkel mit der Kolbenstange verbunden.

Hinter der senkrechten Stange befindet sich ein leichtes stählernes Rad, welches die Ventile und Schupplaten niederdrückt, und hinter diesem eine kupferne etwa 10' lange Röhre mit einem Zugofen, dessen Dipe die Schmiere schmilzt und dadurch das Ventil genau luftdicht verschließt.

Eine stehende Dampfmaschine von 16 Pferdekraft (also 3 Lokomotive mit 11zölligem Zylinder circa in

Kraft gleich) mit 3 $\frac{1}{2}$ zölliger Luftpumpe und 22 $\frac{1}{2}$ Zoll Zoll Kolbenhub, macht in der Minute 40 bis 43 Fufe. Die Luftsaugeröhre hat 9 Zoll Durchmesser, wie die Triebreöhre, worin sich der Kolben bewegt, an welchem die Wagenzüge befestigt sind. Die Luftverdünnung wird in der $\frac{1}{2}$ Meile langen Röhre in 1 $\frac{1}{2}$ Minuten bis auf 18 bis 20" Quecksilber bewirkt, so daß auf jeden □ Zoll nur 9 Pfund nupbarer Atmosphärendruck gerechnet werden kann. (Wir hatten 12 Pfund nupbaren Luftdruck, nach Abzug der Reibung, in unserer frühern Berechnung angenommen, als offenbar noch zu viel.) — Die oghleiche Röhre hat 63,62 □ Zoll Fläche gibt $9 \times 63,62$ Pfund = 572,8 Pfund Kraft, wovon durch die Reibung 10. in jedem Fall noch viel verloren geht.

Der Apparat (als Kolben, Räder, Stangen, Röhre Ofen) wiegt 1 Ton.

2 Wagen wiegen	4 "
35 Personen wiegen	5 "
Summa	8 Ton.

Die Bahn wurde in 20 Sektionen, jede zu 2 Ketten oder 44 Yards Länge abgetheilt. Am Fuße der Rampe von $\frac{1}{12}$ wurde nun der Kolben in die Röhre gebracht, nachdem das Vacuum bis auf 18" Quecksilber hergestelt war. Die Maschine blieb im Arbeiten und der Zug setzte sich in Bewegung mit zwei Wagen oder 8 Tonnem Last (7 Tonnem ohne Apparat), Es wurden durchgelaufen:

die 1. Sekt. in 7 Sek. oder mit 13 engl. Meil. Gesch. p. St.	
" 2. " " 6 " " " 15 " " " "	
" 3. " " 5 " " " 18 " " " "	
" 4. " " 4 " " " 22 $\frac{1}{2}$ " " " "	
alle übrigen aber in 4 Sekunden.	

Die Kraft war also bei dieser Geschwindigkeit von circa 38 engl. Fuß in der Sekunde zu Anfang der Bewegung, nur circa 150 Pfund zur Ueberwältigung der Steigung von $\frac{1}{12}$ und es blieben für den Zug zur Ueberwältigung der Reibung in den Rädern und auf den Schienen am Kolben 10. 422,8 Pfund übrig.

Eine halbe Lokomotive mit 11 $\frac{1}{2}$ zölligem Cylinder würde aber mit derselben Geschwindigkeit von 38 Fuß eine Last von circa 18 Tonnem Brutto, ohne ihr Gewicht und das Gewicht des Mantionswagens, eine geneigte Ebene von $\frac{1}{12}$ hinaufschaffen. Wurde nur 1 Wagen mit 18 Passagieren angehängen, so durchließ derselbe die 4 $\frac{1}{2}$ Tonnem Bruttolast, incl. Apparat die

1. Sekt. in 6 Sek. oder mit 15 engl. Meil. Gesch. p. St.	
2. " " 5 " " " 18 " " " "	
3. " " 4 " " " 22 $\frac{1}{2}$ " " " "	
4. " " 3 " " " 30 " " " "	

Was kann es aber nützen, wenn man die große Geschwindigkeit ohne bedeutende Lasten fortzubewegen erreicht; wenn man Anfangs nur mit 44" Geschwindigkeit eine Anzahl von 18 Personen auf einmal bewegen kann. Dieß könnte höchstens bei Schnellfahrten einzelner Personen mit Vortheil verbunden seyn.

Daß man bei dem ersten Versuche 35 Personen oder 3 Tonnem Rußlast mit 38" Geschwindigkeit gleich am Anfange bewegen konnte, liegt wohl darin, daß der erste mit einer großen Geschwindigkeit fortgerissene Wagen, dem zweiten einen Stoß mittheilen konnte, und gleichsam die Wirkung eines Schwingkolbens 10. verriethete. Wenn die Herren Flegg und Samuda die Luft in den Röhren nicht mehr verdünnen können, als bis 18" Quecksilber, so wird die Last, welche sie auf ihrer Bahn bewegen, niemals groß seyn, selbst wenn sie noch weitere Röhren anwenden.

Sollten sie auch nur alle 1, 2, 3, 4 oder selbst 5 Meilen eine Maschine stellen, so muß eine lange Eisenbahn doch eine große Anzahl derselben erhalten, und nur die Erfahrung kann lehren, ob außer der theuren Anlage mit den weiten Röhren, die jedenfalls in doppelter Reihe liegen müssen, um mögliche Reparaturen zu bewirken, stützende Züge weiter zu schaffen 10., die jährlichen Unterhaltungskosten nicht auch größer werden, als bei andern Bahnen. Ueberdieß kann es als keine Ersparniß angesehen werden, wenn eine solche Eisenbahn im Oberbau durch die Kosten der Röhren dasjenige ver-

zehrt, was im Unterbau weniger verbraucht wurde. Nicht zu gedenken der Menge von Maschinenwärtern ic. auf einer langen Linie. Die von Hrn. Dr. Gärthe gekügten Mängel der Vorrichtung nehmen überdies noch mit dem Durchmesser der Röhren bedeutend zu. Der nächste Winter wird, wenn er einigermaßen strenge ist, ferner noch darthun, welche Einwirkung das Probestück auf der Bristol-Thames-Junction Bahn von der Kälte ic. erleiden dürfte.

Die Röhren sollen auf den Stationen, wo die Maschinen stehen, 100 bis 300 Yards von einander entfernt zu liegen kommen und die Züge sich durch ihr eigenes Beharrungsvermögen bis an die nächste Röhre bewegen, das Verschlussventil öffnen und nun wieder durch den luftleeren Raum fortgeschafft werden, wie in der ersten Röhre ic.

Vorläufig sehen wir aber, daß eine gute Lokomotive denselben Abhang eine 8 Mal größere Antriebskraft aufschaffen kann, und folglich immer 8 Züge der Röhre stattfinden müssen, statt eines Zuges mit der Lokomotive, wodurch auch eine schnelle Abnutzung der Schienen ic. herbeigeführt werden muß, so daß man an eine größere Schonung der Eisenschienen wohl schwerlich denken kann, wenn die stampfenden Lokomotiven auch nicht darüber hinfanden.

Wie groß aber die Reibung des Kolbens, der Räder zum Aufheben des Ventils ic. noch sei, wird aus folgender Berechnung hervorgehen.

Um einen Abhang von $\frac{1}{120}$ die Bruttolast von 8 Tonnen hinaufzuschaffen, sind $\frac{17920}{120} = 120$ Pfund Kraft circa erforderlich. Der Druck auf den Kolben ist aber 52,8 Pfund, folglich bleiben noch 462,8 Pfd. übrig. Um die 8 Tonnen (= 7 Tonnen Bruttolast ohne den Apparat) auf der Ebene des Horizontes fortzubewegen, sind nur $\frac{17920}{250}$ Pfund bei der hier erreichten Geschwindigkeit von 13 englischen Meilen nöthig, um

die Reibung in den Rädern und auf den Schienen zu überwinden, deßhalb würde hierzu eine Kraft von 72 Pfund nöthig sein. Die ganze Antriebskraft ist folglich nur $120 + 72 = 192$ Pfund. Die unnöthige Reibung würde also 270,8 Pfund Kraft, oder mehr als die Hälfte des atmosphärischen Drucks absorbiren, um 8 Tonnen, in der Geschwindigkeit von 10' pro Sekunde oder 13 englische Meilen in der Zeitstunde, zu bewegen. — Es wurde behauptet: „Die letzte Sektion ward bei jedem Versuche mit der größten Geschwindigkeit zurückgelegt, woraus folgt, daß, wenn die Probefahrt statt einer halben englischen Meile, eine ganze in der Länge gehabt hätte, der Versuch noch weit günstiger hätte ausfallen müssen. Auch darf nicht vergessen werden, daß, wenn die Bahn keine Gefälle gehabt hätte, eine viermal größere Last, als die angegebene mit derselben Geschwindigkeit auf ihr fortgeschafft worden wäre.“

Diese Behauptung ist ganz unrichtig. Denn, wenn der Zug von acht Tonnen, mit 45 Passagieren schon von der fünften Station an, sich mit gleichförmiger Geschwindigkeit von 22½ englischen Meilen bewegte, ohne noch an Geschwindigkeit zuzunehmen, so möchte die Bahn auch 100 Meilen lang sein, und die Geschwindigkeit würde doch nicht zugenommen haben, weil die mechanischen Momente der Kraft und Last einander gleich waren. (Man sehe hierüber Lehmanns Lehrbuch der angewandten Mathematik S. 340 u. 341 S. 280. Lehrsat als Beweis; ferner: in der „Neuen Theorie der Dampfmaschinen, von P. M. C. Pambour,“ welche 1839 auch ins Deutsche übersetzt wurde, und bis jetzt die beste, am meisten mit der Praxis übereinstimmende ist, lese man den 4. Abschnitt des ersten Kapitels unter dem Titel „Kürzer Ueberblick unserer Theorie“, so wird man sehen, daß 8 Tonnen Last mit der gewöhnlichen Röhre keine größere Geschwindigkeit als 22½ englische Meilen in der Zeitstunde erlangen können, wenn die Momente von Kraft und Last bei dieser Geschwindigkeit einmal gleich geworden sind.)

Auf der Horizontalebene konnte eben so wenig vier-

fache Last weggeschleppt werden, wenn die Geschwindigkeit von 13 Meilen gleich anfänglich erreicht werden sollte; sondern es konnten nur die aus folgender Proportion berechneten Tonnen mit derselben Geschwindigkeit fortbewegt werden:

$$72 : 192 = 8 : 21\frac{1}{2} \text{ Tonnen, also noch nicht 3 Mal so viel.}$$

Der größte Nutzen sollte durch diese Erfindung, nach Angabe der nicht strenge prüfenden Anhänger derselben, dadurch erzielt werden, daß man hohe Dämme, tiefe Einschnitte, Tunnels und geneigte Ebenen ersparte. Wenn aber eine stehende Maschine und Luftpumpe von 16 Pferdekraft nöthig ist, um 8 Tonnen einen Abhang von $1\frac{1}{2}$ und $1\frac{1}{2}$ hinauf zu bewegen, und eine ganz leichte Lokomotive von 16 Pferdekraft nach den Versuchen, die in Wood's Theorie der Eisenbahnen aufgestellt sind, wenigstens 18 Tonnen, einen Abhang von $1\frac{1}{2}$ hinauffahren kann (wenn dieselbe Geschwindigkeit erreicht werden soll), so liegt der Vortheil offenbar auf der Seite der Lokomotive.

Der Elektro-Magnetismus als bewegende Kraft.

(Allg. Organ für Handel und Gewerbe Nr. 123 S. 539.)

(Aus einem Vortrage des Dr. Thyrn. v. Kied en aus Hannover, gehalten bei Gelegenheit der 18ten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Erlangen in der technologisch-landwirthschaftlichen Sektion.)

Zu denjenigen unserer Landleute, welche viel Zeit und Studium auf den Elektro-Magnetismus verwenden, gehört auch Hr. Wagner in Frankfurt a. M.; welchem, durch rastlosen Eifer bei viel natürlichen Anlagen, es gelang, binnen fünf Jahren sich mit dieser Kraft und Allem, was damit zusammenhängt, so genau bekannt zu machen, daß die von ihm erlangten Resultate

sehr befriedigend genannt werden dürfen. Vereint im Mai 1836 bei Gelegenheit des Jahresfestes der Senkenberg'schen Naturforschenden Gesellschaft, wurde ein kleines von ihm verfertigtes Modell einer elektro-magnetischen Kraftmaschine vorgezeigt. Zeitungsartikel ermangelten nicht, dieses als eine für die Mechanik höchst wichtige Erfindung zu bezeichnen, obgleich der Verfertiger offen bekant, daß er damals noch durchaus keine Hoffnung für die praktische Anwendung im Großen hegte. Hr. Wagner war schon zu sehr mit den vielfachen Schwierigkeiten vertraut, um nicht in seinen Hoffnungen mäßig zu seyn. Mehr um sich mit der eigentlichen Erregung des Galvanismus bekannt zu machen, als in der Absicht, denselben für die Technik auszubenten, begann Hr. Wagner denselben gründlich zu studiren, wurde aber weder durch die Volta'sche, noch durch die chemische Theorie befriedigt, weil er in beiden Widersprüche zu bemerken glaubte. Er bildete sich daher eine eigene Ansicht, verglich damit alle beobachteten Erscheinungen, konstruirte dann neue Elektromotoren und trieb dieses so lange, bis dieselben seinen Erwartungen entsprachen. Hr. Wagner hatte nimmere die erste Schwierigkeit überwunden, nämlich die rasche Wirkungsabnahme der damals bekannten Elektromotoren zu beseitigen, indem es ihm gelang, Elektromotoren herzustellen, deren Wirkung für eine beliebige, dem Erfordernisse entsprechende Zeit gleich blieb. Von da an erst begann Hr. Wagner an die Möglichkeit der Anwendung des Elektro-Magnetismus als bewegende Kraft zu glauben, und beschäftigte sich nun mit Anfertigung kleiner elektro-magnetischer Rotationsapparate nach verschiedenen Principien. Dazu gehört eines, dessen rotirendes System nur 5 Zoll im Durchmesser hat, mit Zeigervorrichtung, welches im Sommer 1838 auf einen Wagen gesetzt wurde, mit 4 Rädern aus Holzscheiben von 6 Zoll Durchmesser, in metallnem Reif gefaßt. Dieß geschah lediglich um die Art der möglichen Anwendung zu zeigen, keineswegs aber dieselbe damit schon beweisen zu wollen. Dazu fehlte vor Allem ein diekf-

ter Meßapparat, sowohl für die Größe der Elektricitätsmenge, als für den von ihr erregten Magnetismus, weil Dr. W. weder den Schweiger'schen Multiplikator, noch das Galvanometer von Zechner und Anderen, auch nicht die Bequerell'sche Wage für seine Zwecke als genügend betrachtete; wie sich später ergeben soll, wenn das Wesen der Erfindung veröffentlicht ist. Der Zufall hat Hr. W. auf ein Meßinstrument geleitet, mit dessen Hilfe es ihm möglich geworden ist, die Gesetze beider Kräfte direct zu studiren, um dann die mechanischen Combinationen diesem entsprechend anzuordnen.

Die unter Berücksichtigung dieser Gesetze von Hr. W. erfundene mechanische Construction gewährt den Vortheil, daß die Kraft elektro-magnetischer Maschinen nicht arithmetisch, sondern quadratisch wächst, d. h. eine in den betreffenden Theilen zehnmal größere Maschine gibt nicht eine zehnmal, sondern eine hundertfach größere Kraft, ohne daß dazu eine größere Elektricitätsmenge erforderlich wäre; der Zinkverbrauch bleibt vielmehr derselbe. Wird ferner der Elektromotor vergrößert, was allerdings zur Entwicklung bedeutender Kraft erforderlich ist, so steht die dadurch mehr erlangte Kraft in directem Verhältniß zum Zinkverbrauche. Daß diese Erscheinungen nicht bei jedem mechanischen Systeme zur Anwendung des Elektro-Magnetismus sich darlegen werden, bedarf kaum der Erwähnung. Aus dem Apparate des Hrn. W. ergab sich eine bedeutende Ermunterung zur Ausführung im Großen, weil bei seiner Construction große Maschinen unverhältnißmäßige Vortheile gewähren.

Allein so weit vorgedrungen, waren noch mehrere der Anwendung im Großen entgegenstehende Hindernisse zu beseitigen. Dazu gehörte zunächst der von Faraday entdeckte magnet-elektrische Funke, welcher, bei jedesmaliger Trennung der galvanischen Kette entstehend, nicht zu vermeiden ist. Dr. W. hat zwar auch einen Rotationsapparat construirt, bei dessen Thätigkeit die Kette stets geschlossen bleibt; allein es ist bis jetzt nicht gelungen, denselben zur Krafterzeugung nutzbar zu machen.

Bei Anwendung mächtiger Elektromotoren, wie das praktische Leben sie verlangt, würde aus diesen Funken ein so heftiges Feuer entstehen, daß selbst Platina der Verbrennung nicht widerstehen dürfte. Nach vielen vergeblichen Bemühungen und angelegten Versuchen hat in neuester Zeit Dr. W. auch dieses Hinderniß beseitigt, und ein für jede Vergrößerung ausreichendes Schutzmittel gefunden.

Wollte man als feineres Hinderniß der Anwendung der hier in Frage stehenden Maschine im Großen etwa die wahrscheinlich zu große Entfernung der Pole von einander, oder die Schwerfälligkeit des Adpels, Ades u. s. w., falls die Pole durch Verwickelung einander näher gebracht würden, anführen, so erlaube ich mir hier zu bemerken, daß auch diese nicht unbedeutende Schwierigkeit von Hrn. W. mit Glück beseitigt ist.

Die von mir in Augenschein genommenen Apparate, durch welche Hr. W. die vortreffliche Anwendbarkeit des Elektro-Magnetismus als bewegende Kraft auch im Großen erweisen zu können meint, sind folgende:

- 1) Eine für die obige dem Bedürfnisse entsprechende Zeit konstante Batterie, nicht mit größerer Zink-Consumtion als zu disponibler Elektricität erforderlich ist. Sie ist so einfach in ihrer Zusammensetzung, daß durchaus kein Studium oder besonderes Wissen zu ihrer Berücksichtigung erfordert wird. Das bei Benutzung der Batterie entstehende Produkt (schwefelsaures Zinkoxyd) wird in so konzentrirtem Zustande gewonnen, daß bei Abkühlung Krystalle anschießen; die Industrie wird demnach schon einen Verbrauch dafür finden, wie denn vielleicht das so billige unreine kohlensaurer Ammoniak zur Erzeugung von kohlensaurem Zink wird benutzt werden können.
- 2) Der bereits früher erwähnte kleine Wagen, welcher bei 36 bis 40 Pfund eigenem Gewichte, einen andern Wagen mit 60 Pfund belastet auf einer runden Holzplatte von 7 Fuß Durchmesser

fer im Kreise umherführt, und zwar mit unvänderter Schnelligkeit 2½ bis 3 Stunden hindurch, obgleich der dazu angewandte Elektromotor mit 4 Plattenpaaren in Spannung nicht nach dem oben erwähnten Principe zusammengefaßt ist. Diese Lokomotive mag etwa die Geschwindigkeit einer deutschen Meile in der Stunde haben, und überwindet auch das Hinderniß einer geneigten Ebene von vielleicht bis 20 Procent Steigung.

- 3) Eine größere Maschine, bei welcher das rotirende System jedoch auch nur 9 Zoll Durchmesser hat; sie besitzt die unter No. 1 erwähnte praktische Batterie, und bei ihr ist die zerstörende Wirkung des magnetischen Funlens beseitigt. Der Zweck dieser Maschine war weniger ihre praktische Benützung, als die genauere Prüfung der Hindernisse, welche der Anwendung des Elektro-Magnetismus als bewegender Kraft in größern Maßstabe im Wege stehen. Demungeachtet ist die Leistung dieser Maschine im Verhältniß zu ihrer Größe sehr befriedigend, sie hat etwa eine Menschenkraft, und wird zur Verwiegung einer Metaldrehbank benutzt.
- 4) Ein kleines Modell mit Zählapparat, nach welchem ohne Schwierigkeit die Ausführung im Großen zu bewerkstelligen ist. Die Ansicht desselben überzeugt so sehr von seiner Zweckmäßigkeit, daß deren mathematische Nachweisung dem Beschauer überflüssig scheint.
- 5) Ein Meßapparat für die direkte Ermittlung der elektro-magnetischen Kraft, welchem der Erfinder seine raschen Fortschritte hauptsächlich verdankt, weil ohne denselben alle Versuche nur auf das Geradenwohl gemacht worden wären. Dieser Apparat weist auch dem Laien die Art der Vernehrung der Kraft lediglich durch Vergrößerung eines Theiles der Maschine auf das Ueberzeugendste nach.

Zu mehrerem Beweise dessen, daß Hr. M. den Galvanismus und Magnetismus recht vielseitig zu studiren bemüht gewesen ist, sey auch erwähnt, daß ich bei ihm noch mehrere andere als vibrirende oder rotirende Magnet-Elektromotoren sah; auch einen Apparat, welcher dorthut, daß selbst die unter gewöhnlichen Umständen nicht magnetischen Metalle tönen, wenn sie in den Zustand magnetischer Polarisation mittelst Galvanismus versetzt werden. —

Fragen wie nun, welche Vorzüge würde die Anwendung des Elektro-Magnetismus als bewegende Kraft vor der augenblicklich wichtigsten dieser Kräfte, dem Wasserdampfe, gewähren, und welche Vortheile sind schon durch die bisherigen Entdeckungen im Gebiete des Elektro-Magnetismus für die Praxis gewonnen?

- 1) Der Elektro-Magnetismus hat den Vorzug gänzlicher Gefahrfreiheit, indem der Elektromotor z. B. des Hrn. M. namentlich kein Zinkwasserstoffgas entwickelt.
- 2) Da überall keine Gase erzeugt werden, so ist er der Gesundheit durchaus unschädlich.
- 3) Die Anschaffung des Apparats, der Maschine und auch deren Betrieb ist ungleich weniger kostbar, als bei der Dampfkraft, vor welcher der Elektro-Magnetismus
- 4) auch noch den Vorzug hat, daß im Zustand der Ruhe die Maschine gar nicht consumirt, und daß
- 5) die Zinkconsumtion um so geringer ist, je größer die Geschwindigkeit wird.
- 6) Die Maschine erleidet außer in den Zapfenlagern fast gar keine Abnutzung, und nimmt verhältnißmäßig wenig Raum ein.
- 7) Die Züßigkeit, worin die Kupferplatte sich befindet, bedarf keiner Erneuerung, nur die Züßigkeit am Zink erfordert allmählichen Ersatz, um das schwefelsaure Zinkoxyd daraus krystallisiren zu lassen.

- 8) Die Maschine bedarf fast keiner Beaussichtigung.
- 9) Im Prinzip des Elektro-Magnetismus ist jeder Grad von Geschwindigkeit zulässig.
- 10) Der Elektro-Magnetismus gewährt die Thunlichkeit einer elastischen und gleichmäßigen Bewegung, so wie
- 11) die Möglichkeit des raschesten Anhaltens ohne Stoß. Endlich ist
- 12) einer der wichtigsten Vorzüge des Elektro-Magnetismus als bewegende Kraft seine bereits praktisch nachgewiesene Anwendbarkeit zu den kleinsten Kräftefordernissen, und auf der andern Seite die schon jetzt als sehr wahrscheinlich sich herausstellende Möglichkeit, denselben die größten Kraftäusserungen abzugewinnen. —

Ist aber die Hoffnung, daß alle diese Vortheile praktisch nutzbar gemacht werden können, daß also in den meisten, wenn nicht in allen Fällen der Elektro-Magnetismus namentlich den Wasserdampf als bewegende Kraft verdrängen werde; ist diese Hoffnung durch den Umfang der bisherigen Entdeckungen gerechtfertigt? — Im Gebiete der Naturkunde können lediglich Thatsachen entscheiden. Es ist Thatsache, daß ein elektro-magnetischer Bewegungsapparat erdacht, ausgeführt und in praktischer Anwendung ist, welcher, mit Beseitigung aller früher erwähnten Schwierigkeiten, die ebengedachten Vortheile darbietet. Daß die Kraft desselben um das Fünfzehnfache (also etwa auf 10 Pferdekkräfte) sich steigern lasse, ist ferner zu mathematischer Gewissheit geworden; eine bei weitem grössere Kräfteerhebung aber zugleich sehr wahrscheinlich gemacht. Halten wir uns mit Uebergehung der Wahrscheinlichkeiten für jetzt an die Thatsachen, so steht bereits fest, daß allenthalben, wo geringere Bewegungskräfte genügen, der Elektro-Magnetismus vielfache Vorzüge vor den Wasserdampfen hat, er wird dieselben also aus diesem Gebiete theils verdrängen. Wie weit schon der Elektro-Magnetismus zum Nachtheile des Wasserdampfes sein

Reich ausdehnen wird, darüber können bis jetzt nur Vermuthungen geäußert werden; daß es noch ferner geschehen werde, unterliegt kaum einem Zweifel und der Amerikaner Silliman hat schon vor Jahren sehr mit Recht den Elektro-Magnetismus a new power of great but unknown energy genannt.

Bemerkungen über die Behandlung der Eichen-Schälwälder. Gesammelt aus einer Reise im Jahre 1839.

Vom Hrn. Forstamts-Auditor J. Mühlr. in Hannover.
(Aus den Mittheilungen des Gewerbevereins für das Königreich Hannover. 2te Hef. S. 23.)

Der eigentliche Sitz des Schälwaldbetriebes ist in den Rheingebenden und im Neckarthale u., und es scheint derselbe bereits seit undenklichen Zeiten dort heimisch zu seyn.

Die waldbreichen Ufer des Rheins auf der Strecke von Koblenz bis Bingen gaben mir im Ganzen ein nicht sehr erfreuliches Bild dieser Art der Waldbehandlung, die ich, während der Fahrt auf dem Dampfschiffe, hier nur in den äussern Verandasformen aus der Ferne beobachten konnte; letztere erschienen aus ziemlich einzeln stehenden, kugelig und kolbenförmig erwachsenen Eichenstoc-Ausfälligen zusammengesetzt.

Schälwälder am Hundsrück.

Um mich aber genauer mit dieser Art der Forstwirtschaft bekannt zu machen, nahm ich von Bingen ab meinen Weg, den kleinen Fluß Nahe aufwärts, dem Scharlachberge vorbei, durch Laubenheim nach dem, durch seine bedeutenden Salinen bekannten und in neuerer Zeit viel besuchten Badeorte Kreuznach. In Begleitung des dortigen königlich preussischen Kreis-Forst-

bedienten bestieg ich den nahe gelegenen Rheingrafenstein, und besaß mich dort in der wahren Region der Schälwälder, welche in weitem Umkreise, auf dem Hundsrück, auch in einem Theile von Rheinbapern, vor mir lagen und größtentheils im Eigenthume von Gemeinden sind. Die forstliche Verwaltung dieses Oligianten erstreckt sich über den ganzen dortigen Kreis, und umfaßt ungefähr 4600 preuß. Morgen Gemeindefwald. Es war am 7. Juni, und die Haunung in dem vor mir liegenden Schältschlage noch nicht beendet.

Was die Manipulation des Schälens betrifft, so fand ich von dem aus mehrfachen Beschreibungen bekannten, und auch von der Direction des Gewerbevereins in dem hannoverschen Magazin Nr. 28 u. 29 des Jahrgangs 1836 mitgetheilten Verfahren, nichts Abweichendes. Es geschieht dasselbe an stehenden Stangen, die, wenn sie zu hoch sind, auch wohl in der Mitte ihrer Länge abgehauen, und deren herabfallende obere Theile mit den sämtlichen Zweigen alsdann vollends abgeschält werden. Die Arbeiter bedienen sich hiezu einer kurzen Barte und zum Schälen der Zweige eines hölzernen messerartigen Instruments. Die Rinde wird, auf Gerüsten hängend, getrocknet, in Bunde zu 4 Fuß Länge und 1 Fuß Durchmesser gebunden, baldmöglichst abgefahren und zeitenweise abgegeben. Die Rindenstücke von den geringsten Zweigen und Trieben werden Kälber genannt und in die Mitte der stärksten Borken gebunden. Die Stangen haben das richtige Alter erreicht zur Borkengewinnung, wenn unten über der Wurzel die äußere Rindenlage etwas aufzureißen beginnt, welches etwa im 16. oder 17. Jahre eintreten pflegt.

Die dortigen Forsten, wie erwähnt zum größten Theile fast nur Gemeinden angehörig, sind in bestimmte Schläge abgetheilt, von denen jährlich einer zum Abtriebe kommt. Zu dem Zwecke findet in der Mitte Mai, oder je nach der Witterung etwas früher, auf dem zur Reife stehenden Schläge eine öffentliche Versteigerung der an den Stämmen befindlichen Rinde

statt, und die kausenden Kohgerber wissen, durch bloße Anschauung, ebensowohl die Masse der vorhandenen Borken als auch ihre Güte — die sich nach den Standorten, nach der günstigen Witterung etc. richtet — zu taxiren. Die Arbeit des Schälens muß von den Käufern beschaftet werden, und das entloßte zurückbleibende Holz wird ebenfalls versteigert und von den Käufern gehauen, in Wellen gebunden und abgefahren.

Beim obigen Meistgebot stellt sich der Preis der dortigen Glanzrinde (Spiegelbork) für 100 Bund, beste Sorte, auf 35 bis 40 Rthlr. Courant, der aber bei etwa vorhandener Ansicht geringerer Qualität, auch wohl bis zu zwei Drittel dieser Summe, also auf 24 bis 28 Rthlr. sinkt. Der Holzpreis ist in neuerer Zeit dort sehr gestiegen, und man soll bei dem Selbstertrage eines Morgens Schälwald etwa zwei Drittel der Einnahme auf den Holzertrag und Ein Drittel derselben für die Rinde rechnen können. Der höchste Materialertrag eines preussischen Morgens Schälwald in dortiger Gegend ist etwa 150 Bund Borken und 800 bis 1000 Stück Wellen.

Die Güte der Borken wird vorzugsweise bedingt, wie bereits früher erwähnt, durch den Standort des Schlagholzes; sie will eine gewisse Reife erlangen, d. h. möglichst viel Gerbestoff konzentriert enthalten, und da dieser in der Baflage der Rinde sich vorzugsweise ansammelt, so ist die Aufgabe, solche möglichst zur Aufnahme empfänglich, sie gegen die übrige Rindensubstanz an Masse überwiegend zu machen. Bei eintretender Frühlingswärme beginnt der aus dem Boden von den Wurzeln entnommene Nahrungssaft in der Baflage aufzusteigen, und wird um so stärker getrieben, um so mehr angesammelt, je kräftiger der Reiz der Wärme auf die Knospen der Pflanze, auf die Bodenzerfetzung einwirkt. Daher sind sonnlige, nach Süden gerichtete Bergwände und licht gehaltene Bestände der Gerbestoff-Erzugung am günstigsten, und man könnte in dieser Beziehung versucht werden, eine Region der Schälwälder, nach Analogie des Weinbaues, auszufinden.

Aus gleicher Ursache wird dort auch Alles vermieden, was diese Wärmeeinwirkung, diese Reife, vermindern könnte; Oberholz ist wenig oder gar nicht auf den Schlägen, höchstens sind einige Laubbäume vom vorigen Abtriebe stehen gelassen, etwa 15 Stück auf dem Morgen. Die vorhandenen Blößen werden unbeforgt liegen gelassen, und die Ausbreitung der Haide nicht verhindert.

Dies sind ungefähr die dortigen Grundsätze zur Erzeugung von Glanzlöse, und sie erscheinen der eigentlichen Forstwirtschaft nur als untergeordnete Motive; allerdings mag aber wohl der Grund dieser wenig rationalen Behandlung in den schwierigen Verhältnissen einer Verwaltung von Gemeindeeigentum liegen. Die Versteinsart des dortigen Gebirgszuges besteht aus Thonporphyr, und sie erhebt sich am Rheingrabenstein in steilen, schroffen Wänden 800 Fuß über das mit bedeutenden Salineugebüden bedeckte, keßelförmige Thal der Nahe. Die Holzbestände sind größtentheils reine, mit wenig Birkeln durchsprengte Eichen-Schlaghölzer, sehr lüftig bestanden, und auch nicht in sehr freudigem Wuchse, und werden in 15., 16., höchstens 20jährigem Umtriebe auf Vorkerzeugung, durch oben angeführte Methode, behandelt — oder nicht eigentlich pflanzlich behandelt, sondern nur benutzt. Der Abtrieb des Holzes geschieht, wie erwähnt, durch die Käufer selbst, also wenig sorgfältig und zum Nachtheil des künftigen Stockauschlages; eine künstliche Kultur findet so gut wie gar nicht oder nur ausnahmsweise statt; Oberholz, welches zur natürlichen Nachzucht dienen könnte, ist wegen zu starker Beschattung nicht anzüßlich. Erwägt man außerdem, daß der Schlag in Folge der frühen Abfuhr erst Ende Juni oder Anfangs Juli zur Ruhe gelangt, so kann man über die unbegrenzte Reproduktionsfähigkeit der Eiche, die seit Jahrhunderten einer solchen Mißhandlung, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, ausgesetzt gewesen, des Staunens sich nicht enthalten.

Nach meiner unmaßgeblichen Ansicht würde es bei einer rationalen Behandlung der auf Vorkerzeugung

genannten Wälder darauf ankommen, das richtige Verhältniß über die Beschlossenheit der Bestände zu ermitteln, um einmal: durch zu enge Bestockung der Sonneneinwirkung nicht hinderlich zu seyn, und zum Andern: in Folge bedeutender Lücken den Holz-, und andern Ertrag nicht zu vermindern; daneben aber auch, durch hervorgerufenen schlankern Wuchse der Eichenstangen, der Werke in Folge möglicher Stätte und Reinheit, die namentlich wegen leichtem Abschälens solche preiswürdiger macht, einen größern Werth anzueignen.

Es war mir bekannt, daß der Vorgänger des jetzigen Bezirks-Forstbedienten daseelbst Versuche angestellt hat, inwiefern etwa Vortheile für den Bestand des Schlagholzes zu erwarten seyen, wenn die in diesem Jahre stehend geschälten Stangen erst im künftigen Jahre abgetrieben würden, wodurch die Unruhe, in welche der Schlag bei so später Jahreszeit in Folge der Vorkerzeugung gesetzt wird, verkürzt, und ein kräftiger Stockausschlag bewirkt werden sollte. Indessen war meinem Begleiter über die Ausführung dieser Versuche Nichts zur Kenntniß gekommen, daher meine Anfrage von ihm nicht zu beantworten, und sind solche daher wohl nicht als gelungen zu betrachten, da wenigstens eine allgemeine Einführung dieser Methode in der Praxis nicht statt gefunden.

Hauberge im Siegenischen.

Dagegen erhielt ich von ihm eine Belehrung über die eigentlichen Hauberge oder Haubewälder im vormals oranischen, jetzt preussischen, Fürstenthume Siegen, woselbst er früher als Forstbeauter fungirt, deren kurze Beschreibung hier vielleicht nicht unpassend erscheint. Es ist dort bekanntlich, sowie auch im nassauischen Fürstenthume Dillenburg, eine vereinigte Feld- und Waldwirtschaft, die, seit langen Zeiten daseelbst eingebürgert, sich stets auf dieselbe Weise vererbt hat, und die als Grundlage ihrer Eigenthümlichkeit; das s. g. Hainen des beangerten Bodens (Umbrechen desselben mit der

Hainbuche zwischen den Schlagholzscheiden), Verbrennen, der an der Luft getrockneten Schollen in kleinen Häufen zur Gewinnung der nachher auszufeuernden Asche, und Einfaat von Halbfornen (Buchweizen) oder Roggen, Hafer, bedingt. Das dortige, namentlich von den vulkanischen Giebigkeitsflächen des Westerwaldes und der Eifel gebildete, durcheinander hügelige, hochgelegene Land enthält größtentheils sterilen Boden, und ist zur vollständigen Ackerbenutzung wenig geeignet. Diese Hauerger sind fast sämtlich Gemeindegut, oder an einzelne Prioratsbesitzer parzellirt, und werden in 20jährigem Umtriebe als Schlagholz, namentlich auch als Eichen-Schälwald behandelt. Mein Begleiter nannte sie eine schlechte Wirthschaft, und als Forstmann sprechend wohl nicht mit Unrecht, da die Fruchtziehung sich hauptsächlich betrachtet und die Waldbehandlung durchaus vernachlässigt werde; die Stöcke in den Schlägen stehen mehrere Ellen, selbst Ruthen, weit auseinander; künstliche Holzfaat oder Verjüngung durch Abfenker findet selten statt, und das Umberden des Bodens und Abearbeiten der Fruchtfaat zerstückt die etwa keimenden Samenpflanzen und verlegt die ausschlagfähigen Stöcke. Dazu kommt, daß der Mangel an Strochretrag einen Ersatz durch Haide, beßers Strohgewinnung veranlaßt, deren Begünstigung neben dem Winter, auf Kosten der Holzproduktion, den Eigenthümern nicht so sehr zum Vorwurfe gereichen dürfte. Die Haide, und besonders der Ginstler (*Spartium scoparium*) erreichen dort eine sehr bedeutende Höhe und Stärke (letztere nicht selten bei 5 bis 6 Fußiger Länge 2 bis 4 Zoll Dicke), und beide werden ebenfalls schlagartig behandelt und als Brennmaterial benutzt. Dieser Ursache und Benutzungsart wegen hat namentlich der Ginstler für die dortigen Gegenden einen nicht unbedeutenden Werth, und ist, in Folge von Reklamationen in Forstproben-Erkenntnissen, aus welchen gewöhnlich der Werth des entwandten Materials und ein Theil der Strafe den Waldeigenthümern, den Gemeinden u. d. zugesprochen werden muß, zu der für die dortige Gegend anzuwendenden gesetzlichen Bestimmung Veranlassung geworden, daß derselbe nicht

ferner als Forstunkraut betrachtet, sondern als ein der Holznutzung angehörendes Forstgewächs behandelt werden solle.

Außer jener zweifachen Benutzung des Waldbodens findet noch eine dritte, die Weidenutzung statt, welche, ohne bestimmte geregelte Ausübung, dem Holzbruche ebenfalls keinen Vortheil bringt. Insofern man nun hier den Wald bloß als Wald ins Auge faßten wollte, würde man allerdings diese Wirthschaft nur als Unwirtschaft betrachten können, und jeder Forstmann dieselbe verbannt wissen wollen; dort im Siegenschen dient sie indes nothwendig zum Lebensprinzip der Rationalen Wohlfahrt, und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, möchte ihr, namentlich bei strengere Regelmäßigkeit und vorgeschriebener pflanzlicher Behandlung, auch selbst für andere Gegenden eine Empfehlung nicht zu verfehlen seyn.

Anwendbarkeit der Schälwald-Wirthschaft für unser Land.

Wenn ich nunmehr, auf die reine Schälwald-Wirthschaft zurückkommend, die Frage beantworten wollte, ob auch für unser Land eine Einführung derselben ersprießlich sey? so kann ich, bei Bejahung der Frage im Allgemeinen, doch sehr wesentliche Bedenken nicht unterdrücken.

1. Da der Werth der Glangelinde desto mehr gesteigert ist, je heißer der Standort des Holzes ist, je mehr sie von der Sonne getroffen wird; so sind warme Giebigkeitswände den Ebenen vorzuziehen, nicht zu dichte Bestockung und wenig Oberholz anrathlich. In keiner Gegend aber ist bei uns an Laubholz solcher Ueberfluß, daß nicht stets die Holzproduktion Hauptfache der Walderziehung bleiben müßte, welche nur in dem Falle zurücktreten könnte, wenn der Preis der Rinde bedeutend überwiegend sich darstellte. Dort in den Rheingegenden bezahlen die Kohler den Zentner Glangelinde mit 2 fl. 45 kr. (1 Rthlr. 13 ggr. 9 pf. Cour.), und besorgen das Schälten außerdem selbst. Nur hieselbst

Erfahrungen, wie sie namentlich bis jetzt in der Provinz Hildesheim am Lieberberge, Amte Hildesheim, gemacht sind, würden etwa, nach Abzug der Unkosten, für den Zentner 13 ggr. bis 14 ggr. in Verrechnung kommen können, also nur etwa Ein Drittel jenes Preises.

2. In unsern Schlagholz-Revieren ist ferner die Erzielung von Oberholz-Stämmen sehr wesentlich, namentlich behufs Erlangung starken Eichenholzes zu Bauten und andern technischen Zwecken, wo hingegen dort, bei dem Ueberflusse an vorzüglichen Streinen zu Baumaterial, ein solcher Bedürfniss weniger fühlbar, zumal durch die bedeutende Flößerei auf den nicht sehr entfernt von einander befindlichen wasserreichen Flüssen, das starke Nadelholz aus dem Schwarzwalde leicht zu beziehen ist.

3. Bevor daher von Seiten der Lohgerber nicht ein größeres Bedürfniss an Spiegelborken, und, in Folge größerer Nachfrage, ein höherer Preis für dieselbe in Aussicht gestellt ist, darf ich die Vermuthung aussprechen, daß die Behandlung unserer Wälder mit der Hauptabsicht auf diese Nebengewinnung nicht ersprießlich seyn kann, zumal den Staatswäldern eine dauernde Versorgung an Bau- und Brennholz mehr obliegen muß, als ein augenblicklicher pekuniärer Gewinn. Es würden daher jene reinen Eichen-Schälwälder der Rheingegend nicht in ihrer forstlichen Behandlung, sondern in der Art ihrer technischen Benutzung als Vorbilder dienen können, und in dieser untergeordneten Beziehung darf man bei unserer Waldbehandlung, auf übrigens passenden Lokalitäten, eine Tendenz zur Vorkennung empfehlen.

Berücksichtigt man ferner, daß dieses Material den dießigen Verzeeren allein die Mittel an die Hand gibt, mit den auswärtigen Verwerthtreibenden dieser Art, namentlich in der Vereitung des guten Sohlenleders, in Konkurrenz zu treten, daß bei übrigens zweckmäßiger forstlicher Bewirthschaftung, dem Walde selbst kein Hinderniß zur Verjüngung u. dadurch auferlegt

wird, wie namentlich die nachher erwähnten, gut bestockten und bewirthschafteten herrschaftlichen Schlaghöyer im Darmstädtischen Odenwalde bei Hirschhorn darthun, so wird man geneigt seyn müssen, die Gewinnung der Spiegelborken als eine vortheilhafte Nebenbenutzung (als keine bloße Nebensache) nicht aus dem Auge zu verlieren, vielmehr eine intensive Beachtung derselben, nicht bloß für die Schlagholzsorte, sondern auch auf die erste Durchforstung in den Eichen-Hochwäldern auszubeden.

Der Geldgewinn aber, wie auch die schnelle Brennholz-Produktion in den Schäl-Schlaghöyern sind immer bedeutend genug, um den Privat- oder Gemeinde-Wald-eigenthümern, auf übrigens passenden Lokalitäten, eine Vorkennung dieses Gegenstandes anzurathen.

Einer mit dieser Vorkennung auf rationelle Weise in Verbindung gesetzten Korntrucht-Erzielung, wie ich sie im Odenwalde beobachtet, wird man ebenfalls den Beifall nicht versagen dürfen.

Bewirthschaftung der Hackwälder im Hirschhorn'schen Reviere des Odenwaldes.

Die Hackwald-Wirthschaft ist hier, wie in der ganzen Umgegend, bereits mehrere Jahrhunderte lang im Gebrauch, und durch die dortigen Verhältnisse im gebirgigen hochgelegenen Lande, wo genügendes Ackerland fehlt, wo die bedeutenden Lohgerbereien einen angemessenen Preis der Rinde gebildet haben, hervorgerufen. Als Muster ihrer Behandlung, in forstlicher, merkantilischer und nationalökonomischer Hinsicht, können die großherzoglich-preussischen herrschaftlichen Hackwaldreviere bei Hirschhorn und Neckarsteinach und Langenthal genannt werden, woselbst durch Einführung des aus Böhmen verschriebenen s. g. Staudenforst seit dem Jahre 1827 der Ertrag sehr bedeutend sich darstellte.

Diese herrschaftlichen Reviere sind in die genannten drei Wirthschaftstheile getheilt, deren jeder 15 Schläge enthält, da ein 15jähriger Umltrieb in diesen Schäl-Schlaghöyern als der zweckmäßigste eingeführt

ist. Vor mehreren Jahren sind solche sämmtlich vermessen, von den Wirthschaftstheilen genaue Generalkarten und von jedem Schlage genaue Spezialkarten angefertigt worden, auf welchen letztern die durch Steine in der Forst ergänzten *h. g.* Loose bezeichnet sind. Jedes einzelne Loos soll 1 Morgen Größe enthalten, und nur da, wo die Krümmung der Grenzlinie eine genaue Beobachtung der Morgengröße nicht zuläßt, ist etwas mehr oder weniger genommen.

Jeder Schlag begreift jährlich etwa 260 Morgen, von denen die Herrschaft in der Regel 50 bis 70 Morgen zur eigenen Benutzung vorabnimmt, und der übrige Theil loseweise von je 2 zu 2 Morgen versteigert wird, so daß jedes Loos den Käufern auf zweijährige vollständige Nutzung überlassen wird. Nach dem Versteigerungs-Protokolle vom 12. und 13. März 1839 waren im Durchschnitt für den Morgen aufgetommen 51 fl., da an Privatleute 207 Morgen meistbietend verpachtet worden sind zu dem Gebote von 10,612 fl. Der Rest des Schlags zu 58 Morgen ist von Seiten der Herrschaft genutzt, und dafür bloß an Borke, ohne die Holzjungung, welche noch nicht vollständig zu Gelde gemacht war, gelöst 2945 fl., obgleich der Zentner Spiegelborke nur zu 2 fl. 35 kr. verkauft worden war, während der damalige allgemeine Preis auf 2 fl. 40 kr. für den Zentner stand. Diese 58 Morgen haben also eine Rindenmasse geliefert von 1146 Zentner, oder vom Morgen 19 bis 20 Zentner, und nach dem ersten Verhältniße stellt sich eine jährliche Bodenrente heraus von 3 fl. 24 kr. für 1 Darmstädtischen Morgen. Im Allgemeinen aber rechnet man dort als durchschnittlichen Rindenvertrag vom Morgen 20 bis 25 Zentner.

Der Holzbestand war ein gut besetzter Eichen-Niederwald mit einzelnen Weißbühlern gemischt, in gutem Wuchse und mit einzelnen Oberholz-Stämmen versehen. Auch will man nach den dortigen Erfahrungen behaupten, daß eine Vermischung des Eichenbestandes von $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ der Fläche mit Ulmen, Birken, Haseln, selbst für die Qualität der Rinde vortheilhaft sey,

indem die hiedurch einzelner gestellten Eichen durch die schneller wachsenden Holzarten zum stärkeren Längenwuchse und Erzeugen einer glatteren Rinde angetrieben werden.

Ans dem abgeschlossenen Register vom Jahre 1838 wurden mir von dem Interimistischen Reviervorwalter zu Hirschhorn folgende Resultate mitgetheilt *):

Im Jahre 1838 waren auf der Schlagfläche 313 Morgen öffentlich versteigert mit einem Geldeertrage von 15,430 fl., der Rest derselben, zu 54 Morgen, war auf herrschaftliche Rechnung genutzt und hatte aufgebracht: = 1049,92 Zentner Glanzrinde, zu 2814 fl. 25 kr. verkauft (durchschnittlich pro Zentner 2 fl. 42 kr.) und 494,36 Klafter Holzmasse (à 100 Kubikfuß), mit einem Geldeertrage von 2857 fl. 5 kr. Rinden- und Holz-nutzung zusammen also 5671 fl. 30 kr.

Auf 367 Morgen Schlagholzfläche hat sich also eine Geldeinnahme ergeben von = 15,430 fl. + 5671 fl. = 21,101 fl., und daher jeder Morgen 57 $\frac{1}{2}$ fl., woraus sich, bei dem dortigen 15jährigen Umtriebe, die Bodenrente pro Morgen auf = 3 fl. 45 kr. berechnet (= 2 Rthlr. 2 ggr. Courant).

1 Bund Spiegelborke hat 4 Fuß Länge, $1\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser, und wiegt ungefähr 28 Pfund. 3 bis 4 Bund geben gewöhnlich 1 Zentner. Das Schällohn pro Bund beträgt etwa 6 bis 8 Kreuzer.

*) 1 Darmstädt Morgen hält 400 □ Klafter,

1 " Darmst. " 100 □ Fuß,

1 " Kloster " 10 Längefuß,

1000 " Fuß = 926 $\frac{1}{2}$ boyer. Fuß,

1 " summar. Kloster Holz zu 3' . 5' . 4'

= 100 Kubikfuß, hält an fester Masse nach dortigen Annahmen:

bei Scheitholz 70 Kubikfuß,

" Prügelholz 60 "

" Stochholz 50 "

" Reiserholz 20 " (1 Bund, 5' lang, 1' Durchmesser).

Nach geschener öffentlicher Versteigerung wird, sobald im Frühjahr die Vorzeit eintritt, von den Käufern das Entbinden vorgenommen, und zwar hier sehr vollständig, nicht an stehenden Stangen, sondern nach vorheriger Abhauung der Stämme, welche in vorgeschriebene Längen von $4\frac{1}{2}$ Fuß abgetheilt und dann flüchweise geschält werden. Zum Schälén bedient man sich dort einer kleinen Handharte; die Äste und kleinen Zweige werden auf einzelnen in dem Boden besägigten Stäben gestopft und mit den Händen, wie weißend geschleht, oder mit einem hölzernen, ineisernen Lohschlichter entbindet. Die Spiegelvorke wird dann auf niedrigen Gerüsten an der Luft getrocknet und hierauf in Bunde von $1\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser, in deren Mitte die Zweigvorke eingepackt ist, zusammengebunden. In diesem Jahre hatte man zuerst angefangen, zum Schutz gegen Regen kleine Hütten von Einsturz zu konstruiren, unter welchen die Vorke getrocknet wurde.

Von den Loospächtern wird nun die gewonnene Spiegelvorke verkauft und das Holz nach Belieben genutzt. Nach vollständiger beider Abräumung des Schlages wird nunmehr der Tag, an welchem das Brennen des Bodens vor sich gehen soll, wozu man den günstigsten Zeitpunkt nach vorhergegangener heißer Witterung auserkählt, von dem Revier-Forsbedienten bekannt gemacht, und jeder Loospächter ist verpflichtet, zu der bestimmten Zeit fünf Personen an Ort und Stelle zu schicken, um dabei hilfreiche Hand zu leisten und ein mögliches Weitergreifen des Feuers zu verhindern. Es sind zu diesem Behufe wohl an 500 Menschen auf dem Schlage versammelt und in Thätigkeit.

Nachdem an den Grenzen der Schlagfläche neben den andern Holzbeständen und rund um die stehengelassenen Oberholz-Stämme, sowie um die einzelnen etwa noch verbliebenen Holzklaster, auf ungefähre 1 Ruthe Breite, die obere Bodenbede abgeräumt worden, damit das Feuer nicht weiter laufen kann, wird die Oberfläche, auf welcher die Abfälle des Holzes und geringe Reiserzweige liegen gelassen sind, auf dem dem Winde

entgegengesetzten Seite angezündet und nach einigem Verlaufe, erst wenn die Verbrennung mehr nach dem Innern des Schlages sich mitgetheilt hat, wird auch an allen übrigen Grenzen und an einzelnen Punkten in der Mitte des Abtriebschlages das Feuer angelegt. Mit großer Schnelligkeit breitet sich dasselbe auf alle Ergenden des trocknen Bodens aus, und in einigen Stunden ist eine so bedeutende Fläche von beläufig 300 Morgen abgeschwelt. Die schnelle Erhigung der obern Luftschicht verursacht, selbst bei windstiller Witterung, oftmals temporäre Luftbewegungen, die nicht selten die glimmenden Blätter, Grashalme sc. mit dunklem Rauche umhüllt, in wiehindeinm Laufe forttreiben und auf die benachbarten Holzbestände jagen. Hier ist die Hülfe der zahlreichen Mannschaft nothwendig, die durch Ausschlagen mit Bischen, oder selbst durch schnelles Abhauen der angegriffenen Hölzer, unter steter Anordnung des Forsbeamten, der Verbreitung des unwillkommenen Feuers Schranken setzt. Während der nachfolgenden Nächte bleibt Wache durchaus erforderlich.

Durch diese schnelle Verbrennung, welche nur in einem Ueberlaufen des Feuers besteht, werden die trocknen brennbaren Stoffe in Asche verwandelt, und in die Tiefe einbringende Erhigungen des Bodens nicht veranlaßt. Daher steht man alle Stöcke, wenn gleich äußerlich etwas angekohlt, dennoch sehr kräftige Stockauschläge treiben; und ich möchte sogar diese Prozedur dem Nachwuchs mehr förderlich als schädlich halten, indem die Erhigung eine kleine Stockung des aufquellenden Saftes verursacht, letztern veranlaßt, durch Bildung von f. g. Wurzelloben einen andern Ausweg zu suchen. In der That finden sich auch die Ausschläge mehr unter der Erdoberfläche aus dem Wu gestockt, als höher am Stocke selbst hervorcommen.

Unterschied der Hackwald-Wirthschaft bei Dirschhorn von dem Haubergbetriebe im ELEGENTEN.

Es unterscheidet sich die hiesige Hackwald-Wirthschaft durch diese eben beschriebene allgemeine Ab-

brennung des Bodens sehr von der im Fürstenthume Siegen gebräuchlichen. Im Siegenschen wird die Bodenbede abgeplagget, die aus der Haunung übrig gebliebene Kiefernmasse mit diesen, zuvor an der Luft getrockneten Erdschollen auf einzelne Haufen, entfernt von den Stöcken, zusammengebracht, angestechet, verbrannt und ihre Asche auf die ganze Fläche vertheilt. So sehr nun auch dieses Verfahren zur Conservation des Holzbestandes naturgemäßer erscheint, so hat sich das erstere dennoch für den Odenwald aus der Erfahrung bewährt gezeigt, und der scheinbare Widerspruch in beiden Methoden soll durch nachfolgende mit gegebene Erklärung zu lösen seyn.

Im Fürstenthume Siegen besteht die unterliegende Gebirgsmasse aus Thonschiefer, der, weniger leicht verwitternd, dort nur eine schwache Oberkrume bildet und den Wurzeln das Einbringen verwehrt; ein allgemeines Abbrennen der Bodenschicht wird daher hier, auch durch leichtere Erhigung der nahe liegenden Gebirgsart, ein Zersplittern der schlafenden Wurzelmasse bewirken. Der bei Hirschkorn aus der Formation des bunten Sandsteins hervorgegangene Boden ist tiefergründiger und die unterliegende Felsart inehr zerklüftet, daher die hier gebräuchliche Methode des Bodenbrennens den tiefer drin-

genden Wurzeln keinen Schaden mehr zufügen kann, wohl aber als Reizmittel dienen möchte, die Stöcke (welche, beiläufig gesagt, sogar von den Käufern selbst, schlecht gehauen waren) zum kräftigen Austreiben von Wurzelstoden zu veranlassen.

Nachdem also der abgetriebene Schlag nunmehr auch abgebrannt worden ist, theilen sich die Käufer, die von ihnen erstandenen Loose zum künftigen Fruchtbau vorzubereiten. Die Bodenschicht wird zu dem Ende behackt und mit den Aschentheilen vermengt, wobei natürlich der Wiese eine vorfichtige Beachtung der Ausschlößböcke vorgeschrieben ist, und hierauf $\frac{3}{4}$ Buchweizen (Heidekorn, Polygonum sagopyrum) und $\frac{1}{4}$ Staudenkorn ansamen ausgeläset. Zur Ausfaat bedarf man auf 1 Darmstädter Morgen 1 Simmer*) Heidekorn und $\frac{1}{2}$ Simmer Staudenkorn. Der Buchweizen wird im ersten Jahre abgeerntet und mittelst Sicheln vorsichtig abgeschnitten, das Staudenkorn, welches sich während dieser Zeit erst bewurzelt hat, liefert im darauf folgenden Jahre reichliche Ernte.

*) Ein Darmstädter Simmer = $\frac{1}{2}$ Darmst. Malter = $\frac{1}{2}$ bayer. Scheffel.

Gemeinnützige Mittheilungen und Bekanntmachungen.

Versuche über die Gewinnung von Leuchtgas aus Torf.

Angestellt und mitgetheilt von der naturforschenden Gesellschaft zu Emden.

(Aus den Mittheilungen des Gewerbevereins für das Königreich Hannover. 2te Lief. S. 46.)

Auf Veranlassung eines von dem löblichen Officierschen Provinzial-Vorstande des Gewerbevereins an die

naturforschende Gesellschaft zu Emden gerichteten Schreibens, übernahm es letztere, Versuche über die Möglichkeit einer vortheilhaften Gewinnung von Leuchtgas aus Torf anzustellen. Sie besaß einen compendiosen Apparat zur Gewinnung von Leuchtgas aus Oel, mit welchem der Versammlungssaal der Gesellschaft bei den Vorlesungen erleuchtet wird. Dieser Apparat wurde zu den genannten Versuchen benutzt. Bevor dieses jedoch geschehen konnte, mußte eine für die Aufnahme von Torf und dessen Destillation geeignete Retorte an-

gefertigt werden. Diese Retorte hat die Gestalt eines Cylinders von $18\frac{1}{2}$ Länge und $5\frac{1}{2}$ Durchmesser, und ist aus starkem Stueßblech verfertigt.

Durch ein an der gewöhnlichen Stelle angebrachtes Rohr tritt das Gas heraus. Die eine Grundfläche dieses Cylinders ist in die Oeffnung, durch welche der zu untersuchende Test in den Ofen hineingebracht wird. Sie läßt sich durch den Dedel, welcher in sie hineinpaßt, verschließen. Damit dieser Dedel luftdicht angelegt werden kann, hat sein überstehender Rand zwei einander diametral gegenüberstehende Löcher, mittelst welcher er über zwei an der Retorte festgenietete mit Spulen versehene Eisenstäbe geschoben wird. An die Retorte wird er dann durch zwei Keile fest angeedrückt. Die Retorte ist in einem Herd so eingemauert, daß ihre Oeffnung mit der Außenwand des Herdes in einer Ebene liegt; der hintere, im Feuerungsraum befindliche Theil derselben wird durch einen Ring, welcher mit der hinteren Wand des Herdes in Verbindung steht, getragen. Mittelst dieser Vorrichtung ist es möglich, daß man, auch während die Retorte glühend ist, dieselbe öffnen und verschließen, den Torf in derselben herausnehmen und durch andere ersetzen kann.

Obgleich nun der Herd noch vorteilhafter hätte konstruirt werden können, so zeigte sich doch, daß zur Gasentwicklung wenig Torf erforderlich war, und von dieser Seite verspricht gleich bei den ersten Versuchen die Gewinnung von Leuchtgas aus Torf vorteilhafte zu werden.

Die Versuche, um ausfindig zu machen, welche Torfsoorten am geeignetsten zur Gasbereitung sind, bedürfen keines besondern Apparats. Man kann hierbei, wie bei der Prüfung der Steinkohlen zu demselben Zwecke verfahren: Letztere läßt man auf einem Kofz unter gutem Luftzuge verbrennen. Aus der Verschäuftheit und Leuchtbarkeit der sich hierbei zeigenden Flamme kann man einen ziemlich sichern Schluß auf die Verschäuftheit des Gases machen, welches aus ihnen entwickelt werden kann. Es zeigt sich nun, daß der Torf

von mittlerer Schwere und Härte sich zur Gasgewinnung am besten eigne, mit welchem wurden dann die folgenden Versuche angestellt.

Bei den ersten Versuchen wurde das Gas in einen kleinen Wasserbehälter geleitet, und ging von hier aus in eine Röhre, welche sich in einem Knöpfchen mit 4 feinen Löchern endigte. Durch letztere trat das Gas heraus und wurde angezündet. Es ergab sich, daß aus einem gewöhnlichen Stück Torf von 70 Cubitoll Inhalt und 20 Loth schwer das Gas zu vier Flämmchen von der Höhe und Dichte einer gewöhnlichen Kerzenflamme, welche 35 Minuten brannten, entwickelt wurde. Das Licht war jedoch nicht sehr stark. Bei andern Versuchen ergab sich so ziemlich dasselbe Resultat.

Hierauf wurde die Retorte durch eine Röhre mit den Röhren des oben erwähnten Gasapparats in Verbindung gesetzt, und das Gas, nachdem es durch Kalzwasser geleitet war, im Gasometer gesammelt. Es wurden bei diesem Versuche aus drei Torfstücken von den oben angegebenen Dimensionen und jedes durchschnittlich 1 Pfund schwer, 13 Cubitoll Gas gewonnen. Zur Heizung wurden hierbei 10 Stück Torf verbraucht. Mit dem gewonnenen Gas wurde der Versammlungssaal erleuchtet. Es brannten 12 Flämmchen 1 Stunde 16 Minuten. Die Beleuchtung war jedoch nicht sehr zu rühmen. Die einzelnen Flammen waren dunkel und auf $\frac{2}{3}$ ihrer Länge von blauer Farbe. Das dargestellte Gas war seiner Hauptmasse nach Kohlenoxydgas. Weil sich Alles, was sich in Gasgestalt aus dem Torfe entwickelt hatte, im Gasometer befand, so war das Gas, sowohl durch die Wasserdämpfe, welche sich beim Anfang der Destillation jedes Torfes in so großer Menge entwickeln, als auch dadurch verdorben, daß der Prozeß zu lange gedauert und sich am Ende zuviel Kohlenoxydgas entwickelt hatte.

Es wurde nun ein anderer Versuch gemacht, wobei man die sich anfangs entwickelnden Dämpfe abströmen ließ, und die Gasentwicklung unterbrach, als das Gas anfang, schlechter zu werden, welches mittelst der

vor dem Gasometer zu diesem Zwecke angebrachten Oeffnung erprobt wurde. Hierbei gieng aber mit dem Untauglichen eine Menge gutes Gas verloren, weshalb die Quantität sich nicht so vorthellhaft herausstellte. Es wurden aus 4 Torfsoden von der angegebenen Beschaffenheit $5\frac{1}{2}$ Cubikfuß Gas dargestellt. Zur Heizung waren 18 Torfstücke erforderlich. Jene Gasmenge brannte auf dem Saale in 16 Flämmchen von der Größe der Flamme einer Kerze, genau eine Stunde. Die Lichtstärke der einzelnen Flammen war nur etwas geringer, als die einer Kerzenflamme. Es war also auch hier kein blickendes Gas, sondern einfaches Kohlenwasserstoffgas dargestellt. Bei dieser leichten Erleichtung stellte sich dann auch der bei allen derartigen Versuchen erwähnte Uustand ein, daß einige Oeffnungen, aus denen das Gas als Flamme hervorstömte, anfangen, sich durch eine schmierige, klebrige Flüssigkeit, etwa wie verdicktes Del, zu verstopfen.

Hiermit haben wir dann aber unsere Versuche eingestellt, indem wir uns von der auch schon anderwärts ausgesprochenen Schwierigkeit der Reinigung des Torfgases überzeugt haben. Die von Meele angewendeten Apparate, wodurch es demselben gelungen ist, das Gas zu reinigen, und dem Zwecke entsprechend darzustellen, kosten so bedeutende Summen, daß wir an deren Herstellung zum Versuche nicht denken konnten.

Von den Nebenprodukten, welche bei der Bereitung des Torfgases zugleich mit gewonnen werden können, als Torfstöße und Theer, und die allerdings sehr beachtenswerth sind, haben wir nicht gesprochen, weil diese nur dann erst in Rechnung gebracht werden können, wenn es gelungen seyn wird, ein taugliches Leuchtgas zu erzielen.

Das obige von uns gefundene Resultat ist übrigens, so ungenügend es auch ausgefallen, mit dem, welches man durch den Versuch bei Stettin erhalten hat, und dem, welches von dem Halbhöfner Robbe mitgetheilt wird, so ziemlich übereinstimmend. Denn über die eigentliche Leuchtkraft des durch letztere Versuche

gewonnenen Gases, lassen uns die Berichte so ziemlich im Dunkeln, und dieses ist doch immer der Hauptpunkt.

Bei den Versuchen, welche in der Gegend von Stettin angestellt sind, hat man aus 1 Cubikfuß gepreßten Torfs 6 bis 9 Cubikfuß Gas gewonnen, welches „hell und ohne Dunst“ brannte. Unser Versuch stellte sich günstiger heraus. Von unsern Torfsoden gehen 12 Stück auf den Cubikfuß, wird der Torf gepreßt, so müssen wir wohl 16 Torfsoden auf den Cubikfuß rechnen, aus diesen fließen sich aber nach unsern Versuchen 12 bis 16 Cubikfuß Gas darstellen, welches „hell und ohne Dunst“ brennt.

Der Versuch des Halbhöfners Robbe zu Stendeborf ergab, daß 1 Soden Torf, etwa 1 Pfund schwer, das Gas für 2 Stunden Erleuchtung liefert. Er konnte das Gas durch eine Oeffnung zu einer Flamme von 5 bis 6 Zoll Höhe hervortreten lassen. Diese 6 Zoll hohe Flamme ist aber wahrscheinlich nicht die Flamme, mit welcher derselbe seine Stube 2 Stunden lang von einem Soden Torf erleuchten kann, sondern wohl nur durch einen Druck aus dem Gasometer hervorgebracht, um die Leuchtkraft des Gases besser zu empfehlen. Während der gedachten 2 Stunden begünstigte sich derselbe vermuthlich mit einer kleinen Flamme, etwa einer solchen, wie man bei den auf dem Lande gebräuchlichen Lampen mit kleinen, runden Dochten bemerkt. Die eigentliche Leuchtkraft ist auch hier nicht deutlich genug hervorgehoben, und es hat dieses allerdings seine Schwierigkeit. Wir hatten bei unserer oben angegebenen Lichtstärke unsere Delgasbeleuchtung im Auge. Diese bezweifeln wir aber erreichen zu können. Hätten wir diesen Maßstab nicht, würden wir vielleicht mit mehr Wärme von den Resultaten unsern Versuch sprechen.

Ueber das Ausbringen der Flecken in Kleidern und Stoffen.

(Aus dem Wochenblatt für Land- und Hauswirthschaft, Handels und Gewerbe No. 33 S. 163.)

Kleidung ist ein unentbehrliches Bedürfniß des Menschen, dieselbe rein zu erhalten ist Sparfamkeit. Um letzteren Zweck zu erreichen, sind von Marktschreibern schon so manche Fleckenseifen oder Fleckenwasser angerühmt worden, daß Leichtgläubige meinen könnten, es wäre über diesen Gegenstand nichts Zweckmäßiges mehr zu sagen. Die Quacksalber schmieren mit ihren Mitteln nicht allein die Kleider und Personen an, sondern die vermeintlich getheilten Flecken kommen nach einiger Zeit gewöhnlich in grösserer Größe wieder zum Vorschein.

Die seidenen Stoffe sind dem Fleckigwerden am häufigsten ausgesetzt, besonders ist der Modor oder die Feuchtigkeit diesen Stoffen am nachtheiligsten. Um diesem Uebelstande vorzubeugen, sollte man nie Kleider in den Schränken hängen, ohne solche zuvor in einem warmen Zimmer ausgetrocknet und mit Matten abgerieben zu haben. Sind bereits Modorflecken in einem Kleide vorhanden, so kann eine Mischung von 2 Theilen Wasser mit 1 Theil Salmiakgeist zum Beseitigen derselben angewendet werden. Man bedient sich dabei einer Feder, oder wenn die Flecken grösser und häufiger sind, einer weichen Bürste oder eines Schwammes, läßt sie in einem warmen Zimmer trocknen und bügelt solche auf der linken Seite aus. Bei Schwarz kann der Mischung noch etwas Lur zugesezt werden. Bei Seidenstoffen werden mehr brillante und schöne, als solide und feste Farben angewendet, daher nehmen sie auch so sehr leicht Flecken an. So dürfen solche selten mit Alkalien, Seifen, Urin oder Säuren, als Essig zc., ohne Nachtheil in Berührung kommen. Sind Flecken, welche durch Alkalien entstanden sind, hinwegzubringen: so kann dieses süglich dadurch geschehen, daß man 1 Theil Alaun in 9 Theilen Wasser auflöst und

damit die Flecken behutsam bestreicht. Außer der Seide nehmen auch wollene Stoffe, als Zephyr, Zickstienne u. s. w., besonders aber das sogenannte Norrbengrün und Prinzenblau (Marie Louiseblau) durch Alkalien leicht Flecken an, welche ebenfalls durch eine leichte Alaunauslösung wieder zu beseitigen sind. Ueberdies haben diejenigen Farben, in welche der schwefelsaure Indigo eingeht, die Eigenschaft, an der Luft in ein Graublau überzugehen. Dieses läßt sich theilweise wieder beseitigen, wenn man solche in einem Schranke zwischen reine Wäsche legt.

Bettflecken in seidnen Stoffen dürfen wegen der plüchtigen Farben nicht so behandelt werden. Man bedient sich zur Beseitigung dieser Flecken der natürlichen Thonerde (span. Kreide), schabt dieselbe fein und bringt eine messerrückendicke Lage über und unter den Flecken, legt ein Papier über und unter den Flecken, und setzt ein mäßig warmes Eisen darauf. Ist der Bettfleck noch nicht alt, so wick der Thon das Bett ausziehen. Der angelegte Thon wird mit Matte von dem Stoff wieder abgerieben.

Flecken in wollenen Kleidern sind eben so verschieden als häufig. Dieselben lassen sich süglich in zwei Klassen theilen; nämlich in solche, welche durch Fett und solche, die durch ätherische Substanzen entstehen. Durch Terpentinöl kann Fett und Harz aufgelöst werden; letzteres wird zwar auch durch Borax aufgenommen. Flecken, welche durch Oelfarben entstanden sind, lassen sich nur durch Terpentinöl entfernen, wenn solches bald nach dem Entstehen derselben angewendet wird. Ist jedoch die Farbe aus gut gelöschten Leinöl und Bleiweiß ohne Kreide zusammengesetzt und längere Zeit auf dem Tuche eingetrocknet, alsdann reicht Terpentinöl zur Beseitigung nicht mehr hin; man muß zu folgender Zusammensetzung seine Zuflucht nehmen: in 4 Theilen Branntwein werden 3 Theile grüne Seife aufgelöst und dieser Mischung wird 1 Theil Salmiakgeist zugesetzt. Hiernit werden die Bettflecken eingerieben und die Stelle mit warmen Regenwasser gereinigt.

Wenn Flecken in solchen Stoffen durch Säuren entstanden sind, so könnte man wohl eine sehr verdünnte Auflösung von Potasche anwenden, allein ihre Anwendung muß mit Vorsicht geschehen, da ein geringes Uebermaass leicht einen andern Fleck hervorrufen könnte, welcher eben so unangenehm wie der frühere wäre. Am besten würde man sich des Salzwassers zu diesem Zwecke bedienen; nur müssen die zu beseitigenden Flecken nicht schon zu sehr veraltet seyn, in welchem letzteren Fall kein Mittel im Stande ist, die zerstörte Farbe wieder herzustellen. Sind die Flecken durch alkalische Stoffe, Potasche, Soda, Kalk, Seife etc. entstanden, so ist eine schwache Alaunauflösung zur Beseitigung derselben sehr zweckmäßig. Sehr große Flecken sind jedoch schwer wieder so herzustellen, daß solche mit der übrigen Farbe harmoniren, wenn man nicht zugleich ein örtliches Färben mit Farbröhren damit verbindet. Zur Haltbarkeit wird ein feuchter Leinwandlappen darüber gelegt, und ein mäßig erwärmtes Bügelleisen etliche Minuten darüber gehalten.

Gewölbe, Leinen- und Baumwollstoffe sind wohl am meisten den Obst-, Wein-, Eisen- und Tintenflecken ausgesetzt; ihre Beseitigung geschieht gewöhnlich mittelst Kleesalz, was jedoch nicht immer entspricht. Man nimmt zweckmäßiger Zitronensaft, befeuchtet die Flecken damit und spült nach Beseitigung derselben den Stoff mit Regenwasser; oder wenn die Anwendung des Zitronensaftes zu theuer werden sollte, so werden solche im feuchten Zustande über brennenden Schwefel gehalten, bis die Stelle weiß erscheint, worauf mit Wasser gut ausgespült wird. Auf letztere Weise können die Strophhüte recht schön wieder hergestellt werden, wenn solche vorher in schwacher Potaschen- oder Eisenlauge mit einer Bürste gereinigt und feucht den Dämpfen des brennenden Schwefels ausgesetzt werden.

Das Ausbringen der Rostflecken kann dadurch sehr leicht ausgeführt werden, daß man ein wenig warmes Wasser auf einen zinnernen Teller gießt oder denselben erwärmt, den Stoff mit den Flecken darein

legt und auf den Flecken gepulvertes Kleesalz streut. Der Flecken wird sehr schnell verschwinden und der Stoff darauf nur noch gut ausgespült.

Ueber die Hand-Flachs-Spinnmaschine von Orth).

(Folgt. Centralblatt 1840 Nr. 30 S. 796.)

Karmarsch, Klindworth und Wessel haben dem hannoverschen Gewerbevereine folgenden Bericht über diese kleine Flachs-Spinnmaschine erstattet:

Sie enthält 8 Spindeln, könnte aber gewiß, ohne deshalb schwieriger zu behandeln zu seyn, eine etwas größere Anzahl enthalten, wie denn in der That, dem Vernehmen nach, der Erfinder auch Maschinen mit einer größeren Zahl von Spindeln liefert. Die Bewegung wird durch eine Kurbel herorgebracht, und theils mittelst Schnüren, theils durch eiserne Zahnräder auf die verschiedenen Theile fortgepflanzt. Das Ausziehen der Fäden wird mittelst zweier Paare von Streckwalzen verrichtet; die Spindeln haben die bekannte Einrichtung mit Spulen und Klügeln, streben senkrecht und bewirken das gleichmäßige Aufwinden des Gespinnstes durch Auf- und Abschieben der Spulen. Das Spinnen geschieht naß, indem sowohl der Flachs naß vorgelegt wird, als auch fortwährend Wasser auf die Streckwalzen tropfelt.

Der Flachs, welcher auf der Maschine gesponnen werden soll, muß vorzüglich rein ausgeheckelt seyn, und zwar, um schönes Gespinnst zu produciren, bedeutend reiner, als es gewöhnlich zum Verbrauch der Handspinnerei zu geschehen pflegt. Er wird zunächst von einer Arbeiterin in ein Paar Fäden eingeschlagen, und aus diesen in der Gestalt eines dünnen, möglichst gleichfö-

*) Siehe Kunst- und Gewerbeblatt 1839 S. 269. 335.

migen Bändchens hervorgezogen. Diese Arbeit kann, wie der Versuch bewiesen hat, von einer geübten gewöhnlichen Spinnerin leicht, schnell und gut verrichtet werden, ohne daß eigentlich eine Legezeit vorausgehen muß.

Das eben erwähnte Bändchen oder das Vorge-spinnli (von dessen Gleichförmigkeit ganz und gar die Schönheit des zu erzeugenden Garnes abhängt) wird auf eine an der Spinnmaschine befindliche Vorrichtung gebracht, wo es durch einen Wassertrog und durch zwei glatte Walzen läuft, um gehörig geneht zu werden. Man bringt es dann sogleich oben auf die Spinnmaschine selbst, ohne daß es zuvor auf Spulen gewickelt oder einer andern Vorbereitung unterzogen wird. Zum Spinnen mit der Maschine wird keine besondere Kunstfertigkeit erfordert, da außer dem Drehen der Kurbel, dem Aufstecken und Abnehmen der Spulen und dem Anlegen der etwa abreisenden Fäden keine Arbeiten dabei vorkommen.

Die quantitative Leistung der Maschine ergibt sich aus Folgendem: Bei jeder Umdrehung der Kurbel liefern die Streckwalzen eine Fadenzuglänge von $2\frac{1}{2}$ bis $2\frac{3}{4}$ Zoll. Ohne zu große Anstrengung und ohne Gefahr für die Fäden können durchschnittlich 70 Umdrehungen in der Minute gemacht werden. Dies gibt pro Spindel und Minute 192 Zoll oder 8 Ellen Garn, mithin stündlich 480 Ellen und in einem Tage von 10 wöchentlichen Arbeitsstunden 4800 Ellen. Rechnet man (wegen unvermeidlicher Störungen und wegen des Zeitverlustes durch Anlegen der Fäden, Wechseln der Spulen u. s. w.) hiervon nur 80 Procent oder $\frac{4}{5}$ als wirkliche Leistung, so beträgt dies täglich pro Spindel 3840 Ellen oder für alle 8 Spindeln 30.720 Ellen, d. i. $9\frac{1}{10}$ Stück, wofür 9 Stück zu setzen sein wird. Das Garn kann etwa die Feinheit bis zu 5 Stück auf 1 Pfund haben. Von solchem Garne producirt eine sehr gute und fleißige Handspinnerin, die keine Nebenbeschäftigung hat, als ein starkes Tagewerk, 2 Stück. An der Maschine sind zwei Arbeiterinnen zu beschäftigen, von welchen die eine das Vorgespinnsli bereitet, die andere die Kurbel

dreht und das Spinnen beaufsichtigt. Da nach Obigem täglich 9 Stück Garn gesponnen werden, so kommen $4\frac{1}{2}$ Stück auf eine Person, mithin $2\frac{1}{2}$ Mal so viel, als beim Spinnen auf dem Kade.

Hiergegen muß bemerkt werden, daß das Maschinengespinnsli erheblich vertheuert wird:

- 1) Durch die Kosten der Maschine. Der Herstellungspreis der Spinnmaschine von 8 Spindeln beträgt etwa 120 Rthlr. Rechnet man aber auch nur 150 Rthlr. und davon 4 pCt. Zinsen, sowie 10 pCt. für Abnutzung, so betragen die Kosten jährlich 21 Rthlr. und täglich 1 Gr. $8\frac{1}{2}$ Pf., mithin für jedes Stück Garn $2\frac{1}{2}$ Pf.; was fast 10 pCt. vom Preise des Handgespinnsli ausmacht, da der durchschnittliche Werth eines Stückes Garn (3 — 5 Stück pro Pfund) 24 — 26 Pfund beträgt.
- 2) Durch die höheren Kosten des Flachses. Es ist schon berührt worden, daß für die Maschinen-Spinnerei der Flachse weit sorgfältiger ausgebeutet sein müsse, als für die Handspinnerei. Dadurch aber erleidet er eine so bedeutende Preis-erhöhung, daß dieser Umstand wohl allein im Stande sein möchte, den pecuniären Vortheil, welchen die größere Productivität der Maschine ergibt, wieder zu veresfingen, ja zu überwiegen.

Ueber den Bau der flachen Dächer.

Aus der Allgemeinen Preussischen Staatszeitung No. 168, vom 18. Juni 1840.

(Eingefandt.)

Es läßt sich mit Gewißheit voraussetzen, daß die so schätzbare Doensch'sche Dachbedeckungs-Methode, welche gleich nach ihrem Bekanntwerden, ihrer unverkennbaren Vortheile wegen, mit großem Beifall aufgenommen

wurde, durch ernstliche Bestrebungen verdienter Techniker eine weitere Entwicklung und Vervollkommnung erfahren werde. In der That ist dies auch in kurzer Zeit und in einem so umfangreichen Maße wie fast bei keiner andern technischen Erfindung der Gegenwart geschehen, so daß der ursprüngliche Gegenstand in seiner jetzigen Gestalt einen ganz veränderten Standpunkt einnimmt. Denn nicht allein, daß die erste Constructionsweise durch Zusammenfügung haltbarer, wasserdichter Ueberzüge wesentlich verbessert worden ist, so sind auch im Laufe der letzten dreißig Jahre ganz neue, von der Dorn'schen Methode wesentlich abweichende Versahrungsarten zur Eindeckung der flachen Dächer in Ausübung gekommen, und während mehrere, für den vorliegenden Zweck passende Erfindungen des Auslandes mit größerem oder geringerem Erfolge benutzt wurden, kamen manche der ältern Constructionsweisen, die man früher ohne gründliche Prüfung zu rasch bei Seite gelegt hatte, aufs neue in Aufnahme und fanden, zum Theil mit geringen Modifikationen, eine fernere nützliche Anwendung im Bauwesen. Daß nicht allen diesen Methoden ein gleicher Werth beizumessen, so, daß auch wohl manches Fehlerhafte als eine vermeintliche Verbesserung empfohlen worden ist, liegt in der Natur der Sache; und es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn bei dem kaum zu entwickelnden Egoismus dieser und jener als ausschließlichs nützlich angepriesenen Erfindungen mitunter Mißgriffe in der Wahl stattgefunden haben, aus welchen nicht selten empfindliche Nachteile für die Bauenden entsprungen sind. — Um so mehr stellt sich aber das Bedürfnis nach einer Schrift heraus, in welcher die als brauchbar bewährte gefundenen Methoden geordnet, die Constructionen im Detail nach den Erfahrungen zuverlässiger Sachverständiger beschrieben, Vorzüge und Nachteile gegen einander abgewogen und durch specielle Kostenberechnungen belegt sind. Diesem wahrhaft dringenden Bedürfnis ist nun durch das treffliche Werk des k. k. Bau Rath's Ernst Link, Lehrers an der allgem. Bauerschule und am technischen Gewerbe-Institut in Berlin, welches so eben unter dem Titel: „Der

Bau der flachen Dächer etc., ein Handbuch für Baumeister und Bauherren, nach den neuesten Erfahrungen bearbeitet“ bei Vieweg und Sohn in Braunschweig erschienen ist, im vollsten Maße genügt worden, und Referent bezieht sich daher, daselbe der Aufmerksamkeit des betreffenden Publicums als ein Buch zu empfehlen, welches einen der wichtigsten Gegenstände des Bauwesens auf eine eben so klare als erschöpfende Weise zum Verständniß bringt. Der bescheidene Verfasser kündigt das genannte Werk auf dem Titel zwar nur als eine zweite Ausgabe seiner im Jahre 1837 in demselben Verlage herausgegebenen kleinen Schrift über den Bau der Dorn'schen Lehm dächer an, allein daß er weit mehr als dies gegeben hat, geht schon aus der bloßen Vergleichung der Bogenzahl hervor, die bei dem vorliegenden Buche, obgleich kompakter gedruckt, doch über dreimal so groß als bei jener früheren Beschreibung ist. Man kann dies Buch nur als ein ganz neues Werk betrachten; denn es enthält in einer umfassenden Bearbeitung nicht allein die ausführliche Beschreibung des Dorn'schen Lehm daches mit allen wesentlichen Verbesserungen, welche die Erfahrung an die Hand giebt, sondern es bietet eine vollständige, sehr faßliche Belehrung über den Bau der flachen Dächer überhaupt dar, wobei die Methoden der Eindeckung unter Benützung des Lehms, der Lehmplatten, der verschiedenen Mastick-Compositionen, der Harzplatten, der getheerten Pappen, des Asphalts, der künstlichen Erdborge und des Kreppstein Oel-Cements gründlich erörtert, und in Hinsicht ihrer mehr oder minderen Vorzüge auf eine angemessene, vortheilsfreie Weise gewürdigt werden. — Gleichzeig ist die Zimmer-Construction der flachen Dächer, die Anordnung der Regenginnen, und, was als besonders verdienstlich anerkannt werden muß, die specielle Veranschlagung der Kosten jeder einzelnen Art der Ausführung gegeben, woran sich in einem besondern Anhange eine Abhandlung über die Verwendung des Asphalts und der künstlichen Bitumen zu Fußböden, Pflasterungen und anderen baulichen Zwecken, als ein dem Vorigen verwandter Erguß ausfließt. Mit den auf

ferdem noch beigelegten zwei Kupfertafeln in Königs-Format, die von einem strengen Verständniß der Architectur zeugen, kann das Werk in der That als ein vollständiges Hand- und Lehrbuch dieses wichtigen Theiles der Bau-Wissenschaften betrachtet werden, und wir hegen die feste Ueberzeugung, daß es noch entschiedeneren Beifall finden wird, als die frühere Schrift des verdienstvollen Verfassers, die zu ihrer Zeit eine solche Bedeutung gewann, daß sie von den betreffenden Behörden den Baubeamten des Staats vielfach empfohlen wurde. Die Verlagsbandlung hat ebenfalls keine Kosten gescheut, das Buch anständig erscheinen zu lassen. Schrift und Druck sind vorzüglich, die Ausföhrung der 52 Constructions-Zeichnungen auf den beiden Kupfertafeln läßt nichts zu wünschen übrig.

Berlin, den 18. Juni.

K. V.

Nekrolog.

Der polotechnische Verein hat den Tod eines sehr achtbaren Mitgliedes im Ausschusse, eines durch ausgebreitete Kenntnisse wie durch edlen Charakter gleich ausgezeichneten Mannes — des Hrn. Dr. H. J. Schultes — mit tiefgefühlter Nöhrung seinen Mitgliedern und Lesern dieser Zeitschrift zur Kenntniß gebracht*), und will nicht veräumen, das Denkmal, welches demselben im Dingler'schen Journal**), von welchem der Verbliebene Mit-Redakteur gewesen ist, durch die Mittheilung eines kurzen Umrisses seiner Lebensgeschichte gesetzt wurde, auch in Anerkennung der seltenen Verdienste und Verdienste des Dapingeschiedenen in das Kunst- und Gewerbeblatt überzutragen.

*) Siehe S. 617 des Kunst- und Gewerbeblattes 1840.

**) Siehe Dingler's polyt. Journ. Bd. 78 S. 77.

Herrmann Julius Schultes wurde zu Wien den 4. Februe 1804 geboren. Bald nachdem er den ersten Elementarunterricht erhalten hatte, gab ihm sein Vater Anleitung in der Botanik, lehrte ihn nicht bloß Pflanzen zu sammeln, zu ordnen und zu unterscheiden, sondern zeigte ihm auch die Beschöpfung lebender Gewächse vom Samen bis zur Frucht, wozu sich ihm in den botanischen Gärten, welchen er vorstand, die beste Gelegenheit darbot. Auf diese Weise wurde bei Schultes schon in frühester Jugend der Grund zu seinen botanischen Kenntnissen gelegt, so daß er in einem Alter von zehn Jahren bereits an 6000 Pflanzen konnte, und sich selbst aus den bei seinen botanischen Erforschungen gesammelten ein kleines Herbarium angelegt hatte. Gleichzeitig unterrichtete ihn sein Vater in der Geometrie nach Euklid, und in mehreren lebenden Sprachen; besonders betrieb er die französische mit Auszeichnung, und erwob sich dabin so große Fertigkeit, daß er selbst in französischen Gedichten sich versuchte. Nebenbei wurden aber auch andere Sprachen nicht vernachlässigt, und er betrieb außer den klassischen Sprachen des Alterthums noch italienisch und spanisch, später dann auch englisch und holländisch. Das Studium der neuen Sprachen, der Geometrie und Botanik füllten auch da noch seine Nebenstunden aus, als er das Gymnasium in Landshut besuchte. Das Gymnasium mußte Schultes jedoch nach dem Willen seines Vaters bald verlassen, da dieser nicht im Sinne hatte, seinen Sohn für den gelehrten Stand heranzubilden, sondern wollte, daß er sich der Handlung widme. Zu diesem Besuche brachte ihn derselbe in ein Handlungshaus nach Wien; zugleich sorgte er auch dafür, daß der begonnene Unterricht in den lebenden Sprachen, der Mathematik und Botanik gehöbig fortgesetzt wurde.

Allein dem aufstrebenden Geiste des jungen Schultes, bei welchem durch das Studium der Botanik bereits eine besondere Vorliebe für Naturwissenschaft angeregt war, sagte das Einsörmige seiner neuen Berufsbestimmung durchaus nicht zu. Er folgte ihr, weil es einmal der Wille seines Vaters war, dem er mit un-

bedingtem Gehorsam zu folgen gewohnt war. Er kam daher Allem willig nach, was ihm in seinem neuen Berufe übertragen wurde, erwarb sich Kenntnisse in der Buchführung, in der Kaufmännischen Correspondenz, und vorzüglich auch in der Waarenkunde; nebenbei unterließ er aber auch nicht, seine botanischen Kenntnisse zu erweitern. Jeden Abend, wo er sich erholen durfte, eilte er mit größter Freude in den botanischen Garten, nahm an den Arbeiten der Gärtner Antheil, sammelte sich Pflanzen und benützte zur Bestimmung derselben die vorhandenen botanischen Werke. Da diese Vorliebe für Botanik denen, welche die Aufsicht über ihn führten, nicht entgangen war, so gab der Vater auf Anrathen derselben, den Ditten des Sohnes, ihn wieder zurück zu nehmen, und seine Studien fortsetzen zu lassen, nach, und ließ ihn im Jahre 1818 wieder in das väterliche Haus nach Landshut kommen, wo er sich dem früher abgebrochenen Unterrichte in den alten Sprachen und den übrigen Lehrzweigen des Gymnasialunterrichts mit ungemeinem Fleiße hingab, so daß er bald nach bestandener Prüfung das Gymnasial-Abolutorium sich erwarb.

Wenn diese Vorschule dem jungen Schultes auch in mancher Hinsicht widerwärtig war, so finden wir darin doch die Begründung zu allem demjenigen, worin später derselbe als Arzt, Naturforscher und Gelehrter hervorragte. Als frühzeitige Auf- und Zusammenfassung von Merkmalen an Naturgegenständen, das scharfe Unterscheiden, das Zusammenstellen an sich ungleichartiger Naturdinge nach ihren übereinstimmenden Merkmalen, erweckten in demselben die Beobachtungsgabe, verschießen ihm Schärfe und Gewandtheit im Urtheilen, und legten den Grund zu der tiefen Einsicht in das Naturleben, was ihn in seinem späteren selbstständigen Wirkungskreise so sehr auszeichnete.

Im Jahre 1819 besuchte Schultes die naturwissenschaftlichen Lehrvorträge seines Vaters an der Universität zu Landshut, assistirte demselben in der Botanik, und verlegte sich außerdem mit allem Fleiße auf

Physik, Chemie und Anatomie. Nachdem er so die naturwissenschaftlichen Lehrgegenstände mit aller Gründlichkeit erfaßt, und die übrigen allgemeinen oder philosophischen Wissenschaften nebenbei mit dem besten Erfolge absolvirt hatte, ließ ihn erst sein Vater zu dem Studium der Medicin übertreten.

Sein unermüdeter Fleiß, so wie die ausgezeichneten Fortschritte, welche er in allen Zweigen seines Studiums machte, erwarben ihm die Liebe und Hochachtung seiner Lehrer, denen er fortan mit der größten Ehrerbietigkeit ergeben war, so wie auch das Vertrauen seiner Commilitonen, welche an ihm die Treuebrigkeit und Charakterfestigkeit besonders schätzten.

In den letzten Jahren seiner medicinischen Studien nahm er den regsten Antheil an den gelehrten Arbeiten seines Vaters. Nachdem er viele Uebersetzungen und Bearbeitungen aus französischen, englischen, italienischen Zeitschriften, sowohl für Technik als für Medicin, an der Seite des legenanannten geleistet hatte, erschienen auch im Jahre 1823 eine Uebersetzung aus dem Holländischen von S. Strathling's chemischem Handbuche für Probirer, Gold- und Silberarbeiter (Augsburg und Leipzig in der v. Jenisch und Stag'schen Buchhandlung); dann im darauffolgenden Jahre dieselbe von Vitalis Grundriß der Färberei, nebst einem Anhange über die Druckerkunst (mit Zusätzen und einem Anhange von Dr. J. G. Dingler und Dr. W. H. v. Kurrer in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung), und endlich sahen wir ihn mit seinem Vater als Mitarbeiter des früher von Schultes und Roemer herausgegebenen, nun aber von Schultes, Vater und Sohn, erschienenen *Systema Vegetabilium**) und bei

*) *Linnaei Systema Vegetabilium Editio nova, species inde ab editione XV detectis aucta et locupletata. Curantibus J. J. Roemer et J. A. Schultes.* (Nach Römer's Tod) J. A. Schultes et Jul. Herm. Schultes, 7 Bände in 9 Aef. mit 3 Bänden Mantissen.

dem vierten Mantissenbände und dem zweiten Theile des sechsten Bandes im Gebiete der Pflanzenkunde selbstständig aufzutreten. — Nachdem er schon im Jahre 1822 in Gesellschaft seines Vaters und des Dr. J. G. Dingler eine Reise gemacht hatte, wobei fast alle Universitäts- und größeren Städte Deutschlands besucht wurden, indem der Zweck hauptsächlich darin bestand, die persönliche Bekanntschaft ausgezeichneter Männer jedes Faches zu machen, unternahm er im Jahre 1824 mit seinem Vater noch eine zweite Reise durch Frankreich, England, Holland, Belgien, und machte nach seiner Rückkehr dann sein Examen pro gradu bei der medicinischen Fakultät in Landshut, bestand dasselbe mit ganz besonderer Auszeichnung und erlangte (am 26. Februar 1825) nach vorausgegangener Vertheidigung seiner Thesen sine praeside, die Doctorwürde. Seine Inaugural-Dissertation: „De nosocomio quibusdam belgicis, britannicis, gallicis commentariolum“ Landshut, bei Franz Ser. Storno, 1825. 4. 38 S., welche in sehr gutem, fließendem Latein abgefaßt ist, und die er zugleich mit seinen Streitsägen drucken ließ, enthält sehr schätzenswerthe Bemerkungen über die innere Einrichtung und Verwaltung jener Spitäler, welche er auf seiner Reise zu sehen Gelegenheit hatte, so wie über Krankenspiege und Mortalitätsverhältnisse in denselben u., und wurde mit großem Beifalle aufgenommen.

Von nun an arbeitete Schultes emsig mit seinem Vater theils für Zeitschriften, theils für das Systema Vegetabilium, unterstützte denselben vom Jahre 1826 an, wo er zum Director der chirurgischen Schule zu Landshut ernannt wurde, im Spitaldienste, hielt in Erkrankungsfällen oder in Abwesenheit der Professoren der Geburtshülfe, Chirurgie und Therapie mit Genehmigung der vorgesetzten Kreisstelle unentgeltlich deren Lehrvorträge, und war überdies im väterlichen Hause für seine Geschwister der wachsamste und sorgfältigste Bruder. Diese Tugenden des Sohnes erfreuten und stärkten das Herz des Vaters, welcher 1830 zu kranken anfang und im darauffolgenden Jahre nach einer langwierigen höchst

schmerzhaften Krankheit in Landshut starb. Auch während dieser Krankheit zeigte sich der treffliche Charakter des jungen Schultes im schönsten Lichte; unermüdet pflegte er bei Tag und Nacht mit der größten Sorgfalt seinen Vater, besorgte die Klinik und die Lehrvorträge, so wie die literarischen Arbeiten für denselben. Vom Augenblicke des Todes seines Vaters an war er er der zweite Vater für seine Geschwister. Mit verdoppelter Thätigkeit und mit der größten Strenge gegen sich selbst erfüllte er hier seine Pflicht, einzig für das Wohl seiner Geschwister bedacht.

Schultes hatte anfangs nicht im Sinn, von der praktischen Medicin Ruhen zu legen; seine Vorliebe für die Naturwissenschaften, und insbesondere für Botanik, hatte in ihm schon längst den Wunsch rege gemacht, vereinst sich ganz dem Lesefache zu widmen, um ungehört sein Lieblingsstudium betreiben zu können; allein die Sorge für seine fünf unverfögten Geschwister, welche damals um ihn waren, machten es nothwendig, vor der Hand seinen Plan zu ändern, und sich mit der Ausübung der Medicin zu befassen. Er entschloß sich demgemäß, seine ärztliche Proberelation und den Staatsconcurß zu machen, welche beide er 1831 mit Auszeichnung bestand, und worauf er sich sodann zu Ende desselben Jahres als praktischer Arzt in München niederließ.

Seine wissenschaftliche Bildung, die glückliche Behandlung der Kranken, die sich ihm anvertrauten, verbunden mit seinem äußerst collegialen, freundlichen und offenen Benehmen am Krankenbette, so wie sein höchst bescheidenes und anspruchsloses Wesen, erwarben ihm in kurzer Zeit Eingang zu den höheren und gebildeten Ständen und verschafften ihm solches Zutrauen, daß er bald zu den ausgezeichnetsten Ärzten Münchens gerechnet wurde. Seine ärztliche Wirksamkeit war unübertrefflich. Mit der zärtlichsten Theilnahme, mit beispielloser Uneigennützigkeit ließ er Allen, die seine Hülfe nachsuchten, die lieblichste Behandlung zu Theil werden. Des Zutrauens seiner Patienten hatte er sich in einem sehr hohen Grade zu erfreuen; ja in den meisten

Familien, bei denen er als Hausarzt aufgenommen war, wurde er nicht nur als Arzt, sondern zugleich auch als Freund geliebt und geschätzt. Er konnte sich rühmen, wie vielleicht nur wenige Ärzte, daß während der neun Jahre, in denen er Praxis in München ausübte, ihm nie eine Familie, die seine Dienste einmal in Anspruch genommen, untreu wurde. Sein ärztlicher Wirkungskreis vergrößerte sich auch in den letzten Jahren seines Lebens sehr bedeutend.

Neben seiner ausgedehnten zeitraubenden Praxis besaßte sich Schultes in den freien Stunden noch mit wissenschaftlichen Arbeiten, auch im Gebiete der Botanik. Die Fortsetzung des Systems mußte aber leider unterbleiben, da es ihm an Zeit gebrach, das Begonnene zu vollenden.

Er war ein sehr fleißiger Mitarbeiter des polytechnischen Journals, auf welches er täglich mehrere Stunden verwendete; er lieferte dafür nicht nur Uebersetzungen aus englischen, französischen, italienischen und holländischen Zeitschriften, sondern daselbe verkaufte ihm auch mehrere schätzbare Originalaufsätze. Wir erinnern in dieser Beziehung unter andern nur an jenen gediegenen Bericht über die im Oktober 1835 in München gehaltene Industrielausstellung, worüber sich selbst Se. Majestät der König in sehr schmeichelhaften Ausdrücken auszusprechen geruhten. Mehrere kleinere Aufsätze über verschiedene, theils botanische, theils medicinische Gegenstände, ließ er in englische und französische Journale einrücken.

Seine wissenschaftlichen Leistungen im Gebiete der Botanik fanden allgemeine Anerkennung, und sicherten ihm einen ehrenvollen Platz unter den vorzüglichsten Botanikern. Er war Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, und stand mit einigen der ausgezeichnetsten Gelehrten des In- und Auslandes in Verbindung.

Als der früher bestandene ärztliche Verein in München wegen Mangels an reger Theilnahme seiner Mitglieder sich gewissermaßen von selbst aufgelöst hatte, trug Schultes im Jahre 1832 zur Begründung des jüngeren ärztlichen Vereins wesentlich bei. Auf seine

Vermittlung hin geschah es, daß dieser später mit dem ältern vereinigt wurde. Seine Geschäftsführung als Secretär des Vereins kann hinsichtlich der Ordnung und Pünktlichkeit als Muster angestellt werden.

Schultes biederer Charakter, sein offenes heiteres Wesen, sein treffliches Herz hatten ihm viele Freunde erworben, von denen die meisten ihm mit inniger Liebe bis an sein Ende treu geblieben sind, so wie Schultes hlawiederum mit ganzer Seele und seltener Hingebung an seinen Freunden hing.

Von Jugend auf gewohnt seine Zeit zweckmäßig zu benutzen und damit haushälterisch umzugehen, war er fast täglich vom frühesten Morgen bis zum späten Abend unausgesetzt beschäftigt, so daß er sich häufig nur wenige Stunden Ruhe gönnte. Aber leider mochte diese außerordentliche Anstrengung bei der eben in München herrschenden Schleimfieber-Epidemie dazu beigetragen haben, daß er selbst von dieser Krankheit befallen wurde, welche auch sein Ende herbeiführte, dem er vom Anfange der Krankheit an ungeschont und mit kaltem Verstande entgegensoß, einzig und allein für das Schicksal seiner hinterlassenen Geschwister besorgt, die durch seinen Eintritt ihrer größten Stütze beraubt sind.

Er starb nach dreiwöchentlichem Krankenlager am 1. Sept. dieses Jahres in einem Alter von 36 Jahren.

Joseph Liebherr, geboren am Silvesterabend 1767 zu Immenstadt im Allgäu, war der Sohn eines Thurmuhrenmachers. Nachdem er sich in München und Constanz ausgebildet, arbeitete er einige Zeit selbstständig in Immenstadt als Uhrmacher, und dann bei Dengler in München. — Als im Jahre 1801 der französische Oberst Bonne Bayern topographisch aufnehmen sollte, suchte der berühmte damalige Artillerie-Hauptmann Reichenbach*) es dahin zu bringen, daß man die

*) S. diese Zeitschrift S. 148. 3. 1840.

nöthigen Meßinstrumente nicht mehr von England beziehen dürfte, sondern in Bayern selbst verfertigt könnte. Dazu war ihm auch der Examenstinter und Professor Schlegg, welcher später unter Uffschneider das Steuerkatasterwesen einrichtete, und seine besondere Gabe, geschickte Köpfe aufzuziehen, mehrmals erprobt, in so ferne beßfällich, als er ihn mit Liebherr zusammenführte. Er hatte bei diesem auf einem Besuch einen Exstanten gesehen, den derselbe ohne besondere Anleitung gefertigt hatte; dieß und die schöne Ausführung des Instruments ließen ihn an Liebherrs Brauchbarkeit nicht zweifeln. Reichenbach verband sich wirklich mit Liebherr, und beide hinwider wandten sich an Herrn v. Uffschneider, um mit seiner Unterstützung das Geschäft vergrößern zu können. Dieser verband sich nicht nur mit ihnen 1804 unter der Firma: Reichenbach, Uffschneider und Liebherr; sondern versah sie auch durch die Glaschmelze in Benedikt beuern, die er von Vulnand errichten ließ, mit rothem Glas und in der Person von Nigg mit einem guten Optiker zum Schleifen des Glases für die wesentlich nöthigen Fernrohre. Niggs Stelle nahm später Traunhofer ein, dessen Verdienst um Kunst und Wissenschaft über unser Lob erhaben sind.

Welche großen Leistungen schon damals aus dem Institut hervorgingen, und der Nutzen, den hieraus die Welt in intellektueller Hinsicht und Bayern durch den Tribut des Auslandes schöpfen, ist zu bekannt, um hier viel darauf eingehen zu müssen, vorzüglich das Princip der beweglichen Alhidadekreise, durch die Theilung auf der trefflichen Theilmaschine vollendeter Brauchbarkeit versichert. Einen trüben Schatten wirft indessen der unselbstige Streit darauf, den der Oberbergkath von Bader mit Hrn. v. Reichenbach begann, und worin auch jener Liebherren gegen diesen verflocht. Sen es uns gegönnt, mit Folgendem darüber wegzugehen. — Wäre nicht in dieser Sache bereits soviel veröffentlicht worden, und wäre nicht auch das Interesse der Wahrheit das wichtigste, so dürfte man schon gemäß nachfolgender Bemerkung nicht ansetzen nach sicherer Erfah-

rung zu behaupten, daß die Einrichtung des von Liebherr erfundenen Raderschneidzeuges die Idee der neuen Theiltheilungsmethode gegeben habe, daß die erste kleinere Theilungsmaschine von diesem und Reichenbach gemeinschaftlich gefertigt worden, wie auch Hr. von Uffschneider sie in Traunhofers Biographie die Reichenbach, Liebherresche nennt; daß dieselbe bisher in Liebherres Besitz gewesen ist, daß er dem Reichwert davon Sicherheit gegen Stof gab, und daß endlich viele Erfindungen und Verbesserungen an Meßinstrumenten damals und nachher von ihm herkamen, denn selten kam ein Instrument mit ungeändertem Bau aus seinen Händen. Es können nämlich Reichenbachs Verdienste, die in den Sternwarten Europas und auf den Wasserfäulenmaschinen der bayerischen Solinen unvergänglich feßen, durch diese Angaben ebenso wenig gemindert werden, als in anderer Art Traunhofers Ruhm, wenn man weiß, Liebherr habe ihm für die Verwirklichung des schönen Gedankens, der Verbindung paralaktischer Aufstellung mit einem Uhrwerk zu größten Refraktoren, manche gute Winke gegeben. Und keineswegs gebührt Liebherr nur ein solcher Ruhm, wie ihn Bader in Anspruch nehmen konnte, der, obgleich sonst nur Zimmermann, mit Geschick das Brunnenwerk in Augsburg nach Reichenbachs Angabe ausführte — dieser war ein ausgetragenes Werkzeug Reichenbachs, jener ungleich mehr. Traurig bleibt es immer, wenn so große Geister sich über Etwas, in seiner letzten Beziehung so Nichtiges, erbittern bis zum leidenschaftlichen Kampfe. — Eine schlimme Folge dieses Streites war zunächst, daß Liebherr ums Jahr 1814 von dem Institute schied, in dem er seither so thätig als nützlich gewirkt hatte, in welchem auch viele angehende Mechaniker, wir wollen unter ihnen nur Nernst anführen, Traugott Ertel, jetziger Besitzer des mit gleichem Glück, wie unter Reichenbach fortblühenden mathematisch-mechanischen Instituts, als seine Schüler ihre weitere Ausbildung von ihm empfangen. Er gründete nun vorerst eine eigne Werkstätte, und als Reichenbach sich von Uffschneider und Traunhofer getrennt hatte, trat Liebherr mit Uffschneider und Werner

in Verbindung, so daß v. Ulfshneider wie in allen seinen patriotischen Unternehmungen Chef und Triebfeder des Ganzen war, Liebherr aber den technischen und Werner den kommerziellen Theil unter sich hatte. Doch löste sich unter manchen Hindernissen auch diese Verbindung auf, und nachdem Liebherr noch die Aufstellung des Frauenhofer'schen Refraktors für Dorpat ausgeführt hatte, zog er 1823 nach Reimpen, wo er sich 5 Jahre lang mit Schreiftisigerei beschäftigte.

Durch Umstände, wie sie öfters den Industriallern unserer Zeit begleiten, konnte er jedoch nicht damit zum Ziele kommen, und nahm daher 1828 den Ruf als Professor an die neuerrichtete polytechnische Central'schule in München an. Gewiß konnte in einer Beziehung diese Stelle nicht besser besetzt werden, als durch den Mann, der so viele Erfahrung gemacht, sich die wissenschaftliche theoretische Bildung durch Selbststudium verschafft hatte, steds die neuen populären Darstellungen seines Faches las, und noch immer originelle und schöne Gedanken in seinen Zeichnungen niederlegte, so daß sein Verlust wohl unersetzlich ist. Bis an sein Ende bekleidete er nun diese Stelle, konnte aber aus Mangel an Jünglingen bei der erst erstarbenden Einrichtung der Schule, seine Thätigkeit meist nur auf Vorfertigung der Modelle und physikalischen Instrumente für den Gebrauch der Schule wenden, die indeß auch als ein schönes Zeugnis seiner Kenntnisse dastehen. — So nimmt der edle Veteran bei allen, die ihn und seine Werke kennen, seinen Platz neben den Heroen in Vorfertigung von Meßinstrumenten, einem Kammben, Reichenbach und Reppold. Er besaß Talent zur Mechanik im eigentlichen Sinne, sonst nähme er unser Lob nicht so in Anspruch; denn auch hier müßte das rhetorische — wer's nicht ist, wird's nicht werden, gelten; ohne Talent, ja Genie, wird kein Künstler. An Denkmälern der Kunst, Liebherr's brauche ich nur auf seine Buchdruckerpresse hinzuweisen, für die er vom polytechnischen Verein die goldene Medaille erhielt, dann sein Uhrenaberschneidzeug, das jetzt freilich durch bessere Vorrichtung ersetzt ist, sowie die Kniehebelpresse zum Pressen von Del,

Rübengucker etc., die Angabe einer Münzjustirmaschine, und so manches andere wie ein Cohäsionsmesser, Storchenschnabel oder Pantograph, neue Regulierung von Uhren, Theodolithen mit verbesserter Construction, bodalsche und Verticalkreise auf verschiedenen Sternwarten und eine Art Universalinstrument mit Repetition für Zenit und Azimuth. Ehrende Anerkennung war es für ihn, seit geraumer Zeit in den Ausföhn des polytechnischen Vereins gewählt zu sehn, so wie er auch in das Comité für die letzte Industrie-Ausstellung in München berufen ward. — Liebherr hatte sich zweimal verheiratet, und aus der ersten Ehe eine nun verstorbene Tochter erhalten, die er dem Optikus Mez vermählte; aus der zweiten Ehe leben noch 2 Söhne und 4 Töchter, wovon eine Gattin des Mechanikus Mahler ist, der neben seinem Schwager Mez jetzt das optische Institut v. Ulfshneider und Traunhofer besitz. Sein Bruder Benedikt Liebherr, sonst auch Uhrenmacher und Mechaniker, hat in Landshut eine bedeutende Wollspinn-Manufaktur. — Der Grundzug im Privatcharakter unsers Verstorbenen war Genauigkeit, deren innersten Kern aber Wohlwollen bildete, und daraus floß eine Offenheit der Rede, die keinen Gegner scheute, aber alle Prahlerei miß. Obgleich sein Verdienst oft in den Schatten gestellt worden, gewährte er dennoch auch im Alter Allen seinen nützlichen Rath. Wie bei seinem hohen Vönnner, dem ebenfalls hener verstorbenen Geheimrath von Ulfshneider kam auch bei ihm der Dank der Zeitgenossen nicht in Verhältnis mit seinen Verdiensten — möge es ihnen dräben reichlich ergänzt werden, Weider Verdienste leuchten gewiß noch der Nachwelt als Vorbild, ja sie werden erst von ihr ganz begriffen und denügt werden. Liebherr endete sein für die Mechanik und für die vaterländische Industrie so einflußreiches Leben am 8. Oktober 1840.

M. J.

U e b e r s i c h t

von dem Zustande der Landwirthschafts- und Gewerbeschulen im Königreiche Bayern am Schlusse des Schuljahres 18³/₄₀ nach den Jahresberichten der betreffenden Anstalten. *)

No.	Namen der Städte.	Landwirthschafts- und Gewerbeschule.	Zahl der Lehrer.	Zahl der Schüler.	Zahl der Hospitanten.	Handwerks- Zelertagschule für	Zahl der Schüler.	Programm.
1	Munberg .	I. Klasse.	8	49	13	— —	—	Nothwendigkeit der christlichen Erziehung und des Religionsunterrichtes. Von L. Sedl.
2	Andobach .	II. Klasse.	3	17	24	Zeichnen, Geometrie, Arithmetik, verbunden mit schriftlichen Geschäftsaufgaben.	91	Nutzen des Studiums der Naturwissenschaft.
3	Wieshausenburg	I. Klasse.	12	59	16	Die vormalis polotechnische Schule, nun Handwerks- Zeltertagsschule.	180	Was steht der Seidenzucht in Bannern und überhaupt in Deutschland entgegen? Von Dr. Kittel.
4	Mugsburg	I. Klasse (Kreis.)	14	63	22	Religionslehre, mathematische, naturwissenschaftliche und technische Vorträge, Zeichnen.	599 **)	Die isometrische Perspektive. Von Alois Kurz.
5	Bamberg .	I. Klasse.	10	37	13	— —	—	Einfluß der bildenden Kunst auf die Gewerbe. Von Bernhard Joseph Krug.
6	Bayreuth	I. Klasse. (Kreis.)	12	40	3	Zeichnen.	104	Verbesserung der Kindererziehung in Oberfranken. Von J. J. Berzog.
7	Erlangen **)	I. Klasse.	5	42	14	Zämmeliche Gegenstände der Gewerbeschulen.	208	Das Wandern der Thiere. Von H. E. Küster.

*) Vergl. Kunst- und Gewerbeblatt 1838 S. 276 und S. 777. 1839 S. 613.

**) Hat eine Vorbereitungsclass mit 25 Schülern.

**) Außer diesen erhielten noch 232 nicht Sonntagschulpflichtige theils Gesellen theils ältere Lehrlinge im Zeichnen Unterricht.

Nr.	Namen der Städte.	Landwirth- schafts- u. Gewerbs- schule.	Zahl der Lehrer.	Zahl der Schüler.	Zahl der Hospitanten.	Handwerks- Feiertagschule für	Zahl der Schüler.	Programm.
8	Freysing .	I. Klasse.	8	29	—	Religion, Arithmetik, Geometrie, deutsche Sprache, Naturge- schichte, Physik und Mechanik, Zeichnen.	101	Einfluß der Ackergeräthe auf den Reinnettrag. Von Dr. Elg- mund Bauer.
9	Zürth . .	II. Klasse.	7	22	24	Zeichnen.	172	Das Württembergische zu Zürich von Dr. Wilh. Stahl.
10	Hof . . .	I. Klasse.	11	38	7	? ?	93	Nutzen und Nutzen der descriptiven Geometrie. Von Georg Gott- lob Jüngling.
11	Ingolstadt .	II. Klasse.	6	21	7	Arithmetik, Geogra- phie, Naturgeschichte, Zeichnen, Modellieren und Vos- siren.	114	Worauf beruht die apodictische Ge- wissheit in der Geometrie?
12	Kaiserslaut- ern .	I. Klasse. (Reid.)	11	68	10	Rechnen und Zeichnen.	62	Ueber den Unterricht in der Mathe- matik an Gymnasien und Ge- werbschulen. Von Ep. W. Heinrich Faber.
13	Reimpten .	II. Klasse.	8	37	4	Deutscher Geschäfts- stil, praktische Re- chenkunst, bürgerliche Geometrie, Geogra- phie, Zeichnen.	36	Kein Programm.
14	Landau . .	II. Klasse.	11	30	—	— —	—	Kein Programm.
15	Landshut .	I. Klasse. (Reid.)	7	4	8	Geometrie, Mechanik und Physik, Chemie, Landwirthschaft, Zeichnen.	103	Wie soll der Unterricht der Techno- logie in den Landwirthschafts- und Gewerbschulen gegeben werden? Von Köhlmeier.
16	München .	I. Klasse. (Reid.)	13	189	3	Lehrgegenstände wie Augsburg.	1545)	Religiöse Bildung an technischen Gymnasien und ihre Hinder- nisse von Dr. Friedrich Kunst- mann.

) Die Zeichnungsschulen wurden von 1004 Schülern (worunter 44 Gefellen) besucht.

No.	Namen der Städte.	Landwirth- schafts- u. Gewerbs- schule.	Zahl der Lehr- er.	Zahl der Schüler.	Zahl der Hospitanten.	Handwerk- Feiertagschule für	Zahl der Schüler.	Programm.
17	Nördlingen*)	III. Klasse.	4	6	39	— —	—	Kein Programm.
18	Nürnberg	I. Klasse. (Kreis.)	12	91	19	Zeichnen, Vossiren, Modellieren, Graviren, Holzschnelden, Gips-, Sand- und Lehmformen etc.	403 **)	Die Curven zweiter Ordnung in Be- ziehung zum geraden Regel von Dr. V. Gugler.
19	Passau	I. Klasse.	9	24	21	Arithmetik, Anfangs- geometrie der Geometrie, Zeichnen, Grundrich- ten der Mechanik und Naturlehre, deutsche Sprache und bürgerl. Geschäftsstil, Model- lieren, Kunstweberei und Landwirthschaft.	86	Unterricht in den Realien und in der Buchhaltung. Von Joh. Paul Böttl.
20	Regensburg	I. Klasse. (Kreis.)	12	82	10	— —	—	Anbau und Manufakturgebrauch der seidischen Seidenpflanze. Von Frauz Xaver Egen.
21	Schweinfurt	II. Klasse.	9	22	10	Zeichnen, Naturge- schichte und Natur- lehre.	62	Der Landmann des Alterthums. Von A. S. Weinand.
22	Speyer	II. Klasse.	6	11	169	Deutsche Sprache und Geschäftsstil, Arithmetik, Geogra- phie, Zeichnen und Vossiren, technische Berechnungen, geo- metrische Construc- tionslehre, Maschi- nenzeichnen und Modelliren.	141	Kein Programm.
23	Straubing	III. Klasse.	3	19	6	Zeichnen und Mo- delliren.	91	Bestimmung der technischen Schu- len. Von Jos. Kämmermeyr.

*) Die dort bestehende Abendchule besuchten 15 Erbelinge und die vorbereitende Abtheilung zählte 6 Schüler.

**) In der Elementarzeichnungschule waren am Schlusse des Jahres 262 Schüler.

No.	Namen der Städte.	Landwirthschafts- u. Gewerbeschule.	Zahl der Lehrer.	Zahl der Schüler.	Zahl der Hospitanten.	Handwerks- Feiertagschule für	Zahl der Schüler.	Programm.
24	Bürzburg	I. Klasse. (Kreis.)	14	54	4	Lehrgegenstände wie Augsburg und München.	741	Ueber die Orefellsteichte der Rhône bekannt unter dem Namen Steinsteichte oder Baskastmoos. Von Ph. Raupp.
25	Bunsfel.	II. Klasse.	5	10	82	Bauzeichnen.	53	Theorie des Barometers als Wetterglas. Von G. Ernst Mauritz.
26	Zweibrücken	II. Klasse.	6	40	12	Kalligraphie, Stoll-übungen, Arithmetik, Zeichnen und Dessiren.	47	Ueber die Theilung der Kreislinie in eine verlangte Anzahl gleicher Theile, von Zink.

Es geht aus vorstehender Uebersicht hervor, daß in dem jüngst abgewichenen Schuljahre 1813 an den Landwirthschafts- und Gewerbeschulen des Königreiches, und zwar

in den 15 Schulen	I. Klasse von 158 Lehrern	860 Schüler	und 163 Hospitanten,
in den 9 "	II. Klasse von 61 "	208 "	" 332 "
in den 2 "	III. Klasse von 7 "	25 "	" 45 "

nicht in den 26 Schulen von 226 Lehrern 1102 Schüler und 540 Hospitanten unterrichtet worden sind. Dieser Anzahl von Schülern und Hospitanten sind die 15 Schüler der in Nördlingen bestehenden Abendsschule, so wie die vortigen 6 Vorbereitungsschüler, und endlich auch die 25 Schüler der Vorbereitungs-Klasse zu Gelangen nicht beigezählt worden. Auffallend ist das Zahlen-Verhältniß der Schüler und Hospitanten zu einander bei den Schulen IIter und I. Klasse und es wäre zu wünschen, über die Ursachen dieser Verschiedenheit unsämbliche Gedrterungen zu vernehmen, denn nach den vorstehenden Ergebnissen treffen auf 100 Schüler in den Schulen Iter Klasse 187 $\frac{1}{2}$ Hospitanten, in den Schulen IIter Klasse 162 $\frac{1}{2}$ und in den Schulen IIIter Klasse 180 Hospitanten. Nicht minder werthvoll wäre auch eine Auseinandersetzung der wirklichen und möglichen Ursachen von der verhältnißmäßig geringen Anzahl der Schüler in dem IIIten (obersten) Course gegen die in dem Iten (untersten) Course der Schulen Iter Klasse.

Die bis jetzt bestehenden 20 Handwerks-Feiertagschulen zählten, die Zeichnungsschüler von Augsburg, Nürnberg und München mitgerechnet, im abgewichenen Schuljahre 1813 6530 Gesellen und Lehrlinge.

So eben ist von dem für Mechaniker, Fabrikanten, Lehrer und Schüler an technischen Anstalten ic. höchst interessanten Werke:

Industrielle Mechanik, nach Poncelet *mechanique industrielle* und dessen *mechanique appliquee* etc., sowie nach *Tasso principes de mecanique* etc. deutsch bearbeitet und mit Anmerkungen begleitet von C. G. Kuppler (3 Tble. oder 12 Lieferungen, jede à 6 Bogen Text. gr. 8. u. 3 Kupst. in gr. 8. à 12 ggr. oder 54 fr.)

Die 2te Lieferung

und vom **Atlas: die Elemente der Maschinen** in 36 Blättern nebst Text (in 6 Heften jedes 6 Querfolio Blätter nebst Text enthaltend, und ebenfalls nur 12 ggr. oder 54 fr. kosten),

das erste Heft

ausgegeben werden, und liegt nun beides zur Einsicht und Ueberzeugung, daß etwas wahrhaft Gediengendes geliefert wird, in allen Buchhandlungen vor.

Wer auf das ganze Werk noch vor dem Erscheinen der dritten Lieferung, die binnen 6 Wochen zuverlässig erfolgt, subscribirt, erhält diesen Atlas von 36 Blättern noch gratis geliefert.

München 12. August 1840.

Aug. Kestnagel.

A n k ü n d i g u n g .

Im Verlage der Unterzeichneten erscheint im August dieses Jahres:

Die organische Chemie

in
ihrer Anwendung

auf Agricultur und Physiologie

von

J. J. V. Liebig,
Dr. der Medicin und Philosophie,
Professor der Chemie an der Ludwig-Maximilians-Universität zu Gießen, Ritter des Großherzoglich Hessischen Ludwig-Ordens und Ehrenbürger der Stadt Gießen, auswärtiges Mitglied der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, der Royal Society zu London, Ehrenmitglied der British association for

the advancement of Science, Ehrenmitglied der k. Akademie zu Dublin, correspondirendes Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, München und St. Petersburg, des k. Instituts zu Amsterdam, der k. Societie der Wissenschaften zu Göteborgen, der Naturforschenden Gesellschaft zu Heidelberg ic. ic.

gr. 8. Velinpap. geb. Preis 2 Thlr.

Der Titel des Buchs und der Name des geistreichen Verfassers, verbürgen die hohe Wichtigkeit eines Werks, welches bestimmt sein dürfte, in der wissenschaftlichen Richtung des wichtigsten Gewerbetriebs, — des Ackerbaues — und der Pflanzungs-Physiologie, eine Revolution zu begründen. — Wir empfehlen das Buch der Beachtung der Staatsmänner, Chemiker, Physiologen, Botaniker, Agronomen, Pharmaceuten und Aerzte, und lassen nachstehend das Inhaltsverzeichnis desselben folgen.

E r s t e r T h e i l .

Der Prozeß der Ernährung der Vegetabilien.

Gegenstand. — Die allgemeinen Bestandtheile der Vegetabilien. — Die Assimilation des Kohlenstoffs. — Ursprung und Verhalten des Humus. — Die Assimilation des Wasserstoffs. — Der Ursprung und die Assimilation des Stickstoffs. — Die anorganischen Bestandtheile der Vegetabilien. — Die Cultur. — Die Wechselwirtschaft und der Dünger.

Z w e i t e r T h e i l .

Der chemische Prozeß der Gährung, Fäulniß und Verwesung.

Chemische Metamorphosen. — Die Ursache, wodurch Gährung, Fäulniß und Verwesung bewirkt wird. — Gährung und Fäulniß. — Metamorphosen stickstoffreicher Körper. — Metamorphosen stickstoffhaltiger Körper. — Gährung des Zuckers. — Hefe, Ferment. — Verwesung. — Verwesung stickstoffhaltiger Körper. Fäulnißbildung. — Verwesung stickstoffhaltiger Materien. Gählpeterbildung. — Wein- und Biergährung. — Die Gährung der Polysäure. — Dammere. — Vermoderung. Papier, Braunkohle und Steinkohle. — Gist, Coctus, Mischmen.

Braunschweig, 15. Juli 1840.

Friedrich Vieweg und Sohn.

Im Verlage von Friedrich Vieweg und Sohn ist so eben folgende höchst wichtige Schrift erschienen:

Ueber das

Studium der Naturwissenschaften

und über den

Zustand der Chemie in Preussen.

Von

Dr. Justus Liebig,

Professor der Chemie an der Universität zu Gießen,
Ritter zc.

gr. 8. fein Vellinap. geb. Preis 8 Ugr.
Braunschweig, 15. August 1840.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:
Dr. W. Weinholz, vollständiges theoret. prakt.

Handbuch der Mühlenbaukunst

oder gründliche und allgemein verständliche Anleitung zur Construction sämtlicher neu angulegender und zur richtigen Beurtheilung bereits vorhandener, durch Wasser, Wind, Dampf und lebendige Kräfte zu betreibenden Mühlenwerke, welche durch Mahlen, Schneiden, Stampfen und Hämmern im praktischen Leben von Wichtigkeit sind. Nach dem allerneuesten Stande unseres Wissens zum Selbstunterrichte, besonders für angehende Müller, Mühlenbauer, Technologen, mancherlei Fabrikanten, Cameraalisten u. s. w. bearbeitet. 2te größtentheils umgearbeit. verbess. und mit vielen wichtigen Nachträgen und Abbild. versehene Auflage. Nach des Verf. Tode herausgegeben von Dr. F. W. Vorfuß. 2 Bde. mit 91 lithogr. Taf. 8. 7 fl. 12 fr.

Diese 2te Auflage verdient mit Recht eine vermehrte und verbesserte genannt zu werden, obgleich sich die Vogensatz nicht vermehrt, sondern vermindert hat, denn der neue Herausgeber hat nicht nur alle in der ersten Ausgabe abgehandelten Materien deutlich erörtert, sondern dieselben meistens noch bedeutend vervollständigt, und wo es nöthig war, weiter ausgedehnt, gemachte Erfindungen und Verbesserungen nachgeholt, worunter wir nur die Kreisfeiler von Jonneron erwähnen wollen. Daß aber so bedeutender Vermehrungen ungeachtet das Volumen des Buchs sich minderte, davon ist die neue und gänzlich Umarbeitung vieler Theile desselben die Ursache. Die innere Einrichtung des Werkes ist dieselbe geblieben; es handelt neben der

Hauptsache auch die erforderlichen mathematischen und mechanischen Vorkenntnisse ab und macht somit an den Leser keine anderen Forderungen, als Verständniß der deutschen Sprache und die Fähigkeit, solche gedruckt lesen zu können, so daß auch der Unkundigste bald zur gründlichen Kenntniß der Mühlenbaukunst gelangen wird. Es begreift Alles in sich, was legend in die Gräben der heutigen Mühlenbauwissenschaft gehört, handelt über alle Arten Wasser-, Dampf-, Wind-, Thier- und Hand-, Mahl-, Stampf-, Schneide- und Hammermühlen, als alle Arten Mehl-, Graupen-, Oel-, Pulver-, Loh-, Knochen-, Tabaks-, Gewürz-, Papier- und Balkmühlen, Holz- und Steinschneidemühlen u. s. w. Ueberall, wo es nöthig war, ist der Text mit instruct. Zeichnungen erläutert worden.

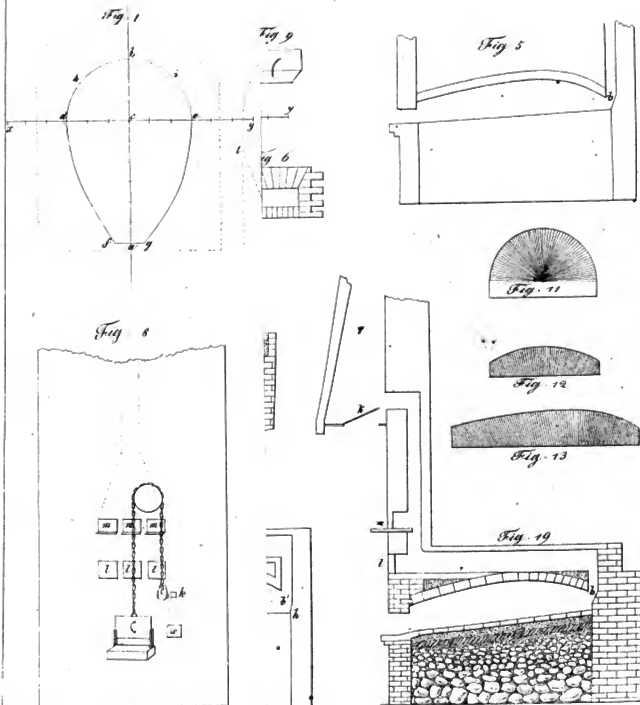
A. Ballack (Gürtler und Broncearbeiter in Weimar) vollständiges Handbuch des

Gürtlers und Broncearbeiters,

oder theoretisch-praktische Darstellung aller bei diesen Gewerben vorkommenden Arbeiten, namentlich der Verfertigung von Galanterie-Waaren, Metallknöpfen, silber-plattirten Leuchtern, Servicen, Basen zc. nach den modernsten Jacqons. Mehr deutlicher Beschreibung der Construction und Anwendung aller dabei vorkommenden Maschinen, welche zum Pressen der Arbeiten, zum Durchschneiden und Abbrechen derselben erforderlich sind, so wie einer praktischen Anleitung zur Fäbmerie und Gießerei im Kleinen und Großen. Mit Befügung der besten und bewährtesten Vorschriften zur Aufertigung der Bronze, der schönsten Goldfarben, so wie aller Arten von Schlags, roth, folter und warmer Vergoldung, Versilberung u. s. w. Mit 33 lithographirten Tafeln, welche viele hundert Abbildungen enthalten. 8. 2 fl. 42 fr.

(Bildet auch den 108. Band des Schauspales der Künste und Handwerke.)

Dieses ist die erste umfassende Beschreibung des 97. Gewerbs. Sie kommt aus der Feder eines geschickten jungen Meisters, der sich für dieselben in den berühmtesten Werkstätten Deutschlands, namentlich in denen zu Wien und München, praktisch ausgebildet hat, und hier die verschiedensten technischen Verfahrungsarten ohne alle Geheimnißsträumer in dübbigster Kürze, jedoch klar und deutlich mittheilt, mit steter Berücksichtigung des Standpunktes, auf denen diese Meister gegenwärtig in Frankreich und England stehen.



Kunst- und Gewerbe-Blatt

des polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern.

Sechszwanzigster Jahrgang.

Monate November und December 1840.

Angelegenheiten und Verhandlungen des Vereines.

Am 16. November hatte eine Deputation des polytechnischen Vereines — bestehend aus den beiden Vorständen und den beiden Secretaren*) — das Glück, **Er. königlichen Hoheit dem Kronprinzen Maximilian von Bayern** das Diplom als Mitglied des polytechnischen Vereines und ein vollständiges Exemplar des Kunst- und Gewerbe-Blattes vom Jahre 1815 bis 1839 inclusive in einer von Höchstdemselben gnädigst ertheilten Audienz zu überreichen.

Er. königliche Hoheit empfingen die Deputation auf die huldvollste Weise, und nahmen mit sichtbarer Freude das von künstlerischer Hand ausgestattete Diplom und die gedachte Zeitschrift entgegen. Höchstdieselben drückten die gnädigste Anerkennung der nützlichen Wirksamkeit des polytechnischen

Vereines aus, unterrichteten sich über alle auf das Bestehen und Gedeihen des Vereines Bezug habenden Umstände, verbreiteten sich über technische Gegenstände, welche gerade an der Zeit und auch von Belang für die vaterländische Industrie sind, und entließen die Deputation nach langer Unterredung in den erhebendsten Ausdrücken gnädigsten Wohlwollens.

Dieser für die Mitglieder der Deputation unvergeßliche, für den Verwaltungsausschuß und sämtliche Mitglieder eben so denkwürdige als erfreuliche Akt wurde auch von den in der 37ten Sitzung des Verwaltungsausschusses anwesenden Mitgliedern mit der lebhaftesten Theilnahme vernommen, und in dem Sitzungs-Protokolle vom 19. November niedergelegt.

• • •

In den vom 14. October bis 18. November inclus. abgehaltenen sechs Sitzungen wurden außer andern, mehr das Innere des polytechnischen Vereines berührenden, Gegenständen vorzüglichweise Nachstehende verhandelt:

*) Siehe diese Zeitschrift S. 3 u. 4.

- 1) Das königl. Ministerium des Innern beauftragte den Central-Verwaltungsrath-Ausschuß, die Anfertigung eines vollständigen Assortiments von Spinnmaschinen, bestehend aus einem Woll-, drei Kardtschmashinen, einer Vorspinnmaschine, vier Feinspinnmaschinen und einem Garnspindel durch den Mechaniker Stiller in München für die Weber in Tann im Regierungsbezirke Unterfranken und Fischachsburg besorgen zu lassen, wozu Sr. Majestät der König die Summe von 2000 fl. aus Allerhöchsth. Ihrer Kabinetskasse allergnädigst vorzuschießen geruht haben.

Diesem höchsten Auftrage wurde alsogleich entsprochen, und über die Zahlungsstermine und Auslieferung der Maschinen die weiters abverlangten Aufschlüsse an die höchste Stelle berichtet.

- 2) Dasselbe königl. Ministerium hat Metallpapier-Muster, welche zur Abhaltung der Fälschtheit in den Münzen angewendet werden können, und künstlichen Marmor zur Prüfung und Beurteilung über den Werth und die allenfällige Darstellungsort der selben herabgeschickten. Beide Gegenstände wurden Sachverständigen übergeben, um nach den obgeführten Prüfungen darüber Vortrag zu erstatten.
- 3) Die königl. Regierung von Oberbayern verlangt über die Vortheile und Nachtheile, welche aus der Einführung des Zollvereinsgewichts und des Metres hervorgehen dürften, umständliche Äußerung.
- 4) Von derselben königl. Regierung wurde über eine Vorrichtung auf dem Thurme der St. Peters-Kirche dahier zur leichten und sicheren Ausmittlung der Brandplätzen bei auswärts vorkommenden Feuerbrünsten technische Prüfung, und wo möglich, Vervollkommenung des Bestehenden verlangt. Durch diese Aufforderung wurden

zwei interessante Vorschläge hervorgerufen, — der Eins von dem königl. Conservator u. d. d. Dr. Steinheil, der andere von dem königl. Hofmusikus Hrn. Th. Böhm, — welche beide wir in dem nächsten Hefte dieser Zeitschrift lesen werden.

- 5) Dasselbe Kreisstelle überfandte Branntohlenmüster aus dem Landgerichtbezirke Tritmoning zur Prüfung. Die damit vorgenommene Untersuchung ergab, daß 1 Pfund derselben 1½ Loth Asche, 3 Loth Theer und 1½ Loth zerstückte und zerreibliche Kohlenrückstände liefert. Diese Resultate, so wie einige Bemerkungen über einen etwa einzuleitenden Vergabebetriebe wurden der kgl. Regierung umständlich mitgetheilt.
- 6) Von derselben königl. Regierung wurden unter Mittheilung eines Berichtes des Magistrats der Haupt- und Residenzstadt München über die Einführung einer Normal-Branntwein-Maasse nähere Bestimmungen abverlangt.
- 7) Die königl. Regierung von Niederbayern überfandte Wasserglas-Proben, welche im jenseitigen Regierungsbezirke dargeleitet worden sind, zur Prüfung und Angabe der Brauchbarkeit derselben.
- 8) Dem niederösterreichischen Gewerbevereine in Wien wurden die gewünschten Aufschlüsse über das Verscheiden der Häute mitgetheilt.
- 9) Die Direction des Gewerbevereins in Hannover empfiehlt die Hrn. J. und J. Kowmann aus Aurich in Hannover, welche zur Erweiterung ihrer Kenntnisse in der Bierbrauerei hieher gerichtet sind. Es wurde der gedachten Empfehlung mit aller Bereitwilligkeit entsprochen.
- 10) Der königl. Bergmeister Hr. Bergmann in Bergen hatte die Güte, dem Central-Verwaltungsrath-Ausschuße auf gefälliges Ansuchen eine vollständige Zeichnung und Beschreibung der in dortiger Gegend bestehenden Hammerwerksbetriebe mit

der Vorrichtung, die Abzüge zur Erwärmung der Schürbel zu denügen, zuzufenden. Diese Beschreibung und Zeichnung werden wir im nächsten Hefte dieser Zeitschrift Jahrg. 1841 mittheilen.

- 11) Das Vereindmiltglied Hr. Johann Karlinger, Kaufmann in Nießbach, übersendete zwei Proben von seinen Braunkohlen, um sie zu prüfen, wie viel Jede derselben Theer liefere. Die Eine davon lieferte 6½ Gewichts-Prozente, die andere hingegen 3½ Gewichts-Prozente. Diese Resultate wurden sofort dem Hrn. Einsender mitgetheilt.
- 12) Der Buchdruckerei-Besitzer Hr. Brägel in Ansbach

übersendete zwei Druckblätter, wie er sie zur Industrie-Ausstellung in Nürnberg einsendete, als Zeichen seiner Verehrung, wofür hiermit dem Hrn. Einsender der Dank des Central-Verwaltungs-Ausschusses ausgedrückt wird.

- 13) Als ordentliche Mitglieder sind dem Vereine beigetreten:
 - 1) Hr. Fortunatus Karlinger, Kaufmann in München;
 2. und 3) Die Hrn. Joseph und Gabriel Erdlmaier, Bierbrauer in München;
 - 4) Hr. Joseph Weiß, Magistratsrath und Kunstgärtner in München.

Abhandlungen und Aufsätze.

Mittheilungen

über

die Industrie-Ausstellung zu Nürnberg im Jahre 1840.

Der Magistrat der Haupt- und Residenzstadt München ordnete den rechtskundigen Magistratsrath Hrn. J. Klansner als Referenten im Gewerbwesen in Begleitung zweier Experten der Hrn. J. Herrle und J. Wendling zur Central-Industrie-Ausstellung nach Nürnberg ab, deren Erhebungen dem Central-Verwaltungs-Ausschusse auf gestelltes Ansuchen zur Veröffentlichung im Kunst- und Gewerbeblatte gefälligst zugeschlössen worden sind.

Die Abgeordneten hielten sich bei der Besichtigung und Beurtheilung der ausgestellten Gegenstände, welche nicht berührt und nicht untersucht werden durften, dem Systeme nach an den Industrie-Ausstellungs-Bereich vom Jahre 1835.

Die eingekündeten Gegenstände waren in den beiden Gebäuden der polytechnischen Schule und der Erwerbs-Schule, dann in der ehemaligen St. Klara Kirche, die mehrere hundert Schritte von jener entfernt liegt, sohin in drei verschiedenen Lokalitäten, welche, wie natürlich, ein bedeutendes Aufsichtspersonale in Anspruch nahmen, in 29 mit Buchstaben bezeichneten nicht sehr großen, doch geräumigen Sälen aufgestellt.

Sie waren nach ihrer Verwandtschaft zusammengestellt und auf mit weißen Tüchern überhängten Tischen in schöner Ordnung nebeneinander gelegt, wie dies auch bei den hiesigen Ausstellungen gescheh.

Am Vordertheile der Tische waren die Ueberschriften affigirt, worauf Namen, Charakter, Ort und Kreis des Einsenders und das laufende Nummer der Einsendung vorgezeichnet waren.

Ausstellungs-Gegenstände, die nach ihrer Natur und Beschaffenheit geeignet gewesen wären, die Wände der Säle auf verschiedenartige und mannichfaltige Weise zu zieren, durften zu diesem Zwecke nicht verwendet werden. Nur sah man hier und da Gegenstände statt auf die Tische gelegt, an die Wände gehängt, während

auf den hiesigen Industrie-Ausstellungen unter Entschädigung der Eigenthümer, wenn solche verlangt wurde, zu obigem Zwecke Stoffe verwendet, und hiedurch den Ausstellungsfällen ein mannigfaltiges ferndtliches und mitunter in einzelnen Partzien selbst ein besondres sinniges Bild verliehen wurde.

Ist die Ausstattung zwar nur die Form, nur das Kleid, in welchem die ausgestellten Gegenstände erscheinen, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß auch die Form ihre Ansprüche auf Schönheit hat, und daß diese mehr oder weniger befriedigt werden könne.

Vereschmäht es ja auch der Künstler nicht, sein Kunstwerk mit einem feinen Bilde vortheilhaften Rahmens zu umgeben und daselbe in dem ihm günstigsten Lichte auszustellen.

Die vorhandenen Einsendungen bestanden nach dem Verzeichnisse der Industrie-Ausstellung in 955 Nummern^{*)}, d. h. aus so vielen Beethälten wurden Einwendungen gemacht, wobei bemerkt werden muß, daß alle Stücke eines Einsehndes, so viel davon seyn mochten, nur eine und dieselbe Nummer zeugen.

Nur obigen Ausstellungsgegenständen wurden eingeschendet.

Aus dem Keise:

1) Mittelfranken	von 597	Einsehndern.
2) Oberbayern	" 101	"
3) Schwaben und Neuburg	" 100	"
4) Oberfranken	" 77	"
5) Niederbayern	" 28	"
6) Oberpfalz und Regensburg	" 24	"
7) Pfalz	" 22	"
8) Unterfranken	" 6	"

*) Der vorliegende Bericht kann sich nur auf die unferre Berücksichtigung vorgelegten Gegenstände, resp. 955 Einsehndungen beziehen. Der Katalog-Nachtrag, welcher die Zahl der sämtlichen Einsehndungen von 955 auf 1008 Nummern stellt, war erst später erschienen, wie auch nach unferer Abreise von Nürnberg nach Einsehndungen dahin gemacht wurden. A. d. D.

Die meisten Einsehndungen wurden von folgenden Städten und Orten gemacht:

Aus der Stadt Nürnberg	allein	160
" " "	Fürth	" 44
" " "	München	" 40
" " "	Augsburg	" 39
" " "	Amberg	" 29
" " "	Weissenburg	" 24
" " "	Erlangen	" 17
" " "	Bamberg	" 10
" " "	Pappenheim	" 9
" " "	Regensburg	" 9 ^{*)}

Die hiesel gewonnenen Ansichten ergeben sich aus Folgendem:

I.

ad 1. 2. u. 3. astronomische	} Instrumente.
physikalische	
mathematische	

Unter der ersten Rubrik fanden sich ein Himmels-globus und mehrere Zugferndrohren von geringen Dimensionen eingereiht und ausgestellt. Wie eminirend dagegen die Industrie-Ausstellung vom Jahre 1855 in diesem Fache ausgestattet war, ist aus dem Berichte der Minist.-Ind.-Ausst.-Com. v. J. 1855 ersichtlich, in welchem Einsehndungen aus der Kunstverehnhälte eines Gettels, aus der optischen Verehnhälte eines v. H. schneiders und Frauenhoferes (Optikus Merz) und des optischen Instituts von Wöpheler, Erich und Gebrüder Rudorfer, als belle Geschieue am Himmel unferer vaterländischen Industrie glänzten.

Mathematische und physikalische Instrumente waren zahlreich repräsentiert. Die Verueheilung ihres Beethes muß Männern vom Fache überlassen bleiben, es muß

*) Durch den Katalog-Nachtrag ändert sich die Zahl der Einsehndungen obiger Städte wie jener nachweist.

A. d. D.

daher auf den Bericht der Central-Industrie-Ausstellungs-Commission verwiesen werden.

Als besonderer Aufmerksamkeit würdig, muß angeführt werden:

- 1) eine Elektrisirmaschine der polytechnischen Schule in Nürnberg nach van Marum's letzter Einrichtung von 36" Pariser Maßes, nebst Batterie aus 50 Flaschen, deren belegte Fläche 100 □' beträgt;
- 2) ein Pyrometer von Peter Bauer, Mechanikus in Nürnberg;
- 3) zwei Daguerre'sche Apparate, von Heller J. und Schwaiger Andre in Augsburg, nebst zwei Lichtbildern.

Bezüglich der mathematischen Instrumente, als: Meßstiche, Storchschnabeln, Etangen und Reductions-Zirkeln u. d. d. dürfte bemerkenswerth seyn, daß sie als Gegenstände des Handels zu äußerst billigen, vielmehr niedrigen Preisen angesetzt waren, und es muß dem Aussprüche der Jury überlassen seyn, ob und in wie fern sie bei solch' niedrigen Preisen den Anforderungen vollendeter Ausarbeitung und Genauigkeit entsprechen oder nicht.

An physikalischen Instrumenten, insbesondere auch an Baro- und Thermometern war die Münchner Ausstellung v. J. 1835 zahlreicher bestellt.

ad 4. Chirurgische Instrumente.

Außer von Schnetter sen. und Wiert in München, dann Hammon, Messerschmid und Chirurg-Instrumentenmacher zu Nürnberg, welche bereits i. J. 1835 Einsendungen machten, war dieser Zweig am vollständigsten vom Schnetter jun. besetzt; sehr verdienstlich schienen und, so weit es die Vollständigkeit der Apparate und die Eleganz der Arbeit betrifft, die Einsendungen des Hofmann jun. aus Nürnberg und Wildberger aus Bamberg. Die Beartbeitung des praktischen Werths dieser Instrumente muß den Klinikern und Operateuren überlassen bleiben.

ad 5. Musikalische Instrumente.

Die vorzüglichsten der eingesendeten Klavier-Instrumente waren unstreitig von Viber Alois in München und dessen Bruder Viber Anton in Nürnberg geliefert. Es gilt von den Alois Viber'schen Instrumenten das von dem berühmten Pianisten Kramer aus London darüber gefällte Urtheil in vollem Maße:

„daß es nicht möglich sey, einen reinern volleren Ton, leichteres Spiel, eine bessere Dämpfung, kurz alle Eigenschaften in einem höhern Grade zu vereinigen, welche von derlei Instrumenten gewünscht werden können, und daß diese Instrumente bei ihrem äußerst mäßigen Preise den Wienern weit vorzuziehen seyen.“

wozu noch eine zwar etwas kostspielige höchst geschmackvolle dem gebildetesten Auge wohlthuende äußere Ausstattung kommt.

Die Alois Viber'schen Instrumente sind — man darf sagen — vollkommen zu nennen, und deshalb wahre Glanzpunkte der Nürnberger Industrie-Ausstellung, so wie der Industrie unser Vaterlandes.

Den Leistungen des Alois Viber zunächst stehen die seines Bruders Anton in Nürnberg.

Die Bestrebungen der übrigen Klaviermacher, welche Einsendungen machten, sind verdienstlich zu nennen.

Von Saiten-Instrumenten, deren Reuner und Hornsteiner, dann Bader sel. Erben, Instrumentenmacher zu Mittenwald eingesendet haben, und welche ohnehin sich des besten Rufes erfreuen, waren wieder sehr schöne Exemplare sowohl von Violinen als auch von Violenen vorhanden. Ihre innere Güte konnte natürlich nicht beurtheilt werden. Der fortgesetzte schwinghafte Betrieb der bezeichneten Geschäfte mag dafür bürgen.

Bezüglich der Münchner Saiten-Instrumentenmacher muß hier erwähnt werden, daß sie nichts einsandten, und daß sie sich größtentheils mit Verbesserung und Ausbesserung der Fabrikate der obigen, nicht aber mit

Verfertigung neuer Saiten-Instrumente befassen, wodurch ihnen ein reelles Verdienst nicht abgesprochen werden kann, da sich der Werth der Instrumente hiedurch erhöht.

Blas-Instrumente lieferten auch für diese Ausstellung Böhm und Grévé in München, und zwar Flöten ihrer neuen Construction.

Desgleichen lieferte Schinn aus Neuburg a. D. zwei Stück D Flöten mit 10 Klappen. Der Ruf der ersten ist bekannt; über den innern Werth der sehr schön gearbeiteten zweiten kann aber nichts gesagt werden.

An Blech-Instrumenten hatte Andrá Daeth aus München eine Trompete à piston eingesendet, die übrigen in Katalog verzeichneten Gegenstände desselben lagen nicht vor.

Seine Leistungen sind rühmlichst bekannt.

Eine Concurrenz war wenigstens auf der Ausstellung nicht ersichtlich, obwohl bekannt ist, daß Nürnberg und Bütth in Verbindung insbesondere auch für das Klinderspiel bestimmten Blech-Instrumenten eine bedeutende Fabrication besitz.

Von Vinsfeld in Nürnberg waren 48 verschiedene Harmonica-Instrumente vom Kleinsten bis zum größten in Jagotform vorgestellt, deren wir in München nicht haben. Dieselben scheinen uns nicht bloß für den Zweck des Spieles, sondern es scheint ihnen eine ernstere Bestimmung vorbehalten zu seyn, wesswegen Vinsfelds Bestrebungen besonderer Erwähnung verdienen.

Die von Zimmer der Kraß, Stadtmusikdirector in Nürnberg, vorgelegte Pausa war mit neuer Construction zur verbesserten schnelleren Stimmung versehen, die einer Beachtung werth schien; ebenso ein von Thiene in München ausgefertigtes, zu diesem Zweck verbessertes Pausa-Modell.

Von Häfner in Memmingen, Amer in Straubing und Pentenzleber in München, die i. J. 1835 Einsendungen machten, war nichts eingesendet.

An die musikalischen Instrumente erhebt sich die Beurtheilung der Saitenfabrication, welche von sieben Einsendern, worunter die Rammhoffer'schen Gebrüder und Scherzer aus Schwabach sehr reichlich repräsentirt war, während die Ausstellung v. J. 1835 von Saiten nichts aufzuweisen hatte.

ad 6. Uhrmacherei.

Die Einsendungen von 10 Gewerbemeistern ließen das Streben des Fortschreitens nicht verkennen.

Daß über den innern Werth der Uhren ein richtiges Urtheil hier nicht gefällt werden könne, versteht sich wohl von selbst, indem hiezu genaue Untersuchung des Mechanismus und längere Beobachtungen erforderlich wären. Daher muß sich das Urtheil im Allgemeinen nur dahin aussprechen, daß an den ausgestellten Werken weder im Gegenhalte zur Industrie-Ausstellung v. J. 1835, noch zu den Leistungen eines Biergans und Patsch in München irgend etwas auffallend Neues gefunden werden konnte. Uebrigens ist an sammtlichen Arbeiten, von denen einige in Spielereien und Ungeßmack ausgeartet sind, besonderer Fleiß und größter Eleganz lohnendwerth.

ad 7. Maschinen und größere zusammenge-setzte Werkzeuge.

Dieser Zweig der Industrie, welcher eine so bedeutende Anzahl von Erwerben betrühet und ein mächtiger Hebel für dieselben ist, war reichhaltiger bestellt als i. J. 1835. Die vorzüglichsten Gegenstände sind:

- 1) eine Schneiddruckpresse von König und Baner;
- 2) eine dergleichen von Dingler Ehr. in Zweibrücken;
- 3) vom Letztgenannten zwei größere und eine kleinere Handdruckpresse;
- 4) eine Metall-Hobelmaschine, welche Sr. Königl. Hoheit der Kronprinz der polnischen Schule in Nürnberg zum Beschenke machte;

- 5) eine Thurmuhre und ein Export von Mannhart in München;
- 6) ein Reitsattel von ungewöhnlicher Größe, und endlich
- 7) ein Rad für einen Eisenbahnwagen von Mich. Späth in Nürnberg.

Diese Gegenstände sind mit dem ihrer wichtigen Bestimmung vollkommen entsprechenden Fleiße gearbeitet und höchst gelungen zu nennen.

II.

Eisenfabrikation.

ad 1 und 2. Roh-eisen und Gußwaaren-Produktion, Schmied-eisen, Blech, und Drahtfabrikation.

Die Hütten-Steinacher-Eisenwerks-Gesellschaft in Nürnberg sandte zwei Abtreiffschienen von 4" und 6" rhein. Breite, und 18' Länge von gewaltem Eisen ein, die besonders beachtenswerth sind.

Aus Guss-eisen waren zwei Heiligen-Statuen von dem königl. Hüttenamte Bodenwöhr, und ein Stuhl aus der königl. Gießerei zu Weiskammer vorhanden, welche nicht als gelungen bezeichnet werden können; dagegen sandten die Gebrüder v. Viennaß, Eisenwerksbesitzer zu Hochsteln, Eisenberg und Trippstadt einige Gußwaaren ganz vorzüglicher Schönheit und besonders schönes Schienen- und Stabeisen ein.

Ihren Blechen und Drähten wurde schon l. J. 1835 die Auszeichnung zuerkannt, und ihre darsitzigen Einfindungen beweisen eine auffallende Vervollkommenung ihrer Fabrikation so wie die Erweiterung ihres Geschäftsbetriebs.

ad 3 bis 9. Stahlerzeugungen, Uhrfedern, Feilenhauer-, Geschmiedmachere-, Zeugschmid-, dann Sennen- und Waffenschmied-, Ketten-, Hufschmied-, Pfannen- und Blechschmied-Arbeiten.

Die Eisenhammerwerksbesitzerin A. Mayr von

Angsburg, und die Gebrüder Marx in München, Besitzer des Wagnerselischen Privilegiums sandten in gewöhnlichen Werkzeugen einige Proben verarbeiteten Stahles ein, von welchem — dem Drucke nach zu urtheilen — beide sehr gut, die Letztere aber wegen seines besonders schönen, gleichen und feinkörnigen Bruches ausgezeichnet seyn dürfte.

Bezüglich der Eisen-Geschmelze, Zeug- und Ahlen-Schmid-, so wie der Sennen- und Waffenschmiedarbeiten, kann nicht wohl etwas bemerkt werden, da die Beurtheilung des Auges hier nicht ausreicht, vielmehr die Güte obiger Erzeugnisse nur durch längeren Gebrauch geprüft werden kann.

ad 10. Metallbrüste, Metallbleche und Metallgewebe, dann Zinnblech-Arbeiten.

Sehr interessante Mustersammlungen von feinen Drahtorten aus Eisen, Stahl, Kupfer, Messing und Silber legte der im Jahre 1835 mit der silbernen Medaille belohnte Christoph Markus Zuch aus Nürnberg wieder vor, dann Bed et Comp. von Augsburg, welcher jährlich über 4000 Zentner Messing erzeugt, und welchem im Jahre 1835 die goldene Medaille zuerkannt wurde, endlich Heinrich Markus Zuch und Friedrich Ruhn aus Nürnberg. Es kann hier nicht unbemerkt gelassen werden, daß die feinen Drahtorten seit dem Bestehen des Zollvereins aus Rheinpreußen bezogen werden und nur die stärksten Drahtorten bei uns noch vorthellhaft fabrizirt werden können.

Kalteneckers (aus München) feine und schön gearbeitete Drahtgewebe zu Maschinenpapier und Messsieb-Vorrichtungen fanden einen würdigen Rivalen an den Arbeiten des Siebmachers Peter Weiß in Nürnberg.

Die Einfindungen beider ließen merklige Fortschritte seit 1835 wahrnehmen.

Ein kleiner und großer pharmaceutischer Dampf-Kochapparat aus Zinn von Vandermann in Nürnberg zog die Aufmerksamkeit auf sich, da solche, aus

Zinn gefertigt, erst in neuerer Zeit in Apotheken von bedeutender Frequenz eingeführt worden, und hier auch von wesentlichem Vortheile sind.

Die übrigen Zinngießer-Arbeiten zeichnen sich so, wohl wegen Feinheit des Zinns, als insbesondere wegen der eleganten Form vor den Münchener vorthellhaft aus.

Die vorgelegten Bleiarbeiten bestanden in den allbekannten Nürnberger Spielwaaren, welche bei ihrer großen Wohlfeilheit einen ausgebreiteten Markt gefunden haben.

ad 11. Schwertfeger- und Messerschmids-Arbeiten.

In Schwertfeger-Arbeiten ragen die Fabrikate aus Stroßberger's des Älteren Werkstätte in München durch Solidität und insbesondere durch richtige Zeichnung und Geschmack unter den Uebrigen hervor.

Diesem ausgezeichneten Fabrikanten zunächst findet Vormann in München seine ehrenvolle Stelle. An diesen reiht sich unser's Dofürhaltens Rieper in Nürnberg in rühmlichster Weise.

Von den zahlreich repräsentirten Messerschmids-Arbeiten dürften die des Vielweib in München die erste Stelle behaupten. An diesen dürfte sich Nikolaus Hofmann jun. aus Nürnberg anschließen, welcher wie oben erwähnt wurde, auch chirurgische Instrumente zur Vorlage brachte.

Dieses Gewerbe scheint insbesondere in Bezug auf Eleganz der Arbeit im Fortschreiten begriffen zu seyn.

ad 11. Schlosserarbeiten.

Die ausgestellten Schlosserarbeiten, von 13 Gewerbsmeistern eingesandt, boten im Vergleich der Ausstellungen v. J. 1834 und 1835 weder an Zahl noch an Vervollkommenheit der Arbeiten befriedigende Resultate dar.

Viele eingesandte Verriegelungen zeigten von einer falschen Richtung, und dieser Mangel scheint den im Berichte v. J. 1835 ausgesprochenen Tadel noch immer nicht beherzigen zu wollen.

Die Schlösser des Escharsch aus Augsburg und Barthel aus Ansbach, des Joh. Jordan in München waren übrigens sehr praktische und gute Arbeiten.

Die Eisenkästen des Kempf in Regensburg, welcher fünf verglichen von verschiedener Größe einsandte, wurden hinsichtlich der schönen Form sowohl, als der vollen Sicherheit verbürgenden Konstruktion von einer Kasse des Anton Schöberg jun. in München in den genannten Vertheilungen übertrroffen.

Es muß hier auch eines Koch- und Heizofens, dann Sparherdes aus Eisenblech nach neuerer Konstruktion aus der Werkstätte des obengenannten Schlossermeisters Schöberg besonders erwähnt werden, da derselbe sehr vorthellhaft eingerichtet ist, und bis jetzt nur des etwas hohen Preises wegen nicht jene größere Verbreitung finden konnte, die er verdient.

Eine Vorrichtung zur Unterhaltung eines Kienfeuers zur Beleuchtung, Beheizung und Luftreinigung der Stuben, von Baumann, Blechweiser zu Bunsfelde gefertigt, welche besonders in größeren Werkstätten, in welchen sich mehrere Individuen aufhalten, ihre zweckentsprechende Stelle findet, und welche im Fichtelgebirge in den Stuben der Landleute häufig angewendet wird, erscheint als neu und beachtenswerth.

ad 13. Büchsenmacher-Arbeiten.

In diesem Fache wurden seit 1835 sichtlich große Fortschritte gemacht. Es fand dieses Gewerbe auch auf der heutigen Industrieausstellung eine ausgezeichnete Repräsentation. Uebrigens ist schwer auszusprechen, welchen von den Einsendungen eines Rehbichler, Rieger in München, Rucheneiter in Regensburg, dann Bader in München der Vorzug eingeräumt werden soll.

Nähtlich eifern diesen nach Wanderer in Rothenburg a. d. Tauber, Linß in Pappenheim, Ernst Wischoff zu Augsburg und Kav. Steingruber zu Mering.

ad 14. Nadelarbeiten.

Dieser Industriezweig war auf eine sehr vollkommene Weise repräsentirt von 11 Einfeldern, unter welchen sich besonders der Nadelverein in Schwabach durch Vorlage von Musterkarten auszeichnete, welche den ganzen ungeheuren Umfang der Nadel fabrication in seinen tausenderlei Abflusungen vor das Auge führte.

Schwer möchte mit einer Verlässlichkeit ausgesprochen werden, in welchem Grade sich diese Fabrication seit d. J. 1835 verbessert habe.

Ein Fortschreiten war indessen augenfällig und die Menge der Produktion sowohl, als des ununterbrochenen Absatzes läßt keinen Zweifel übrig, daß diese Industrie mit den Anforderungen der Zeit fortgeschritten ist, und die ausländische Concurrenz, wenn auch dieselbe nicht verdrängend, doch in gewissen Schranken hält.

Was die Kardätschen-Fabrication betrifft, so war die Ausstellung nur mit 7 Stücken sehr schön und egal gearbeiteten Wand- und Tambour-Krahen von J. P. Schwemmer in Nürnberg besetzt. Die Leistungen dieses thätigen im beständigen Fortschreiten begriffenen, schon aus früheren Einfeldungen würdig bekannten, auch mit der silbernen Medaille bereits belohnten Einfelders sind vorzüglich zu nennen und sind um so wichtiger, als sich der Bedarf dieses Fabricates, der früher nur vom Auslande befriedigt werden konnte, durch die vermehrten Wollspinnereien, Tuchfabriken u. s. w. bedeutend steigert.

III.

ad 1. Bronze-Arbeiten.

Von 6 Einfeldern im vorstehenden Artikel waren die Sendungen eines Quarin, Sauter, Kohn aus München zwar die vorzüglichsten; sie konnten jedoch den

nicht befriedigen, der die reichhaltigen und großartigen Gegenstände v. J. 1835 gesehen hatte.

Die Erwägung, daß derlei Gegenstände nicht für den gewöhnlichen Handel, sondern nur für den Luxus großer Städte bestimmt sein können, daß ferner die harte Vergoldung durch den Transport sehr leicht leiden und empfindlichen Schaden verursachen könnte, verbunden mit der Ungewißheit, ob auch nur ein kleiner Theil käuflich abgesetzt werden könne, da die Ausstellung mit keiner Verlosung verbunden war, diese Erwägungen möchten die Fabrikanten von der Einfeldung mehrerer und schönerer Gegenstände abgerekelt haben.

Es darf übrigens angenommen werden, daß dieser Industriezweig keine Rück- sondern die wesentlichsten Fortschritte macht.

ad 2 und 7. Gürtler- und Sporer-, dann Spängler- und Messing-Arbeiten, Metallwaaren und Drehbrudarbeiten.

Diese seit Jahrhunderten in Nürnberg und in Mittelfranken überhaupt gepflegte und weltbekannte Industrie konnte nur in Nürnberg in so reichhaltiger Weise repräsentirt seyn, wie es wirklich der Fall war.

Diese Industrie beschäftigt eine Menge Gewerbe, von welchen mehrere in München nicht als eigene Gewerbe bestehen, ja selbst dem Namen nach gar nicht bekannt sind, z. B. Brillengestellmacher, welche in Jülich allein jährlich circa 50,000 Brillengestelle verfertigen, Messingfennigmacher, Verschleißmacher, Korngießer u. c. — Gewerbe, welche Jahr aus und Jahr ein nur für Kaufleute und Verteger vollauf beschäftigt sind und die zum Flor der Städte Mittelfrankens nicht wenig beigetragen haben. In der Qualität der dießfälligen Erzeugnisse kann eine Neuerung nicht bemerkt werden, was daher kommen mag, daß diese Gewerbe forthin zu thun haben, nur die Verbesserungen des Handels zu befriedigen und daß sie niemals vorarbeiten können.

An Spänglerarbeiten, wovon eine Masse Spielwaaren, Hausgeräte und nur wenige Luxusgegenstände

sich voranden, war die Industrieausstellung mit Gegenständen erster und zweiter Gattung weit zahlreicher besetzt, als die v. J. 1835. In Verbesserung der Construction der Lampen überhaupt, so wie in Ausrüstung eleganter Lüster, scheinen Marold aus München und Kistfalt in Nürnberg im ehrenvollen Wettkampf begriffen zu seyn.

Die vorgelegten Kupferschmidaarbeiten von 6 Einsendenden zeugen eine Zeichnung und Eleganz an sich, die man an die Arbeiten in München häufig erinnert.

ad 3 u. 4. Gold und Silber-Affinirung, Gold- und Metallschlägerei.

Die Metallschlägerei, welche in Nürnberg und Jülich, wo eine Menge Waaren fabrizirt werden, an denen sie passend Anwendung findet und an immer mehr und mehr Gegenständen angewendet wird, hat in Nürnberg und Jülich eigentlich ihren Sitz, war aber in der Industrieausstellung durch eine sehr unbedeutende Zahl von Gegenständen repräsentirt.

Der durch seine Leistungen und Vorlagen im J. 1835 so eminirende und mit der silbernen Medaille belohnte Fabrikant Lauter aus Nürnberg machte keine Einsendungen.

Was die Goldschlägerei in München betrifft, so war sie in Nürnberg nicht vertreten, nimmt übrigens hinsichtlich ihres Betriebes einen ehrenvollen Platz ein.

Zinnfolien für den Spiegelbeleg wurden geliefert vom Bauereis und Müller, Fabrikbesitzer in Nürnberg und Engelhardt aus Jülich, und zwar selbst in den bedeutendsten Erzeugen. Dieselben liefern auch in zahlreicher Menge Muster von Glanz, Email- und farbigen Zinnfolien, sämmtlich Gegenstände, die seit Jahrhunderten in Nürnberg einheimisch sind.

ad 5. u. 6. Gold- und Silbergespinnste, dann Leonische Waaren.

Von diesen Gegenständen stehen auch diesmal, wie

bei den frühern Ausstellungen, die Zeugnisse des Hauses Tröltzsch und Hauselmann in Weissenburg oben an. Frühere Concurrenten Münchens und Augsburgs sandten nichts ein. Diese Waaren finden starken Absatz nach dem Orient und versehen übrigens Posamentiere, Trefsen- und Knopfmacher. Die Manufaktur-Gezeugnisse, Treffen, Brausen und Ripen, bleiben mit wenig Abweichungen sich immer gleich, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil die nationalen Trachten, für welche sie verwendet werden, sich nicht ändern.

Es muß noch der Leonischen Gold- und Silbergespinnsten aus den Fabriken des Scheiblen in Weissenburg und Auenhammer in Trechtlingen, welche schöne Einsendungen machten und im Aufschwung begriffen sind, rühmlich erwähnt werden.

Die Industrie-Ausstellung v. J. 1835 war jedoch dießfalls reichhaltiger besetzt.

ad 8 und 9. Plattirer, dann Gold-, Silber- und Juweller-Arbeiten.

Die Silberduble-Arbeiten des J. 1835 mit der silbernen Medaille belohnten Fabrikanten J. B. Steiner in Nürnberg waren außerordentlich schön und erfreuliche Beweise wesentlicher Fortschritte in Ansehung der Nichtigkeit der Zeichnung und des Geschmacks. Außer diesem war nichts der Art vorhanden.

Die eingesendeten Juweller- und Goldarbeiten verdienen kaum einer Erwähnung, da sie in sehr geringer Zahl und in ziemlich unvollkommenen Zustände repräsentirt waren.

Klaus in Neustadt lieferte die Einsendungen des Jahres 1835 wieder, und die Stadt, in welcher dieser Industriezweig seit Jahrhunderten so heftlich blüht — Augsburg — war durch den einzigen Einsender Schmieding vertreten.

Hauselmann aus Regensburg, dann Weiskaupt und Weber aus München, von welchen der Vorsteher einen Kelch von schöner und edliger Zeich-

nung vorlegte, beschickten diese Industrie-Ausstellung weder in so großartiger Weise, noch so geschmackvoller Auswahl wie die früheren Industrie-Ausstellungen und wie zu vermuthen sicher aus dem Grunde, weil ohne Verlosung für fragliche Artikel, wenig Hoffnung zum Verkaufe gegeben war.

IV.

ad 1. Porzellan.

Die Porzellan-Fabrikation war nur durch die königl. Porzellan-Manufaktur in Nymphenburg und durch die Erzeugnisse des Hrn. Schwerdtner in Regensburg dargestellt.

Die Erstere sucht ihre eingesandten Gegenstände durch reiche Vergoldung zu heben, was jedoch die nicht ganz glücklich gewählten Formen kaum zur Hälfte gelingen lassen. —

Die übrigen Leistungen in biscuit-Porzellan bleiben sich gleich und stehen noch immer weit hinter der wegen Reinheit und Geschmack so höchst vortheilhaft bekannten Meißner Fabrikation. Die Porzellansabrik des Hrn. Schwerdtner in Regensburg beschränkte sich, wie auch aus den Berichten zu entnehmen, auf die nothwendigeren Bedürfnisartikel, ohne deshalb die Vervollkommnung seines Industriezweiges aus den Augen zu verlieren. Wenn seine Vergoldungen nicht so reich sind, wie die der kgl. Porzellan-Manufaktur in Nymphenburg, so dürfte der Grund in nichts Anderem als in der Absatzbedingung niederen Preises zu suchen sein.

Hält man die Malerei seiner Fabrikate mit dem Preise derselben zusammen, so sind die Leistungen mehr als befriedigend zu nennen, und es dürfte der erst erwähnten kgl. Ausst. schwer halten, in Vollendung und Preis mit der Schwerdtner'schen Fabrikation gleichen Schritt zu geben. Die übrigen in diese Rubrik gestellten Einsender sind nur Porzellanmaler, haben also solche mehr oder minder Kunstfertigkeit an den Tag ge-

legt, können aber auf besondere Erwähnung kaum Anspruch machen.

ad 2. Steinzeug- und Steingut-Fabrikation.

A. S. Walter von Neuburg a. D. sandte ein Sortiment Steinzeugwaaren ein, deren i. J. 1835 nicht ausgestellt waren, welche aber die Fabrikserzeugnisse eines Sattler und Söhne in Aschach an Güte, Schönheit und an Preiswürdigkeit bei weitem nicht erreichten. Die Fabriken des Hrn. Dorfner in Hirschau und Hr. Müller in Damm sandten von ihren rühmlich bekannten Produkten nichts ein, so daß im Allgemeinen die Ausstellung in dieser Beziehung weniger reichhaltig ausgestattet war, als die früheren.

An Steinzeug waren mehrere Muster von kleineren Reigen, Flaschen und Töpfen vorhanden, auch sandte der Fabrikant Schrenker aus Dietfurt wieder einige Proben von steingegenen Wasserleitungsrohren ein. Es war an letztern nicht zu verkennen, daß sie gegen die i. J. 1835 ausgestellten vervollkommnet wurden, und ihre allgemeine Benützung wäre eben so wünschenswerth als nützlich.

ad 3 und 4. Thonwaarenfabrikation, dann Arbeiten aus natürlichen und künstlichen Steinsmassen.

Es fanden sich an Hefuarbeiten nur vom Hefnermeister Schmid in München eingesandte Oefenmodeln und Sparherde des neuesten rühmlich bekannten Elster'schen Prinzips, nach welchem in unserer Stadt seit wenigen Jahren so viele Oefen und Kochherde erbaut worden, vor.

Außer Schmid lieferte Dirr aus Bamberg sehr schöne Patent-Oefen mit Luft-Circulation, dann Endöffnungen an der Fläche nach ältern Heizungs-Prinzipien. Es ist Thatsache, daß die Heizungs-theorie und Praxis zum Zwecke der immer nöthiger werdenden Holzersparung seit den letzten Jahren bedeutende Fortschritte gewonnen hat.

Zeuer machte sich ein Topf von M. Abel, Hafnermeister in Weissenburg, wegen seiner seltenen Größe bemerklich, indem er 10⁷ bayer. Maß hält.

Nebstbei kann im Vorbeigehen erwähnt werden, daß der Hafnermeister Zeiler in Nürnberg einen Topf, 26 Eimer haltend, für die Ausstellung fertigte, der aber wegen seiner Größe nicht aus Zeilers Hause gebracht werden konnte, übrigens als ungebrannt durchaus keinen ökonomischen praktischen Werth hat.

Die Vossarbeiten des obigen Zeiler, Meßger Math. und Joh. Mich. aus Nürnberg sind als sehr gelungen und besonders bezüglich ihrer Zeichnung als Fortschritte dieses Gewerbes zu bezeichnen.

Der Maurermeister Millinger in Wasserburg lieferte Cementarbeiten zu Häusernverzierungen, als: Fenstereinfassungen, Ornamente, Gesimse, wobei der Wunsch ausgesprochen zu werden verdient, daß dieselben wegen ihrer größeren Dauerhaftigkeit statt gebrannten Thones zu obigen Zwecken in Anwendung gebracht werden müßten.

ad 5. Bleistift-Fabrikation.

Dieser in Nürnberg seit undenklichen Zeiten einheimische Fabricationszweig war dort vollkommener und zahlreicher repräsentirt, als in der Ausstellung v. J. 1835. Für die Güte der verschriebenen Sorten Nürnberger Bleistifte bürgt der ungeheure Absatz in diesem Artikel, bei welchem den zahlreichen Bestellungen nie schnell genug entsprochen werden kann.

Aus der rüchmlichst bekannten Fabrik J. J. Reibach aus Regensburg war nichts eingesendet.

V.

Glasfabrikation.

Die hieher gehörigen Gegenstände waren in bedeutenden Sortimenten aufgestellt. Außer den weißen Rund- und Tafelgläsern, welche aber nichts Erhebliches bemerken ließen, müssen die farbigen Glas tafeln

und unter diesen vorzüglich die neue, massive, kupferrothe Glas tafel, ferner die geschliffenen Kropf- und Kuglgläser aus der Steigerwald'schen Kropf- und Kuglglas-Fabrik in Theresenthal hervorgehoben werden, da sie ein auffallendes Fortschreiten bezeugen. Neuheit der Farben, Schönheit und Gefälligkeit der Formen, Mannigfaltigkeit und Eleganz in der Ausstattung sind hier vereint, und zeugen, man darf sagen, von fast unübertrefflicher Vollenbung.

Ein Candelaber von 8' Höhe und ein Tisch von weißem geschliffenen Kropf- und Kuglglas aus erwähneter Steigerwald'schen Fabrik liefern den Beweis, daß dieselbe die kühnsten Forderungen zu befriedigen, die schwierigsten Aufgaben zu lösen im Stande ist.

Das reichhaltige Sortiment geschliffener Kropf- und Kuglgläser aus der Fabrik des Herrn v. Poschinger in Oberfeudenan verdient rühmlicher Erwähnung.

Die Glaschneider Michael und Wenzel Schmitzberger lieferten mehrere Proben ihrer vorzüglichen Kunstfertigkeit.

Uffner in Augsburg allein legte künstliche Steine vor, die sich durch Feuer und Schönheit der Farben sowohl als auch den reinsten schönsten Schmelz auszeichnen.

Diese Kunst ist von hohem Werthe, wenn die Künstler mit den Ausländern nur einigermaßen in den Preisen concurrenz können.

Die Spiegelfabrikation betreffend ist bekannt, daß seit uralten Zeiten die Nürnberger und Bamberger Spiegelfabrikanten jährlich hunderttausende von kleinen Spiegeln in Holz-, Papier- oder Blechgehäusen verfertigen und sie in alle Welt versenden.

Diese Art Industrie ist wie auf der Ausstellung zu entnehmen war, noch unverändert dieselbe. Allein die aufgestellten großen, belegten, unbelegten und rohen Spiegellinien zeugen durchgehend von großen Fortschritten seit der letzten Industrie-Ausstellung. — Rein:

heit und Farbe der Gläser, so wie der Belegung, sind höchst gelungen zu nennen, und die Größe derselben ist sehr beträchtlich. Ein Spiegel des Fabrikanten Fischer von Erlangen hatte eine Glashöhe von 105" und Breite von 41", ein Spiegel des Spiegelglasfabrikanten Klein von Nürnberg aus seinem weißen Kynstallglas eine Glashöhe von 106", Breite 56".

Es wäre nur zu wünschen, daß bedeutende Aufträge die Bestrebungen der Unternehmer lohnten und zur Fortsetzung derselben und weiteren Vervollkommenung dieses kostspieligen Fabrikats ermunterten, damit die französischen Spiegel allmählig verdrängt würden.

VI.

ad 1. Chemische Fabrikate und Farben.

In Bezug auf chemische Präparate und Farben, deren Einfuhren zahlreicher waren als im Jahre 1835, müssen wir auf den seiner Zeit erscheinenden Bericht der Central-Industrieausstellungs-Commission verweisen. Daß unsere Fabriken in einem fortwährenden Fortschreiten begriffen sind, und viele neue chemische Erzeugnisse die Ausstellung schmückten, konnte den Augen des Lesers nicht entgehen.

Zu den berühmten Namen der Einfuhr eines Fikentscher, Sattler, welche die Industrie-Ausstellung v. J. 1835 schon besichtigten, gesellen sich mehrere neue größtentheils aus Mittelfranken.

München war außer den Tischen von Hummiller von Keinem ihrer Farbenfabrikanten repräsentirt.

Der Kausthukwaaren von Zegl und Gebhard muß in so ferne rühmend erwähnt werden, als, wie die Vorträge zeigten, Kausthuk auf immer mehrere Gegenstände des Gebrauchs in Anwendung gebracht wird.

Der Absatz dieser Fabrik soll sehr bedeutend seyn.

ad 2. Verschiedene Gegenstände der Consumption.

a. Mehlprodukte.

Acht Einfuhr besichtigten die Ausstellung mit diesem wichtigen Industriezweig, während diese Art Produktion i. J. 1835 sehr mangelhaft vertreten war.

Von feinen Weizen- und Mehlsorten waren die Müller aus der Ludwigs-Walzmühle in München vorzuziehen.

Kleberfreie Stärke aus Weizen zeigte J. B. Zwick aus Frankenthal in zwei ausgezeichneten Mustern. Kar, toffel-Sago in mehreren Sorten lag nur von Sattler in Schweinfurt in reiner mehlfeiler Beschaffenheit vor. Für ihre gute Qualität spricht am stärksten Sattlers bedeutender Absatz im In- und Auslande.

b. Parfümerien.

Deren waren gar nicht zu finden und es ist bedauerlich, daß Kron et Comp. aus München keinerlei Einfuhren dieser Erzeugnisse machte.

c. Zuckersfabrikation und Zuckerraffinerie.

W. Sattler aus Schweinfurt und die kaiserlich Wallerstein'sche Gutsadministration Wallerstein hatten Proben von Weißbrotten und Candis überfendet, die sehr gelungen zu nennen sind. So viel uns bekannt, war bloß das Fabrikat der Lepten aus Kunkelraben, die beiden Erstern raffinierten meist indischen Zucker.

Von der v. Hirschneider'schen Kunkelrabenzucker-Fabrik in Regensburg war nichts eingefendet, so wie auch von der ausgebreiteten Raffinerie des J. Bapt. Riepert in Reuttl nichts vorlag.

d. Lichter- und Seifenfabrikation.

Dieser Zweig hat durch die immer mehr sich verbreitende Stearinerzeugung wesentliche Fortschritte gemacht.

Würde eine bessere Verwerthung des Hiesigen in be-

deutender Menge zurückbleibenden Oelns möglich seyn, so könnten die Preise der Stearinlichter niedriger gestellt, und hiedurch nicht nur der Verbrauch allgemein werden, sondern es müßte hiedurch auch der Bezug des Wachses vom Auslande vermindert werden.

Albrecht Kramer aus Mögeldorf bei Nürnberg, schon durch seine Einfendungen von Stearinkerzen zu den Ausstellungen 1834 und 1835 bekannt, hatte wieder sowohl Tafel- als Altarlichter in vorzüglicher Reinheit ausgestellt.

Die diesjährige Ausstellung war aber noch durch die Einfendungen drei neuer Fabriken bereichert und zwar durch die Etablissements des Hrn. J. E. v. Schöpfer, dann E. Ullmann in München, von welchen auch Wackrathkerzen von höchster Reinheit vorlagen und Müller et Comp. in Weinbaum.

Da uns nach der Besichtigung derselben sämtliche ausgesetzte Stearinlichter gleiche Vorzüge in Bezug auf Reinheit des Materials und Eleganz und Form der Ausstattung zu besitzen schienen, eine nähere Untersuchung ihres praktischen Werthes, wie natürlich, nicht möglich war, so müssen wir uns jeden Urtheils enthalten und auf die Jury verweisen, können aber hierbei nicht unbemerkt lassen, daß sämtliche Vorlagen nicht mehr bloße Versuche sind, und es sehr erfreulich ist, ein bei uns in Menge vorhandenes Rohmaterial auf so nützliche und schöne Weise verarbeitet, und zu höherem Werthe gebracht zu sehen.

e. Von Soda- und Klein-Seifen

waren bedeutende Einfendungen zu sehen, über deren Werth nur nähere Prüfung die mehr oder minder vortheilhafteste Erzeugungsart und der Qualität entscheiden kann.

f. Zwei Oblatenbäckereien

brachten Muster zur Vorlage, die weder in Qualität noch im Preise einen Unterschied gegen die Einfendungen v. J. 1834 und 1835 wahrnehmen ließen. Des-

sem Fabrikationszweige steht durch die Gallert-Oblaten eine bedeutende Aenderung bevor.

g. Ueber die ausgesetzten fetten Oele kann, da eine Prüfung derselben nicht erlaubt war, ein Urtheil nicht gefällt werden.

h. Die Tabaksorten

machen jedes Urtheil einer Jury zu Schanden, weil hier nur individuelle Merkmale entscheiden.

VII.

ad 1. Tischlerarbeiten und Ebenisten.

39 Gewerbsmeister vertraten auf dieser Ausstellung diesen Gewerbsstand, und zeigen durch mehr oder minder gelungene Arbeiten verhältnißmäßiges Fortschreiten. Von diesen Einfendern gehören 5 der Stadt München an.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Leistungen dieser Letztern auffallend die vollkommensten sind.

Der erste Rang in diesem Gewerbsstande geführt nach Ansicht des Berichterstatters unstreitig dem Kistlermeister Hr. K. Fortner von München. Dessen vorgelegte Arbeiten, als: mit Metallen eingelegte Uhrentäfel, eine Musterscheibe mit eingelegtem farbigem Horn, insbesondere aber ein runder Tisch gothischen Stiles von vorzüglich schöner Zeichnung, mit farbigen Horn und Metall eingelegt, worauf 5 Wappen der bayerischen Provinzen sich befanden, fesselte die Blicke eines jeden Besuchers, und läßt ihn nicht so bald von sich weg.

Dem Hr. F. Fortner muß um so mehr die erste Stelle unter den Leistungen seiner Gewerbsgenossen anerkannt werden, als er jede Industrie-Ausstellung mit vorzüglichsten und immer vollkommeneren Arbeiten beschiede, derlei eingelegte Arbeiten solcher Schönheit als der Erste ausstellte, auch für die heutige Ausstellung durch die Einlegung von farbigen Horn, auf welches er ein Privilegium hat, etwas Neues brachte. Es kann dem Hr. F. Fortner das Zeugniß nicht verweigert werden, durch seinen Unternehmungsgeist und die Ar-

beiten aus feiner Werststoffe das Schreinergerwerbe in Bapern und den Ruf desselben auf eine glänzende Höhe erhoben zu haben.

An dessen Leistungen reißen sich die des Andra Wirtzer in München; ein von ihm vorgelegter runder Tisch mit eingelegten Metallen in dem Genre, wie bekanntlich Jorner vor Kurzem für die Herzoglich Leuchtenbergische Residenz Meubles lieferte, zeigt durch richtige Zeichnung und durch die Reinheit der Arbeit von hoher Meisterhaft.

Seine Leistungen berechtigen zu den größten Erwartungen und verkünden in ihm einen würdigen Rivalen und Vorgänger.

Die eingesandten Arbeiten der Meubelarbeitanken Nik. Dreher in Speyer, Pch. Niesel und Alois Ritter in München gehören zu den nicht gewöhnlichen Arbeiten, von welchen zu ihrem Vortheile gesagt werden muß, daß sie wegen der Reinheit der Arbeit einer Industrie-Ausstellung würdig erscheinen.

Ein Ausgustisch von And. Probst in Rottenburg zeigt von richtigem Geschmack und besonderem Fleiß, und ein vom Schreiner Paul Haas in Jülich gefertigter Blumenstisch in gothischer Form, verdient, abgesehen von dem daran wahrnehmbarsten Geschmack an fast kindischer Spielerei, doch wegen der schönen Arbeit ebenfalls besondere Erwähnung.

Die übrigen vorgelegten Tischlearbeiten bestehen in Sekretären, Arbeitstischen, kleinen Chatouillen und Salontischweaaren, welche größtentheils mit geschmacklosen Verzierungen verunstatet sind.

Ein neuer Zweig dieses Gewerbes lag vor in den von Kronh. Oluk eingesandten Mustern der privilegirten Wofalkbdden-Fabrikation, welche bei uns neu ist. Obgleich diese zu den einfachen gehören, so lassen sie doch die Manigfaltigkeit dieses Fabrikats erkennen. Die Fabrikation von Wofalktischen zu Fußböden — auf die uns bekannte privilegirte Weise scheint ein Unternehmen von großer Wichtigkeit, welches bei

den angezeigten billigen Preisen eine immer allgemeinere Verbreitung der Anwendung hoffen läßt.

ad 2. Drechsler- und Schnitz-Arbeiten.

Sehr zahlreich war die Ausstellung mit Drechslerarbeiten in allen ihren vielfachen Verzweigungen besetzt.

An Spinnrädern, Haseln und Wiefelmashinen war nichts Neues gegen 1835 zu finden. Auch die übrigen Drehgegenstände waren meist zu den gewöhnlichen Handelsartikeln dieses Faches zu zählen.

Jedenfalls wird dieses Fach in Mittelranken, namentlich Nürnberg, Jülich und Erlangen äußerst schwunghaft betrieben.

Die Zahl der daselbst anwesigen Dreher ist bedeutend groß, und sie sind beständig vollaus beschäftigt für den Handel.

Die vom Edel jun. in München eingesendeten Hornarbeiten für den Jagdbedarf müßten den vorgelegten Gegenständen aus Nürnberg an Eleganz und bequemer Handhabung weit vorgezogen werden.

Die Schnitzwaaren waren außer von einigen M. Lehtanten nur allein von der bekannten Firma J. W. Lang in Oberammergau in würdiger Art repräsentiert. Es war an denselben gegen das Jahr 1835 ein Fortschritt an der richtigen Zeichnung bemerkbar, welche dem vorteilhaften Einflusse der in Oberammergau neu geschaffenen Zeichnungsschule zuzuschreiben ist.

Uehnliche Arbeiten aus den Abhängenden, worin sich dieser Zweig stark getrieben wird, waren nicht eingekandt wie i. J. 1835.

ad 3. Kammmacher-Arbeiten.

Nehr als i. J. 1835 war die Industrie-Ausstellung in Nürnberg mit Kammmacher-Arbeiten besetzt, wenn gleich weniger an geschmackvoller Anstaltang dabei ersichtlich war.

Die größere Zahl der Einsendungen erklärt sich

dadurch, daß dieses Gewerbe in Nürnberg, Jülich, Erlangen, Schwabach eine bedeutende Menge zählt, und nur allein in Nürnberg 214 solcher Gewerbe in Ausübung stehen. Daß an Eleganz der Formen gegen 1835 keine Fortschritte bemerkbar waren, tritt der dem Gewerbsmanne viel wichtigere Umstand, daß er auf dieselben Formen und Qualitäten für den Handel auf Jahre hinaus Verstellungen zu effectuiren hat, entschuldigend entgegen, jedoch sind auch hier die Arbeiten des Joh. Jourdan in Erlangen, Probst in Nürnberg, Neumann in Gostenhof, Ebr. Hirt in Jülich, Ebr. Schnitzlein in Weissenburg sehr befriedigend.

ad 4. Regenschirm-Fabrikation.

Die Einsendungen von Joh. Kolb, Joh. Seibert aus Nürnberg und J. W. Fensterer aus München, bestehend in kleinen Sortimenten von Sonnen- und Regenschirmen, ließen wahrnehmen, daß diese Gegenstände allenthalben schön und gut und mit kennbaren Fortschritten gefertigt werden; indessen verdienen in Ansehung des feineren Geschmacks und der geübteren Wohlfeilheit die Arbeiten des J. W. Fensterer den Vorzug.

ad 5. Stroß- und Weibengeflechte.

Die von 4 Einsendern vorgelegten Gegenstände dieser Art waren von untergeordneter Beschaffenheit.

ad 6. Bürsten- und Pinselmacher-Arbeiten.

Die eingesandten Bürsten des J. W. Sicking, M. E. Wedermann in Nürnberg sind sowohl wegen ihrer vorzüglichen Auswahl als auch Eleganz bemerkenswerth.

In diesem Artikel sind übrigens die Münchner Gewerbetreibenden sehr vorthellhaft bekannt, und es ist nur zu bedauern, daß von denselben besonders von Preckner und Stapp nichts eingesendet worden ist.

An Maler-Pinseln waren sehr viele Sortimente ausgestellt, was darin liegt, daß in Mittelranken die

Pinselverfertigung auch von Bürstenmachern und nicht von eigentlichen Pinselfabrikanten ausgeübt wird.

Ueber die Güte der Pinsel oder ihre Vorzüge vor den rühmlichst bekannten Münchner Fabrikanten kann ein Urtheil nicht gefällt werden.

Der Umstand, daß die Nürnberger Meister fortwährend bedeutende Aufträge zu effectuiren haben, dürfte für ihre Brauchbarkeit sprechen.

VIII.

ad 1. Leder-Fabrikation.

Diese war nicht reich und nicht so zahlreich wie bei den Ausstellungen v. J. 1834 und 1835 repräsentirt. Nur die Fabrikanten J. S. Veer aus Nürnberg, J. A. Veer aus Neustadt und A. Müller aus Augsburg und die Scheulung'sche Lederfabrik aus Schallhausen machten Einsendungen. Die dargelegte Waare war gut gearbeitet, jedoch ohne sehr kennbare Vervollkommenung.

ad 2. Schuhmacher-Arbeiten.

Die Schuhmacher-Arbeiten, besonders des Kar, mann, der beiden Stöhr, Friedrich und Ruel, aus München überrufen bezüglich der eleganten Form und Leichtigkeit die Einsendungen aller Uebrigen.

ad 3. Sattler-, Riemer-, dann Taschner- und Säckler-Arbeiten.

Von dieser Arbeiten war die Ausstellung ziemlich reichhaltig besetzt. Im Allgemeinen waren die Arbeiten befriedigend, ohne jedoch auf besondere Auszeichnung Anspruch machen zu können. An den aus München eingesandten Riemerarbeiten wurde im Vergleich zu den Ausstellungen der Jahre 1834 und 1835 die besondere Eleganz und fleißige Ausführung vermißt, und wir überließen uns hierbei der Ueberszeugung, daß die durch ihre Arbeiten rühmlich bekannten Einsender für eine Industrieausstellung in München schönere Arbeiten vorgelegt haben würden.

Was die Handschuhfabrikation betrifft, so war diese durch Fabrikeu aus Nürnberg, Fürth, Ansbach und insbesondere Erlangen sehr vertreten.

An den von Detter aus Nürnberg und Reinert in Augsburg gelieferten Proben von Fätschen war eine besondere Verbesserung gegen die Jahre 1834 und 1835 nicht bemerkbar.

Die 8 vorgestellten Wägen von Striedinger, J. G. Höhrer in Nürnberg, Beck aus Bamberg und J. G. Meier aus Nürnberg gehören in die Kategorie gewöhnlicher Arbeit, waren übrigens an Geschmack und solider Construction befriedigend, besonders der des Höhrer, welcher wie die übrigen in sehr mäßigem Preise stand.

Dieselben sind insoferne Beweise einer Vervollkommenung, als man daraus abnehmen konnte, daß auch außerhalb der Residenzstadt schöne Wagenarbeiten geliefert werden, wenn sie auch den Münchuern nicht ganz gleich kommen, die wegen höherer Eleganz und Ausstattung auch höher bezahlt werden.

IX.

ad 1. Papierfabrikation.

Proben aus dem Bereiche der Papierfabrikation waren in ziemlicher Menge vorhanden, und wenn auch viele der früher bekannten Fabrikanten diesmal nichts einsandten, so zeugten doch die vorgelegten Proben, wenn auch von keiner auffallenden Vervollkommenung, doch von fortwährendem Betrieb. Darum im Allgemeinen die Fabrikanten sich nicht auf Verfertigung feiner Briefe und Postpapiere verlegen, beschränkt nur, daß dieselben auch mit ihrem gewöhnlichen Fabrikate hinreichend beschäftigt seyen.

Zu den neuen Erfindungen, wenn auch nicht Verbesserungen, dürften die Versuche des Papierfabrikanten Anton Beck zu Bierpapiere gezählt werden, welche in Pappendeckel und mehreren Papierforten aus Doppelseiten und Strohfäsen ohne Beimischung bestehen.

Von Maschinenpapier (Ellenpapier) legte nur Merkel in Nürnberg Proben vor, welche durch ihre Schönheit und Güte wahrhaft ausgezeichnet genannt zu werden verdienen.

Der Verfertigung des Papiersmaché muß eigend erwähnt werden. In dieser Fabrikation stehen Weitz und Fleischmann in Nürnberg ohne weitere Concurrenten mit einer ausgezeichneten Vollkommenheit und einem imposanten Fabrikbetrieb obenan. Ihre Gebilde sind plastisch schön zu nennen, und die Leistungen derselben bedingen einen außerordentlichen Verkeh.

Die Fabrikation von Dosen aus Papiersmaché, so wie die Ramen zweier Fabrikanten verdienen eine besondere Hervorhebung. Nur 8 Einsender beschieden die Ausstellung mit ihren Fabrikaten. Der gemeine Verbrauch in ganz wohlfeilen Drogen-Dosen, wovon das Stück von 1 Kr. bis zu 10 und 12 fl. verfertigt werden, ist unendlich groß und es ist daher zu vermuthen, daß, da nur einige Fabrikanten aus Nürnberg und der Umgegend und die von der letzten Ausstellung 1835 her bekannten Gebrüder Mt von Essheim Einsendungen machten, sehr viele andere, aus unbekannten Gründen, vielleicht in der irrigen Meinung ihr Industriezweig verdiene keine Beachtung, die Einsendungen unterließen. Obige Einsender haben jedoch eine genügende Wahl Dosen in den jetzt für den Handel begehrten Formen vorgelegt und durch die Niedrigkeit der Preise, die beinahe aus Unglaubliche grängt, hinlängliche Beweise gegeben, daß ihnen durch Concurrenz kaum je mehr Eintrag gethan werden könne.

Zu den feineren Dosen mit mehr oder weniger kunstgerechten Malereien fanden wir neben dem geschmackvollen Sortiment des von den Ausstellungen 1834 und 1835 rühmlichst bekannten M. Denefé von Gollenhof noch eine weitere auserlesene Wahl von Cigarren-Etuis, runden und Charnierdosen, mit Silber und Perlmutter eingelegt oder bemalt, ferner Papiersmaché-Tableaux, eingelegt und bemalt, so wie 2 Tische, deren Platten aus obiger Masse bestanden, im reinsten

Geschmack zielt ich eingelegt waren, und 2 Gemälde von reelem Kunstwerthe enthielten.

Diese ausgezeichneten Gegenstände gingen aus der erst nach der letzten Ausstellung 1835 neu errichteten Fabrik des Joh. Bapt. Hahn in Gostenhofen hervor. Der Betrieb dieser neuen Anstalt ist schon eben so schwunghaft als der des vorerwähnten Deneke.

Hahn's Fabrikate schienen uns in Wahl der Formen, Dessins und Gemälde größere Kunstbildung und reinern Geschmack zu verrathen, und es wird bei solchen Anlagen nicht fehlen, daß derselbe, der gleich Deneke auch ganz ordinäre Dosen fabrizirt, einen besseren Geschmack, so weit es mit den niedrigen Preisen vereinbar ist, auch auf diesen geringeren Fabrikationszweig übertragen wird.

Martin Deneke hatte auch sehr schöne, lakirte und bemalte, Blechwaaren ausgestellt, wovon wir der schönen Service- und Kaffeebretter erwähnen müssen, die wegen ihrer kunstreichen malerischen Ausstattang die Augen aller Kunstfreunde auf sich zogen.

Bunte Papiere lagen in Musterkarten vor aus der Fabrik von Jahnmann und Angmann in Augsburg, Dessauer in Aichachenburg, Erich und Maffel in München, und zwar in reichhaltiger Auswahl. Am vorzüglichsten schienen uns die Fabrikate des Dessauer, welcher besonders in gepressten Papierforten Ausgezeichnetes leistet. Maffel und Erich eiferten rühmlich nach.

Von Metall- und Goldpapieren und Verzierungen wurden nur wenige Muster eingesandt, wesentliche Fortschritte waren an denselben nicht bemerklich, eine Vermehrung des Betriebs wäre sehr wünschenswerth.

Was Papier-Tapetten betrifft, so erhielt dieser Fabrikationszweig in neuester Zeit in den Vereinshäusern eine außerordentliche Ausdehnung. In Bayern behauptet fast seit 18 Jahren W. Sattler in Schweinfurt den ersten Rang, denn die beiden Fabriken in

München und eine dergleichen in Nürnberg haben seit mehreren Jahren so viel als aufgehört.

Sattler bereicherte auch die gegenwärtige Ausstellung mit einer schönen Auswahl neuer Muster, welche das rastlose und rasche Fortschreiten dieser Industrie auf eine glänzende Weise bezeugten.

Seit 3 Jahren besteht übrigens neben dieser Fabrik eine zweite in Nürnberg, welche seit ihrem kurzen Bestehen schon sehr bedeutende Fortschritte gemacht und in kurzer Zeit wenigstens in Bezug auf Ausführung die Erstere wohl erreichen dürfte.

ad 2. Buchbinder und Etuis-Arbeiten.

Von Ersteren waren zum Theil Musterkarten, zum Theil einzelne Bände vorgelegt, welche mitunter viel Nettigkeit und Fleiß erkennen lassen. Elegantere Arbeiten waren jedoch i. J. 1835 vorgelegt.

An Etuis-Arbeiten behaupten auch diesmal unbezweifelt die Einfendungen des Chr. Baumbach in Nürnberg den ersten Rang. Sie sind sehr vorzüglich zu nennen; allein ein bemerkenswerthes Fortschreiten konnte auch hier nicht wahrgenommen werden, was wir uns aus den übergroßen Raum zu befriedigenden Aufträgen zur Verfertigung dieser vortheilhaftesten Fabrik für den Handel erklären. Die übrigen Vorlagen können auf eine besondere rühmende Erwähnung kaum Anspruch machen.

An Papparbeiten verdienen die Apothekerschnitten und Enveloppenmuster des J. F. Blankenburg in Nürnberg Erwähnung, weil die Arbeiten mit vieler Eleganz eine unbegreifliche Wohlfeilheit verbinden.

ad 3. Buchdrucker-Arbeiten.

J. A. Schoch von Augsburg, J. Chr. Zanker von Fürth repräsentierten durch Vorlage von Typen, Stahl-Steinplatten, Gieß-Instrumenten, Ornamenten und Dignetten, so wie durch eine Stereotypplatte die

Schreibgießerei, welche aus München, wie auch i. J. 1835, nicht repräsentirt war.

ad 4. Filzwaaren.

Der in Feinheit sowohl als Geschmack ausgezeichneten Einfendungen von Filzhüten des J. Bauer in München reihen sich die Fabrikate des Feitz Wolf in Erlangen würdig an.

Sehr schöne und besonders billige Hüte waren die des Leonß. Holland in Bamberg, dann die des W. Hesselbach in Schweinfurt, von welcher, letztern noch ein wasserdichter Oerensfilzrock und eine Schabracke vorgelegt waren, zwei neue Gegenstände, über deren Werth erst die Erfahrung entscheiden muß.

Mit Pelzwerk-Artikeln war die Ausstellung nur von zwei Einfendern, Poland aus Hof und Köster in Nürnberg in sehr gewöhnlichen Gegenständen beschrift, wogegen sich die Ausstellungen v. J. 1834 u. 1835 besonders vorthellhaft auszeichneten.

X.

ad 1-2. 3. 4. Leingespinnste und Gewebe, Leinwandamaste, Baumwollengewebe, Rattundruckerei, Sallerarbeiten.

Mechanische Baumwoll- und Glasgarn-Spinnerei.

Leider ist die mechanische Spinnerei, die in andern Ländern des Continents und ganz besonders in England schon seit 20 bis 30 Jahren blüht, bei uns in Bayern noch neu, denn die von der Rattummanufaktur in München errichtete Döglmann'sche ging bereits vor 15 Jahren wieder ein.

Erfreulich war es daher ein Sortiment schöner Baumwollgarne aus der neu entstandenen Maschinen-Spinnerei Kaufbeuern auf der Ausstellung zu finden. In angenehmer Aussicht steht, daß die Augsburger Maschinen-Spinnerei einen dem großartigen Establishement entsprechenden schwunghaften Betrieb demnächst eröffnen wird.

Wenn nun dieser Industriezweig, der nur ausländisches Material zu höherer Verwerthung bringt, und dadurch dem Inlande bedeutende Summen an Arbeitslohn zuwendet, schon äußerst schätzbar ist, so muß die mechanische Glasgarnspinnerei, in so ferne sie nicht Versuch bleibt, und ihr zur größtmöglichen Ausdehnung und Vervielfältigung die nöthigen Capitalien zugewendet werden, noch viel mehr geachtet werden, da sie den agrarischen Zuständen in unserm Lande, in welchem Glas- und Baustaub noch unendlich gesteigert werden können, zugleich wesentliche Vortheile durch das Entstehen großartiger industrieller Unternehmungen, von welchen die Ausstellung i. J. 1835 noch keine Ahnung zuließ, gewähren kann.

Die mechanische Glasgarnspinnerei ist eines der bedeutendsten industriellen Phänomene der neuen Zeit, welches den agrarischen und merkantilen Verhältnissen bedeutende und vortheilgewährende Veränderungen verkündet.

Leinweberei.

a. Leinwand.

Von gebleichter und ungebleichter Leinwand sandten mehrere Weber sowohl aus Stätten als vom Lande einzelne Stücke ein. Die Qualitäten waren gut zu nennen und die Preise billig; dagegen die Quantität der Einfendungen gering. Es fehlten Vorlagen der Leinwand erzeugenden Bauen Niederbayerns und des bayerischen Waldes, von welchen die Ausstellung von 1835 so reichlich beschrift war. Von größeren Fortschritten hinsichtlich vollkommenerer Webereien sowohl, als größeren Betriebes, gab sich nichts kund.

Die Ursachen davon mögen wohl seyn, a) daß es an zureichenden Bleich- und Appretur-Anstalten, und b) an Verlegern und Kaufleuten, die dieser Industrie Absatz im In- und Auslande verschaffen, zur Zeit noch immer gebricht.

b. Leinen-Drill.

Ausgezeichnet verdienen die vorhandenen weißen und in Farben gemessenen und facurirten Leinleider- und

Kochzeuge und Drille der Fabriken von A. Trendel von Kulmbach, J. G. Kolb in Bayreuth und A. Pöhlmann in Oberredwitz genannt zu werden, welche von den Ausstellungen des Jahres 1834 und 1835 her schon rühmlich bekannt sind, und seitdem ein bedeutendes Fortschreiten beaufunden.

Leinen- & Damast.

Diese Gewerbe waren in der Ausstellung v. J. 1840 nicht so gut und schön repräsentirt, wie in den Jahren 1834 und 1835, wo eine große Wahl in den reichhaltigsten und geschmackvollsten Dessins vorlag.

Schöne Muster lagen übrigens vor von A. Pöhlmann in Oberredwitz, der i. J. 1835 mehr einsandte, J. G. Kolb in Bayreuth, Adler H. in Ansbach und Mart. Jenzl zu Breitenberg, die sich sämmtlich auch noch durch eine vollendete Appretur bemerkbar machten.

L. Braun aus Wunsiedel legte noch 10 Stück Tapeten und Neubestoffe vor, und zwar aus Manilla-Hanf (Phormium tenax), dessen vor hauptsächlich wegen der Neuheit des dazu verwendeten Rohstoffes erwähnen.

Faden- & Spitzen.

Von 5 Spitzentloppelereien aus Höchstädt waren niederlich gewählte Muster von gelboppten Fadenspitzen zu verhältnißmäßigen billigen Preisen zu finden.

Es wäre zu wünschen, daß die Sendtner'sche Anstalt zu München in den Preisen konkurriren könnte, da sie in der Wahl der Dessins jene weit übertrifft.

Baumwollweberei und mit Leinen und Wolle gemischte faconirte Gewebe.

Von allen diesen im Jahre 1835 so schön repräsentirt Artikeln waren besonders Rubeldamaste, Ginghang, Weinkleiderzeuge in sehr geringer Zahl erschienen, und auch diese boten in Bezug auf Geschmack und Farbenwahl durchaus nichts Neues dar. Selbst

die ausgezeichnetsten Fabriken Traas und Comp. in Nedwitz, Braun u. Comp. und Pöhlmann und Schöne in Oberredwitz, und J. A. Langhans in Nürnberg besiedigten weniger in Geschmack und Auswahl.

Von Mousseline, Jaconets und Perkal's fand sich eine einzige Einsendung von A. Högler in Augsburg vor, und es wäre nur zu wünschen gewesen, daß der Münchner Weberverein, von dessen schönen Leistungen man auf der Ausstellung v. J. 1835 schon sehr genügende Anfangsproben erhielt, die diesjährige Ausstellung besichtigt hätte, um Vergleiche anzustellen, die sicher nicht zu seinem Nachtheile gereicht haben würden.

Die Bleichanstalt von R. Martini in Dampfleiten lieferte sehr schön gebleichte und nach beliebiger Art appetitete Leinwand, Schirting's, Wassertuch und Glanz-Perkale.

Tattun- & Druckerei.

Die Einsendungen aus den rühmlichst bekannten Fabriken der Hrn. Schöppler und Hartmann, dann Dingler u. Comp., und Zöschl u. Comp. in Augsburg haben diesen Industriezweig auf eine nicht minder vortheilhafte Weise repräsentirt, und in den eingesendeten Mousseline des laines gezeigt, wie diese Fabrikanten den Anforderungen der Zeit und Fortschritten der Industrie zu folgen befreit sind. Uebrigens können wir nicht verkennen, daß uns gesunden hat, als wäre die Auswahl der Einsendungen nicht so geschmackvoll gestroffen worden, wie i. J. 1835.

Die Erfindung an rohen Druckwaaren aus der Aktien-Maschinenspinnerei in Augsburg, welche am Namen- und Geburtsfeste Sr. Majestät des Königs in Einem Tage aus dem rohen Materiale gesponnen und gewebt worden sind, waren sehr erfreuliche Produkte dieses großartigen, herrlichen Instituts.

An Sailer- und Hanfarbeiten waren die vorgelegten Danks- und Wasserfischlauche der fleißigen Anfertigung und des sehr mäßigen Preises wegen am bemerkenswerthesten.

Die Preise waren notirt für:

Nro. 1	2 1/2"	15 kr.	pr. Elle.
Nro. 4	3 1/2"	20 kr.	pr. Elle.
Nro. 6	4"	22 kr.	pr. Elle.

Die Wachstuch-Fabrikation war nur von der schon aus frühern Ausstellungen rühmlichst bekannten Fabrike des Valentin Weber von Haunsletten repräsentirt. Sie bot außer einem Stück von Metallfarbe und einer Tischdecke mit Silbergrund nichts Neues dar, und es war zu bedauern, von andern derel. Fabriken des Königreichs, namentlich von Bamberg und München nichts zum Vergleiche eingesendet zu finden.

ad 5. Shawls-Fabrikation.

Der Aktien-Webereverein in München hatte ein zahlreiches Sortiment Shawls eingesendet. Es fanden sich darunter reichere Dessins als i. J. 1835, wenn gleich die Wahl der Farben nicht immer glücklich war; die angelegtesten Preise waren sehr billig, und wenn dem Unternehmere hiebei noch der bei dieser, der Modelaune wegen so gefährlichen Fälschung, notwendige Nutzen oder Gewinn bleibe, so ist hinsichtlich der Preise die Concurrenz mit der Wienerfabrikation hergestellt.

Außer obigen war nur noch eine Einsendung von von H. Freidl aus Regensburg vorhanden, dessen eingesendete zwei Shawls bei ziemlich hohen Preisen bezüglich der Reinheit der Färbung manches zu wünschen übrig ließen.

ad 6. Teppich-Fabrikation.

Die Einsendungen Goschenhofers aus Nordlingen repräsentirten die Fäbrication der sogenannten Torroler Teppiche, die frühere Teppichfabrikation in Bayern, die durch Kleinhändler eine außerordentliche Verbreitung fand. Zimmer- und Stiegenteppiche, welche obiger Fabrikant i. J. 1834 und 1835 ausstellte, waren nicht vorhanden, und die gegenwärtige Ausstellung zeigte nur Muster seiner ältern Fabrikate, welche an dem Teppichmacher Körner in Nürnberg und dem Teppich-

Fabrikanten Job. Bayer in Landsbach Concurrenten fanden. Letzterer fertigt auch Fußteppiche nach englischer Art, welche bisher in Bayern nicht fabricirt wurden, und ziemlich gelungen zu nennen sind, übrigens aber den Erzeugnissen der Berliner, Elger- und Danauer-Fabriken noch nachstehen.

Scherupp aus Reudtting lieferte eine Auswahl von Teppichen, worunter sich einige neuere Dessins vortheilhaft auszeichneten. Es kann der Scherupp'schen Fabrik ein allmähliges Fortschreiten nicht abgesprochen werden; allein jener Vollkommenheit der Teppiche aus den Danauer-Fabriken scheinen noch viele schwer zu überwindende Hindernisse in dem Wege zu liegen.

ad 7. Wollgespinnste, Tschfabrikation.

Mechanische Wollspinnerei, ein notwendiges Zugehör zur Tschfabrikation, wird in Bayern schon länger betrieben.

Solche Spinnereien, welche den Tuchmachern das Gespinnst liefern, bestehen Mehrere im Königreiche, welche Alle eines schwinngbhaften Fortganges sich erfreuen.

Gefärbte Wollgarne, namentlich Kreuzgarne von Dunkelblau, in allen nancierten Farben zum Gebrauche für Teppichfabrikation, Straminarbeiten u., so wie gebrechtes Kameelgarne, waren bestens repräsentirt, wie auch i. J. 1835.

Tuch war eingesendet von 29 Fabrikanten und Webervereinen.

So viel ohne nähere Untersuchung, welche hier nicht erlaubt war, beobachtet werden konnte, so glaubte man in Allgemeinen solche Fortschritte wahrgenommen zu haben, daß die ausgestellten Tücher mit dem Auslande wohl die Concurrenz auszuhalten im Stande seyn möchten.

Besonders zeichneten sich die Tücher von Lobenshofer und Comp. in Nürnberg und M. Köckensfuß Wittve in München in Bezug auf Vollkommenheit der Appretur aus, so wie die Tücher des Job. Pflaumer

in Weissenburg und Heint. Decker in Hof hinsichtlich blüher Preisfeststellung vorzüglich bemerkbar wurden.

ad 8. Strumpfwirkerel.

19 Einsender, größtentheils aus Mittelfranken, Schwaben, Neuburg und Pfalz repräsentirten dieses Gewerbe und zwar mit weit mehr sortirten Vorlagen als i. J. 1835. Die Wirkerel scheint die Strickerel vollends unterdrückt zu haben, da der Handel sich längst der wohlfeilen Preise wegen für Erstere entschieden hat.

Die Baummollenfabrikate waren ausgezeichnet und in wollengerwalkten Waaren sahen wie bedeutende Fortschritte.

ad 9. Seiden und Seidengewebe.

Der Einsender von Cocons, abgehaspelter roher Seide, so wie auch gefärbter Trams- und Organzins-Seide waren sieben.

Die eingesendeten Qualitäten von dem Seidenzuchtvereine Nürnbergs und dann Regensburgs zeugten von sehr erfreulicher Ausdehnung dieser beiden sehr unternehmenden Anstalten. Sie sind als Aufmunterungs-Beispiele für Privatunternehmer sehr verdienstlich, besonders aber für die Kreise Mittels und Unterfrankens, wo die Seidenzucht des milden Klimas wegen in Wäldelohnenden Erfolg zu versprechen scheint.

In Seidenproben fand sich wenig ausgestellt und selbst das Wenige entbehrte besonders an der glatten oder Uni-Waare einer allgemein schönen Appretur, einer unentzehligen Bedingung in dieser Fabrikation.

Verdienstlich waren zu nennen die Leistungen der Fabrike Yellow & Brentano in Lechhausen, bezüglich der Seiden-, Gold- und Silber-Percale für Kleiden und Möbeln.

ad 10. Posamentirer-Arbeiten.

In Posamentirer- und Bänderarbeiten sind von vielen Concurrenten Erzeugnisse eingesandt, die alle zu beklagen eine zwecklose Weitläufigkeit seyn würde.

Die Musterkarte des Konrad Biedermann in Nürnberg, so wie die Arbeiten des Rich. Vaber in Bamberg sind Beweise besonderer Kunstfertigkeit.

Unter den Knopf- und Grepin-Arbeiten fand die des Scheuermann von Ansbach mit einer so vollen Reinheit und Eleganz ausgeführt, daß ihnen nichts gleiches zur Seite steht und sie wohl höchst schwer zu übertreffen seyn dürften. Die unter diese Rubrik gehörige Bandfabrikation bildet einen eigenen Industriezweig, der für den Provinzial-Landverbrauch bestimmt ist, sich bis jetzt unverändert erhalten hat, und wahrscheinlich auch für die nächste Zukunft derselbe bleiben wird.

Von Heigl in München befand sich eine Musterkarte bayr'scher Ordensbänder in Vorlage, die sehr schön gearbeitet waren.

Dies sind im Einzelnen die wesentlichsten Resultate der vorgenommenen Beschäftigung.

Es erheben sich nun abgesehen von der Beurtheilung der formellen Ausstattung, welche bereits oben ihre Abfertigung gefunden hat, im Allgemeinen folgende Fragen:

- 1) In wie weit hat die Industrie-Ausstellung Nürnberg, als Central-Industrie-Ausstellung ihre Aufgabe gelöst, derselben entsprechen, und
- 2) welche sind die Resultate einer Parallele der Central-Industrie-Ausstellung vom Jahre 1840 in Nürnberg und der 1835 in München.

ad 1. Wenn, wie kaum zu widersprechen ist, die Erlangung eines möglichst vollkommenen Bildes der Industrie eines Reiches nach ihrem Umfange und der Höhe ihrer Leistungen, und zwar vom wichtigsten Industriezweig an bis hinab zum unbedeutendsten, unter andern Gründen ein vorzügliches Motiv für die Einführung von Central-Ausstellungen und die einzige umfassende und zugleich höchste Aufgabe einer

Central-Industrie-Ausstellung ist, welche ein erhebendes, wenn auch unvollkommenes Bild des großen Tausch-Verkehrs der Menschen darbietet, und ein wahres Fest bildet, das dem menschlichen Fleiße, insbesondere aber dem vor einem Jahrtausende noch verachteten oder weniger geachteten Gewerbsmanne gegeben wird, worin er in feierlicher Weise die Anerkennung seines Wertes und seiner Stellung in der Gesellschaft findet; so ist diejenige Central-Industrie-Ausstellung die vollkommenste, welche das treueste Bild der gewerblichen Thätigkeiten, ihrer Leistungen dem Umfange und der Höhe derselben nach darbietet. Sie wäre am vollkommensten, wenn alle Gewerbe sammt und sonders Vervielfe ihrer Leistungen einschickten und Vergleichungen unter sich und in ihrer Art möglich machten.

Im welchem Maße nun durch die Ausstellung in Nürnberg obige Aufgabe gelöst worden ist, darüber mögen die vorangehenden Mittheilungen die Grundlinien zur Beurtheilung geben.

Es ergibt sich hieraus in Hinsicht der Anzahl der Einsendungen nachstehendes Verhältniß.

Aus dem Regierungsbezirke:

- | | |
|---|-----------------|
| 1) Mittelfranken wurden (ohne die Nummern im erst später erschienenen Katalognachtrage, welche 47 betragen, so daß hienech die sämtlichen Einsendungen von 955 auf 1002 stellen) Gegenstände eingeschickt aus | 597 Werkstätten |
| 2) Oberbayern | 101 |
| 3) Schwaben und Neuburg | 100 |
| 4) Oberfranken | 77 |
| 5) Niederbayern | 28 |
| 6) Oberpfalz und Regensburg | 24 |
| 7) Pfalz | 22 |
| 8) Unterfranken | 6 |

Somit im Ganzen 955

Diesem zur Folge sandte der Regierungsbezirk

Mittelfranken weit mehr als die Hälfte der sämtlichen Ausstellungsgegenstände ein, und die übrigen Regierungsbezirke, mit Ausnahme von Oberbayern, Schwaben und Neuburg waren im Verhältniß zu den in den übrigen Kreisen bestehenden Gewerben der Zahl nach nur kümmerlich repräsentirt, so daß obigem Maßstabe zur Folge durch die Industrie-Ausstellung in Nürnberg die Aufgabe einer Central-Industrie-Ausstellung in sehr geringem Maße gelöst erscheint, und bei der weit überwiegenden Repräsentation der Gewerbe von Mittelfranken mehr an den Gedanken und Namen einer Kreis-Industrie-Ausstellung als an den Charakter einer Central-Ausstellung des Königreichs erinnert. Eine mehr gleichzeitliche Repräsentation der Gewerbe der sämtlichen Kreise hätte den Anforderungen einer Central-Industrie-Ausstellung mehr entsprochen.

So viel in Beziehung der Nürnberger-Ausstellung an und für sich.

Ad 2. Hält man die Nürnberger Central-Industrie-Ausstellung nun nach obiger Grundansicht und ebenfalls dem Ziffer folgend an die Central-Industrie-Ausstellung in München v. J. 1835, so ergeben sich diesfalls aus dem Kataloge v. J. 1835 folgende Resultate:

Der Starkreis zählte damals	247	Einsender
„ Oberdonaukreis	189	„
„ Unterdonaukreis	83	„
„ Regatkreis	161	„
„ Regenkreis	61	„
„ Obermainkreis	118	„
„ Untermainkreis	64	„
„ Rheinkreis	14	„

Summa 937

Diesemnach war die Central-Industrie-Ausstellung v. J. 1835 von weniger Werkstätten besetzt, allein die Repräsentation der Gewerbe der verschiedenen Kreise war eine mehr gleichmäßig vertheilt, und hätte Mittelfranken, wovon:

	im Jahre 1840	im Jahre 1835
Nürnberg	169	39
Fürth	44	16
Schwabach	17	8
Erlangen	14	6

die heutige Central-Ausstellung nicht fast viermal zahlreicher besichtigt als die Central-Industrie-Ausstellung in München i. J. 1835, so hätte die Central-Ausstellung v. J. 1840 in Nürnberg wirklich den unwiderlegbaren Beweis geliefert, daß die seit mehreren Jahren im raschen Aufschwunge begriffene Industrie unseres Vaterlandes, durch sie in einem ungetreuen Bilde dargestellt wäre, und diese Industrie-Ausstellung nicht unbedingt auf den Namen einer Central-Industrie-Ausstellung Anspruch machen könnte.

Wenn die Central-Industrie-Ausstellung in München selbst bei wenigen Nummern eben durch eine mehr gleichmässige und würdevollere Repräsentation unserer Industrie vor der Nürnbergs ihrer Aufgabe näher kam, so bleibt diese letztere auch in anderer Beziehung hinter der Central-Ausstellung Münchens.

Es war nämlich eine überraschende Erscheinung, an der Industrie-Ausstellung in Nürnberg wahrzunehmen, daß von vielen der bedeutendsten Fabrikanten und Gewerbmeyster, welche die Münchner-Industrie-Ausstellung reichlich und glänzend besichtigten, deren Geschäfte im besten Betriebe ständen, und welche bekanntlich ausgezeichnete Fabrikate liefern, auf dieselbe entweder gar keine Einfendungen oder nur höchst mittelmässige unter dem Niveau ihrer gewöhnlichen besten Arbeiten stehende — gemacht waren.

Wahrscheinlich — aus der Ausstellung in Nürnberg hätte man in manchem Gewerbe einen Stillstand oder vielmehr Rückschritt annehmen müssen, wenn man nicht anderwärts wüßte, daß dasselbe im Fortschreiten begriffen sey.

Dem Befagten zu Folge rechtfertiget sich daher der Ausspruch vollkommen: Die bayerische Industrie, wie sie wirklich ist, war ihrem Umfange und ihrer

Höhe nach, durch die Industrie-Ausstellung in Nürnberg ziemlich mangelhaft und weniger vollständig, als die Industrie-Ausstellung von 1834 und 1835 repräsentirt.

Die Ursache hiervon ist uns unbekannt, sey es, daß der Grund in dem Mangel an voranschreitendem Aufstiege der Fabrikate, oder in persönlichen oder in lokalen Verhältnissen liege. Jedenfalls ist diese Erscheinung Grund genug, zu wünschen, daß eine höchste Stelle es zum Gegenstande ernstlicher Erwägung mache, die Ursachen derselben zu ermitteln, da diese für den Erfolg einer künftigen Industrie-Ausstellung von grosser Wichtigkeit, vielleicht auch eine Lebensfrage seyn dürfte.

Es muß übrigens von der Industrie-Ausstellung in Nürnberg gesagt werden, daß sie Alles war, was eine Central-Industrie-Ausstellung ausserhalb der Hauptstadt des Reiches seyn kann, und daß nach unserer individuellen Ansicht eine Central-Industrie-Ausstellung in Bayern ausserhalb dem Siege der Residenz an keinem Orte zahlreicher besichtigt werden könne, als in Nürnberg, einer so bedeutenden Industrie- und Handelsstadt eines der gewerbreichsten Reiche.

Es ist vielmehr unsere unabweisliche Ueberzeugung, daß der natürliche Sitz einer Central-Industrie-Ausstellung eines Königreiches die Haupt- und Residenzstadt desselben sey.

In der Haupt- und Residenzstadt, dem Centralpunkte des Reiches, dem erhabenen Siege eines glanzvollen Hofes und dem Aufenthalte der Repräsentanten anderer auswärtiger Staaten, hinauf in die höheren Regionen der Kunst und der dort aufgeschäufelten Kunstschätze, die Erzeugnisse in industrieller Verbesserung zu senden, hat der Fabrikant und Gewerbmeyster die höchste Ambition, oder wenigstens eine höhere, als er — der Regel nach — für jeden andern Ort nicht hat.

Höhere Gewerbs- und Kunstserzeugnisse abzugeben, hat der Fabrikant wohl an keinem andern Orte größere

Hoffnung; denn das wichtigste Motiv zu Einföhrungen für jeden Gewerbetreibenden oder Fabrikanten ist und bleibt, man mag dagegen sagen, was man will, die Aussicht zum Abfage der eingeföhrten Gegenstände, weshalb die Central-Industrie-Ausstellung in Nürnberg eine weit vollständigere Repräsentation der vaterländischen Industrie gewährt haben würde, wenn man mit jener eine Verloosung der eingeföhrten Gegenstände verbunden hätte.

In dem Vorangeföhrten ist nur die Frage über die Repräsentation der bayerischen Industrie durch die Central-Ausstellung von 1840 überhaupt besprochen und sind die Nürnberger Central-Ausstellung v. J. 1840 und die von München i. J. 1835 in Parallele gezogen worden.

Es erübrigt nur noch, anzugeben, ob die bayerische Industrie, so viel als aus der Ausstellung zu entnehmen war, im Allgemeinen seit d. J. 1835 Rückschritte oder Fortschritte gemacht, oder ob und in wie ferne sie im Allgemeinen Veränderungen erfahren hat, und endlich, welchen Rang unsere Gewerbe in München unter den auswärtigen vaterländischen Gewerben behaupten.

In erster Beziehung muß bemerkt werden, daß Bayerns Industrie im Allgemeinen im raschen Vorschreiten sich zeigt. Es beginnt allenthalben mehr und mehr der fabrikmäßige Betrieb, es kündigt sich in unserm Vaterlande, und zwar vorzugsweise in Mittelfranken, wo die Industrie der Kleinmeister heimlich und eigenthümlich ist — die Herrschaft der Fabriken an, welche jener nationalen Industrie bedrohlich oder aber wenigstens manche gewerbliche Verhältnisse verändern wird. — Eine große Anzahl von Verbesserungen jeder Art hat sich seit wenigen Jahren in den einzelnen Gewerben geltend gemacht, und ein lobenswerthes Eifer nach Vervollkommenung der Erzeugnisse ist unter allen Gewerbetreibenden unverkennbar. Seit dem Jahre 1835 sind mehrere Fabriken, z. B. für Darstellung chemischer Produkte, Strahllichter, Maschinen und Maschinen-

theile u. dgl. entstanden. — Eine neue industrielle Erscheinung v. J. 1835 und von größter Bedeutsamkeit, eine der wichtigsten der neuesten Zeit ist die Glasföbrenerei, welche, wie oben erwähnt worden, auf der Ausstellung auch repräsentirt war.

An diese reißen sich ihrer Wichtigkeit nach die Maschinen-Weberei, ferner die Kammgarnspinnerei und die Mosait-Bodenfabrikation. Außer diesen scheinen uns seit dem Jahre 1835 besonders folgende Gewerbe und resp. Arbeiten sehr kennbare Fortschritte gethan zu haben, als:

- 1) Glasfabrikation;
- 2) die Bereitung chemischer Präparate und Farben;
- 3) die Lichterfabrikation;
- 4) die Tischlerei und Ebenlerei;
- 5) Wagenfabrikation;
- 6) Lampenfabrikation;
- 7) Double-Arbeiten;
- 8) verbesserte Heizungsmethoden in Anwendung auf Öfen und Kochherde;
- 9) Fabrikation chirurgischer Instrumente;
- 10) Wäschmaschinen-Arbeiten;
- 11) Messerschmid-Arbeiten;
- 12) Drahtgewebe, Metallbleche u.
- 13) Guss-eisen-Arbeiten;
- 14) musikalische Instrumente;
- 15) Darmfalten-Fabrikation;
- 16) Papiermaché und Steinpapp-Arbeiten;
- 17) Koffie, bann
- 18) Cement-Arbeiten;
- 19) Schafwaaeren;
- 20) Uhrmacherei.

Was endlich den Rang resp. Höfstand unserer Gewerbe in München ausschließlich anbetrifft, so fällt die dießfällige Parallele für unsere Gewerbe nicht ungünstig, sondern eminenter aus. Es ist den treff-

den Gewerben unserer Stadt Glück zu wünschen, daß sie mit jenen der übrigen Kreise in Vervollkommenung größtentheils gleichen Schritt halten, und es muß zum Ruhme derselben angeführt werden, daß — nach den gewonnenen Resultaten unserer Beurtheilung die Leistungen mehrere und namentlich der folgenden Gewerbe und Werkstätten Münchens, welche bei der Ausstellung repräsentirt waren, vor den auswärtigen Fabrikanten und Gewerbetreibenden dieser Art den Vorrang in Anspruch nehmen dürfen; als:

- 1) das Gewerbe der Ristler,
- 2) „ „ der Büchsenmacher,
- 3) „ „ Klaviermacher,
- 4) „ „ der Sattler und Broncearbeiter,
- 5) „ „ der Schwertfeger,
- 6) „ „ der Messerschmiede,
- 7) die Fabrication chirurgischer Instrumente,
- 8) die Scharsfabrikation.

Wir glauben auch nach dem, was bei der jüngsten Ausstellung vorlag, daß, ohne damit einen Tadel anzusprechen zu wollen, manche andere Gewerbezweige Münchens mit ihren auswärtigen Genossen bei einer nächsten Industrie-Ausstellung wetteifernd hervortreten, und einige Erzeugnisse wie die der Zingießer und der Kupferschmiede an Eleganz und richtiger Zeichnung gewonnen haben werden, — daß in Verfertigung der Stroh- und Weidengeflechte Vervollkommenung und schwungvoller Betrieb erkennbar und eben so auch in

der Verarbeitung des Hornes und Beins u. die hiesigen Drechsler und Kammacher den Leistungen der Werkstätten von Nürnberg, Jülich und Erlangen nachzueifern wissen werden.

Nicht minder wäre zu wünschen, daß — in den Papiermaché- und Steinapp-Arbeiten, wofür in der so wohlthätigen Anstalt für krüppelhafte Kinder von Hrn. v. Kurz dahier schon Vieles geschehen ist, Denneck und Bahr in Nürnberg, — in den Posamentir- und Grepin-Arbeiten die Leistungen Scheuermann's in Ansbach — und in der Bachstuch-Fabrication die des Valentin Weber zu Haunsletten — als würdige Vorbilder von unseren lieben Mitbürgern angestrebt werden möchten.

Wir rufen ihnen mit den Worten Albrecht Dürer's, des um deutsche Kunst und Nürnberg's Industrie so hoch verdienten Mannes zu:

„Ich sage Euch:

„ohne Kunst der Messing
„kein rechter Werkmann,
„ohne rechte Proportion
„kein vollkommen Bild; —
„ohne Fleiß Müß
„und Arbeit keine Kunst.

„War leidiglich
„verleeret sich die Kunst; —
„schwer und durch lange Zeit
„gewinnt man wieder sie.“

B e r i c h t i g u n g e n .

Seite 714	Zeile 8	von unten	lies:	die laufende Nummer.
715	10	oben	„	diese.
721	3	„	„	eine Kreispindel.
721	13	unten	„	Gefüßmaaren von ganz vorzüglicher Schönheit.
733	6 u. 7	„	„	der mehr oder minder vortheilhaftern
741	13	„	„	Fabrikate
746	3	„	„	keinen Drill
748	5	oben	„	Muffelloden
748	16	unten	„	Mouselines de laine.

Gemeinnützige Mittheilungen und Bekanntmachungen.

Zusammenstellung polizeilicher Verordnungen über den Bau enger (sogenannter russischer) Kamine (Rauchröhren).

7	P r e u ß e n vom 14. Jan. 1822. Sieh Borchers's Monatsblatt für Baumeister n. 1822, Apr. Nr. 3, bei dem Kunst- und Gewerbeblatte desselben Jahres.	W e i m a r vom 19. April 1827. Sieh Borchers's Monatsblatt 1827 Mai Nr. 3, bei dem Kunst- und Gewerbeblatte desselben Jahres.	B a y e r n vom 19. August 1840.	W i e n , 1840. Sieh Hörster's allgemeine Bauzeitung Bd. V. S. 190 und 191.
1. Gründe für die Verord- nung.	Der Befehl des Königl. Mal. Durch Kabinetts- Ordre d. 4. Oct. 1821.	Sie gewähren unter ge- wissen Umständen viele Vorteile, und sind bei gehöriger Einrichtung nicht gefährlich.	Sie sind nützlich und gefahrenlos. v. Einleitung.	Der Vortheil der Feuer- sicherheit ist eben so zu erreichen, wie bei weiten Kaminen. Sie ha- ben übrigens so viele Vorzüge, daß sie den weiten den Rang abge- winnen. Vorzüge sind: Vermeidung des starken Rauchens in den Woh- nungen, die Vermeidung des Ansehens von Glanz- ruß, das leichtere Reini- gen von Ruß, ohne da- bei das Innere der Woh- nungen zu verunreinigen, die Zulassung einer zweckmäßigeren Einthei- lung der Gebäude. Als Grundsatz ist ausdrück- lich aufgestellt, daß sie für offene Herdfeuerun- gen sich nicht eignen. (2) v. Einleitung.
2. Die Er- laubnis wird er- theilt	allgemein und ohne beson- dere Bedingung. v. Einleitung.	allgemein und ohne beson- dere Bedingung.	allgemein und ohne beson- dere Bedingung. §. 1.	Für jeden besondern Fall erläßt besondere polizeili- che Erlaubniß einzu- solen. (1)
3. Querschnitt a. Form	soll überall senkrecht auf die Achse entweder ein	nichts bestimmt	freigestellt, die runden be- günstigt und empfohlen	nur die Kreisfläche ist als Querschnitt gestattet;

	Preußen	Weimar	Bayern	Wien
b. Weite	Kreis oder regelmäßiges Viereck, oder rechteckiges Viereck sein. §. 2. die geringste Weite 6", wo dann 3 Stubenöfen aus einem od. mehreren Stocken einmünden können. Für Herd-, Kessels-, Brauerei, etc. Feuerungen ist das Gutachten der Baubeamten einzuholen. §. 1.	geringste Weite 7"	ohne andere Formen zu verbieten §. 2. geringste Weite 6" größte Weite 12" runde von 6, 7, 9 u. 12 Zoll sind die, für welche der Kaminschreyer Dürsten haben muß. Von einer Reinigungs-Stelle zur andern muß Größe und Form des Querschnitts ganz gleich bleiben. §. 2 u. 5.	sie müssen innen möglichst glatt seyn. (4) für 1 Ofen sind 6", für 2 oder mehrere Ofen sind 8" Durchmesser vorgeschrieben. (6)
4. Dürfen sie zusammen gesetzt werden?	man kann zwei und mehrere, selbst den Rauch aus mehreren Stocken zusammenleiten. §. 1.	nichts bestimmt.	freigestellt. v. §. 5.	Nur aus einem und demselben Stockwerke desselben Hauses dürfen mehrere Feuer den Rauch zu demselben Kamin abgeben. (6) Die Kamine, auch für die Ofen der obern Stockwerke, müssen wenigstens bei Neubauten schon im Erdgeschoße anfangen. (5).
5. Material	sind die örtlichen Verhältnisse zu berücksichtigen. Nach einer spätern Verordnung sind auch gußeiserne Kaminröhren mit gehöriger Bekleidung erlaubt. §. 5.	nichts bestimmt.	auch gußeiserne mit Bekleidung u. eingedämmte Holz- oder Torsäcke oder Seisenfiederaufsatz. Solche von Wänden aus Thonzeug sind nur bei hinlänglich geprüfter Haltbarkeit gegen das Zerspringen oder an feuergefährlichen Orten, als Dachräumen etc. nur doppelt und so erlaubt, daß die Fugen sich gegenseitig decken, eisendlecherne sind verboten. §. 3.	feuerfestes Material ist zu wählen. (5)

	Preußen	Weimar	Bayern	Wien
6. Stärke der Wände im Allgemeinen.	Wangen und Zungen wenigstens einen halben Stein stark; wenn starke Erhöhung zu fürchten. 1 — 2 $\frac{1}{2}$ Stein. Dertlichkeit ist zu berücksichtigen. §. 3.	nicht bestimmt.	mindestens 5'', insofern sie aus Ziegelmaterial bestehen. §. 4.	
7. Stabilität.	Einzelne Kaminen, welche mit den Wänden nicht über 2 Fuß Durchmessen haben, dürfen höchstens 12 Fuß hoch sein. Zwei oder mehrere Kaminen, welche in einer Reihe liegen und einen Kasten von einer Breite von 2 Fuß oder weniger bilden, dürfen nicht über 16 Fuß hoch frei aufgeführt werden. Bei größter Höhe sind sie an den langen Seiten mit Pfeilern zu versehen, oder sie sind so zu setzen, daß sie nicht in einer Reihe stehen, sondern eine oder die andere die Stelle eines Pfeilers vertritt. §. 5. Einzelne Kaminen oder solche, welche in einer Reihe liegen und mehr als 4 Fuß über die Dachfläche in die Höhe gehen, müssen entweder 1 Stein stark oder verankert werden. Uebrigste Verankerung ist nöthig, wenn die Höhe mehr als 8 beträgt.	es ist auf gehörig festen Stand Rücksicht zu nehmen.	Einfache oder verbundene senkrecht freistehende Kamine dürfen nicht höher, als bis zum Giebel ihrer untern geringsten äußeren Stärke aufgeführt werden. Bei größeren Höhen sind Strebeyseiler anzusetzen oder Verankerung mit massiven Mauern. Sie sind, so viel immer möglich, mit dem Mauerwerk in Verbindung zu bringen. §. 4.	Wenn diese Kamine freistehend aufgeführt werden, muß auf gehörige Stabilität Bedacht genommen sein, welche nach jedesmaligen Rücksichten auszumitteln ist. Wenn sie sich über die Dachfläche erheben, müssen sie, wo es nöthig ist, verankert werden. (7)

	Preußen	Meimar	Bayern	Wien
8. Richtung.	sie dürfen nur geschleift werden: entweder in einer hinlänglich starken Mauer oder auf einem massiven Bogen oder auf massiven Wänden. Die Richtung muß mit der Horizontallinie wenigstens einen Winkel von 45° bilden. Für kleinere Winkel muß besondere Schraubung eingeholt werden. Die entstehenden Ecken sind in einen Bogen von wenigstens 3 Fuß Durchmesser zu verwandeln. §. 4. Aufzatteln ist verboten.		Das Schleifen darf nur in massiven Mauern, auf massiven Unterlagen, auf gemauerten Bögen oder auf hinlänglich starken eisernen Trägern geschehen. §. 4. Aufzatteln auf Balken ist verboten. §. 4.	Die Richtung muß möglichst senkrecht seyn. Nur im Nothfall ist Schleifung im Winkel von wenigstens 60° mit der Horizontallinie gestattet. §. 5.
9. Sicherungsverwahrung nach Außen.	Außer der oben bezeichneten verhältnißmäßigen Stärke der Wände ist auch bestimmt, daß alles Holzwerk 3" entfernt seyn muß. §. 3. Bei jeder Reinigung ist nachzusehen, ob nicht nach Außen etwas seyle? §. 6.	Der Kamin ist zugleich zu besserer Wärmeabhaltung des Rauches mit einem tüchtigen Mantel aus Strohlehm zu versehen. Bei jeder Reinigung ist das Äußere zu besichtigen.	Raminsseine, welche porös und also wärmehaltend sind, werden anempfohlen. §. 3. Die Kamine dürfen weder bei dem Aufbau mit brennbaren Stoffen in Verührung kommen, noch solche Stoffe in der Folge an sie angelegt werden. Die Feuerpolizeibehörde hat aber bei Ueberwachung dieses Gegenstandes die Art der Feuerung im Auge zu behalten, welcher der Kamin dienen soll, u. ob dieselbe den Rauch dem Kamine mehr oder weniger beß zuführt. §. 7. Eine Kloppe muß angebracht seyn, um den Kamin, wenn er in Brand gerathe, sogleich schließen zu können. §. 6.	Die engen Kamine müssen so hoch über die Dachfläche aufgeführt seyn, als es die Feuerfahrtheit erfordert. (5)

	Preußen	Saximar	Sachsen	Bayern
10. Reinigung.				
a. Personal		öffentliche Kaminkehrer.	desgleichen §. 6.	desgleichen (10)
b. Vorrichtungen.	müssen die Hausbesitzer haben.	desgleichen	für die kreisrunde Weite von 6, 7, 9 und 12 Zoll muß sie der Kaminkehrer haben, für andere Größe und Form der Hausbesitzer. §. 6.	müssen die Hausbesitzer haben. (10)
1. für den haubartigen Fuß	nach dem Querschnitt gebildete Würfel nebst Seiten und Gewicht	desgleichen	desgleichen	desgleichen
2. für den Glanzruß	unbestimmt.	Ausbreiten durch den Kaminkehrer	Dornbüschel oder vorstichiges Ausbreiten §. 6.	Vorkommen des Glanzrußes in Abrede gestellt. Einleit.
c. Öffnungen	Jede Röhre ist unten und oben unter dem Dache und bei mehr, als zweimal veränderter Richtung auch in der Mitte mit solchen Öffnungen von angemessener Weite zu versehen. Wenn mehrere enge Röhren oben im Dachraum in eine weitere zusammen, so bestimmt bloß diese die Öffnung. Die Öffnungen sind mit eisernen, in Falz eingeschlagenen Thürlchen zu versehen. Der Boden davon muß ein Vorpfalter von 2' Breite haben, das 2' auf beiden Seiten vor der Thürlbreite vorsteht. Die Thürlchen dürfen nicht unter hölzernen Treppen angebracht und müssen 3' von Holz entfernt seyn. §. 7.		Solche Öffnungen an den tiefsten Stellen der Kamine, sowie auf dem obersten Dachboden, dann an allen Stellen, wo dieselben ihre Richtung ändern und Winkel bilden, wo Rauchröhren in dieselben einmünden, dann, wo zwei oder mehrere Kamine zusammen kommen, anzubringen. Sie sind mit genau abschließenden Thürlchen aus Eisenblech u. hinter denselben mit genau eingepaßten Steinen oder Dachplatten zu verschließen. In der Nähe solcher Öffnungen dürfen keine hölzernen Balken, Fußböden, Decken oder sonst leicht feuerfangende Gegenstände sich vorfinden, ohne daß sie gegen die Möglichkeit der Entzündung gesichert wären. §. 5.	Reinigungsöffnung unten, wo die Kamine anfangen und über den obersten Dachboden. Ein doppeltes Thürlchen muß daan sein, welches zum Versperren und Verschließen eingerichtet ist. Diese Öffnungen dürfen nicht seyn, wo Dachgebälge sind. Unter diesen Thürlchen muß eine Blechtafel von wenigstens 4' ins Gewicht auf den Boden gemacht seyn. (8 u. 9)

Ueber die künstliche Färbung des Marmors.

(Aus dem polst. Centralblatte Nr. 39 S. 937 und aus dem

Revue du monde savant, Nr. 362, durch Dingler,

Bd. 77. S. 431.)

Das Färben des Marmors bildet gewöhnlich in Italien einen gewinnbringenden Industriezweig. Man kam dabei auf folgende Resultate:

- 1) Eine Auflösung von salpetersaurem Silber dringt sehr tief in den Marmor ein und theilt ihm eine dunkelrothe Farbe.
- 2) Goldauflösung dringt weniger tief ein und färbt ihn sehr schön purpurviolett.
- 3) Grünspanauflösung dringt eine Linie tief in den Marmor ein und hinterläßt dabei seine Oberfläche hellgrün gefärbt.
- 4) Die Auflösungen von Drachsenblut, Gummigutt durchdringen den Marmor ebenfalls; jenes theilt ihm eine schöne rothe Farbe, dieses eine gelbe. Damit diese beiden Substanzen aber gehörig in den Marmor eindringen, muß man denselben wie für alle anderen vorher mit Gipsstein gut poliren, die Gummiharze in heissem Alkohol auflösen und mit einem kleinen Pinsel die Flüssigkeit auftragen. Alle Holzpigmente, welche mit Alkohol ausgezogen worden sind, z. B. Zernianusbl., Blauholztinctur u. s. w., dringen tief in den Marmor ein.
- 5) Das mit Alkohol ausgezogene Cochenillpigment, mit etwas Alaun vermischt, theilt dem Marmor eine sehr schöne scharlachrothe Farbe, welche 2

Linien tief eindringt; der Marmor wird dadurch dem afrikanischen sehr ähnlich.

- 6) Eine Auflösung von künstlichem Auripigment in Ammoniak färbt den Marmor in wenigen Augenblicken gelb, und diese Farbe wird an der Luft bedeutend lebhafter.
- 7) Man kann auch weißes Wachs mit Farbstoffen vermengen und zusammenschmelzen.
- 8) Wenn man Grünspan in Wachs zergehen läßt, dieses Gemenge dann auf Marmor aufträgt, und dasselbe nach dem Erkalten auf der Oberfläche des Steines wegstreicht, so findet man, daß die Zeichnung auf 5 Linien eindringt und schön smaragdgrün ist.

Wenn man mehrere Farben nach einander auf Marmor auftragen will, so daß sie nicht zusammenlaufen und die Zeichnung scharf und rein bleibt, so operirt man folgendermaßen: Man trägt die in Alkohol und Terpentinöl aufgelösten Pigmente auf den Marmor auf, während er heiß ist; das Drachsenblut und den Gummigutt kann man aber auf kalten Marmor auftragen; man löst sie hierzu in Alkohol auf und wendet die Gummiguttlösung zuerst an; letztere ist sehr klar, kräftig aber nach einiger Zeit und gibt einen gelben Niederschlag, welchen man zu einer lebhafteren Farbe benutzt. Die bemalten Stellen werden sodann erdigt, indem man in einer Entfernung von einem halben Zoll mit einer rothglühenden Eisenplatte oder einem Kohlenbecken an dem Marmor vorbeiführt. Man läßt ihn hierauf erkalten und überfährt auf dieselbe Art noch: wals die Stellen, wo die Farbe nicht eingebracht ist. Nachdem die gelbe Farbe beseitigt ist, trägt man die Drachsenblutlösung auf dieselbe Art wie die Gummiguttlösung auf, und während der Marmor noch warm ist, kann man ebenso die anderen Pflanzentincturen aufmalen, welche keine große Wärme brauchen, um den Mar-

mor zu durchdringen. Inlezt trägt man dann die mit Wachs zusammenge schmohenen Farben auf, was aber mit vieler Vorsicht geschehen muß, weil sie, wenn die Wärme den erforderlichen Grad nur im Mindesten übersteigt, sich weiter ausbreiten, als man will, weshalb sie zu zarten Zeichnungen auch weniger geeignet sind; damit sie nun so leichter nur auf diejenigen Stellen gebracht werden können, wo man sie befestigen will, gießt man von Zeit zu Zeit während des Austragens kaltes Wasser auf den Marmor.

Diese Farben sind um so schöner, je weniger das von neben einander angewandt werden, daher man auch gewöhnlich nur zwei oder drei zugleich benutz.

Es versteht sich von selbst, daß man Steine, die noch poröser als Marmor sind, um so leichter wird färben können.

Ueber den Hausschwamm und seine Verhütung.

(Polyt. Centralblatt Nr. 60, S. 933. Dröcker's Bauzeitung, 1940, S. 167.)

Es ist so viel schon darüber gestritten worden, woher der Hausschwamm oder Adereschwamm, welcher hier der Kürze wegen nur mit dem Worte Schwamm bezeichnet werden soll (es gibt mehrere Arten desselben), entsteht, und welchen Veranlassungen man sein Wachsthum in den Häusern zuschreiben solle. Wohl über keinen Gegenstand der Baukunst wurden schwankendere, ungewissere und verschiedenartige Urtheile gefällt, als gerade über die Entstehung, Fortpflanzung und Vertilgung des Schwammes. Ein Theil sucht seine Entstehung bloß in Feuchtigkeit und Nässe; ein anderer behauptet, aus dem Mauerwerk komme er durch das salpetersaltige Wasser u. s. w.; ein dritter behauptet, aus dem Holze allein entstehe er; ein vierter, bloß aus Mangel an reiner Luft und nur an dampfigen Orten wuchere derselbe.

Ueber die Entstehung und Fortpflanzung des Schwammes ein unbedingtes Urtheil zu fällen, möchte wohl sehr gewagt seyn. Allgemein bekannt*) ist es, daß das Holz, wenn es im Winter gefüllt wird, sich viel länger in der Dauer beweist, als solches, welches im Frühjahr oder Sommer geschlagen wird, und in allen Leberbüschen wie man daher die Regel finden, namentlich das Bauholz im Herbst oder Winter zu schlagen. Wird, nach dieser Ansicht, ein Baumstamm im Frühjahr oder Sommer gefüllt, so sind alle seine Zellgewebe mit Saft erfüllt, die Circulation des Saftes ist plötzlich gehemmt, der Stamm wird nun auch noch seiner Rinde beraubt, also die äußeren zarten Zellgewebe dem Einflusse der Witterung ausgesetzt; der Saft muß in Stodung gerathen, er geht in Gährung über, und wie alles Vegetabilische, welches gehemmt im Wachsthum in Fäulniß übergeht, wird auch der Baumstamm seine Natur nicht verleugnen können; es geht der in den inneren Theilen und Zellgeweben des Baumes befindliche Saft in Gährung und Fäulniß über. Aus dieser fauligen Gährung möchte nun wohl zunächst der Schwamm entstehen und hierin sein Ursprung zu suchen seyn. Doch gehöret noch eine besondere Disposition des Stammes dazu. Ist die Disposition zur Schwammzeugung vorhanden, so wird gewiß in jedem zur Unzeit gefüllten Baume der Schwamm sich erzeugen, welcher, wäre derselbe Baum im Winter gefüllt, gewiß nicht vom Schwamm inficirt wäre. Wenn man nun noch dazu bedenkt, daß im Frühjahr und Sommer gefüllte Bauhölzer gewöhnlich noch lange in den Forsten liegen bleiben und erst im Winter bei hartem Froste, wo die Wege in den sumpfigen Gegenden zu den Forsten besser zugänglich sind, weggeschafft werden, und dann, wie es in Döhlen und Cäcken geschieht, noch in Flößen oft 6 bis 8 Wochen auf dem Wasser zubringen und sich voll Nässe saugen, dann ist

*) Aber, wie bekanntlich neuerdings von mehreren Seiten her gezeigt worden ist, hauptsächlich nicht wahr.

X. d. polyt. Ges.-Bl.

es wohl leicht begreiflich, wie solches Bauholz von Schwamm ergriffen werden muß.

Doch dem so ist, beweisen vielfältige Beispiele; wo Kime sonst wohl der Schwamm in einem Hause her, welches, vielleicht mehrere hundert Jahre alt, nie den Schwamm gehabt hat, und durch Legung eines einzigen Fußbodens oft den Schwamm erhält; es liegt also am Tage, daß der Saame des Schwammes im Holze schon vorhanden war, und daher fest behauptet werden kann, der Schwamm liege einzig und allein im Holze selbst, mit dem Holze wird er in die Häuser hinein gebracht, und so lange dem Unfuge, das Holz im Frühjahr und Sommer zu füllen, nicht gesteuert wird, so lange wird man auch noch vielfache Klagen über den Schwamm hören (??). Seine Fortpflanzung ist sehr stark, ein einziger Schwamm hat viele Tausend Saamentörner, und nicht allein diese pflanzen ihn fort, sondern sogar die kleinsten Jäserchen der Schwammblätter und Schwammwurzeln wachsen unglaublich schnell. — Ueberhaupt ist ein mit Dünger oder Humus geschwängelter Boden der Schwammfortpflanzung sehr förderlich, indem man am häufigsten ihn in solchen Gebäuden findet, die auf stark gedüngtem Acker, oder Gartengrunde erbaut worden, und wo die Vorsicht, die humushaltige Erde zu entfernen, nicht gebraucht ist. Unendlich viele Beispiele lehren, daß weder die hohe noch die niedrige, weder die feuchte noch die trockne Lage der Gebäude Veranlassung zum Schwamm geben; der Verf. hat sehr häufig auf Anhöhen gelegene Gebäude ganz stark vom Schwamm inficirt, und ganz feucht und niedrig gelegene nicht davon heimgesucht gefunden; ja noch kürzlich ist ihm ein Fall vorgekommen, wo gerade in einem hölzernen Gebäude in einem Zimmer, wo alle Tage im eisernen Ofen ganz stark geheizt wurde, dicht hinter dem heißen Ofen gerade der Schwamm am stärksten gewuchert hatte. Wie unrecht thut man daher dem Baumeister, wenn man, wie oft von Unkundigen geschieht, ihm es zur Last legt, wenn der Schwamm in einem neuen Gebäude anbricht, da

er daran in der Regel ganz unschuldig ist, wenn er sich nicht geradezu grobe Vernachlässigung hat zu Schulden kommen lassen. Dafür sollte man lieber Sorge tragen, daß strenge Vorkehrung das Fällen des Holzes im Frühjahr und Sommer verbüeten, daß man die Werkleute, namentlich die Zimmerleute mit den Schwammgewächsen genau bekannt mache, damit sie beim Beschlagen und Zurichten der Hölzer genau darauf achteten, wenn Hölzer vorkommen, die den Schwamm schon in sich haben, und solche nicht verbaueten; denn diese Leute meinen oft, daß der geringe weiße Schimmelflug nur ein wenig Stock und kein Schwamm sei.

Um nun endlich die Beantwortung der Hauptfrage zu erleichtern, durch welche Mittel die Fortpflanzung des Schwammes gehindert werden könne, wenn er in einem Gebäude vorhanden, so hat sich außer dem zwar sehr wirksamen, aber doch leicht der menschlichen Gesundheit nachtheilig werdenden Mittel des Quecksilbersublimats, der Massiccement ganz besonders wirksam bewährt. Entfernt man sorgfältig alle vom Schwamm ergriffenen Theile des Gebäudes und der Füllung unter dem Fußboden, und überzieht man sowohl Fundamentmauer als die unteren Theile der Wände, die Unterlager der Fußbodenbretter mit Massiccement, so wird gewiß kein Schwamm wiederkehren, indem da, wo dieser Cement aufgetragen wird, alles Wachstum aufhören muß, da er einen vollkommen lackähnlichen Ueberzug ohne Poren bildet. Außerdem ist zu raten, den Boden mit einem 1" hohen Lager Eisenoeritriol in Stücken zu beschütten und dies selbst feinstvertheilt an den Fundamente zu thun, wozu man sich des einfachsten Mittels bedienen kann, daß man ein 3' langes und so hohes Bret als die Füllung aufgeschüttet werden soll, 1" entfernt vor dem Fundamente aufstellt und die Füllung dagegen schüttet, nachdem zuvor in den 10füßigen Zwischenraum Eisenoeritriol geworfen worden; ist die Füllung dann dagegen geschüttet, so zieht man an der Handhabe das Bret heraus, und die Füllung wird gegen den Eisenoeritriol sich legen und so eine Scheidung

zwischen Fällung und Fundament bilden, welche alles Wachsthum des Schwammes hindert.

Recension.

Die Expedition des Gewerbeblattes für Sachsen hat eine Uebersetzung des „Wallace engineers pocket guide“ aus dem Englischen ins Deutsche veranstaltet unter dem Titel: „Der vollkommene Mechaniker und Ingenieur“ Chemnitz 1840.

Wenn genanntes Schriftchen, das die Funktion eines mechanischen *vade mecum* vertreten soll, auch seinem Titel nicht entspricht, so dient es doch als eine Zusammenstellung der vorzüglicheren theoretischen Wahrheiten und Lehren aus dem Gebiete der Geometrie, Trigonometrie, der Mechanik und Physik. So finden sich darin die wichtigeren Sätze der Geometrie und Trigonometrie gleichsam als Thatsachen ohne Beweis an einander gereiht wie die Axiomata in einem mathematischen Lehrbuche. Diese Zusammenstellung der häufigsten angewendeten geometrischen Wahrheiten erleichtert wenigstens demjenigen, der die Geometrie als Hülfswissenschaft gebraucht, die Uebersicht wie die chronologische Zusammenstellung geschichtlicher Thatsachen das Studium der Geschichte erleichtert. Die Uebersetzung englischen Maasses und Gewichtes in Deutsches und Französisches kann bei der täglich zunehmenden Bekanntheit des Continents mit der englischen Literatur, namentlich im Gebiete der Mechanik nur erwünscht seyn.

Die eine geradlinige Bewegung erzeugenden, in derselben und in verschiedenen Ebenen wirkenden Kräfte

werden zuerst besprochen und durch einzelne Sätze der analytischen Geometrie erläutert. Bei der Bestimmung des Schwerpunktes werden einzelne in der höheren Analysis entwickelte Formeln zur Substitution angegeben; darauf folgt die mechanische Bestimmungswelse dieses Punktes für einige Fälle.

Bei der Behandlung des Falls der Körper und der Pendelbewegung wird von dem Einflusse der widerstehenden Mittel abstrahirt; daher ist das Gesagte nur annähernd wahr; jedoch ist die bei der Pendelbewegung gelieferte Angabe der relativen Länge des Sekundenpendels nach der Breite und absoluten Höhe verschiedener Orte beachtenswerth. Auch die nöthige Correction der Pendellänge für die Wärme wird kurz behandelt; bei Angabe der specifischen Ausdehnung verschiedener Materialien durch die Wärme, was für die Praxis wichtig ist, wäre zu wünschen, daß, wie überhaupt, die Temperaturangaben nicht nach der Fahrenheit'schen, sondern nach der 100theiligen Skala geschehen, da erstere in der nichtenglischen Technik selten vorkommt und unbequem ist.

Das vierte und letzte Kapitel behandelt die bekannten Maschinen: Elemente Hebel und schiefe Ebene mit ihren Unterarten Rolle und Wellrad, Keil und Schraube, jedoch nur im Zustande der Ruhe. Die in Formeln aufgestellten Gleichgewichtsgesetze werden durch Zahlenbeispiele erläutert. Da indessen die Hindernisse der Bewegung nicht in Rechnung gebracht werden, sondern nur allgemein am Schluß des Schriftchens einiges über die Reibung und die Mittel zu deren Verminderung gesagt wird, so ist das Gesagte und Berechnete nur theoretisch wahr und von dem eigentlichen Nuzseffekte wesentlich verschieden.

Dr. M. Dr.

Bekanntmachung von Privilegien-Beschreibungen.

Beschreibung sammt Zeichnungen über

die von dem Lampenfabrikanten und Spängler Karl Marold in München gemachten wesentlichen Verbesserungen und Erfindungen an der Lüdersdorff'schen tragbaren Gas- oder Dampflampe,
worauf sich derselbe am 29. September 1837 ein Privilegium auf 3 Jahre ertheilen ließ.

Einleitung.

Da der Erfinder in der Beschreibung dieser Lampe gleich Eingang wörtlich sagt: „Ich benütze diese Gelegenheit außerdem noch um so lieber, als ich die Beschreibung meiner Lampe als Correctur für alle diejenigen aufstellen kann, welche, ungeachtet ich die Einrichtung derselben öffentlich erklärt habe, mangelhaft angefertigt worden sind, und woran hauptsächlich der Umstand Schuld ist, daß, obgleich die Prinzipien der Dampflampe von den Prinzipien der Oellampe ganz verschieden sind, die bezüglichen Fabrikanten dennoch glaubten, weil der Apparat Lampe heißt, ihrem eigenen Ermeßsen folgen zu dürfen.“ so scheint daraus hervor,zugehen, daß derselbe gedachte Lampe keiner Verbesserung mehr fähig erachtete; allein daß dieses nicht der Fall ist, springt durch Folgendes und die gemachten wesentlichen Verbesserungen von mir klar in die Augen.

Nachdem ich nämlich eine solche Lampe nach der in Dingler's polytechnischem Journal gegebenen Beschreibung anfertigte, sah ich gleich bei der ersten Probe ein,

daß die Lampe in dieser Form sich nicht zum

Arbeiten eigne, indem die Flamme keineswegs ruhig brennt, sondern ein unermüdliches Zittern derselben hervorbringt. Für eine Beleuchtung größerer Räume durch viele solche Lampen lässe dieser Nachtheil wohl nicht so sehr in Betracht, allein in ihrer Form, bei welcher der Brenner auf einem großen Körper, dem Reservoir steht, würde sie kein schönes Ansehen gewähren, wenn man sie auf Kisten u. versetzen wollte. Um es nun möglich zu machen, diese Mängel zu beseitigen und ihr leichteren Eingang zu verschaffen, habe ich folgende Erfindungen und Verbesserungen ausgedacht, welche durch eine große Menge von Proben, Messungen und Versuchen, die mirunter sehr zeitraubend und kostspielig waren, sich als zweckmäßig erwiesen.

- 1) Um das Zittern und Zucken der Flamme zu beseitigen, suchte ich einen doppelten Luftzug anzubringen, das heißt den Brenner argandisch zu machen, wodurch derselbe eine ganz andere Form erhielt; nämlich der Docht, der sonst einen massiven Cylinder bildete, wurde durchbohrt nach Art der Argandischen Lampen, um hier die Luft durchströmen zu lassen.
- 2) Brachte ich ein Glas an, dessen Form zu bestimmen aber wirklich große Schwierigkeiten darbot, und um so mehr, da es bekanntlich auf unsern Glasfabriken mit Ausföhrung der eingesendeten Modelle nicht sehr genau genommen wird und sehr lange dauert, bis man das Beste erhält.
- 3) Setzte ich den Brenner nicht in das Reservoir, sondern seitwärts und nur durch eine Zulufungsöföhrung mit demselben verbunden, wodurch der Vortheil einer freieren Beleuchtung und geräthigen Form erzielt wurde; auch wird es hier,

durch möglich gemacht, denselben an jedes schon vorhandene Reservoir anzubringen, und ist nicht nöthig, eine ganz neue Lampe zu bauen.

- 4) Wurde das Reservoir mit tothem immer tiefer sinkendem Niveau in ein intermittirendes mit stetigem nicht fallenden Niveau verwandelt, das mit der Brenner Kugel, zierlicher und zugänglicher werde.
- 5) Wurde der Knopf am Brenner von der Dochröhre getrennt, um das Einziehen desselben, so wie das Nachsehen zu erleichtern, was von Belang ist.
- 6) Habe ich, um den Brenner augenblicklich und leicht auflösen zu können, eine Vorrichtung ausgedacht, mittelst welcher man durch Welterstrecken einer Waage oder Umdrehung des Glashalters dieses auf das schnellste bewirkt.
- 7) Habe ich für diejenigen, die eine kleine Mühe der Reinigung nicht scheuen, einen Docht erfunden, welcher Jahre lang gebraucht werden kann, ohne zu verbrennen, was kein anderer bisher bekannt im Stande ist. Wohl könnte man selben von Asbest machen, allein wenn derselbe einmal (was doch geschieht) aus der Brennumasse sich verharzt, so kann er ohne Zerstörung seiner Fasern, die hier eine wesentliche Bedingung ausmachen, nicht gereinigt werden. Ich wende dagegen dergleichen Dochte aus feinem gezogenen Ispowischen Draht an, und woe die Kosten nicht scheut, der belümmet auf Verlangen einen aus Platina. Ersterer wird in seinen ansehnlichen Drahtfäden mittelst Einschiebens von quer laufenden Fäden nicht weit von beiden Enden zusammengehalten, und bildet bei dem argandisch sowohl als unargandischen Brenner einen Streifen, ähnlich den Strobgestrechten auf Tischen, wovon die Länge dem Umfang des inneren Dochtrohrs entspricht, beim zweiten aber eine solche Länge erhält, daß er in

Schnelle nicht aufgemunden das Dochtrohr des unargandischen Brenners eben ausfällt.

- 8) Ebenso habe ich einen Brenner construiert, der nicht argandisch, dennoch durch ein diesem Zweckmäßig entsprechend gebautes Glas das Zucken und Hüpfen der Flamme fast ganz entfernt und sich für Lampen auf Kisten, die zur Erleuchtung großer Räume bestimmt sind, ganz besonders eignet, und dessen ganze Form dennoch gefällig zu nennen ist.
- 9) Ist dadurch, daß ich den Knopf des Brenners von der Dochröhre trennte, und selben (da er rund gedreht und geschliffen ist) nach Belieben abnehmen und bei dem Dochte nachsetzen kann, auch das Augenmerk bewahrt worden, mit ein und derselben Lampe, mit ein und demselben Brenner, Docht und Glas, 3- und 4fach starke Verleuchtung sich verschaffen zu können, da nur 3 — 4 Knöpfe mit verschiedener Anzahl oder Dimension der Löcher aufgesteckt werden dürfen.
- 10) Brennt die Lampe mit dem von mir erfundenen argandischen Brenner bei ein und derselben oder gar noch größeren Lichtmenge viel ökonomischer, als die Lüdcedorfsche; denn ein Brenner nach dessen Angabe mit 16 Löchern (Flammen) gab eine Helle = 98 und verzehrte in 3 Stunden 30 — 31 Loth, da hingegen ein Brenner meiner Construction mit 20 Flammen bei einer Helle von 120 in derselben Zeit nur 19½ — 20 Loth verzehrte, mithin ¼ weniger Materialien oder Ausgabe erfordert, also bei derselben Lichtmenge um ein Drittel theil wohlfeiler kommt oder erstere kostet die Hälfte mehr als meine.
- 11) Habe ich die Lüdcedorfsche Lampe nächst der Veränderung des unargandischen Brenners durch eine gefälligere Form verbessert, welche sich mit mehr zierlichen Ansehen als Tafellampe und auf die schon vorhandenen Ballusträger jeder Etage

der Akras- und Sombre-Lampen wird angewendet lassen, wovon Figur 5 eine Ansicht gibt, deren nähere Beschreibung ich übergehe, da selbe in der Ansicht und durch das Vorhergesagte klar genug zu erkennen ist.

- 12) Werden die von mir konstruirten Gehäuse der Brenner nicht auf die gewöhnliche Weise mittelst Zusammenlöthens der Bleche in Röhre, dann des Treibens, Schlagens und Streckens mittelst des Hammers gefertigt oder durch Gießen hervorgebracht, sondern durch die von mir im Jahre 1826 zuerst in Varen eingeführte und betriebene Kunst der Hohlbrecherei mittelst der Drehmaschine gefertigt, wodurch selbe eine Vollendung und Leichtigkeit erhalten, die man auf eine andere Weise zu erreichen vergebens sich bemühen würde.

Ich gehe nun zum Gebrauche und der Erklärung der Zeichen über.

Figur 1

ist der argandische Brenner nach meiner Erfindung. a b ist das Lampenglas, welches besteht aus einem langen, engen und einem kurzen weiten Cylinder, welche beide durch die kugelförmige Ausbauchung c d verbunden sind; e f ist ein mit einer Gallerie versehener Ring zur Aufnahme des Glases (Glashalter), der durch 3 messingene Streifen mit dem Ringe g h verbunden und mittelst desselben auf das ringförmige Schälchen i k gesetzt wird, auf welchem man das Ganze umdrehen kann. l m ist das äußere Gehäuse, welches oben conisch und unten hienförmig ausläuft, auf welchem oben der Knopf, in welchem die Gas- oder Dampfwicklung vor sich geht, luftdicht aufgesteckt werden kann, wesswegen dieser da, so wie über die innerste Luströhre n o, oben aufgeschliffen ist. Ueber diese Röhre n o ist eine zweite p q, p q leicht hinuntergeschoben, sie selbst aber steht mittelst eines an ihrem unteren Ende gelötheten kurzen Collinderstückes in einer dritten Röhre r s, r s etwas strenger fest, so daß, wenn man die

Röhre r s, r s oben herauszieht, sich diese mit herausheben läßt. Zwischen beide nun kommt der Docht, und zwar auf folgende Weise: Man zieht die Röhre p q, p q von unten aus jener r s, r s heraus und schiebt den Docht über selbe hinunter, und zwar so, daß dieser zwischen ihr und dem kurzen Collinderstück mit seinem unteren Ende steckt, worauf man die Röhre mit dem Dochte wieder hineinschiebt; dann wird dieser so eben geschnitten, daß er $\frac{1}{2}$ länger als die Röhre r s, r s bleibt; nach diesem wird der Knopf aufgesteckt. An diesem befindet sich ein beweglicher Ring t u, in welchem eben so viele Löcher, als im Knopfe eingebohrt sind, allein selbe sind dreimal so weit als jene. An diesem Ring ist bei u ein abwärts steigender unten umgebogener, mit einem Pocher engebender Draht gelöthet, in welchem ein ebenfalls abgekröpfter, am Glashalter befestigter Stift eingreift, und dient dazu, um mittelst einer kleinen horizontalen Bewegung die Flammen alle auf einmal zu verlöschen, indem die undurchlöcheren Zwischenräume auf die Löcher des Knopfes kommen und das Ausströmen des Gases hindern, auch während der Zeit, in welcher der Brenner nicht angezündet ist, die Oeffnungen derselben verschließen.

v ist die Zuleitungsröhre, durch welche das Brennmaterial eingeführt wird, und die Oeffnung am Brenner ist nicht weiter als $\frac{1}{16}$ Zoll im Durchmesser, damit eine allensässige Neigung der Lampe den Brenner nicht verlöscht.

Der Docht ist entweder ein runder nach Art der argandischen aus Baumwolle leicht gewebter, jedoch so dick, daß er den Raum der beiden ihn einschließenden Röhren ausfüllt, oder er besteht, wie weiter oben beschrieben ist, aus Drahtfäden; der gewebte aber muß öfters erneuert werden, da er sich oben durch den Gebrauch etwas verstopft oder verparht, was bei dem Docht aus thonschen Draht durch Aufrollen und Bärsten, bei jenem aber aus Platina durch Ausglühen weggeschafft werden kann. Will man den Brenner anzünden, so hebt man das Glas ab, steckt in das Schäl-

hen i k einige Tropfen Weingeist und zündet ihn an; nachdem sich der Knopf und Docht erhitzt hat, entwickelt sich das Gas und wird durch den noch brennenden Weingeist angezündet, worauf man das Glas aufsetzt.

Figur 2

zeigt den unorganischen Brenner mit dem Glase. a b, a b ist die Form desselben, c d ist ein Keil, auf welchem selbst ruht; dieser ist durch Streifen mit einem kleineren e f verbunden, mit welchem er auch auf dem vom äußeren Gehäuse des Brenners vorspringenden Rande aufgesteckt wird.

g h, g h ist der Knopf, in welchem das Gas erzeugt wird und steckt wieder luftdichtschließend auf dem conischen Ende des äußeren Brennergehäuses bei i k; dieses läuft als Röhre hinab bis l m, wo es über den untersten Theil des Gehäuses, der conisch aufwärts steigt, sich anlegt. In dieser Röhre weiter oben ist das ringsförmige Schälchen o p, welches unten mit seinem conischen Ende bei q r in das ausgebauchte Gehäuse eingeschliffen ist. In der Röhre i n steckt eine zweite s t, s t so gedrängt, daß sie nicht herausfallen kann; in diese Röhre nun wird der massive Docht eingeschoben. u v w ist ein Glockendeckel oder Sturz, welcher auf dem Schälchen o p aufliegt, wird aber nur beim unorganischen Brenner ohne Glas angewendet, denn bei denjenigen mit Glas ist ein Ring, der durch horizontale Bewegung die Löcher verdecken kann, wie beim organischen Brenner erklärt wurde, angebracht, der ebenfalls einen abwärts gehenden Drath als Bewegungshebel besitzt; x ist die Zuleitungsröhre, durch welche das Brennmaterial einströmen kann. Der Verbrauch und das Anzünden ist dasselbe, wie beim vorhergehenden ben gezeigt wurde.

Figur 3

stellt einen Knopf brennend dar;

Figur 4

den Brenner und den Durchschnitt desselben ohne Glas.

Das Niveau der brennbaren Flüssigkeit wird oberhalb dem Ende der Zuleitungsröhre in der Höhe der Linie a' b' gestellt, worauf vorzüglich beim organischen Brenner viel ankommt, weniger beim unorganischen, und wenn die Lampe eine Vase, in welche der Brenner eingetaucht ist, darstellt.

Die Mischung der Flüssigkeit, aus der sich das Gas erzeugt, besteht aus 4 Theilen Weingeist und 1 Theil Terpentinöl, jedoch muß der Weingeist eine Stärke von 43 — 44° nach Baccano haben, weil er sonst das Terpentinöl nicht vollkommen auflöst, wodurch Rauch und Ruß entstehen könnte. Dieses ist bis jetzt ein Umstand geblieben, der die Kosten dieser Beleuchtung erhöhte. Würde man im Stande seyn, die Waas dieses Weingeistes um 24 — 26 Kreuzer lessern zu können, dann käme die Beleuchtung so wohlfeil als Oelbeleuchtung. Indessen glaube ich, daß, da dieser Weingeist nicht zu Liqueuren oder Parfümerien angewendet zu werden braucht, man ihn aus einem andern Produkte von der nöthigen Stärke wird gewinnen können, daß er im Preise bedeutend wohlfeiler werden würde.

Eine verbesserte Mischung ist aus 100 Procent Weingeist von 40 — 42° Stärke nach Baccano, 25 pCt. Terpentinegeist, 25 Procent Schwefelsäure und 2 Procent Kampfergeist.

Die Gas-Wagenlaterne.

Es war seit einer Reihe von Jahren ein stark gefühltes Bedürfnis, den an den Gasen nöthigen Laternen eine andere Stärker und dem Einflusse der Kälte mehr widerstehende Beleuchtung zu verschaffen, man war von mehreren Seiten damit beschäftigt, und setzte an die Stelle der Wachskerzen Oellampen, allein ob schon man dadurch eine bessere Beleuchtung gewinnen konnte, wurden zu gleicher Zeit Uebelstände hervorgerufen, welche den Vortheil, der damit errungen wurde, weit überwogen; denn diese Oellampen hatten 3 große Fehler; 1) konnten sie, da das Oel nicht hoch in den Dochten aufsteigt, an der Mündung aus denselben em-

porsteigt, nicht genug geschlossen werden; dadurch nun spritzte das Del beim Zehren heraus und verdunkelte die Gläser, lief auch wohl in der Laterne herum und beschmutzte die inneren Theile derselben; 2) erzeugten diese Lampen viel Rauch und Ruß, wodurch die Laterne für die Rutscher ein Dorn im Auge wurde; der Hauptfehler aber bestand 3) darin, daß das Del bei einer geringen Kälte stockte oder gefror, wodurch die Lampe unbrauchbar wurde, was um so fühlbarer ist, da die Laternen mit Oellampen durchaus nicht für Wachsbeleuchtung sich eignen.

Diese Unvollkommenheiten glaube ich durch die von mir construirte Laterne mit der Gasbeleuchtung beseitigt zu haben, was für ihre Anschaffung sprechen dürfte, denn

1tes steht das Niveau der Lampe so tief und ist dieselbe so geschlossen, daß keine Verunreinigung möglich ist, und wenn selbe auch durch große Ungefehrlichkeit herbeigeführt werden sollte, sich wieder von selbst hebt, da die brennbare Flüssigkeit von selbst verdampft.

2tes. Ist hier kein Rauch oder Ruß zu befürchten, da eine vollkommene Verbrennung statt findet, am wenigsten aber, wenn man die argandische Lampe anwendet, welche durch Glas geschützt ist.

3tes. Ist hier der wesentliche Vortheil, daß die Flüssigkeit nie, auch bei der größten Kälte nicht gefriert, und

4tes, man hier im Stande ist, die Beleuchtung nach Belieben verhäkelt zu können, indem die Brennerköpfe mit verschiedener Anzahl Löcher versehen sind das Licht bis auf eine Distanz von 6 Wachslezen gesteigert werden kann, was früher unmöglich war.

Nun folgt die

Beschreibung und Gebrauch der Lampe oder Laterne.

Die Laterne ist eine gewöhnliche nach dem Geschmacke der Mode oder des Käufers gebaute, bald rund, bald viereckig, wohl auch sechs- und achteckig. Die hier gezeichnete ist eine viereckige; a b, a b ist der Glaskasten derselben, c d der Brennerknopf, der wieder abgenommen werden kann, e f eine Gallerie, die das Glas trägt, die jedoch bei Anwendung des argandischen wegfällt, g h das Schälchen für den Weingeist und mit dem conischen Fortsatz, mittelst welchem der Brenner in das Reservoir eingesetzt wird; i m, l m die äußere Röhre, in welcher die Dochtöhre i k, i k steckt. n o o, n o o der hohle Raum zur Aufnahme der Brennerflüssigkeit, p q, p q das Glas, r ein messingener mit einer Schraube versehener Stöpsel, durch welchen die Füllung geschieht.

Will man die Lampe füllen, so zieht man den inneren Laternenkasten aus dem äußeren heraus, schraubt den Stöpsel ab und gießt die Flüssigkeit ein. Der Docht wird auf dieselbe Weise, wie bei den vorne beschriebenen Brennern eingezogen; ebenso gießt man einige Tropfen Weingeist in das Schälchen, wenn man die Lampe gebrauchen will und zündet selben an.

Wenn nun die Flammen brennen, so steckt man, wenn die Lampe argandisch ist, das Glas ab, dann schiebt man den inneren Kasten wieder auf seinen Platz. Wesentlich nöthig sind die beiden Wärmezetheiler, die Platte s t und n o, welche die Wärme, die beim argandischen Brenner bedeutend stark aus dem Glase strömt, nach den Seiten hingustreichen zwingen, welche dann zwischen den beiden Gallerien, nachdem sie verschiedene Windungen macht, aus der Laterne tritt; ohne diese Vorrichtung würde der Hut in 10 Minuten in Trümmer zerfallen. w x, w x ist eine Gallerie, die mit Löchern versehen ist und den Austritt der erwärmten Luft gestattet, und reicht bis y y; dagegen ist z z eine undurchlöcherete Gallerie, welche die äußere Luft nicht blasend auf das Innere der Laterne und Brenner

wieken läßt und die Innere zugleich zwingt, bei ihrem Austritte den Weg a' b' c' d' zu nehmen. Ein Hohlspiegel e' f' auf jeder Seite der beiden hintern Wände der Laterne, der genau sphärisch gedreht und polirt ist, weist durch seine Neigung die hintern Lichtstrahlen vorwärts in schiefer Richtung auf die Straße. Da die Beleuchtung mit der Gaslampe beinahe um die Hälfte wohlfeiler als Wachs ist, so erhält man bei demselben Verbrauchswande nochmal soviel Licht.

Noch muß ich bemerken, daß bei allen diesen beschriebenen organischen Brennern von mir dadurch eine bedeutende Verbesserung und Kostenersparniß erzielt wird, weil bei diesen mit gleicher Lichtstärke nur ein Dritttheil Brennmaterial erfordert wird, oder jene um die Hälfte mehr kosten, als die von mir erfundenen, wodurch ich auf einig's Verdienst rechnen zu können glaube.

Fig. 5 ist eine Vasenlampe, welche organisch und unorganisch gebraucht, auf jedes vorhandene Statif, Säule oder Vaulüster aufgestellt werden kann, worüber eine nähere Beschreibung unnöthig erscheinen dürfte.

Beschreibung mit Zeichnung der

Locomotiv-Lampen, Lüster u. mit Gas,
worauf sich der kgl. Desig'natur Joh. D. v. Sell und
der kgl. Hoftheater-Maschinist Ferd. Schütz am 30. Mai
1837 ein Privilegium ertheilen ließen *).

A ist eine Lampe in Form einer Vase und wurde
hier wegen ihrer gleichern Form zum Mußer ange-

*) Die Patentträger haben unter'm 24. April 1838 auf
dieses Privilegium Verzicht gethan. S. Regblatt
No. 49 vom 24. Nov. 1838.

nommen. Dieselbe ist von Aurelique, der Brenner
a ist ein Cylinder von Messing verfertigt. In dem
Brenner befinden sich 12 Löcher, durch welche das Gas
ausströmt und schöne helle weiße Flammen sich bilden.

Um aber das Gas gehörig zu entwickeln und die
Flamme zu erzeugen, wird der genannte Brenner mit
einer eigens hiezu gefertigten Spirituslampe erwärmt,
bis sich das Gas entwickelt und die Flammen sich bil-
den, was in Zeit von 20 Sekunden geschehen ist.

B zeigt die innere Einrichtung dieser Lampe. In
dem Brenner a einen Zoll unterhalb den Löchern steht
der Sauger b von gewickelter Baumrinne, der bis an
den Boden der Vase oder Lampe reicht.

Der ganze innere Raum c der Vase ist mit nach-
stehender Flüssigkeit, Del-Spirit genannt, gefüllt und
besteht aus:

- 7 Theil Alkohol (vom Stärksten),
- 1 Theil gereinigtem Terpentinöl.

Die Füllung für jene Lampe erfordert 3 Pfund
18 Loth von genannter Mischung und brennt 15 Stun-
den lang.

Wenn nun die Lampe frisch gefüllt werden muß,
so schraubt man den Knopf e ab, und zieht den Auf-
sauer b mit einem Zängel heraus, dann füllt man die
Flüssigkeit hinein, daß selbe ungefähr 3 Zoll unterhalb
der Oberfläche des Saugers zu stehen kömmt.

Dann schiebt man den Aufsauer wieder in den
Brenner a, daß er, wie schon gesagt wurde, einen Zoll
unterhalb den Ausströmungs-Löchern zu stehen kömmt.

Genanntes Verfahren bleibt bei allen Gattungen
von Lampen und Lüstern auch mit mehreren Brennern
dasselbe.

d ist ein leerer Raum, der mit Schindjunder aus-
gefüllt ist, damit der untere Theil der Vase fest steht.

f ist eine cylindrische Oeffnung, damit man die
Vase nach Belieben auch auf eine Säule u. stellen und
befestigen kann.

B e s c h r e i b u n g

der

verbesserten Broderzeugung und eines durch Dampf erhitzten Backofens, worauf Andreas Höcherl in München am 2. Juni 1837 ein Patent auf 15 Jahre sich ertheilen ließ.

(Mit Zeichnung.)

Um den mancherlei Uebelständen beim Brodbacken zu begegnen, ist zur Erregung der Gährung eine künstliche stets gleiche Hefe notwendig, die ich mir in vorzüglicher Güte auf folgende Art bereite:

ich zerstampfe

4½ Theile gequollenen und in der Luft wieder getrockneten Walzen, aber noch besser geschroteten Walzen; Luftp-Malz,

1 Theil solche Gerste oder geschroteten Gersten; Luftp-Malz

übergieße sie, beide mit einander vermengt, in einem hölzernen reinen Gefäße mit

10 Theilen 40° Reaumur warmen Wasser;

arbeite sie wohl untereinander, und lasse sie zwei Stunden lange bedeckt stehen.

Nach Verfluß dieser Zeit selbe ich die Malze durch ein Sieb, um sie vollkommen von den Hüllen zu trennen, welche ich noch ferner mit

2 Pfund warmen Wasser

abwasche.

Die erhaltene Würze bringe ich in einen kupfernen wohlverzinnten Kessel, setze ihr 2½ Theile geschälte Kartoffel im zerkleinerten Zustande zu, und lasse Alles so lange kochen, bis die Kartoffel vollkommen aufgelöst sind, worauf der Flüssigkeit

¼ Theil guter Schrup und

¾ Theil zerkleinerter Hopfen

zugegeben, und so lange über dem Feuer abgedunstet

wird, bis ein Drittheil der angewendeten Flüssigkeit abgeraucht ist, wornach Alles wieder durch ein Sieb gegossen werden muß.

Ist diese flüssige Masse bis auf 14° Reaumur abgekühlt, so werden

1 Theil Weizenmehl,

1 „ gute weiße Bierhefe und

¾ Theil Eiweiß zugegeben.

Alles recht wohl und so lange untereinander gearbeitet, bis alle Klumpen verschwunden sind, und die Masse in einem kühlen Orte der Gährung überlassen — nach 48 Stunden ist diese beendet, und die Hefe voll, kommen geeignet, jene schnelle, gleichförmige, vollkommene Gährung zu erregen, wodurch bei übrigen gleicher Behandlung und Aufmerksamkeit ein leichter verdauliches, gesünderes und wohlgeschmeckteres Brod erzeugt wird.

Backe ich weißes Brod, so setze ich bei Erregung der Gährung auf jedes Viertel des abzudackenden Mehles

2 Loth fein gestoßen weißen Zucker

bei, wodurch eine noch schnellere und noch gleichförmigere Gährung, und daher ein noch höherer Grad von Vollkommenheit des weißen Brodes erreicht wird.

Beschreibung des neu construirten Dampf-Backofens von Andr. Höcherl.

Fig. I. Ansicht des Dampfbackofens.

a Thürchen zum Backraum, welches in dem Ruten b hin und her läuft,

c Thüre zum Feuerherd,

d Thüre zum Aschenherd,

e zwei Thürchen zum Auskreimen des Asches beim Auskehren der Röhre,

f Luftzähe,

g drei Schuber zum Entweichen des abströmenden Dampfes, welche in den Rutschen h laufen.

i Abzug des Rauches,

k die drei Dippel,

l der Dampfessel, welcher in der Fig. V eigneß in seinen Theilen gezeichnet ist,

m Ofen zur Erhitzung des Backraumes von oben,

n Rohr des Dampfessels,

o Oeffnung zur Beleuchtung des Backraumes durch eine Laterne,

p Abzug des Rauches der Laterne,

q Rauchrohr des Dampfessels, wenn die Hitze desselben nicht durch das Rohr n benützt wird.

Fig. II.

a Backraum,

b Feuerherd,

c Kofel,

d Aschenherd,

e Feuerzungen,

f Feuerzüge,

g zwei gußeiserne Platten, welche drei Zoll von einander entfernt sind,

h der Raum, durch welchen der Dampf strömt,

i die Rohre, welche aus dem Feuerzug die Hitze, die von dem Feuerzug e abströmt, im Gewölbe des Backraumes herumleiten und dadurch denselben erhitzen,

k eine Schraube, wodurch diese Rohre am Gewölbe befestigt sind.

Fig. III.

a Gewölbe des Backraumes,

b die Rohre c der Fig. II. wie sie an dem Gewölbe herumlaufen, und in c den Rauch in den Eckstein führen, nachdem sie zuvor ihre Hitze zur Erhitzung des Backraumes abgegeben haben.

Fig. IV.

a Die Platte, welche durch den Feuerherd b und die Dämpfe in den Raum h der Fig. II. erhitzt, und worauf das zu backende Brod in den Ofen eingeschoben wird.

Fig. V. Der Dampfessel.

a Der Dampfessel selbst aus Schmiedeeisen angefertigt.

b Das Dampfsleitungsrohr mit dem Granne c zum Oeffnen und Schließen desselben, um die Schwinde in den Backraum zu lassen.

d Das Leitungsrohr mit dem Granne c zum Oeffnen und Schließen, um die Dämpfe zwischen die zwei gußeisernen Platten in dem Räume h der Fig. II. einströmen zu lassen.

f Vorrichtung zum Füllen des Dampfessels i Sicherheitsventil h Maas des Wasserstandes in dem Dampfessel.

g Rauchrohr, welches durch eine zu öffnende und schließende Klappe die Hitze in die Rohre c der Fig. II. zur Erhitzung des Backraumes leitet.

Fig. VI. Ofen zur Erhitzung des Gewölbes des Backraumes.

a Feuerherd,

b Aschenherd,

c Abzugsrohr der Hitze.

Wenn der Backraum von unten zu sehr gerhitzt wurde, so läßt man das Feuer unter demselben ausgehen, schließt durch eine Klappe den aufsteigenden Zug aus dem Feuerzuge f der Fig. II. durch einen Schuber oder Platte, macht in den Ofen der Fig. VI. Feuer, und läßt die Hitze in die Rohre c einströmen, so wie man die von dem Dampfessel abströmende Hitze auf dieselbe Art zu demselben Zwecke benützt.

Beschreibung mit Zeichnung eines

verbesserten Ziegelofens mit Steinkohlen- Feuerung,

worauf Friedrich Wilhelms in Neustadt an derardt
auf 15 Jahre ein Privilegium sich ertheilen ließ.

Der Ofen hat, wie aus dem beigegebenen Plane ersichtlich, auf seinem Grunde eine Oeffnung zum Einsetzen des Kalkes, oberhalb der Dampfmaschine eine zum Eintragen der Ziegel und Backsteine, unter der Erde drei Schürlocher mit zwei Kisten, und auf dem zugewölbten Schachte zwei Schornsteinröhren mit eisernen Schiebern, so wie drei zum Beobachten des Zustandes der Waare dienende Oeffnungen. Die Dampfmaschine besteht in einem $1\frac{1}{2}$ Zoll dicken gußeisernen Cylinder, an dessen Außenseite das Sicherheitsventil und ein hölzerner Krabben zum Ablassen der Dämpfe angebracht sind; das erforderliche Wasser erhält solche durch ein höher liegendes Faß, von welchem ab ein dünnes blechernes Röhrechen in die Dampfmaschine geht; das Faß selbst kann durch einen Brunnen oder durch Zutragen gefüllt werden. Die Maschine wird durch einen Kanal von dem mittlsten Schürloche aus geheizt, und die erzeugten Dämpfe gehen in kupfernen eingemauerten Röhren, deren Richtung auf dem Plane durch Punkte angedeutet wird, unter die Kiste der Schürlocher. Die an den Röhren angebrachten Krabben dienen zur Abperung der Dämpfe; mit ihrer Hülfe kann man die Wirkung der Dämpfe auf einer Seite verstärken oder schwächen, je nach Bedarf. Um das Auseinanderweichen des Ofens zu verhindern, sind an zwei verschiedenen Stellen Ballengeviere als Schließen angelegt. —

Die Feuerung geschieht auf dem obersten Koste, wo das Holz aus der Steinkohle verbrannt wird; alsdann werden die Kohlen auf den zweiten Koste gescho-

ben. Der Verbrennungsprozeß geht nun nach folgenden Grundrissen vor sich.

Wenn das Wasser in der Maschine zu kochen anfängt, werden die sich entwickelnden Dämpfe mittelst der Röhren unter den ersten Koste eines jeden Schürloches getrieben, und streichen dann durch die glühenden Kohlen. Von den beiden Bestandtheilen des Wassers verbindet sich nun der Wasserstoff mit der schwefelsäuren Säure der Steinkohle, aus welcher Verbindung das brennbare Schwefelwasserstoffgas entsteht; — der Sauerstoff trägt unmittelbar zur Erhöhung des Wärmegrades bei.

Die Vortheile, welche durch dieses Verfahren erreicht werden, sind folgende:

- 1) Ersparung eines Dritttheils vom Brennmaterial bei einem einzelnen Ofen, und der Hälfte säe zwei mit einander verbundene Ofen.
- 2) Ersparung der Hälfte am Personal.
- 3) Ersparung an Zeit.
- 4) Durch die an den Dampfleitungsröhren stehenden Krabben und die in den Schornsteinröhren befindlichen Schieber ist man im Stande, das Feuer abzuperrern und dahin zu leiten, wo, wann und wie es nothwendig erscheint.
- 5) Die Waare wird gleichmäßiger als bisher durchgebrannt.
- 6) Jede die Gesundheit beeinträchtigende Einwirkung einzelner Bestandtheile der Steinkohlen wird entfernt, und der Ruß beinahe gänzlich verbrannt.
- 7) Die Anwendung der Dampfmaschine findet gleichweise auf Feuerung mit Steinkohlen, Torf und Braunkohlen Statt.

Beschreibung und Zeichnung

der

Planoforte mit Hammerschlag von oben
und Anschlag von unten,
worauf sich Albrecht Biegler, Musikt-Instrumentenma-
cher in Regensburg auf 8 Jahre ein Privilegium
ertheilen ließ.

Die beiliegende Zeichnung stellt diesen Flügel vor.

Dieser hat zwei Tastaturen, die obere Mechanik
schlägt auf die Saiten herab, die untere gegen dieselben
hinauf.

Beim Stimmen wird die obere Tastatur, mittels
einer daran befindlichen kleinen Spreize aufgeschlagen,
und mit der unteren Tastatur gestimmt, auch kann
man auf beiden Tastaturen spielen.

Diese Instrumente erfordern zwar vielen Fleiß und
Arbeit, aber sie erfüllen ihren Zweck in Hinsicht der
Bequemlichkeit, gleichen reinen Tones, Spielart und
deren netten Bau, — welches alles von Kunstkennern
und Verfertignern eingesehen werden kann und bestimmt
also besunden wird.

In dem Stimmstock liegt ein Geheulniß, wel-
ches zum größten Nutzen des Instrumentes ist; näm-
lich: Ist an selben unten eine starke 15 Pfund schwere
Bogen-Schiene eingelassen, welche an beiden Seiten des
Flügels mit guten Muttersehrauben befestigt ist. Ueber
diese Schiene ist wieder furnirt und dieselbe daher nicht
sichtbar.

Diese Schiene befestigt nicht nur den Stimmstock,
sondern auch das Instrument in Kraft und Dauer.

Gewerbs: Privilegien.

Ertheilt wurden:

unterm 30. Jänner L. Js. dem Mechanikus J.
Schmidbauer zu Haunfenzell auf die von
demselben verbesserte Krämerwaage für den Zeit-
raum von acht Jahren;

unterm 31. Jänner L. Js. dem Klavier-Instru-
mentenmacher Joseph Becker aus Würzburg
auf die Verfertigung der von demselben erfun-
denen Querplanos — Crucichord — genannt,
für den Zeitraum von fünfzehn Jahren;

unterm 22. März L. J. dem Hütenmeister Jean
Pierre Bernardac Delabre zu Paris und dem
François Farre, Jakob Sohn daselbst auf Ein-
führung des von Louis Molinié zu St. Pons
in Frankreich erfundenen Einblaseregulators für
den Zeitraum von fünf Jahren;

unterm 23. April L. J. dem Freiherrn August
von Eichthal zu Augsburg auf dessen Erfin-
dung bezüglich eines eigenthümlichen Verfah-
rens, Tuch und andere Stoffe wasserdicht zu
machen, für den Zeitraum von zehn Jahren;

unterm 26. April L. J. dem Spenglermeister
Johann Friedrich Bauer von München auf des-
sen Erfindung einer neuen Zerkleiner-Kaffe-Ma-
schine, wodurch die Hälfte des bisher benöthig-
ten Kaffees erspart wird, für den weiteren Zeit-
raum von fünf Jahren;

unterm 27. April L. J. dem Chemiker Dr. Jos.
Ferdinand Walburger in München auf sein
eigenthümliches Verfahren bei Reinigung der
Bettfedern für den Zeitraum von drei Jahren;

unterm 29. April L. J. dem quiesc. Stadtsge-
richts-Protokollisten Max Joseph von Hahn
in München auf sein eigenthümliches Verfahren
bei Vereitung des Italienischen Schönheitswas-
fers für den Zeitraum von sechs Jahren;

unterm 3. Mai l. J. dem Ralph Bonfil aus London auf dessen eigenthümliches Verfahren bei Verfertigung gefärbter Lächer, Hüte und anderer Stoffe, mittelst Maschinen für den Zeitraum von fünf Jahren;

unterm 12. Mai l. J. dem kgl. Hofmusikus Theobald Böhm zu München und dem königl. Würtembergischen Berggräfe Fabre du Sour zu Wasseralfingen auf die von letzterem gemachte Erfindung eines eigenthümlich construirten Apparates zur Ableitung und Verbrennung der Dampfen, und Cypolösen-Gase zum Zwecke von Schmelz- und Puddlings-Ofen, sowie auch zur Feuerung von Schweißöfen und Dampfkesseln für den Zeitraum von fünf Jahren;

unterm 13. Mai l. J. dem Civil-Ingenieur und Maschinen-Fabrikanten Heinrich Marquard zu Roßmühl bei Wels in Oöer-Oesterreich und dem Schiffmeister J. W. Zink zu Beaunau auf Einführung einer neuen Art von Schiffen mit Maschinen und Dampfkesseln für den Zeitraum von vier Jahren;

unterm 25. April l. J. dem Kaufmann Franz Peter Schulz zu Landau in der Pfalz auf die von ihm erfundene, eine gleichzeitige Gewichts-Abtheilung erzielende Verbesserung der Zwiern-Maschine für den Zeitraum von zehn Jahren; und

unterm 26. Juni l. J. dem Franz Forster zu Augsburg auf sein eigenthümliches Verfahren Siegellack zu gießen für den Zeitraum von fünf Jahren.

(Reg. Bl. Nr. 22 vom 27. Juni 1840.)

unterm 17. April l. J. dem Mechanikus Joseph Reitmaier aus München auf seine Erfindung zum Gießen von metallenen Gegenständen für den Zeitraum von zehn Jahren;

(Reg. Bl. Nr. 23 vom 4. Juli 1840.)

unterm 24. April l. J. dem Regimentsactuar bei der kgl. Commandantschaft zu München Franz Regele auf seine Erfindung bezüglich eines eigenthümlichen Verfahrens bei Bereitung von Farben für den Zeitraum von fünf Jahren;

Ebdemselben auf dessen Erfindung eines gegen Feuer sichernden Anstriches für den Zeitraum von fünf Jahren;

unterm 27. April l. J. dem Commissionär Franz Michael Kloth zu Weßel auf Einführung der von den Chemikern und Fabrikanten Dacison Greo Davis und John Hemming zu London erfundenen neuen Sodafabrikationsmethode für den Zeitraum von sechs Jahren;

unterm 13. Mai l. J. dem Wachtuchfabrikanten Michael Ziegler zu Kronungen auf dessen Erfindung eines wasserdichten Wollentuches für den Zeitraum von sechs Jahren;

unterm 2. Juni l. J. dem Schneidermeister Georg Brodwurm zu Augsburg auf dessen eigenthümliches Verfahren bezüglich des Färbens, Wasserdichtmachens, Trocknens und Appretirens Schaf- und baumwollener, wie leinener und seidener Stoffe für den Zeitraum von fünf Jahren;

unterm 14. Juni l. J. dem Bürger und Hof-Schuhmacher Johann Schmitt zu München auf Verfertigung von Stüde- und Schweißstichen mittelst einer neu erfundenen Maschine für den Zeitraum von drei Jahren;

unterm 15. Juni d. J. dem Büchsenmacher Clement Oeffele aus Oberesending auf dessen Erfindung bezüglich einer verbesserten Construction der Holzbüchsen für den Zeitraum von zwei Jahren; und

dem Buchhalter Jäger zu Augsburg auf Einführung der Erfindung, Schiffe auf Kanälen und

Blüßen mittelst Ketten ohne Ende mit Dampf oder einer andern Kraft fortzubringen für den Zeitraum von neun Jahren;

unterm 16. Juni l. J. dem Bürger und Drechslermeister Gottfried Krieb zu München auf dessen Verbesserung des Verfahrens bei Veredlung inländischer Tabakblätter durch eigenthümliche Lüfterungen und Weigen für den Zeitraum von sechs Jahren;

unterm 21. Juni l. J. dem Geschäftsführer Joseph Pfleger zu München auf das von ihm erfundene eigenthümliche Verfahren bei Verfertigung von Spar-Tafel-Kerzen für den Zeitraum von zehn Jahren;

unterm 22. Juni l. J. dem Inspector bei der bayerisch-württembergischen Donaudampfschiffahrt-Gesellschaft Carl Rose zu Regensburg auf dessen Erfindung eines holzsparenden transportablen Kochofens für den Zeitraum von sechs Jahren, und

unterm 23. Juni l. J. dem Melber Joseph Hochgesang zu München auf dessen eigenthümliches Verfahren bei Erzeugung des feinen holländischen Zwiebacks und englischen Tafelbrodes für den Zeitraum von fünfzehn Jahren;

(Reg. Bl. Nr. 26 vom 31. Juli 1840.)

unterm 28. April l. J. dem bei der kgl. württembergischen Zinnzammer zu Eßlingen angestellten Revolverarsenverfer Johann Nächer auf Einführung seiner Erfindung eines neuen Apparates zum gleichzeitigen mehrfachen Schreiben und Zeichnen für den Zeitraum von einem Jahre;

(Reg. Bl. Nr. 29 vom 19. Aug. 1840.)

unterm 1. August l. J. dem August Erich zu München, als Vorstand der Aktiengesellschaft der Kristallglashfabrik in Theresienthal auf Fertigung des von dem dortigen Glasmeister Wilhelm

Steigerwald erfundenen massiven Rubinglases der Alten für den Zeitraum von fünf Jahren;

(Reg. Bl. Nr. 31 vom 9. Sept. 1840.)

unterm 16. August l. J. dem Herrschaftsgerichtsarzt Dr. Kedenbacher zu Pappenheim auf dessen neue Erfindung der Fertigung und haltbaren Färbung des Bausteines im Allgemeinen, des Kalk- und Gypsmodells, dann des lithographischen Steines (auch Solenhofers, Pappenheimers, Langenaltheimer-Marmor oder Kalkschiefer genannt) mittelst chemischer Behandlung zu Dachsteinen, Gesimsen und anderen architektonischen Zwecken für den Zeitraum von fünfzehn Jahren;

(Reg. Bl. Nr. 41 vom 26. Sept. 1840.)

unterm 18. Juli l. J. der ledigen Schlossers-Tochter Franziska Stiefel aus München auf ihr eigenthümliches Verfahren bei Bereitung von Ledrücken für den Zeitraum von sechs Jahren;

(Reg. Bl. Nr. 42 vom 2. Oct. 1840.)

unterm 30. Juli l. J. dem Kaufmann Louis Oppermann zu Paris auf Einführung der von dem Mechanikus Grimpe zu Paris erfundenen Maschine zur Verarbeitung des Holzes durch mechanische Mittel für den Zeitraum von dreizehn Jahren;

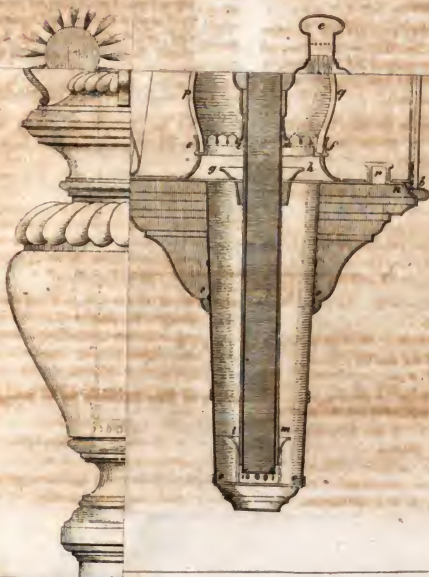
unterm 10. August l. J. dem Kunstbrecher Lorenz Druckendrod von Schwabmünchen auf Verfertigung der von demselben erfundenen Ventil-Bahnen für den Zeitraum von drei Jahren;

unterm 19. August l. J. dem Tuchmachereimeister Johann Andreas Herbst aus Donaueschingen auf dessen eigenthümliches Verfahren bei der Del- und Tusch-Färbung mittelst eines Tusches und einer neuen Presse für den Zeitraum von zehn Jahren;

unterm 2. September l. J. dem Seifensieder Jakob Moritz zu Bergzabern auf dessen eigens-

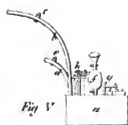
Wix's Locomotive Lampen.

Fig. 5'



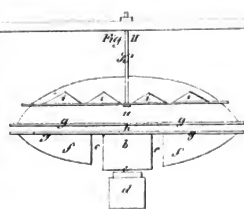
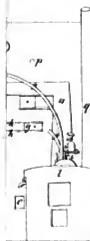
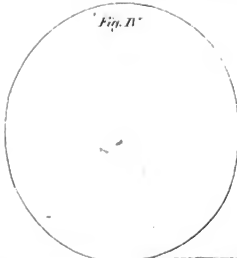
Kunst u. Gewer

erl's Dampfbackofen.



Zeichen Erklärung.

- I Dampfzylinder
- II Feuer
- III Feuer
- IV Dampfzylinder, welcher
- a) den Dampfzylinder
- b) den Dampfzylinder
- c) den Dampfzylinder
- d) den Dampfzylinder
- V Öffnung zum Feuerzylinder
- VI Feuerzylinder
- VII Feuerzylinder
- VIII Feuerzylinder
- IX Feuerzylinder
- X Feuerzylinder



0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 Längen Maß

STADT-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

